BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Gelehrte Anzeigen

Bd.: 37. 1853

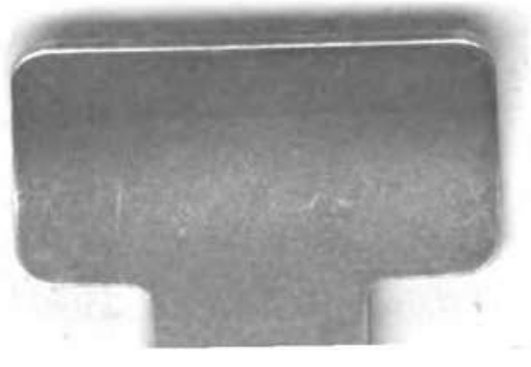
München 1853

4 Bavar. 125 i-37
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10331592-2

10331592

10331392

4 Bavar. 125 i-37



10331592

<36636691980012

<36636691980012

Bayer. Staatsbibliothek

10331592

Gelehrte Anzeigen.

Herausgegeben

von Mitgliedern der k. bayer. Akademie
der Wissenschaften.

Siebenunddreyßigster Band.

München,
gedruckt in der k. Central-Schulbuchdruckerey.

10331592

4 Bavar. 125 i - 37

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

10331392

Gelehrte Anzeigen.

July bis Dezember.

1853.

München,

im Verlage der königlichen Akademie der Wissenschaften,
in Commission der Franz'schen Buchhandlung.

10331592

10331392

Bayerische Staatsbibliothek München

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 1. Juli.

Nro. 1. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1853.

Inscriptiones regni Neapolitani Latinae, edidit Theodorus Mommsen. Lipsiae 1852, fol., pp. XXIV, 487 et 40 mit 2 Landkarten.

Zweyter Artikel.

Die übrigen Inschriften von Venafrum enthalten viel Wichtiges hinsichtlich der Provinzial-, wie der Municipalalterthümer. Neu ist der Titel GRAPHeus (4618), nach Borghesi gleichbedeutend mit dem Amte ab epistulis Graecis, und immerhin bemerkenswerth der duumvir urbis moeniundae (4627), der zuvor in der legio II Sabina diente, die mit der Sorana, Urbana, Mutinensis zu vergleichen ist. Nr. 4620 hat Garrucci jetzt nach eigner Lesung im neuen Bull. Nap. I, n. 7 p. 51 herausgegeben. Ich setze seinen Text her, wenn auch hie und da noch einzelne Zweifel bleiben mögen. Namentlich verstehe ich das V. I, das nicht zweymal vorkömmt, und doch schwerlich vir illustrissimus ist.

MAECI . FELICIS . V . I
AEQVITATE . MAGNIFICO
BENEVOLENTIA . COLENDO
ABSTINENTIA . CONTINENTIAQ
MIRANDO . VIRTVTE . CONS
TANTIAQVE . CONSPICVO
MAECIO . FELICI . V . I
CIVITATIS . VENAFRANAE . DE
FENSORI . ORDINIS . POSsesSO
RI . POPVLIQVE . RECTORI
PROVINCIAE . SAMNITIVM
INIVN TIVAE . VICIS . MERITO
OB . INSIGNIA . EIVS . IN . REM
PVBLICAM . BENE . GESTA . ET
OB . RECORDATIONEM . OMNIVM
BENEFICIORVM . QVAE . A . MA
IORIBVS . EIVS . CIVITATI . SVNT
SI PRAESTITA . ORDO . SPLENDIDIS (sic)?
MVS . ET . VNIVERSVS . POPVLOS (sic)
VRBIS . VENAFRANAE . CONSTI
TVIT . PATRONO

Noch gedenke ich der Inschrift Nr. 4636, wichtig wegen des idiologus ad Aegyptum, welches Amt Strabo XVII, p. 797 nach der gewöhnlichen Lesart ἴδιος λόγος nennt, wo Kramer richtig ἰδιόλογος verbeßerte, was er jedoch weniger richtig als eine Uebersetzung des procurator Caesaris vel rationalis ansah, da vielmehr unsere Inschrift zeigt, daß es officieller Titel war. In derselben Inschrift ist die cohors Ubiorum equitum et peditum anzuführen, was nur ein anderer Ausdruck für equitata seyn dürfte. Der praefectus levis armaturae ist auch sonst bekannt (4628), nicht aber, so viel ich weiß, was Nr. 4641 lehrt, daß, wie der erste Centurio der Legion primus pilus hieß, so der erste Centurion der Prätorianer primus ordo genannt wurde.

Um Allifae (4741—4830; 756*—762*) hat sich im vorigen Jahrhunderte der verhältnißmäßig genaue Trutta Verdienste erworben. Bekannt sind die Inschriften des Fabius Maximus, rector provinciae, d. h. Samnii, nebst mehreren anderen auf vornehme Personen bezüglichen. Wichtig für das Alimentarwesen ist Nr. 4771, insofern der Ausdruck SACra Pecunia ALIMentaria bestätigt, daß die ganze Stiftung kaiserlich war. Eigenthümlich sind die Quästores der Augustalen, die nur hier vorkommen. — Die meisten der Inschriften von Te-

lesia (4831 — 4915) wurden vom Vf. im Garten der Familie Pacelli abgeschrieben, während mehrere andere im bischöflichen Palaste, im Museum zu Neapel und anderswo erhalten sind. Auch hier sind die praetores duumviri oberster Magistrat, und dadurch bestätigt es sich, daß die Inschrift 4869 in der That nicht nach Puteoli, sondern hierher gehört, was ich besonders für etwaige deutsche Leser der Schriften Gervasio's erwähne, der sie noch in seiner Abhandlung über die Lucceji für Puteoli in Anspruch nimmt (p. 10). Neu ist unter Anderm in Nr. 4851 die Vereinigung des Commandos einer Ala mit demjenigen einer Legion; interessant in 4877 die Erwähnung der ferae Africanae bey den Gladiatorenspielen des Fabius Severus, nicht zu gedenken der zahlreichen Inschriften mit Municipalbeamten, Augustalen, Priestern u. s. w. Untergeschoben sind nur vier Inschriften (763* — 766*).

Saepinum (4916 — 4982) ist namentlich bekannt durch das Rescript der Praefecti Praetorio Bassäus Rufus und Macrinius Vinder zum Schutze der wandernden Schafheerden, das noch jetzt an dem nach Bovianum führenden Thore vorhanden ist, dessen kleine Schrift jedoch zusammen mit dem es bedeckenden Schmutze bey seiner hohen und unbequemen Position dem Vf. unmöglich machte, es zu collationiren. Indeß gelang es ihm doch den Schluß einzelner Zeilen zu erkennen und mit deren Hülfe die Versabtheilung einiger Maßen herzustellen. Uebrigens ist der Name des Collegen des Bassäus Rufus MACRINIVS (vielleicht MACRINVS) zu schreiben. Ihre Amtsführung fällt bekanntlich unter M. Aurel's Regierung (vgl. Dr. 3574). Macrinius Vinder fiel in einer Schlacht des Markomannischen Krieges (Dio 71, 3); Borghesi (Memorie dell' Inst. p. 39) hat wahrscheinlich gemacht, daß er vor seiner Beförderung zum Präfecten der Prätorianer Präfect von Aegypten gewesen. — Die Säpinatischen Inschriften sind durch Mommsen's Bemühungen, die durch einzelne Einwohner eifrig unterstützt wurden, ansehnlich und um sehr wichtige Documente vermehrt worden. Namentlich rechne ich dahin die Inschriften des Geschlechts der Neratier, denen Borghesi in den Annalen des Instituts für 1852 eine ausführliche Abhandlung gewidmet hat; einzelne waren früher von Guarini herausgegeben. Falsche Steine gibt es hier so wenig, wie von Bovianum Undecimanorum (4985 — 5005), von dessen 23 Steinen M. 20 selbst sah, und einen anderen durch Caraba erhielt, so daß nur zwey nicht durch neue Lesung feststehen. Unter jenen 20, die noch dazu meistens für neu gelten können, da sie nur in Municipalgeschichten mehr oder weniger schlecht edirt sind, befinden sich überdieß sehr merkwürdige Stücke; so der Stein des Iuppiter Xenius (4985); ein Denkmal des Vespasian, geweiht durch einen Krieger der 11. Legion, deren Deduction dem Orte seinen Namen gab (4987); ein anderes des Clodius Octavianus, der als Consul Pannoniarum secundae post praesides primus bezeichnet wird (4988), eine Notiz, die näherer Beachtung werth seyn möchte; das des Q. Arruntius, der nach vielen andern Titeln fanitalis genannt wird (4990). — Sehr zahlreich ist Aesernia (5006 — 5136; falsch 767* — 770*) vertreten, dessen Steine theils noch selbst vorhanden, theils durch einheimische handschriftliche Sammlungen aufbewahrt und kurz vor der Herausgabe des Mommsenschen Werkes von Garrucci, Storia d'Isernia und Antiche iscrizioni d'Isernia publicirt worden sind. — Aufidena (5137 — 5153) setzt M. nicht nach Alfidena, sondern nach Castel di Sangro, in dessen Nähe nach Nr. 5151 ein Samnitisches Trebula gelegen haben muß; Bovianum vetus (5154 — 5161) nach Pietrabbondante; gewissen Ruinen bey S. Maria del Palazzo legt er den Namen Juvanum bey, einer Stadt, die nur im liber coloniarum, p. 260 ed. Lachm., und in einer Militärinschrift Mar. Arv. p. 326; cf. 328 — Kellerm. Vig. 101[a], 3, 28 vorkommt. Die Inschrift Nr. 5188, die einen ordo IVVAVIENSIVM nennt, corrigirt er dem gemäß. Ich übergehe die übrigen dort gefundenen Inschriften, wie auch die von Tereventum (5162 — 5184); Teanum Apulum (5191 — 5202), das nach 5191 dem Rector von Samnium gehorchte; Larinum (5203 — 5237), dessen Steine meist noch vorhanden sind und vom Vf. gesehen wurden. Reicher ist Histonium (5238 — 5288), besonders bekannt durch den großen Sarkophag des Paquius Scaeva und seiner Gemahlin, dagegen aber auch durch Fälscher nicht wenig heim-

gesucht (778* — 787*), unter denen Pollidoro oben ansteht, welcher aber vorzüglich für Anxanum Inschriften fälschte, die in neuerer Zeit durch Uomobuono delle Bucache und Giorgi vermehrt wurden; bey welchem letzteren viele derselben auf Stein und Ziegeln aufbewahrt sind (788* — 812*). Derselbe Pollidoro versah Ortona mit Monumenten, deren es dort keine echte gibt (813* — 818*). Von den Inschriften von Auxanum (5289 — 5304) ist namentlich Nr. 5293 durch die Erwähnung der Stadt Cluviae bemerkenswerth. Der sechste Abschnitt schließt mit Teate Marrucinorum (5305 — 5327; 819* — 828*).

Die Provinz Valeria (5328 — 6103; 829* — 899*), deren Umfang in Ermanglung inschriftlicher Documente vom Vf. nach dem liber coloniarum und dem Paulus Diaconus bestimmt wird, beginnt mit Interpromium (5328 — 5349), dessen Inschriften, obwohl nur einem Pagus angehörend und deßhalb eigentlich mit einer benachbarten Stadt zu verbinden, doch wegen der Wichtigkeit desselben und ihrer eignen Anzahl und Bedeutung getrennt zusammengestellt werden. Ich erwähne hier namentlich den Praefectus Raetis Vindolicis vallis Poeninae et levis armaturae, der auch Praefectus Germanici Caesaris quinquennalicii iuris war (5330). Es mag hier sofort bemerkt werden, daß die von M. aus der Zahl der Pälignischen Inschriften verwiesene Nr. 834* von Herrn de Rossi in den Vaticanischen Scheden Giovenazzi's aufgefunden ist, nach denen sie sich befindet in fronte ecclesiae S. Joannis Baptistae extra oppidum Galliani ad occasum, alta palm. $2\frac{1}{4}$, lat. p. 4. — Corfinium (5350 — 5432) hat, Früherer nicht zu gedenken, an Phöbonius und Antinori zuverlässige Sammler gefunden, während Lupoli auch hier mit Vorsicht zu gebrauchen ist. Mehrere Steine wurden vom Vf. zu Popoli im Garten des herzoglichen Palastes abgeschrieben, andere in der Gegend der alten Stadt selbst und zu Sulmo. Hervorzuheben ist außer den Inschriften des Ser. Cornelius Dolabella Metilianus (5358. 5359) namentlich das große Monument (5360), das für Lupoli zu seiner Schrift in mutilam veterem inscriptionem Corfiniensem commentarius Veranlassung ward, bezüglich auf ein Vermächtniß, aus dem die so häufig vorkommenden Vertheilungen gemacht werden sollen. Mit Beobachtung einer gewissen Etikette werden unterschieden decuriones discumbentes, seviri Augustales vescentes, plebs universa epulantes (sic). Der nicht uninteressante Stein des Pelzstiefelfabrikanten Gavius (5423) war bereits vom Vf. in Gerhard's Archäol. Ztg. IV, p. 357 herausgegeben. — Sulmo (5433 — 5469) und Superaequum (5470 — 5480) mit dem Steine des Vibius Severus, der der dea Pelina gedenkt, bey Seite lassend, wenden wir uns zum Marserlande, für welches Phöbonius eine Hauptquelle ist, deren Zuverlässigkeit M. gegen Hagenbuch's Angriffe in Schutz nimmt, obwohl zugebend, daß das nach seinem Tode herausgegebene Werk an Genauigkeit den durch L. Holstenius an Gudius übergegangenen Scheden sehr nachsteht. Auf ihn folgt Corsignani, der ihn nicht bloß ausschrieb und interpolirte, sondern auch selbst neue Denkmäler unterschob. Mommsen selbst besuchte diese Gegenden nicht, aber die Scheden Antinori's, andere, die er als Avezzanenses bezeichnet, die von Brocchi gesammelten und von Borghesi ihm mitgetheilten Inschriften nebst anderen, die Kellermann von Bunsen, Ambrosch, Kramer erhalten, füllen ziemlich diese Lücke aus. Hieher gehört Marruvium (S. Benedetto bey Pescina) (5481 — 5561), das heutige Trasacco, dessen Namen noch zu entdecken bleibt (5562 — 5591); Antinum mit dem heutigen Luco (5592 — 5609); dann folgt Alba Fucentis mit Umgegend (5610 — 5683), und Carsioli (5684 — 5702). Als Fälscher tritt neben Corsignani Martelli schon in diesen Gegenden auf, obgleich derselbe besonders die Aequiculi und Cliternia ausgestattet hat (861* — 881*); seine richtige Beurtheilung nach Borghesi's Vorgange verdanken wir gleichfalls dem Vf. Nach den Inschriften der Aequiculi (5703 — 5727), bey denen Trebula Mutuesca nicht mehr hieher gehört, und Cliternia mit Interocrium (5728 — 5749) behandelt M. die an Monumenten reiche Vallis Aternina, deren geographische und bürgerliche Verhältnisse eigenthümliche Schwierigkeiten haben. Nach M. bildete jenes Gebiet drey Präfecturen, die Amiternische, Avejatische und Peltuinatische, deren nähere Begrenzung man bey dem Vf. selbst nachse-

hen möge. Für diese Gegenden wurden ihm namentlich die noch in Aquila aufbewahrten Scheden Antinori's wichtig. Neuerdings hat Herr de Rossi, wie bemerkt, in der Vaticana die Papiere Giovenazzi's aufgefunden, die viel Gutes enthalten sollen, dessen Veröffentlichung sehr zu wünschen wäre. Umstände machten dem Vf. eine gründliche Durchforschung jenes Districts unmöglich, so daß auch in dieser Hinsicht Einiges nachzuholen seyn dürfte. — Unter den Inschriften von Amiternum (5750—5937), denen sich diejenigen des Aquilaner-Gebiets anschließen, deren Fundort sich nicht genauer angeben läßt (5938—5982), nimmt den ersten Rang das Calendarium Amiterninum ein, das von M. collationirt, hier mit mehreren Verbesserungen erscheint, die derselbe schon in Gerhard's Arch. Ztg., N. F. I, p. 107 bekannt gemacht hatte; seine dortigen Supplemente nimmt er als unhaltbar zurück. Amiternum wird praefectura genannt in den Nrn. 5755. 5781. Als Magistrate finden wir Octoviri (5755. 5782. 5785. 5790), und den Augustalen stehen IIIviri vor (5791. 5793—5797). Wie mir de Rossi aus Giovenazzi's Scheden mittheilt, sind Nr. 5938 und 5947 Fragmente desselben Steines, zu denen noch ein drittes kommt, welches dessen erste drey Zeilen so herstellt:

IVVENES . FIFICVLANI . HERCVLIS
CVLTORES . SEX . AIADIVS . AGATHEME
rus IVVENTVTIcet . . . . . .

Aveja (5983—6010) heißt ebenfalls Präfectur (5989). An ihr Gebiet schließt sich Peltuinum Vestinorum (6011—6103), gleichfalls praefectura genannt (6034), merkwürdig durch die höchste Magistratur der Aedilen, auf die dem gemäß auch die Quinquennalität übertragen wurde (ibd.). Zu ihr rechnet M. den Vieus Turso, berühmt durch das alterthümliche Document über die Weihung eines Tempels des Juppiter Liber, das von ihm in Aquila gesehen und dem Charakter der Buchstaben nach für eine Wiederholung aus Augusteischer Zeit erklärt wurde (6011), bey deren Anfertigung das alte, vielleicht verloschene Original ungenau und unverstanden copirt sey. Bekannt ist die schöne metrische Silvanus-Inschrift (6016) des Athenio vom

J. 156. Eine Reihe von Militär- und Municipal-Inschriften (u. a. die des Pausculanus, der bey seinen Gladiatorenspielen vier Verbrecher in die Arena führte, 6036), müssen der nothwendigen Kürze wegen übergangen werden. Falsche Inschriften gibt es nur von Amiternum und der nächsten Umgegend, wo wir neben Ligorio auch Martelli wieder finden (882* — 899*).

Von Picenum Suburbicarium gehören hieher Aternum (6104 — 6107), Pinna Vestinorum (6108 — 6125), Hadria (6126 — 6144), Interamna Praetuttianorum mit Castrum novum (6145 — 6220), und Truentum (6221 — 6232), größten Theils vom Vf. selbst besucht, der jedoch das Museo Delfico in Teramo nicht sehen konnte. Für Hadria kamen ihm die Scheden Sorrichio's zu Hülfe, während er nur einen einzigen Stein noch vorhanden fand; für Teramo auser den bekannteren Werken Delfico's und Palma's die Sammlungen Valia's. In Interamna finden wir die Amiterninischen Octovirn wieder (6150), und auffallender Weise heißt die Stadt zugleich municipium und colonia in dem archaischen Steine Nr. 6149, dessen Erklärung ich anderswo dahin versuchte, daß nach dem Beyspiele anderer Städte auch in Interamna Altbürger und Colonisten mit selbstständigen Verfassungen nebeneinander bestanden hätten. Die Quinquevirn libertinen Standes (6161. 6162. 6163) würde ich für Augustalen halten, kämen nicht auch Scviri vor.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 4. Juli.

Nro. 2. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1853.

Inscriptiones regni Neapolitani Latinae etc.

(Fortsetzung.)

Wir kommen auf den wichtigen Abschnitt der Viae publicae populi Romani. In der Einleitung bespricht der Vf. mit gewöhnlicher Sachkenntniß kurz das verschiedne Verhältniß der großen öffentlichen Straßen und der Vicinalwege, welche letztere nicht hieher gehören, da ihre Anlage und Unterhaltung den Municipien zur Last fällt. Er zeigt, wie nur die großen von Rom ausgehenden Straßen von Augustus unter Curatoren, meist Prätorischen Ranges gestellt wurden, wie auch die Trajana einen solchen erhielt, dagegen die Claudia nova bloße viocuros von Ritterrang hatte und über einige andere bis jetzt Nichts fest steht. Da auf den Meilensteinen bis in's Zeitalter Diocletian's herab die Inschriften mit vollkommner Gleichmäßigkeit verzeichnet sind, so daß nur die Zahlen die einzelnen unterscheiden, so hat der Vf. der Kürze wegen die Inschriften selbst nur einmal mit Beyfügung der verschiedenen Nummern aufgeführt, dagegen aber ein Itinerarium hinzugefügt, welches durch eben jene Nummern und ihre Fundorte unter Hinzuziehung der einschlägigen Stücke der alten Itinerarien zusammengesetzt ist. Es leuchtet ein, von wie großem Nutzen dieses System für die Kenntniß des Laufes der Straßen sey. — Näher auf das Einzelne dieser werthvollen Arbeit einzugehen, verbieten der Zweck dieser Anzeige und der Raum dieser Blätter. Ich begnüge mich, diejenigen Straßen kurz namhaft zu machen, welche als dem jetzigen Königreiche Neapel angehörend hier in Betracht kommen, indem ich bloß die Namen der Kaiser und Magistrate erwähne, von denen Steine bezeugen, daß sie Bauten an ihnen vornahmen. Der Vf. beginnt mit den von Rom ausgehenden:

1. Appia; von Rom nach Capua, mit Inschriften von Nerva, Trajan, Caracalla, Marentius (6233 — 6242).

2. Latina; von Rom nach Venafrum, und von da nach Casilinum und Aesernia; Steine von Sulla, Calvisius Sabinus, Augustus, Vespasianus, vielleicht Nerva (6249), von Trajanus, Antoninus Pius, Severus Alexander (6243 — 6253).

3. Tiburtina. Valeria; von Rom nach Marruvium; Nerva, Galerius (?) (6254. 6255).

4. Claudia Valeria; von der vorigen bey Cerfennia nach Aternum ablenkend, Claudius (6256).

5. Salaria; von Rom nach Truentum; Bruchstück eines Gesetzes über diese Straße, L. Caecilius Metellus cos. 637; Augustus, Trajanus, Marentius (6257 — 6261).

6. Salaria; von Interocrium nach Interamna, und Claudia nova, von Foruli nach Corfinium; Claudius, Vespasianus, Valentinianus, Valens und Gratian (6262 — 6265).

7. Samnitica; Valentinian und Valens (6266).

8. Neapolitanae; drey Wege, die Neapel und Puteoli mit der Appia und deren Fortsetzung bey Sinuessa, Capua und Nuceria verbanden; Trajan, Hadrian, Severus und Caracalla, Constantin, Marentius, Valentinian, Theodosius und Arcadius (6267 — 6275).

9. Von Capua nach Regium; der berühmte, vom Vf. und nach ihm von Ritschl (Monum. epigr. tria, Berlin 1852, 4, p. 12 ff.) dem Popilius zugeschriebene Stein von Polla; Gordianus, Marentius, Julian (6276 — 6280). Hinsichtlich der Inschrift des Gordian bemerke ich, daß Garrucci auf deren Rückseite diese Inschrift gefunden hat:

CL . V . IVLIA
NO PIO FE
LICI SEM
PER AUG
VSTO
BONO
REI PVBL
NAto

(Iscrizz. di Salerno p. 4), die man mit Nr. 6278 vergleiche, welche eben so auf die Rückseite des Marentium-Steines geschrieben ist. Er will das V für Valerius nehmen; allein da Julian nie mit diesem Namen vorkommt, so dürfte die Sache besser auf sich beruhen, so lange nicht eine neue Vergleichung der Inschrift jene Lesung bestätigt.

10. Regina, von Regium nach dem Vorgebirge della Saetta zu; Marentius, Licinius, Constantinus (6281. 6282).

11. Appia: von Capua nach Benevent, Augustus, Caracalla, Constantin, Julian, Theodosius und seine Söhne (6283 — 6286).

12. Appia von Benevent nach Tarent; Hadrian, Diocletian und Maximian (6287 — 6288).

13. Trajana, von Benevent nach Brundisium; Trajan, Severus und Caracalla, Constantin, Julian, Theodosius und seine Söhne (6289 — 6295).

14. Herculia, von Equus Tuticus nach Nerulum; Diocletian und Maximian, Marentius, Constantin, Jovian, Theodosius und seine Söhne, Magnus, Maximus und Flavius Victor (6296 — 6301).

Es ist leicht zu begreifen, daß die Fälscher sich einen so wichtigen Abschnitt nicht entgehen liessen. Mommsen hat 44 Inschriften als untergeschoben bezeichnet (907* — 950*).

Nachdem auf diese Art sämmtliche geographische bestimmbare Inschriften des Neapolitanischen Reiches

vom Vf. zusammengestellt sind, geht er im 10. Abschnitte auf die Inschriften der kleinen Geräthe, Ziegel und ähnlichen Gegenstände über (6302 — 6310), die er nach folgenden Gesichtspunkten ordnet: 1. Inschriften auf Mosaik (6302, Nr. 1 — 6); 2. auf Gewichten (6303, 1 — 9); 3. auf Tesseren (6304, 1 — 7); 4. auf Geräthen aus Gold, Silber, Erz, Glas (6305, 1 — 14); 5. Ziegel (6306, 1 — 181); 6. Töpfergeräthe, mit Ausnahme von Lampen (6307, 1 — 83); 7. Thonlampen (6308, 1 — 38); 8. Siegel, von denen jedoch nur die wichtigeren aufgenommen sind (6309, 1 — 17); 9. Erzbildchen (6310, 1 — 293). Von falschen Inschriften gehören hieher Nr. 951* — 957*. Näher auf diesen Abschnitt einzugehen, wird nicht nöthig seyn, so wie wir auch die zahlreichen Inschriften ungewissen Fundortes oder fremder Herkunft, die die beyden Capitel des 11. Abschnittes umfaßen, nur erwähnen wollen. Daß namentlich die letzteren theilweise zu den wichtigsten epigraphischen Documenten gehören, deren neue Textberichtigung und endliche Feststellung sehr dankenswerth ist, ergibt sich schon aus dem Umstande, daß, wie oben bemerkt, ihre Hauptquelle die Farnesische Sammlung ist, neben dieser die Borgianische. Es rechtfertigt sich von selbst, daß der Vf. im Anführen der verschiedenen Ausgaben hier mit weniger Genauigkeit verfährt. Der 11. Theil begreift die Nr. 6311 — 7197 mit den falschen 958* — 989*, an welche sich endlich die während des Druckes gefundenen oder bekannt gewordenen Inschriften 7198 — 7257 und 7258 — 7294 schließen, nebst den falschen 990* — 1000* und 1001* — 1003*.

So weit von den Resultaten des Mommsenschen Werkes im Einzelnen, die nicht bloß für den Epigraphiker von Fach oder den Alterthumsforscher von Wichtigkeit sind, sondern auch dem Geographen des alten Italiens die bedeutendsten Hülfsmittel zur Bestimmung der Grenzverhältnisse bieten, die der Vf. selbst schon meistens, so weit es angeht, geordnet hat. Es sey mir vergönnt, kurz die Methode zu besprechen, vermittelst deren er so glänzende Erfolge erreicht hat, diejenigen Principien, die ich zu Anfange dieses Aufsatzes als die allein richtigen bezeichnete, die in der Folgezeit jedem inschriftlichen

Werke zum Grunde liegen müssen, wenn es auf wissenschaftlichen Werth Anspruch machen will.

In der That sind dieselben einfach genug, jedem Laien verständlich und von selbst einleuchtend und dennoch von so vielen Gelehrten bis jetzt theoretisch und praktisch geleugnet. Es sind die Principien jeder gesunden Kritik, nicht bloß der epigraphischen oder philologischen Grundsätze, die, ewig gleich und nie wechselnd, sich nur in ihrer Anwendung auf die einzelnen Gegenstände unterscheiden. Mommsen selbst (p. VI) hat seine Methode bezeichnet als möglichstes Hinaufsteigen zu den letzten Quellen. Die letzten Quellen der Epigraphik aber sind die Steine und, wo diese fehlen, diejenigen Schriftsteller, welche dieselben gesehen und copirt haben. Wie der Philolog seine Handschriften in Familien theilt und diese auf das Urmanuscript zurückzuführen bestrebt ist, so hat es auch der Epigraphiker in allen Fällen zu thun, wo nicht das Original erhalten ist und verglichen werden kann. Es war bis jetzt Sitte in den epigraphischen Werken, einfach den Vorgänger auszuschreiben, ja, ihn zu corrigiren und zu corrumpiren; daher die große Unsicherheit auf diesem Felde der Philologie. Daß man dieser nicht mit eingebildetem kritischem Takte, mit Gelehrsamkeit und Scharfsinn abhelfen kann, dürfte man allmählich anfangen zu begreifen; wenigstens ist es hohe Zeit dazu. Unserm Vf. fehlt es gewiß an keiner jener Eigenschaften; aber er weiß sie da anzuwenden, wohin sie gehören.

Wenn aber dieses streng kritische Verfahren zur Herstellung des Textes nöthig ist, so bedürfen wir seiner nicht weniger, um den Fälschungen auf den Grund zu kommen, die sich in der lateinischen Epigraphik überall eingenistet haben. Wir müssen einen epigraphischen Schriftsteller der Fälschung anklagen, nicht wenn Einzelnes, was er vorbringt, etwa mit unsern vorgefaßten Ideen nicht stimmt (den tribunus plebis z. B. zu Teanum würde Jeder für falsch halten, auch wenn ihn nicht ein Pratilli brächte, und doch sah M. ihn mit eignen Augen und bezeugt seine Echtheit), wohl aber, wenn ganze Reihen von Seltsamkeiten von keinem Anderen gesehen sind, wenn wir, oder andere anerkannt Zuverlässige an den Orten, wo er sie angibt, vergebens darnach gesucht haben, oder wenn schließlich das Gefundene anders lautet, als der Gewährsmann glauben machen will. Um einen solchen zu überführen, ist wiederum das Zurückgehen auf die letzten Quellen einziges Mittel. Ist aber ein Fälscher überführt, so stellt M. als feste Regel auf, Alles, was auf seinem alleinigen Zeugniße ruht, zu verwerfen. Es kann nicht fehlen, und er selbst gibt Beyspiele davon, daß unter der Maße falscher Documente hie und da auch ein echtes mitunterlaufe; es ist Sache der Specialforschung, ein solches zu rechtfertigen und, wo möglich, es wieder aufzufinden, wo es dann als neue Entdeckung betrachtet werden mag. Im Allgemeinen aber ist jener Grundsatz durchaus richtig und gewährt allein die Möglichkeit, den Augias-Stall der Lateinischen Epigraphik zu reinigen. Es ist das Princip, das Eckhel mit so glänzendem und anerkanntem Erfolge für die Numismatik geltend machte, und das auch in der Epigraphik seine Kraft bewährt hat und immer mehr sich Bahn brechen wird. — Wo dagegen ein Gewährsmann sich stets treu gezeigt hat, wenn er auch hie und da aus Mangel an Einsicht und Erfahrung in die Schlingen des Betrugs gefallen seyn mag, da traut ihm M., auch wo er Seltsames bringt; sobald sein eigenes Zeugniß dafür haftet. Er bezeichnet solche Documente als unsicher und verdächtig, aber er wagt nicht, sie in die Classe der verdammten hinabzustoßen, bis nicht nachgewiesen ist, daß ein notorischer Fälscher ihr Urheber ist, durch dessen Vermittlung sie in des ehrlichen Mannes Hände übergegangen. Er selbst erklärt für das letzte Resultat seiner Arbeit, daß unter seinen echten Inschriften sich keine mehr befinden, die durch ihren Gewährsmann Mißtrauen einflößen, unter den falschen keine, die um eines solchen willen Vertrauen verdienen.

Ich glaube, in diesen wenigen Worten genug gesagt zu haben, um die Principien anzudeuten, die der Vf. befolgt. Wie er sie befolgt, theils durch Reisen und Umgang mit den Originalen, theils durch Durchforschung der Schriftsteller und Manuscripte, darüber gibt die vorhergehende Auseinandersetzung Auskunft. Es bleibt nur übrig noch hinzuzusetzen, in welcher Weise er die Resultate seiner Studien seinem Werke einverleibt hat.

Ein Werk von dem Umfange des vorliegenden, herausgegeben von einem Privatmanne, ohne wesentliche Unterstützung einer Regierung oder gelehrten Körperschaft, muß sich natürlich Kürze und möglichste Beschränkung auf das Nothwendigste zur Pflicht machen. Daher wäre es durchaus unpassend gewesen, hätte der Vf. von den Inschriften, die er selbst gesehen, alle die falschen Lesarten seiner Vorgänger herzählen wollen. Er thut dieß nur dann, wenn der Name eine solche Autorität hat, die Beachtung verdient, der Stein etwa zu dessen Zeit besser erhalten war und er selbst seiner Sache nicht ganz gewiß ist. — Wo er das Original nicht selbst gesehen, war ein doppeltes Verfahren möglich: er konnte alle Lesarten aller Schriftsteller, die es anführen, oder nur eine Auswahl derselben geben. Er entschied sich für das Letztere, aber vermied dabey die Willkür, die man gewohnt ist, bey solchem Verfahren anzutreffen, indem er auch hier dasselbe kritische Princip fest hielt und zu den letzten Quellen zurückging, d. h. er führt nur diejenigen Varianten an, die den wahren und ursprünglichen Autoren entstammen, ohne derer zu gedenken, welche von solchen herrühren, die diese ausschrieben. Wo besondere Gründe es nöthig machten, auch andere zu erwähnen, wurden sie so geordnet, daß die gegenseitige Abhängigkeit und Zusammengehörigkeit sofort angedeutet ist. Die geringen Unterschiede der Interpunktion und Zeilenabtheilung konnten bey der allgemeinen Unsicherheit unserer Quellen füglich übergangen werden. — Erklärende Noten konnten einem Werke dieses Umfangs nicht beygegeben werden, sollte es nicht in's Ungeheure anwachsen. Ihre Stelle vertreten bis zu einem gewissen Grade die Indices, welche dem Werke angehängt sind.

Wer sich mit epigraphischen Studien auch nur oberflächlich beschäftigt hat, kennt den ungenügenden Standpunkt, auf dem sich bis jetzt diese hier ganz besonders nothwendigen Hülfsmittel befanden. Der Vf. hat auch hierin für sein Werk eine Musterarbeit geliefert, und z. B. durch seinen Inder der Cognomina einem längst gehegten Wunsche entsprochen. Er hat zugleich gezeigt, wie man durch Indices die erläuternden Abhandlungen und Noten ersetzen kann, welcher eine Sammlung dieser Art sonst

so sehr bedürfen würde. Zu diesem Zwecke hat er seine Indices, wie oben angegeben, in 35 Capitel gebracht, deren drey erste den seltneren Vornamen der Männer und den bekanntlich sehr seltenen der Frauen, den Namen beyder Geschlechter und den Beynamen bestimmt sind. Ein 4ter betrifft die Tribus, bey deren jeder er die Ortschaften zusammenstellt, welche ihr angehören, während drey sogenannte militärische Tribus mit Recht an's Ende verwiesen sind, da neuerdings anerkannt ist, daß sie keineswegs Tribus sind, sondern vielmehr die erste Hälfte des Namens ihres Geburtsortes von den Soldaten so von der zweyten Hälfte getrennt zu werden pflegt. Dann folgt der geographische Inder, der dadurch einen großen Werth erhält, daß der Vf. nicht bloß bey den einzelnen Provinzen und den Regionen Italiens die Magistrate, welche ihnen vorstanden, namhaft macht, sondern auch einem jeden einzelnen Orte ein genaues Verzeichniß seiner Magistrate, Priesterthümer, Collegien u. s. w. beygegeben hat. Die fundi und casae sind im 6. Capitel verzeichnet. — Das 7. enthält die Götter und Göttinnen mit ihren Beynamen, das 8. die Feste, Heiligthümer, Feyerlichkeiten, und zwar ist in beyden, was den öffentlichen Cult des Römischen Volkes angeht, mit Majuskeln angezeigt. Folgen 9. die Priesterthümer des Röm. Volkes, 10. die kleineren sacralen Aemter desselben mit Ausnahme der nach Göttern benannten Collegien, die in das Verzeichniß dieser letzteren aufgenommen sind; dann 11. die Municipal- und Privatpriesterthümer, und 12. Alles, was christliche und jüdische Religion betrifft.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 6. Juli.

Nro. 3. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1853.

Xenophons Anabasis. Zum Schulgebrauche herausgegeben von Konstantin Matthiä. Quedlinburg und Leipzig. Druck und Verlag von Gottfr. Basse. 1852. VIII. u. 439 S. gr. 8.

Diese Ausgabe verdient, obgleich sie schon dem Titel nach zum Schulgebrauche bestimmt ist, in so fern hier besprochen zu werden, als sie eine von den gewöhnlichen Schulausgaben mannigfach verschiedene Einrichtung hat, so daß sie nicht ohne Bedeutung für die Frage ist, wie die alten Klassiker für Schüler zu bearbeiten seyen.

Auf eine kurze Einleitung (S. 1. u. 2), in welcher die Verhältnisse auseinander gesetzt werden, unter denen der hier beschriebene Feldzug unternommen wurde, folgt (S. 3—267) der Text des Xenophon mit untergesetzten deutschen Noten; dann (S. 268—396) ein Wörterbuch, (S. 397—432) ein grammatischer Anhang und (S. 433—436) ein kritischer Anhang. Die übrigen drey Seiten nehmen Verbesserungen und Zusätze ein.

In dem Vorworte erklärt der Herausgeber, er habe in dieser Ausgabe einen Versuch machen wollen, den Lehrstoff und die dem Schüler zur gedeihlichen Lektüre eines alten Schriftstellers unentbehrlichen drey Hilfsmittel: Kommentar, Lexikon und Grammatik in einem Buche zu vereinigen. Daß Kommentar und Lexikon beygegeben seyen, glaubt er, werde bey der Anabasis niemanden, der wirklich praktischer Schulmann ist, befremden.

Soll Ref. auf die in seinem Programm v. J. 1845 ausgesprochenen Ansichten und Wünsche zurückgehen, so hat er in Betreff der Zugabe eines Kommentars nur seine Zustimmung zu erklären; über die Specialwörterbücher dagegen hat er daselbst (S. 7.) sein Urtheil dahin ausgesprochen, daß nichts so sehr der Gründlichkeit und dem Nachdenken bey der Vorbereitung im Wege stehe und der Bequemlichkeit derselben Vorschub leiste, als diese. Doch muß er gestehen, daß er dieses Urtheil jetzt überhaupt nicht mehr in voller Ausdehnung geltend machen, und vielmehr auf der Stufe, wo es sich um die erste Einführung in die Lesung eines zusammenhängenden Werkes handelt, ein solches Hilfsmittel an sich nicht mehr für so verwerflich erklären möchte; übrigens hatte er aber auch dabey nur solche Wörterbücher im Auge, in denen dem Schüler ohne Weiteres die für jede Stelle geltende Bedeutung eines Wortes angegeben wird. Dieß ist aber bey dem vorliegenden Wörterbuche nicht der Fall, welches weit mehr enthält als die Ueberschrift „Wortverzeichniß“, was doch wohl Wörterverzeichniß heißen sollte, erwarten läßt. Es enthält nämlich vor jedem Worte außer den im vorliegenden Werke Xenophons vorkommenden Bedeutungen die Grundbedeutung, wo es nöthig scheint, mit Angabe des Stammwortes, aus welcher der hier sich findende Gebrauch möglichst folgerecht abgeleitet wird. Bey den längern Artikeln werden die einzelnen Stellen, auf welche sich das hier Gegebene bezieht, citirt; dasselbe geschieht auch bey den Wörtern, die nur an einzelnen Stellen vorkommen, namentlich den Eigennamen, über welche jederzeit die nöthigen sachlichen Erläuterungen gegeben sind. Mit

besonderem Fleiße sind die Partikeln behandelt; grammatische Formen finden sich nur selten angegeben, bey den unregelmäßigen Verben ist durch ein Sternchen auf die Grammatik verwiesen. Daß einzelne Ausdrücke fehlen (z. B. I, 2, 27. *χρυσοχάλινος*, I, 5, 2. *ἐνίοτε*; I, 8, 10. *δρέπανον*; I, 8, 20. *ἱππόδρομος*; VII, 7, 24. *ἀπειλή*; VII, 8, 14. *μηρός*.) ist nicht weniger zu bedauern, als daß sich manche grammatische Unrichtigkeiten eingeschlichen haben (z. B. *κρέας, ως, ἡ, τάφρος, ου, ὁ*; *παραπλήσιος, ον*, da doch I, 4, 18 steht: *κἂν μὲν ᾖ ἡ πρᾶξις παραπλησία*).

Den grammatischen Anhang rechtfertigt der Herausgeber damit, daß es so verschiedene Schulgrammatiken gibt, und also einer solchen Ausgabe der Eingang in alle die Gymnasien versperrt würde, in welchen eine andere als die in derselben citirte Grammatik gebraucht würde, wenn man nicht überall mehrere, etwa fünf, verschiedene Grammatiken citiren wollte, was vielen Raum unnöthig in Anspruch nehmen würde, während ein solcher grammatischer Anhang, gleichsam eine Specialgrammatik zu Xenophons Anabasis, über Manches besser als jede allgemeine Schulgrammatik Aufschluß gäbe, und von dem Lehrer benützt werden könnte, „mit Hilfe des Anabasis-Stoffes in die Quintessenz der griechischen Syntax einzuführen". Der erste Anstand hätte freylich auch dadurch beseitigt werden können, daß unter dem Texte nur eine Grammatik citirt, in dem Anhange aber diese Citate auf die andern Grammatiken reducirt worden wären; manche derselben hätten auch ohne Schaden für die Erklärung ganz unterlassen werden können. Der außerdem bey der hier getroffenen Einrichtung in Aussicht gestellte Vortheil verdient aber gerade auf dieser Lehrstufe Berücksichtigung; nur dürfte wohl gefordert werden, daß das hier Gegebene mit den gewöhnlichen Grammatiken nicht in Widerspruch stehe, was hier nicht ganz vermieden ist; doch fällt der bedeutendste Fall der Art, der den Gebrauch der Partikel *ἄν* betrifft, dem Wörterverzeichniß anheim.

Es umfaßt nämlich der grammatische Anhang, von welchem mit Recht die Etymologie ganz ausgeschlossen ist, fünf Abschnitte: A. Kasus; B. Verbal-Genera; C. Tempora; D. Modi; E. Infinitiv und Partizip. Die Behandlung der Kasus geht von der an einzelnen Homerischen Stellen als ursprünglich nachgewiesenen örtlichen Bedeutung aus, so daß der Akkusativ der Wohin-Kasus, der Genitiv der Woher-Kasus, der Dativ der Wo-Kasus genannt wird. Gegen das Einzelne ist nichts von Bedeutung einzuwenden; der Gebrauch der Präpositionen ist ausgeschlossen, da diese im Wörterverzeichniß ausführlich behandelt sind. Im zweyten Abschnitte ist vorzugsweise das Medium berücksichtigt. Auffallend ist dabey nur, daß es Anm. 3. heißt, die Deponentia seyen als Medien gebildet, so daß also die Fälle, wo der Aorist passivisch gebildet wird, ganz übergangen sind. Im dritten Abschnitte, der vorzugsweise dem Aorist gewidmet ist, findet das Imperfektum eine etwas eigene Erklärung, wenn es heißt: „Wie das Präsens in der Gegenwart, so läßt das Imperfekt in der Vergangenheit eine Handlung vor unsern Augen vorgehen, indem der Erzählende selbst dabey gewesen ist, oder so lebhaft an den Ort und in die Zeit der Handlung sich versetzt, als wenn er dabey gewesen wäre." Diese subjektive Auffassung läßt sich, wo das Imperfekt im Hauptsatze steht, wohl rechtfertigen; es ist aber dabey der so häufig vorkommende Fall nicht vorgesehen, wo es in einem Nebensatze steht, und bezeichnet, daß eine Handlung noch nicht vollendet war, als eine andere eintrat, oder überhaupt die Gleichzeitigkeit zweyer Angaben andeutet, wie II, 6, 20. *Ὅτε δὲ ἀπέθνησκεν, ἦν ἐτῶν ὡς τριάκοντα.* Hier hätte übrigens auch der Fall besprochen werden sollen, wenn, wie es zu I, 1, 6 u. 8 heißt, das Imperfektum statt des Plusquamperfekt nun steht, was zu I, 7, 8 ausführlicher auseinander gesetzt und richtiger ausgedrückt ist. Bey dem Perfekt paßt zu der richtigen Erklärung des Tempus, daß es eine abgeschlossene Handlung bedeute, die in ihrer Wirkung in die Gegenwart hereinreicht, nicht, daß das Perfektum *τέθνηκε* erklärt wird: „er ist und bleibt für uns (mich) todt", denn darin liegt, vielmehr abgesehen von der ungehörigen subjectiven Auffassung eine Beziehung auf die Zukunft. Das Richtige ist: „er ist gestorben und ist in Folge dessen jetzt todt". Noch eigener klingt die Erklärung des Plusquamperfekts: „*ἐτεθνήκει = τεθνηκὼς ἦν*, er war und blieb todt". In den beyden letzten Abschnitten ist

das dahin Gehörige übersichtlich zusammengestellt, und es ist auch im Einzelnen nichts von Bedeutung dagegen zu erinnern, da die einzelnen Partikeln dem Wörterverzeichniß zugewiesen sind, unter denen, wie oben bereits angedeutet wurde, die Partikel ἄν auf eine Weise behandelt ist, daß keine der gebräuchlichen Schulgrammatiken damit übereinstimmt. Diese Partikel wird nämlich erklärt: „ἄν, Adv. (verwandt mit dem a intensivum) gibt einem Gedanken oder Begrif *) aus der Seele des Redenden einen Nachdruck (subjektiven Nachdruck)“, und im Vorwort ist darüber bemerkt: „Ich glaube hier mit Fug und Recht die herrschende Ansicht verschmäht zu haben, nachdem dieselbe besonders von Bäumlein so gründlich und für immer beseitigt ist, daß nur absichtliche Täuschung daran fest halten kann.“ Allein, wenn sich Hr. Matthiä hier auf Bäumlein beruft, so ist wohl zu bemerken, daß er ihm nur im negativen Theile seiner Erörterung der Partikel folgt. Dieser nimmt nämlich als Grundbedeutung der Partikel das Setzen eines Wirklichen an, eine Bedeutung, die sich weit eher auf alle Fälle, in denen die Partikel gebraucht wird, anwenden läßt, als die hier angenommene, und Hr. M. findet den Gebrauch der Partikel in Fällen unbedenklich, wo er nicht nur nach der gewöhnlichen, sondern auch nach der Bäumlein'schen Theorie unzulässig erscheint. Für die Verbindung mit dem Indicativ des Futurum spricht auch Bäumlein (Untersuchungen über die Griech. Modi und die Partikeln κέν und ἄν S. 158 f.); die Verbindung mit dem Imperativ stellt derselbe aber (S. 175 ff.) als höchst zweifelhaft hin, und nimmt Xenoph. Anab. I, 4, 8. ἴτωσαν für die richtige Lesart an, während hier ἰόντων ἄν im Texte steht, und im Kommentar ohne Andeutung eines Zweifels erklärt ist: „sed eant sane, nein, sie mögen immerhin gehen“, im Wörterverzeichniß aber, auf das übrigens hier nicht, wie an anderen Stellen, hingewiesen ist, sich findet: „Die Verbindung des ἄν mit dem Imperativ in der Bedeutung immerhin, sane, ist an sich unbedenklich, aber dem Gebrauche nach etwas zweifelhaft, da I, 4, 8. fast die einzige Stelle dieser Art ist“, wobey noch hätte erwähnt werden

*) So ist überall geschrieben; eben so in dem Vorwort „Lesestof“.

sollen, daß die Lesart keineswegs handschriftlich feststeht.

Außerdem ist an dem grammatischen Anhange noch eine Ausstellung in Betreff der Formen zu machen, die kleinlich erscheinen könnte, wenn sie nicht für den Gebrauch des Buches in den Händen der Schüler von so großer Bedeutung wäre. Es findet sich nämlich links und rechts der Columentitel: „Grammatischer Anhang“, während auf der rechten Seite die Abschnitte sammt den Paragraphen hätten angegeben werden sollen; eine Sache, die bey solchen Büchern nur allzuoft für gering geachtet wird, und doch dazu dient, die fleißige Benützung derselben zu befördern. Die einzelnen Paragraphen laufen nämlich durch 6 bis 8 Seiten fort, so daß der Schüler, wenn er im Kommentar die Paragraphenzahl angeführt findet, und den Anfang aufschlägt, in den meisten Fällen erst mehrere Blätter umschlagen muß, bis er weiß, welchen Paragraphen er vor sich hat, und dann erst, wenn er auch den richtigen getroffen hatte, die Unterabtheilung aufsuchen kann, so daß bey den häufig vorkommenden Citaten mehr Geduld, als in so jungen Gemüthern vorauszusetzen ist, dazu gehört, um dieß immer wieder zu thun und nicht vielmehr das Aufschlagen zu unterlassen, wo sich einigermaßen vermuthen läßt, was an der angeführten Stelle zu finden ist. Doch ist dieß ein Fehler, den ein fleißiger Schüler leicht selbst verbessern kann, wenn er selbst über jeder rechten Seite die Paragraphenzahl hinzuschreibt.

Der Kommentar hat es, da das Sachliche größtentheils im Wörterverzeichniß besprochen ist, vorzugsweise mit der grammatischen Erklärung zu thun. Hierin ist des Guten eher etwas zu viel als zu wenig geschehen; doch läßt sich auf dieser Lehrstufe dagegen um so weniger einwenden, als alle diese Bemerkungen durch die Verweisung auf den Anhang oder das früher Bemerkte wenig Raum einnehmen, und das nicht zweckmäßig gewesen wäre, wenn die Bemerkungen weiterhin ohne solche Verweisungen spärlicher geworden wären, da ja doch die wenigsten Schüler ein solches Buch gerade von vorn an lesen. Worüber sich ein Schüler bestimmt Rechenschaft geben kann, das braucht er ja nicht aufzuschlagen; wobey nur das Eine zu befürchten seyn

möchte, daß er sich hier und da jene Voraussetzung vorspiegelt, wo sie nicht vorhanden ist. Uebrigens ist auch der Zusammenhang, wo es nöthig schien, auseinandergesetzt, was übrigens, gewiß mit Recht, nicht gar zu oft geschehen ist. Ein besonderes Augenmerk ist aber, was auch Billigung verdient, auf eine gut deutsche Uebersetzung gerichtet.

(Schluß folgt.)

Inscriptiones regni Neapolitani Latinae etc.

(Schluß.)

Die Kaisernamen sind 13. so geordnet, daß die Namen selbst voranstehen, dann aber ihre Beynamen, ihre sacralen und bürgerlichen Ehren unter Hinzufügung der Jahreszahlen, in die sie fallen, aufgezählt werden. Folgen 14. die großen öffentlichen Aemter, bey denen die bestimmbaren Consulen namentlich und in chronologischer Folge aufgeführt werden; dann 15. die kleineren öffentlichen Aemter, denen sich 16 — 24 das Militärwesen in der Art anschließt, daß die Legionen, Cohorten, Alen, die anderweitigen Corps, die Flotten und Schiffe sämmtlich gesondert behandelt werden, denen eben so die Militärämter, Flottenämter, die Nationen der Flottensoldaten und die Kriege beygefügt sind. — Das 25. Capitel enthält die verschiedenen Bezeichnungen der Ortschaften als civitas, colonia, municipium u. s. w. unter Aufzählung der unter die einzelnen Kategorien fallenden Städte, nebst den Namen ihrer Bewohner; das 26. die municipalen Ehren und Aemter der Freygebornen, die der Vf. zugleich kurz, aber genügend erläutert, so wie 27. die Augustalen und sonstigen Ordines der Freygelassenen, 28. aber die familia publica der Municipien umfaßt. Sonstige Municipalverhältnisse, Spiele, Spenden u. s. w. sind im 29. zusammengefaßt, denen im 30. die Collegien jeder Gattung und in Nr. 31 die Künste, Handwerke, Privatämter folgen. Sonstiges Merkwürdige ist in Nr. 32 zusammengebracht. Endlich sind die seltneren Noten und Siglen in Nr. 33., die Anfänge metrischer Inschriften und eine Zusammenstellung der bey Orelli vorkommenden Neapolitanischen Inschriften mit den Numern unseres Werkes in Nr. 35 gegeben. — Als Einleitung in das ganze Werk dient ein Brief an Borghesi, in welchem die Entstehung des Buches und die in demselben angewandten kritischen Grundsätze dargelegt werden. Auf diese folgt ein Verzeichniß der benutzten Autoren mit kurzer Hinweisung auf die Stelle des Werkes, wo hauptsächlich von ihnen die Rede ist.

Und hier schließe ich denn diese Anzeige, die, zu lang vielleicht für den gemessenen Raum dieser Blätter, als Entschuldigung ihrer Länge, Umfang und Wichtigkeit des besprochenen Werkes anführt, dessen Verdienste, so groß sie auch um die einzelne Provinz der Neapolitanischen Inschriften seyn mögen, dennoch in noch höherem Grade darin gesucht werden müssen, daß in ihm zuerst die wahren Grundsätze epigraphischer Kritik verwirklicht sind. Diese Grundsätze aber, das hoffen wir sicher, werden sich Bahn brechen, und, wenn einmal wieder ernstlich die Frage des Corpus Inscriptionum Latinarum erörtert werden sollte, wird man sich nicht mehr bedenken können, welchen Weg man einzuschlagen, welche Methode man zu befolgen habe, da das unabweisbare Muster vorliegt. Ueber die Anwendung aber dieser Grundsätze auf ein derartiges Unternehmen vergleiche man den zu Anfange dieser Anzeige erwähnten Aufsatz in der Allgem. Monatsschrift und die dort benutzten Schriften.

W. Henzen.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 8. Juli.

Nro. 4. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1853.

ΥΠΕΡΙΔΟΥ ΛΟΓΟΙ Β. **The orations of Hyperides for Lycophron and for Euxenippus; now first printed in facsimile with a short account of the discovery of the original manuscript at western Thebenin upper Egypt in 1847. by Joseph Arden Esq., F. S. A. the text edited with notes and illustrations by the rev. Churchill Babington, M. A. F. L. S., fellow of St. Iohn's College, Cambridge, member of the royal society of literature, and editor of the fragments of the oration of Hyperides against Demosthenes. Non prorsus videtur spes abjicienda esse, fore ut . . . Hyperidis orationes aliquando ex situ et tenebris in lucem protrahantur. Kiessling. Cambridge, printed at the University press. M.DCCCLIII.** Groß Folio. Einleitung von Arden IX, von Babington XVI. 16 Platten mit 49 Columnen; Text und Anmerkungen 16 Seiten.

Hyperidis orationes duae ex Papyro Ardeniano editae post Ch. Babingtonem emendavit et scholia adiecit F. G. Schneidewin, Gottingae, in libraria Dieterichiana.. MDCCCLIII. Londini, Williams et Norgate. Parisiis, Fr. Klincksieck. XXII. 76.

Als Harris 1847 im ägyptischen Theben von einem Antiquitäten-Händler einige Papyrusrollen, welche Fragmente des Hyperides gegen Demosthenes über den Harpalischen Proceß enthielten, erworben, und bald darauf bekannt gemacht hatte, dachte wohl niemand, daß die Auffindung einer vollständigen Rede desselben Hyperides sobald nachfolgen würde. In demselben Jahre hatte Joseph Arden, als er den Nil aufwärts fuhr, zu Luxor mit Arabern, welche in den Gräbern und Ruinen nach Antiquitäten suchen, verkehrt, und sie aufgefordert, solchen eifrig nachzuforschen und sie ihm bey seiner Rückkehr aus Oberägypten zum Verkaufe anzubieten. Dieser Auftrag war nicht umsonst; H. Arden erhielt außer Mumien und andern Gegenständen auch Papyrusrollen; letztere wollten die Araber aus Furcht vor dem italienischen Antiquare Capellari, der daselbst seinen ständigen Sitz aufgeschlagen hat, und wie es scheint, alles von ihnen gefundene an sich zu ziehen versteht, nicht vorbringen; erst nach längerem Zögern und auf das Versprechen, dem Capellari von diesen Schriften nichts zu sagen, erhielt Arden um die Summe von 350 Piaster als Geheimniß diese Papiere. Die Araber beweisen, seit dem sie merken, daß die Nachfrage der Fremden besonders auf „letter“ gerichtet ist, bereits ihre industrielle Geschicklichkeit, und sie bieten nicht selten Papyrusrollen, schön zusammengefügt, zum Kaufe, welche bey näherer Betrachtung hieroglyphische, griechische, coptische, kufische Buchstaben, nach Ardens Geständniß, „in most admired disorder“ enthalten. Dieses ist hier glücklicher Weise nicht der Fall; alles ist zusammenhängend und durch nichts fremdartiges gemischt. Die Frage, woher diese Papyri genommen seyen, beantworteten die Araber, sie hätten diese bey den neuen Ausgrabungen in Gournou in einem Sarkophage gefunden;

mehr konnte Arden aus ihnen nicht herausbringen. Das müßte in seinem Leben ein besonderer Verehrer des Hyperides gewesen seyn, der selbst im Tode sich nicht von ihm trennen wollte; hoffen wir vielmehr, daß dieser Fingerzeig, wie in Herculanum, in Bobbio, — alle lateinische Palimpsesten, welche römische Autoren enthalten, und jetzt in Mailand, Turin, Rom, Neapel, Paris zerstreut liegen, stammen aus dem Kloster Bobbio — auf eine reichhaltige Bibliothek hinweise und eine neue ergiebige Fundgrube eröffne.

Von den Fragmenten, welche Harris bekannt machte, haben Böckh und Sauppe die Bemerkung gemacht, daß nicht alle sich auf die Rede des Hyperides gegen Demosthenes beziehen, sondern Bruchstücke aus einer andern Rede enthalten. Diese Vermuthung ist jetzt bestätigt, da es sich zeigt, daß sie mit den Arden'schen Papyri in Verbindung stehen und zu der Rede für Lycophron gehören; damit ist zugleich der Beweis geliefert, wenn es je eines bedurfte, daß beyde aus derselben Sammlung stammen. Man setzt diese Rollen in das zweyte Jahrhundert vor Christus, in das Zeitalter der Ptolemäer; dieses ist nicht unmöglich, doch wird sich der sichere Beweis aus den Schriftzügen kaum führen lassen; die zahlreichen herkulanischen Rollen sind nicht davon verschieden. Wir wünschten jenes hohe Alter bekräftigen zu können, weil man daraus zugleich auch anderes beweisen könnte. Wie die Grabsteine des zweyten und dritten Jahrhunderts mit ihrem **KITE** für *κεῖται* nur den Satz, schreib wie du sprichst, bekräftigen, so geben diese Papyri durch ihre Schreibart die Gewißheit, daß man damals *ει* nicht anders als *ι* gesprochen habe; denn nur daraus läßt sich die häufige Verwechslung erklären, wie columna **40** *μεικρα*, **38** *εκρεινα*, **37,2** *κατα γεινωσκομεν*, **32**, **20** *μεισεις*, **26** *αφειγμενον*, **31**, **4** *ετειμηθη*, **48**, **18** *τειμωρη*, **24**, **14** *βελτειον*, **44**, **24** *υπεισχνειτο*, und wieder entgegen *μιραχια*, **42**, **8** *συνιλεκται*, wo eine zweyte Hand das ε später hinzusetzte, **42**, **14** *κακοηθια*, **45**, **15** *εκλελιμμεναι*, **41** *καταλιπεται*. Auch **39**, **13** ist ***YΠΗPETEI KAI*** nur fehlerhaft geschrieben statt *ὑπηρέτηκε*, dieses Perfectum steht wie das vorausgehende *κέχρηται*.

Das interessante und belehrende ist, daß uns hier zum erstenmale eine vollständige Rede des Hyperides gegeben ist, von welchem allein aus dem alexandrinischen Kanon der zehn attischen Redner kein Muster vorlag. Nach Libanius haben einige Kritiker die Rede, welche unter den Demosthenischen steht: *περὶ τῶν πρὸς Ἀλέξανδρον συνθηκῶν* mehr der Darstellungs- und Ausdrucksweise des Hyperides als des Demosthenes angemessen gehalten; die alten haben gewöhnlich im allgemeinen und im großen nach dem Style, nicht streng historisch solche Reden beurtheilt und deren Verfasser, da jene oft anonym verbreitet waren, bestimmt, wie man aus Dionysius Abhandlung über Dinarchus ersieht. Hätten wir von den vielen im Brutus geschilderten römischen Rednern nur eine Rede von jedem, wir würden die römische Beredtsamkeit, aber auch damit jenes Büchlein Ciceros besser zu würdigen verstehen als uns jetzt möglich ist.

Die vollständig vorliegende Rede *ὑπὲρ Εὐξενίππου* ist dem Umfange nach nicht groß, sie umfaßt 39 Columnen, dem Inhalte nach nicht bedeutend und wir würden sie gerne für die gegen Demosthenes im Harpalischen Prozesse eintauschen; nicht einmal völlig klar liegt der Gegenstand vor, da diese Rede eine *δευτερολογία* ist, und man annehmen muß, daß der vorhergehende Redner das nöthige bereits vorgebracht hat. Ueber einen Berg um Oropus, der durch das Loos den zwey Phylen, der Akamantis und Hippothoontis zugefallen war, hatte der Redner Polyeuktus den Antrag gestellt, diesen dem Amphiaraos zuzustellen, da er dem Gotte gehöre, und die beyden Phylen zu entschädigen. Dieses *ψήφισμα* wurde *παρανόμων* belangt und Polyeuktus zu einer Strafe von 25 Drachmen verurtheilt. Die Athener hatten den Eurenippus, einen reichen und bejahrten Mann mit zwey andern Bürgern zu dem Gotte geschickt, um gewisse Auskunft zu erlangen; dieser behauptete im Tempel ein Traumgesicht gehabt zu haben, das er den Athenern verkündete; Polyeuktus aber sagte, Eurenippus habe, bestochen, nicht die Wahrheit ausgesagt und brachte gegen ihn die Klage der *εἰσαγγελία* vor.

Hyperides betrachtet diese Klage des Polyeuktus gegen Eurenippus nur als Folge des Grolls

und der Rache, daß er mit seinem Antrage, der übrigens in sich Widersprechendes enthalten habe, durchgefallen war, und 25 Drachmen — *πέντε καὶ εἴκοσι δραχμῶν*, eine unglaublich geringe Summe — zu zahlen genöthigt wurde, und man muß sagen, er versteht es, effectvolle Gedanken vorzubringen, um sowohl das Ungerechte und Unbillige, wie das Inconsequente des Verfahrens seines Gegners den Richtern wie den Lesern recht schroff vor die Augen zu stellen. Gerne möchte man ihm hierin recht geben, wenn man nicht wüßte, wie attische Redner alles zu ihrem Vortheile auszubeuten wissen und besonders noch dadurch überreden, daß sie, was ihnen entgegensteht, stillschweigend übergehen. Hier muß man zumeist dadurch bedenklich werden, daß auch Lykurgus gegen Eurenippus gesprochen hat, welchen sicher, wenn die Sache nur so gewesen wäre, wie Hyperides sie darstellt, sein edler und gerechter Sinn davon abgehalten hätte. Wir haben also, was die Sache betrifft, nur das einseitige Urtheil des Vertheidigers, und bedürften demnach nach dem Spruche audiatur et altera pars, auch der entgegengesetzten Reden der Kläger, um einiger Maßen sicher zu gehen; ich sage einiger Maßen, denn wie schwer es ist, selbst dann das richtige zu erkennen, sieht man am deutlichsten aus den gegenseitigen Klage- und Vertheidigungsreden von Demosthenes und Aeschines.

Dagegen hindert nichts, die Rede in rhetorischer Beziehung vollkommen zu würdigen; allgemeine Lehren und Sätze in anziehender Form vorgebracht, verfehlen nie ihren Eindruck, wenn auch die Anwendung auf den concreten Fall oft nicht so sicher statt findet, als der Redner glauben machen will.

(Schluß folgt.)

Xenophon's Anabasis, ꝛc.

(Schluß.)

„Es konnte nicht oft genug erinnert werden", heißt es in dem Vorworte, „was auf unseren Gymnasien noch so häufig übersehen wird und doch von so unberechenbarer Bedeutung ist, daß der fremde Autor, besonders der Griechische und Römische, nur durch eine gute und ganz den Geist der deutschen Sprache athmende Uebersetzung erst recht verständlich und genießbar wird, während jedes Undeutsch, ja jedes dem Undeutsch auch nur sich nähernde Deutsch, denselben nicht nur unerquicklich und ungenießbar macht, sondern auch verderblich zurückwirkt auf die Bildung des deutschen Styles". Zu diesem Behufe sind häufig, vielleicht etwas zu häufig, Verdeutschungen aufgenommen, neben welchen sich auch einzelne lateinische Ausdrücke angegeben finden. Was von Sachen vorkommt, ohne im Wörterverzeichniß erledigt zu seyn, so Manches was sich auf politische Einrichtungen oder auf die Kriegführung bezieht, ist gut und ohne zu große Weitläufigkeit erläutert. Alles Kritische ist mit Recht ferne gehalten.

Was in die Kritik einschlägt, ist nämlich in das Vorwort und den kritischen Anhang verwiesen. In jenem sagt Hr. Matthiä, er habe sich in der Feststellung des Textes in so ferne an Krüger angeschlossen, als er den von Dindorf, Bornemann, Poppo und anderen Gelehrten ungebührlich überschätzten Handschriften keineswegs blindlings gefolgt sey; er glaube hierin noch etwas weiter gegangen zu seyn, als Krüger, indem er die hergebrachte Lesart jenen Handschriften gegenüber, der grata negligentia des Xenophon eingedenk, überall, wo sie einen leidlichen Sinn gab, festgehalten habe. Der kritische Anhang ist den Stellen gewidmet, wo der Herausgeber den Text nach eigener oder fremder Konjektur geändert hat. Die Anzahl dieser Stellen beläuft sich gegen 130. Im Vorworte bemerkt Hr. Matthiä, er würde manche dieser Conjecturen in einer kritischen Ausgabe wohl vorgeschlagen, aber nicht in den Text aufgenommen haben, während er in einer Schulausgabe, wo es hauptsächlich auf einen klaren, bestimmten und grammatisch richtigen Text ankäme, kein Bedenken getragen habe, eine der Sprache und dem Gedanken angemessene Conjectur an der Stelle einer störenden Lesart aufzunehmen. Nicht selten sind ein oder mehrere Worte als Glossen ausgeworfen; außerdem betreffen die meisten Aenderungen Partikeln. Uebrigens möchten manche derselben, auch wenn man den im Vorausgehenden bezeichneten Maaßstab anlegt, nicht nöthig oder überhaupt nicht zu billigen seyn.

So ist gleich I, 3, 1. geschrieben *πρῶτον δὲ κλέαρχος τοὺς αὑτοῦ στρατιώτας ἐβιάζετο εἶναι* für *πρῶτος δὲ*, mit der Motivirung: „Erst wollte K. die Soldaten zwingen, später aber versuchte er es mit guten Worten". Allein, wenn dieser Satz den Gegensatz zu dem Folgenden *ὕστερον δὲ* enthielte, und dieser nicht vielmehr erst mit den Worten: *κλέαρχος δὲ τότε μὲν μακρὸν ἐξέφυγε μὴ καταπετρωθῆναι*, einträte, so hätte Xenophon wohl *καὶ πρῶτον μὲν* geschrieben, wie §. 2. Es schließt sich aber *πρῶτος δὲ κλέαρχος* vielmehr an das Vorhergehende an. „Das Heer des Kyros lag 20 Tage still, weil die Soldaten sich weigerten, weiter zu gehen; Klearchus aber war der Erste, welcher einen Versuch machte, seine Soldaten zum Weiterziehen zu bringen". — IV, 2, 16 ist wohl nicht mit Recht *τοὺς δ'ἄλλους ἐκέλευσεν ὑπάγειν, ἕως οἱ τελευταῖοι λόχοι προσμίξειαν* statt *ὅπως προσμίξειαν* geschrieben, nach II, 1, 2. *Ἔδοξεν οὖν αὐτοῖς . . προϊέναι εἰς τὸ πρόσθεν ἕως Κύρῳ συμμίξειαν*, denn die Verhältnisse sind hier ganz verschieden, und an der ersteren Stelle kann eben so gut gesagt werden: „sie sollten langsam gehen, damit die andern nachkommen könnten", als „sie sollten so lange langsam gehen, bis die anderen nachkämen". — V, 1, 7. ist die gewöhnliche Lesart: *Ἀλλά μοι δοκεῖ σὺν προνομαῖς λαμβάνειν τὰ ἐπιτήδεια, ἄλλως δὲ μὴ πλανᾶσθαι* gegen *σὺν προνοίᾳ ὑμᾶς* vertauscht, und dabey bemerkt, jene Lesart passe nicht, da es sich hier vor allen Dingen um einen Gegensatz zu *ἀμελῶς τε καὶ ἀφυλάκτως* handle, und sie sey auch wegen *σύν* nicht zu billigen. Allein warum sollte man nicht unter *προνομαὶ* geordnete, geschlossene Ausfälle im Gegensatz zu dem Plündern Einzelner verstehen können? Jene schließen die Vorsicht durchaus nicht aus. Sagt ja doch auch Polybius I, 18, 1. *φυλακτικώτερον χρῆσθαι ταῖς προνομαῖς!* und *σὺν* ist dabey eben so wenig zu beanstanden als II, 6, 18. in *σὺν τῷ δικαίῳ καὶ καλῷ*. — Zu V, 8, 17. ist ganz kurz bemerkt: „*ἐξῆν* statt *ἠξίουν*". Es ist aber nicht einzusehen, warum in den Worten: *εἰ δ' ἐπὶ τοῖς πολεμίοις ἐγένοντο, τί μέγα ἂν οὕτως ἔπαθον, ὅτου δίκην ἂν ἠξίουν λαμβάνειν* das Verbum *ἀξιόω* nicht an seiner Stelle seyn sollte, das ja sonst oft bedeutet: „ich glaube etwas thun zu dürfen", und bey Isokrates Paneg. §. 22. so auf *προσήκει* folgt, wie hier auf *ἔξεστι*. Zu dem subjectiven Verbum *ἠξίουν* paßt hier auch *ἄν* ganz gut; während das objective *ἐξῆν* wohl ohne diese Partikel stehen würde. — VI, 4, 10. möchte auch kein hinreichender Grund vorhanden seyn *εἰ μή τις* nach *οὐκ ἂν ἄλλως* in *ἢ εἴ τις* zu verwandeln. S. Klotz zu Devar. II, p. 524 f.

Außerdem sind in dem Vorworte noch 22 Stellen aufgezählt, welche dem Herausgeber zwar verdorben schienen, aber doch nicht in dem Grade, daß er deßhalb eine Aenderung im Texte hätte wagen sollen. Die deßhalb vorgeschlagenen Verbesserungen möchte Ref. keineswegs alle für nothwendig erklären; doch verdienen einige derselben Beachtung, wie IV, 2, 28, die Einschaltung des Artikels vor *τόξα*. Sie einzeln durchzugehen würde hier um so mehr zu weit führen, als sie nur als eine dem Zwecke des Buches fernliegende Zugabe zu betrachten sind.

Fassen wir diese in's Auge, so ist diese Ausgabe in den Händen eines fleißigen, strebsamen Schülers als ein sehr zweckmäßiges Hülfsmittel zum Verständniß des Xenophon zu betrachten, namentlich auch, wenn er die in der Schule nicht gelesenen Theile für sich durchmachen will. Der Druck ist in den Anmerkungen, dem Wörterverzeichnisse und den Anhängen zwar etwas klein, doch durchaus gut zu lesen; das Aeußere des Buches ist gefällig, der Preis (25 Neugroschen) mäßig, so daß es namentlich zu Schulpreisen empfohlen werden kann.

L. v. Jan.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 11. Juli.

Nro. 5. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1853.

Platon's sämmtliche Werke. Uebersetzt von Hieronymus Müller, mit Einleitungen begleitet von Karl Steinhart. Erster Band. (Jon, Hippias der Größere, Hippias der Kleinere, Alkibiades der Erste, Lysis, Charmides, Laches, Protagoras.) XXIV u. 541 S. Zweyter Band. (Euthydemos, Menon, Euthyphron, die Vertheidigungsrede des Sokrates, Kriton, Georgias, Kratylos.) 680 S. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1850. 1851.

Seit Schleiermacher es unternommen, die Schriften Platons nach einem tiefer angelegten Plane und mit einem weiter gehenden Zwecke, als dieß bey seinen Vorgängern der Fall gewesen, in die deutsche Sprache zu übertragen, ist das vorliegende Werk das erste, welches sich dieselbe Aufgabe in ihrem ganzen Umfange zum Ziele gesetzt hat. Wie schwierig es ist, dieser doppelseitigen Verpflichtung Genüge zu leisten, wird jeder Sachkundige zu würdigen wissen. Es war deßhalb ein glücklicher Gedanke und ganz in dem Sinne sokratischer Geistesthätigkeit, daß sich der Uebersetzer nach dem von Platon oft belobten Vorbilde des homerischen Diomedes einen Mitarbeiter erkohren und wahrlich keine schlechtere Wahl getroffen, als jener, der sich unter den griechischen Helden den erlesen,

οὔ πέρι μὲν πρόφρων κραδίη καὶ θυμὸς ἀγήνωρ
ἐν πάντεσσι πόνοισι, φιλεῖ δέ ἑ Παλλὰς Ἀθήνη.

Der Uebersetzer berichtet in der Vorrede, wie sich die beyden Mitarbeiter nicht nur in die Arbeit getheilt, sondern auch jeder den andern in seinem Theile unterstützt und gefördert haben, so daß sie vollständig erfüllten, was der platonische Sokrates so gern empfiehlt:

σύν τε δύ' ἐρχομένω, καί τε πρὸ ὃ τοῦ ἐνόησεν —

und wir also in wahrem Sinne des Wortes die Frucht gemeinsamer Thätigkeit in dem vorliegenden Werke besitzen.

In der Anordnung der platonischen Schriften befolgt Herr Steinhart im Wesentlichen dieselben Grundsätze, welche durch K. F. Hermann im Gegensatze mit dem von Schleiermacher durchgeführten Principe vertreten werden. Beyde gehen von der Ansicht aus, daß die meisten der Gespräche, welche Schleiermacher theils als methodische Ergänzungen zwischen die größeren eingereiht, theils als dem Platon nicht angehörige Werke mit den Gelegenheitsschriften in besondere Anhänge verwiesen hat, vielmehr die früheste Stufe der platonischen Geistesentwickelung repräsentiren und uns den Verfasser noch auf dem Standpunkte der sokratischen Lehre und Lehrweise zeigen, nicht ohne einzelne Spuren einer schon damals über die Gränzen jener hinausstrebenden Geistesrichtung. Bey dieser Uebereinstimmung mit Hermann in dem Grundgedanken wahrt sich jedoch Hr. St. die Freyheit, welche selbstständiger Forschung gebührt.

(Fortsetzung folgt).

ΥΠΕΡΙΔΟΥ ΛΟΓΟΙ Β. etc.
Hyperidis orationes duae etc.

(Schluß.)

Man sieht leicht, daß Hyperides die Vorschriften der Technik gut zu handhaben verstanden hat. Als δευτερολογία ist die Rede nur ein Resumé, wobey man über andere Dinge sich ergehen konnte, worüber zu sprechen beliebte, denn es wird vorausgesetzt, daß der vorhergehende Redner die Sache selbst im Allgemeinen abgemacht habe*); ein passendes Beyspiel dieser Art gibt Cicero pro Murena; man ergeht sich über den Charakter des Klägers und sucht diesen wie immer bey den Richtern in schiefes Licht zu stellen, wie die Technik lehrt, in odium, invidiam, contemtionem; hier gilt es besonders, durch scharfen aber doch heitern und anmuthigen Ton der Rede die Richter zu gewinnen, denn — Ende gut, alles gut. Man muß gesteben, daß Hyperides kein geringer Meister dieser Kunst gewesen ist.

Ueberzeugend und schön ist der Beweis, daß Polyeuktus zur Klage der Eisangelie gegen Eurenippus gar nicht berechtigt war, da das Gesetz alle Fälle, in welchen eine solche stattfinden kann, aufzählt — hier lernen wir zum erstenmal vollständig die Worte des Gesetzes selbst kennen, — und dort nur von Rednern gesprochen ist, welche um Geld bestochen, zum Schaden ihres Volkes reden, ἢ ῥήτωρ ὢν μὴ λέγῃ τὰ ἄριστα τῷ δήμῳ τῷ Ἀθηναίων χρήματα λαμβάνων, während Eurenippus kein ῥήτωρ, sondern ein ἰδιώτης ist, und demnach gar nicht unter die vom Gesetze vorgeschriebene Kategorie fallen kann, womit die Klage an sich in dieser Form zurückgewiesen ist. Hier ist schon die historische Aufzählung von frühern Personen, gegen welche die Klage der Eisangelie erhoben wurde, und die sich durch die Flucht dieser entzogen hatten, interessant, im Gegensatze der spätern Zeit, wo dieselbe strenge Prozeßform, in, wie Hyperides darstellt, nichtigen Dingen angewendet wurde.

Die nächste Forderung des Klägers ist Col. 25, daß den Beklagten niemand vertheidigen soll, die Richter niemanden, der für ihn auftreten wolle, anhören sollen. Ein solches Verfahren scheint nur möglich, wenn der Gegenstand eine causa turpis ist, die an sich nicht leicht eine Vertheidigung zuläßt, und es ist zu verwundern, wie der Kläger dem Vertheidiger eine solche Blöße geben konnte. Der junge Cicero macht als Anwalt des des Vatermordes angeklagten S. Roscius davon einen schönen Gebrauch, Aeschines sagt in der Klage gegen Ktesiphon, dieser möge sich allein vertheidigen, die Richter sollen den Demosthenes, wenn dieser für jenen sprechen wolle, nicht anhören; Demosthenes weist ein solches Ansuchen mit aller Entschiedenheit zurück. So hat es denn auch Hyperides leicht, das unpolitische und inhumane dieser Forderung nach den Vorschriften der Technik (Anax. cap. 36) hervorzuheben, während Polyeuktus selbst, als er angeklagt wurde, nicht weniger als zehn συνήγοροι aus der φυλὴ αἰγηΐς, darunter auch den Hyperides, eben so jetzt in dieser Sache den Lykurgus, folglich die tüchtigsten Redner sich ausgewählt habe; dann wird in einem Enthymem der scharfe Contrast zwischen beyden recht einleuchtend und lebendig vor Augen gestellt, εἶτα σοὶ μὲν ἔξεστι καὶ φεύγοντι τοὺς βοηθήσοντας καλεῖν καὶ διώκοντι τοὺς συγκατηγόρους ἀναβιβάσασθαι, ὃς οὐ μόνον ὑπὲρ σεαυτοῦ δύνασαι εἰπεῖν, ἀλλὰ καὶ ὅλῃ πόλει πράγματα παρέχειν ἱκανὸς εἶ· Εὐξενίππῳ δ' ὅτι ἰδιώτης ἐστὶ καὶ πρεσβύτερος οὐδὲ τοὺς φίλους καὶ τοὺς οἰκείους ἔξεσται βοηθεῖν· εἰ δὲ μή, διαβληθήσονται ὑπὸ σοῦ*);

Die Erwiderung, die der Redner den Kläger darauf vorbringen läßt, er habe mit Recht diese

*) Daher auch der eigene Anfang der Rede: ἀλλ' ἔγωγε, ὦ ἄνδρες δικασταί, ὅπερ καὶ πρὸς τοὺς παρακαθημένους ἀρτίως ἔλεγον, θαυμάζω, εἰ κ.τ.λ.

*) Damit schließt der Satz, welcher die Folge des vorausgehenden in einer Frage des Unwillens ausspricht. Im folgenden beginnt ein neuer Satz, der die fingirte Antwort darauf von Seite des Gegners enthält: Νὴ Δία· τὰ γὰρ πεπραγμένα αὐτῷ δεινά ἐστι καὶ ἄξια θανάτου, wie bey lateinischen Rednern at enim; und dieses veranlaßt den Redner zur nächsten Auseinandersetzung der πεπραγμένα. Die Abtheilung der Sätze ist daher bey Schneidewin p. 8, 2 seq. zu ändern.

Forderung gestellt; denn was Eurenippus begangen habe, sey schrecklich und verdiene die Todesstrafe, gibt dem Hyperides Gelegenheit, sich über die causa selbst kurz zu erklären, und nur daraus lernen wir den Gegenstand kennen. Polyeuktus hatte nebenbey die Sache in das Gebiet der Politik gezogen und den Eurenippus als einen Anhänger und Schmeichler der Olympias und des Alexanders zu verdächtigen gesucht, ein Vorwurf, den Hyperides als unwürdige Verläumdung zurückweist, zugleich andeutend, wie nahe Polyeuktus, der Beßeres zu leisten vermöge, durch ein solches Verfahren einem Sykophanten komme, wovon er sich in acht nehmen möge: *ἀλλ' οὐκ ἔστιν ὦ Πολύευκτε, ὡς ἐμοὶ δοκεῖ, ὅθεν κατηγορίαν οὐκ ἂν ποιήσαις, καίτοι σε ἐχρῆν, ἐπείπερ προῄρησαι πολιτεύεσθαι, καὶ νὴ Δία καὶ δύνασαι, μὴ τοὺς ἰδιώτας κρίνειν μηδ' εἰς τούτους νεανιεύεσθαι, ἀλλὰ τῶν ῥητόρων ἐάν τις ἀδικῇ, τοῦτον κρίνειν, στρατηγὸς ἐάν τις μὴ τὰ δίκαια πράττῃ, τοῦτον εἰσαγγέλλειν· παρὰ γὰρ τούτοις ἐστὶ καὶ τὸ δύνασθαι βλάπτειν τὴν πόλιν, ὅσοι ἂν αὐτῶν προαιρῶνται, οὐ παρ' Εὐξενίππῳ οὐδὲ τῶν δικαστῶν τούτων οὐδενί*, in diesem Geiste habe er, Hyperides, selbst immer gehandelt; der Kläger aber bringe gar nicht hieher gehörige Anschuldigungen vor, und mißbrauche das **extra causam dicere** aus folgendem Grunde **col. 41**, *ἵν' ἐὰν μὲν ἀφέμενοι τῆς εἰσαγγελίας περὶ τῶν ἔξω τοῦ πράγματος κατηγορηθέντων ἀπολογῶνται, ἀπαντῶσιν αὐτοῖς οἱ δικασταί, τί ταῦθ' ἡμῖν λέγετε; ἐὰν δὲ μηδένα λόγον περὶ αὐτῶν ποιῶνται, ὁ ἀγὼν αὐτοῖν χείρων γένηται· τῶν γὰρ κατηγορηθέντων τὸ μὴ λαβὸν ἀπολογίαν ὑπὸ τῇ ὀργῇ τῶν δικαστῶν καταλείπεται.* Hier wird die gewöhnliche Sünde der alten Redner, das *ἔξω τοῦ πράγματος λέγειν* scharf und der Wahrheit gemäß gezüchtigt; merkwürdig ist, daß dieser Grund in keiner der uns erhaltenen Reden angegeben ist, er ist dem Hyperides allein eigen, und zwar so, daß er in der andern Rede für den Lykophron sogleich wiederkehrt *). Polyeuktus verkenne den Charakter der Richter, hochherziger als die Athener sey kein Monarch und kein Volk auf der Welt; wer böswillig angeklagt und verleumdet werde, finde immer daselbst sichern Schutz; (es werden Beyspiele aufgezählt) und so möge auch dem Eurenippus, der unschuldig in einer schweren Klageform, die gar nicht auf ihn anwendbar sey, belangt wäre, Recht und Billigkeit werden. Die Rede schließt mit den Worten: *ἐγὼ μὲν οὖν σοί, Εὐξένιππε, βεβοήθηκα ὅσα εἶχον, λοιπὸν δ' ἐστὶ δεῖσθαι τῶν δικαστῶν καὶ τοὺς φίλους παρακαλεῖν καὶ τὰ παιδία ἀναβιβάζεσθαι*, so offen und nakt drückt sich keine der vorhandenen Reden aus.

Dieses ist der Inhalt der neuen nun vollständig vorliegenden Rede; wenn diese ihrer Durchführung nach mehr in Anwendung von allgemeinen Gedanken, **loci communes**, besteht, so ist dieses in der Natur der *δευτερολογία* begründet; gesunden, kräftigen Menschenverstand kann man nicht verkennen, und häufige Uebung verbunden mit den gewöhnlichen Vorstudien, wie die Alten sie nie vernachlässigten, mag ohne besondere Schwierigkeiten diese Stufe der Beredtsamkeit errungen haben.

Von der zweyten Vertheidigungs-Rede für Lykophron *), gegen welchen Lykurgus die Klage der *εἰσαγγελία* erhoben hatte, sind 15 Columnen übrig,

*) Col. 7 *ἀλλ' οἶμαι, ὦ ἄνδρες δικασταί, πολλὰ πλεονεκτοῦσιν ἐν τοῖς ἀγῶσιν οἱ κατήγοροι τῶν φευγόντων· οἱ μὲν γὰρ διὰ τὸ ἀκίνδυνον αὐτοῖς εἶναι τὸν ἀγῶνα ῥᾳδίως ὅ τι ἂν βούλωνται, λέγουσι καὶ καταψεύδονται, οἱ δὲ κρινόμενοι διὰ τὸν φόβον πολλὰ καὶ τῶν πεπραγμένων αὐτοῖς εἰπεῖν ἐπιλανθάνονται· ἔπειτα οἱ μὲν ἐπειδὰν πρότερον λόγον λάβωσιν, οὐ μόνον ἃ ἔχουσιν αὐτοὶ δίκαια περὶ τοῦ πράγματος λέγουσιν, ἀλλὰ συσκευάσαντες λοιδορίας ψευδεῖς κατὰ τῶν κρινομένων ἐξιστᾶσιν τῆς ἀπολογίας, ὥστε συμβαίνειν αὐτοῖς δυοῖν τὸ ἕτερον ἢ περὶ τῶν ἔξωθεν διαβολῶν ἀπολογουμένοις τῆς περὶ τοῦ πράγματος ἀπολογίας ἀπολελεῖφθαι, ἢ εἰ μὴ μέμνηνται περὶ τῶν προκατηγορηθέντων, οἴησιν καταλείπειν παρὰ τοῖς δικασταῖς ὅτι ἀληθῆ ἐστὶν τὰ εἰρημένα*

*) Wie verkehrt es ist, über Personen und Sachen, von welchen wir nichts Sicheres wissen, mit Gewalt etwas wissen zu wollen, welcher Fehler heut zu Tage sehr häufig bey den Alterthumsforschern zu finden ist, lehren auch diese Fragmente; Böckeke (Forschungen über attische Redner I, 706) sagt, er werde noch beweisen, daß dieser Lokophron der Tyrann von Pherä sey; das was an sich schon unglaublich lautete, wird er jetzt, (so wie vieles andere) nach dem Erscheinen dieser Papyri sicher bleiben lassen.

welche den Schluß umfaſſen, oft zur Hälfte verſtümmelt, und darum vielen Schwierigkeiten unterworfen. Ton und Sprache dieſer Rede iſt übereinſtimmend mit der vorhergehenden; es ſcheinen in dieſer Sammlung, welche wohl ſämmtliche Reden des Hyperides enthielt, die die εἰσαγγελία betreffenden verbunden geweſen zu ſeyn; auch hier glänzt er durch allgemeine Gedanken, weiß dem Gegner überall zuzuſetzen, und das irgend wie für den reus ſprechende blendend hervorzuheben; ſo iſt der Topus ex vita col. 11 — 15 gut angebracht und ausgeführt, das ganze aber freylich nicht mehr als ἐκ τοῦ εἰκότος. Lykophron war zwey Jahre Hipparchus in Lemnos (wodurch die bekannte Stelle im Dem. Phil. I. p. 47 eine erwünſchte Erläuterung erhält), und hatte daſelbſt von den Lemniern, wie ſich leicht erwarten läßt, allerley Auszeichnung genoſſen, was hier ſogleich zu ſeinen Gunſten gewendet wird, ἃ δὴ τεκμήρια ὑμῖν ἐστὶν εἰς τοῦτον τὸν ἀγῶνα ὡς φενδεῖς κατ' ἐμοῦ αἰτίαι εἰσιν· οὐ γὰρ οἷόν τε τὸν Ἀθήνησι πονηρὸν ἐν Λήμνῳ χρηστὸν εἶναι, οὐδ' ὑμεῖς ὡς τοιοῦτον ὄντα με ἀπεστέλλετε ἐκεῖσε παρακατατιθέμενοι δύο πόλεις τῶν ὑμετέρων αὐτῶν. Ueberhaupt iſt Hyperides ein Redner, aus dem man, wie aus Iſokrates, eine reichliche Aehrenleſe von Beyſpielen vorbringen kann, die ganz nach den Vorſchriften der Technik ausgeführt ſind. Die ſelbſt aufgeworfene Frageform 11, 19 διὰ τί; u. 13, 7 τίνας οὖν κέκρικα καὶ εἰς ἀγῶνα καθέστακα; hat Hyperides wohl dem Demoſthenes abgelernt.

Die Bearbeitung von Babington iſt nicht ohne Einſicht und Kenntniß gemacht, das wird jeder geſtehen, welcher weiß, wie leicht der irren kann, welcher zuerſt Inſchriften oder ſolche Papyri erklärt; einige grammatiſche Verſehen hat der deutſche Herausgeber ſtillſchweigend entfernt, anderes richtiger erkannt und in den Addendis nachgetragen, da er das Facſimile erſt ſpäter erhalten hatte, im Ganzen mußte er ihm folgen, hat aber durch einen reichhaltigen Commentar das Studium dieſer neu aufgefundenen Blätter inſtructiv gemacht. Da der Text, wie gewöhnlich nach Vollendung der Abſchrift ſtatt fand, von zweyter Hand revidirt iſt, ſo ſind nur wenige Fehler ſtehen geblieben, die man leicht entfernen konnte. P. 4, 14 οὐ μὰ Δία, οὐχ ὥσπερ ἐν τῇ κατηγορίᾳ Πολύευκτος ἔλεγεν ο [ὐ] φάσκων δεῖν τοὺς ἀπολογουμένους ἰσχυρίζεσθαι τῷ εἰσαγγελτικῷ νόμῳ ist zwar nach O am Ende der Zeile ein kleiner Riß im Papyrus, aber es iſt nicht wahrſcheinlich, daß der Buchſtabe Υ ausgefallen ſey, von dem ſich der Größe der Lücke nach zu urtheilen, noch einige Spur hätte erhalten müſſen; O ſelbſt iſt außer der Zeile und wahrſcheinlich ſpäter hinzugefügt, auch genügt ἔλεγεν ὁ φάσκων. P. 7, 6 δέκα μὲν συνηγόρους ἐκ τῆς Αἰγηΐδος φυλῆς ᾐτήσω ὧν καὶ ἐγὼ εἷς ἦν αἱρεθεὶς ὑπὸ σοῦ, im Papyrus iſt der erſte Buchſtabe des Verbums halb verwiſcht, man ſieht nur Ϝ Γ Η (ω), woraus Babington ᾐτήσω gemacht hat; der eigentliche Ausdruck iſt nicht συνηγόρους ἐκ φυλῆς αἰτεῖσθαι, ſondern αἱρεῖσθαι wie ſogleich folgt; hat Hyperides das als unattiſch verworfene ᾐρήσω geſchrieben, und dient dieſes zugleich zur Stütze des ariſtophaniſchen συνηρήσατο? P. 10, 1 ſteht im Papyrus ἐποίησεν περὶ, nicht ἐποίησε, wie man erwartet, worüber man Vömels Programm 1853, de N et Σ adductis litteris nachleſen kann. Unſicher bleibt in dieſer Rede nur eine Stelle p. 15, 1—4, weil daſelbſt eine Lücke im Papyrus zwey Zeilen unlesbar gemacht hat. Daß die erſten Worte nur ſeyn konnten: καὶ πότερος ἀδικεῖ ὑμᾶς ὁ κρινόμενος ἢ σὺ κακῶς μοι δοκεῖς εἰδέναι, ὦ Πωλύευκτι, war nicht ſchwer zu finden, aber das folgende iſt dem Inhalte wie der Form nach falſch ergänzt; ſchon dem Raume nach können nicht ſo viele Buchſtaben geweſen ſeyn, als man hineinlegt; Schneidewins letzter Verſuch in den Addendis ἀλλ' οἱ δίκαιοι ταὐτὰ γινώσκους, πάντες, ὅτι σύ und οὐδὲν γὰρ iſt aus mehreren Gründen unhaltbar. Man erwartet einen Gedanken der Art: καὶ βάρβαροι ταῦτα γινώσκουσιν, ὅτι . . ἐστὶν οὐδεὶς ἐν τῇ οἰκουμένῃ οὔτε μόναρχος οὔτε ἔθνος μεγαλοψυχότερον τοῦ δήμου τοῦ Ἀθηναίων, obſchon auch ſo die Anfügung des nächſten Satzes τοῖς δὲ συκοφαντουμένοις τῶν πολιτῶν ὑπό τινων ἢ καθ' ἕνα ἢ ἄθρους οὐ προίεται, ἀλλὰ βοηθεῖ nicht die beſte Verbindung erzeugt. P. 15, 14 τοσοῦτον ἀπέλιπον [πρ]οσέσθαί τινα τ[οιοῦτο]ν λόγον iſt die Lücke für τοιοῦτον zu klein und die Vorausſetzung von τινα nicht im Sprachgebrauche begründet, es war wohl τ[ούτω]ν, im Verbum iſt die Lücke zu groß und es ſtand wahrſcheinlich ἀπέλιπον [τοῦ πρ]οσέσθαι.

L. Spengel.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 13. Juli.

Nro. 6. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1853.

Platon's sämmtliche Werke, ꝛc.

(Fortsetzung).

So setzt derselbe den größeren Hippias, welchem Hermann seine Stelle hinter dem Menon am Schlusse der von ihm angenommenen Uebergangsperiode angewiesen hat, unmittelbar vor den kleineren Hippias, welche beyde Gespräche mit dem Jon an der Spitze und dem ersten Alkibiades zu einer Art von Tetralogie der frühesten platonischen Geistesprodukte vereinigt werden, welcher eine zweyte, den Lysis, Charmides, Laches und Protagoras umfassende, folgt. Der zweyte Alkibiades wird in den Anhang „einiger dem Platon fälschlich zugeschriebenen, aber doch aus seinem Zeitalter herrührenden Werke“ verwiesen.

Schon diese Uebersicht der in dem ersten Bande enthaltenen Schriften läßt uns Hr. St. als den rechten Widerpart Ast's erkennen, welcher den sämmtlichen dem Protagoras vorangehenden Gesprächen den platonischen Ursprung abspricht. Gegen ein solches Urtheil vertheidigt Hr. St. nicht nur die genannten Gespräche der ersten Reihe, sondern, wie sich von selbst erwarten läßt, auch die spätern, hinter Protagoras gesetzten, wie den Euthydemos, Menon, Euthyphron, die Apologie, den Kriton, welche Ast sämmtlich in das gemeinsame Verwerfungsurtheil mit eingeschlossen hat. Jeder unbefangene Leser wird die Sorgfalt und den Scharfsinn anerkennen, mit dem Hr. St. in allen diesen verdächtigten Gesprächen die Spuren des platonischen Geistes aufzufinden und solche Vorzüge an's Licht zu stellen weiß, wodurch auch die geringste dieser Schriften doch unserer Beachtung in hohem Grade würdig erscheint. Dieß würde sie jedoch auch dann bleiben, ja in gewissem Falle vielleicht noch in höherem Maaße werden, wenn man aus irgend welchem triftigen Grunde ihr einen anderen Urheber als Platon zuschreiben müßte; und es hieße den Standpunkt besonnener und wahrheitsliebender Kritik verrücken, würde man den Zweifel an dem platonischen Ursprunge einer Schrift für gleichbedeutend halten mit der Herabsetzung ihres inneren Werthes. Zu dieser Verwechselung könnte freylich Ast's gewaltsames Verfahren hinreichende Veranlassung bieten; die Kritik aber wird dasselbe wohl nie anerkennen, und gewiß werden es auch nur wenige seyn, die sich durch eine solche fast wegwerfende Geringschätzung, mit der sich derselbe z. B. an der herrlichen Vertheidigungsrede versündigt hat, in ihrem Urtheile bestimmen ließen. Diese Angriffe weist Hr. St., wie gesagt, ebenso geschickt als nachdrücklich ab. Nur will es uns bedünken, daß in diesem Bestreben bisweilen auch wohlbegründete Bedenken unberücksichtigt geblieben sind. Es gilt dieß von mehreren der dem Protagoras vorangestellten Gespräche, deren theilweise Schönheiten trefflich entwickelt werden, deren aber auch nicht zu verkennende Mängel entweder gar nicht erwähnt oder doch bey der schließlichen Beurtheilung so viel wie gar nicht in Rechnung gebracht werden. Bey den Schriften, die als die frühesten Geistesproducte Platons betrachtet werden, bietet sich natürlich von selbst das Auskunftsmittel (Platon war eben damals *αὐτὸς αὑτοῦ νεώτερος*), und von dem angehenden Schriftsteller darf man nicht dieselbe Virtuosität erwarten, welche wir in seinen vollen-

detsten Werken wahrnehmen und bewundern. Anders verhält es sich nun freylich mit den Gesprächen, welche Hr. St. nach dem Protagoras setzt. Diese müssen es sich schon gefallen lassen, mit dem Maaßstab gemessen zu werden, welchen jenes in jeder Hinsicht ausgezeichnete Gespräch für die Beurtheilung platonischer Kunst und Eigenthümlichkeit an die Hand gibt. Die nächste Stelle nach demselben nimmt in der von Hrn. St. befolgten Anordnung der Euthydemos ein. Während nun Ast es eitle Mühe nennt, in diesem Gespräche, das jeder höheren Beziehung und Andeutung entbehre, nach einem wissenschaftlichen Gehalte oder gar einem philosophischen Zusammenhange mit den platonischen Gesprächen zu forschen, weist Hr. St. in seiner meisterhaft geschriebenen Einleitung nicht nur die glänzenden Vorzüge der Darstellung, sondern auch den tieferen Gedankengehalt mit großem Scharfsinne und unläugbarem Erfolge nach. Wir können es uns nicht versagen, einige Stellen auszuheben, um dem Leser zugleich eine Probe der eben so geistreichen als tiefeingehenden Behandlung zu geben.

Nachdem Hr. St. die Helden des Drama's, das edle Brüderpaar Euthydemos und Dionysodoros, die ehemals Fechtmeister ihres Zeichens und Redenschreiber, noch in vorgerückten Jahren von der Dialektik und Ethik Profession machten, um als Weisheits- und Tugendlehrer aufzutreten, im Grunde aber auf diesem Gebiete ihr altes Fechterhandwerk fortsetzten, in ihrem Verhältniß zu den berühmten Sophisten, Protagoras, Gorgias, Prodikos, geschildert, fährt derselbe fort: „Indem uns nun Platon in diesem nach Euthydemos benannten Dialoge ein Bild jener geringern, ausgearteten, bloß in Trugspielen und Wortstreiten bestehenden Sophistik entwirft, könnte es scheinen, als habe er seinen Sokrates hier mit eben so unwürdigen als unbedeutenden Gegnern in den Kampf treten lassen. Aber wir dürfen jene neckischen Gedankenspiele und grammatischen Schulwitze, die uns jetzt so lächerlich und kindisch vorkommen, doch nicht allzu gering anschlagen; denn in der Geschichte des menschlichen Denkens nehmen sie ein sehr bedeutendes Feld ein und selbst ein Aristoteles hielt es nicht für überflüssig, der Darstellung und Lösung jener auf Täuschung berechneten Formeln und Schlüsse ein eigenes Buch zu widmen.“ Der Verf. zeigt hierauf, wie diese allerdings in Form und Inhalt und Zweck unphilosophischen Praktiker doch mit den tieferen und ernsteren Bestrebungen der Speculation in einem gewissen Zusammenhange stehen, und fährt dann fort: „Jene eristische Dialektik erscheint sonach als eine vorübende Gymnastik des Denkens, als ein Vorspiel einer tiefern Denk- und Sprachwissenschaft, und jene kindischen Wortgefechte waren in der That eine nothwendige Entwicklungsstufe, gleichsam die Flegeljahre der jugendlichen Philosophie; wir sehen sie daher, wenn auch in immer andern Formen, bey allen philosophisch gebildeten Völkern zu allen Zeiten wiederkehren, in welchen eine neue Geistesrichtung sich in einem neuen Gedankensystem ihre Bahn bricht“.

In der Gegenüberstellung der „echten, von begeistertem Streben nach Wahrheit getriebenen und in die Tiefe und Fülle der Begriffe eindringenden, dabey immer am meisten dem Ethischen und Praktischen zugewendeten“ Dialektik des Sokrates, gegenüber jener „trugvollen und unechten, auf Erkenntniß der Wahrheit verzichtenden“ Dialektik der Sophisten und ihrer Nachtreter erkennt zwar Hr. St. die apologetische Bedeutung an, will aber dieselbe nicht als den höchsten Zweck des Dialogs betrachtet wissen. „Vielmehr war es dem Platon wesentlich darum zu thun, eine feste Grenze des wahren Wissens sowohl gegen die auf der sinnlichen Wahrnehmung beruhende und deßhalb leicht irrende Vorstellung, als gegen das todte und abstracte Formelnwesen der Sophisten, das zuletzt zum Verzichten auf alle Wahrheit und auf alles Denken führen mußte, aufzufinden.“ In diesem Sinne glaubt der Verf. in dem Euthydemos, wie in dem spätern Menon und Gorgias, „die Mittelglieder und Uebergangsstufen zwischen den sokratisch-ethischen und den selbständigern, auf die eleatisch-megarische Philosophie zurückgehenden dialektischen Dialogen Platons“ zu erkennen.

Hr. St. weist somit diesem Dialoge übereinstimmend mit Hermann seinen Platz in der Reihenfolge der platonischen Schriften unmittelbar hinter Protagoras, „dem größten der im Wesentlichen noch rein sokratischen Gespräche“, an. „Denn nicht nur

in der Form finden wir zwischen beyden Kunstwerken die größte Uebereinstimmung, auch im Inhalte erscheint der Euthydemos theils als ergänzendes Seitenstück, theils als weiterführende Fortsetzung des Protagoras. Beyde Werke stellen, wie schon der größere Hippias, das Treiben der Sophisten und ihrer Anhänger mit einer von schalkhaftem, jugendlichem Uebermuthe übersprudelnden, frischen und fröhlichen aber nie bittern und vernichtenden, vielmehr auch den Gegner mild und heiter anerkennenden Komik dar, so daß wir bey der Lesung derselben jenes von allen Mißklängen freye, ästhetische Behagen empfinden, das die gelungensten Werke der alten Komödie in uns erregen..... Aber auch die feine und reiche Charakterzeichnung der Personen und die mimisch-dramatische Lebendigkeit der rasch sich bewegenden Handlung erinnert uns in beyden Dialogen gleichmäßig an jene herrlichen Dichterwerke". Bey dieser Gelegenheit bemerkt Hr. St., wie darin eine weise berechnete Feinheit des Schriftstellers liege, daß Sokrates, „der noch im Protagoras, wie in allen Dialogen der ersten Periode, als ein Mann in den besten Jahren erschien, hier plötzlich als Greis aufgeführt wird". Dieß sey darum geschehen, weil Sokrates gegen das Sophistenpaar, welches so tief unter Protagoras stand, nicht jene rücksichtsvolle Haltung habe einnehmen dürfen, die er überall gegen jenen beobachte. Diese Annahme scheint uns mit der Wirklichkeit der Thatsache nicht ganz in Einklang zu stehen. Vielmehr könnte man den Eindruck bekommen, daß Sokrates dem Protagoras gleich von Anfang an viel schärfer zu Leibe geht als den Sophistenbrüdern, indem er sich mit fast übermäßiger Geduld immer wieder hinter sein ironisches Lob, wie in ein verschanztes Lager, zurückzieht, dem kecken, streitsüchtigen Ktesippos es überlassend — worin allerdings ein fein motivirter Zug des Gespräches liegt — die beyden Klopffechter in entsprechender Weise zu bedienen. Auch bedurfte es dieses Grundes gar nicht, um die Verschiedenheit in der Zeichnung des Sokrates zu rechtfertigen, da sie außerdem von dem Verf. hinreichend motivirt ist. Auch in der für einen andern Zug in unserem Dialoge aufgestellten Erklärung können wir Hrn. St. nicht beystimmen. In der zweyten Katechese nämlich, welche Sokrates mit Kleinias anstellt, läßt dieser in der Erzählung des Gesprächs den Jüngling zuletzt mit so selbstständiger Einsicht den eingeleiteten Gedanken weiter ausführen, daß Kriton seine Verwunderung nicht unterdrücken kann und Sokrates selbst zugibt, „die Worte möchten einem überlegenen Geiste, also doch wohl seinem eigenen, entsprungen seyn." Diese Abweichung von der sonstigen Art und Weise des Platon glaubt Hr. St. am besten damit erklären zu können, daß er annimmt, „Platon habe hier an einem auffallenden Beyspiele die wunderbar wirksame Gewalt der Lehrmethode seines Meisters darstellen wollen, die durch ihre Klarheit und Folgerichtigkeit einen begabten Jüngling so mächtig anregen und fortreißen konnte, daß er, seiner Schüchternheit vergessend, die von dem Lehrer begonnene Gedankenreihe fortzuspinnen und aus den Vordersätzen desselben die nothwendigen Folgerungen selbstthätig zu ziehen, ja, dabey sogar ganz neue und selten gehörte Gedanken auszusprechen wagte, so daß in der That ein überlegener Geist durch ihn zu reden schien". Allein diese Auffassung trägt offenbar etwas in die Schrift hinein, was mit der von Hrn. St. selbst adoptirten Worterklärung einigermaßen in Widerspruch steht. Denn indem Sokrates zugibt, daß weder Kleinias noch Ktesippos sich zu solcher Weisheit verstiegen, und ausdrücklich versichert, daß sie aber auch keinem der Sophistenbrüder angehöre, und daher vermuthet, es müsse wohl ein Gott zugegen gewesen seyn, der solches geredet, womit er scherzhaft ablehnt, den eigentlichen Urheber zu nennen, bekennt er sich ja doch wohl im Grunde zu der dem Kriton in den Mund gelegten Deutung, womit dann ja aber das Außerordentliche in der Leistung des Jünglings und eben damit auch das Wunderbare in der Wirkung der Lehrmethode des Sokrates wegfällt, dagegen eine in künstlerischer Hinsicht sehr fein angelegte Abwechselung in der Erzählung des Gesprächs gewonnen wird.

Eine besondere Beachtung verdient der in dem einrahmenden Schlußgespräche von Kriton angeführte aber nicht namentlich genannte Redenschreiber, den Sokrates, mit Berufung auf einen Ausspruch des Prodikos, ein Zwitterding zwischen Philosoph und Staatsmann nennt. „Kaum ist jemals", sagt Hr. St., „das ebenso schwächliche als anmaßende We-

sen jener Dritten, wie sie Platon nennt, die als Männer der richtigen Mitte sich zwischen scharfen Gegensätzen schlau hindurch zu winden suchen, mit so feinen Zügen gezeichnet worden". Die Frage, wer unter dem Ungenannten gemeint sey — und man hat sich in den verschiedenartigsten Vermuthungen erschöpft, die insgesammt nur beweisen, daß die hier gezeichneten Züge auf viele bekannte und wohl nicht minder viele unbekannte Persönlichkeiten passen, keiner aber der namhaft gemachten mit unzweifelhaftem Vorrechte angehören — diese Frage beantwortet Hr. St. dahin, daß er mit Socher und Stallbaum „eine Personification der vom Platon auch an einer andern Stelle (in der zweyten Katechese des Sokrates), ganz besonders aber im Gorgias mit so bitterem Tadel erwähnten Classe der bezahlten Kunstredner und Redenschreiber" annimmt, „die nach dem Vorgange des Antiphon und unter dem Einflusse der durch Gorgias nach Athen verpflanzten sikelischen Kunstberedsamkeit bey den redelustigen und proceßsüchtigen Athenern ein so weites Feld ihrer oft unheilvollen Wirksamkeit fanden".

Der sprachlichen Darstellung und künstlerischen Composition des Dialogs spendet Hr. St. das größte Lob und setzt denselben als ein durchaus ebenbürtiges Werk dem Protagoras an die Seite. „Hier wie dort", äußert der Verf., „wird das Gespräch nicht unmittelbar dargestellt, sondern mit mimischer Lebendigkeit nacherzählt; hier wie dort wird es durch ein Gespräch des Sokrates mit einem bey der Haupthandlung unbetheiligten dritten, wie durch einen Prolog, eingeleitet; aber dieses einleitende Gespräch ist hier nicht nur viel lebendiger und charakteristischer durchgeführt, sondern es greift auch in die Mitte des erzählten Gesprächs hinüber, wo die zweyte Unterredung des Sokrates mit Kleinias plötzlich abgebrochen und von Kriton weitergeführt wird; es wird endlich auch nach der Erzählung noch fortgesetzt und bildet so einen Epilog, wie wir ihn weder im Protagoras noch in irgend einem andern platonischen Dialog wiederfinden".

Man sieht, die eingehende Beurtheilung des Hrn. St. sticht in ihren Ergebnissen nicht wenig ab von der Kritik, welche Ast an diesem Gespräche geübt hat, und ist ganz dazu gemacht, ein etwa

ungünstiges Vorurtheil durch ein möglichst günstiges zu ersetzen. Gleichwohl will es uns bedünken, als wäre auch auf diese Weise einer nach beyden Seiten gerechten Würdigung nicht durchaus Genüge geleistet. Denn während Hr. St. die wirklich vorhandenen zum Theil glänzenden Vorzüge in's hellste Licht setzt, übergeht er ganz die auch nicht zu läugnenden Mängel, oder gibt ihnen durch eine leise Wendung ein anderes Ansehen, als sie in der Wirklichkeit haben. Dahin gehört z. B. die Bemerkung, daß es nicht für eine bloß ironische Redensart zu halten sey, wenn Sokrates sagt, er habe sich bey jenen Männern in die Schule gegeben, um ihre Weisheit zu lernen; denn es liege darin die Anerkennung, daß die von ihnen und ihren Genossen aufgestellten Antinomien ein nothwendiges Moment und eine zu überwindende, aber nicht gering zu schätzende Vorstufe zur wahren dialektischen Kunst und zu höhern Erkenntnissen waren. Allein Sokrates sagt eben nicht, er habe sich bey jenen Männern in die Schule gegeben, sondern er werde sich geben, und zwar unter Umständen, wodurch diese Aeußerung allerdings bloß die Wirkung einer ironischen Redensart erhält, die noch überdieß in der öfteren Wiederholung lästig und in ästhetischer Beziehung anstößig erscheint. Es ist nämlich zu beachten, daß dieselbe nicht bloß in das erzählte, sondern auch in das einrahmende Gespräch mit Kriton verlegt wird, daß also die erzählte Unterhaltung mit den Sophisten, in welcher die wissenschaftliche Armseligkeit und moralische Nichtswürdigkeit dieser Charlatane sich in ihrer ganzen Blöße gezeigt hat, als bereits vorausgegangen gedacht werden muß, wodurch es in der That ein etwas frostiger Scherz wird, wenn Sokrates erklärt, er habe im Sinne, sich bey den beyden Männern in die Schule zu geben, und auch damit sich noch nicht begnügt, sondern diesen Scherz noch weiter ausspinnt, durch die nicht ganz geschmackvolle Erzählung seines Verhältnisses zu Konnos, und dann auch noch den Kriton auffordert, sich zum Mitschüler herzugeben und seine Söhne als Lockspeise anzubieten, damit die Sophisten eher geneigt wären, sie, die Grauköpfe, selbst als Schüler anzunehmen.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 15. Juli.

Nro. 7. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1853.

Platon's sämmtliche Werke, ꝛc.

(Fortsetzung).

Damit sollte es nun billig sein Bewenden haben. Das ist aber keineswegs der Fall in unserem Dialoge. Denn gleich nachdem Sokrates die Erzählung des Gespräches beendigt, an dessen Schluß er — man möchte auch zweifeln, ob in passender Weise — mit der Ermahnung an die Sophisten, die Armseligkeit ihrer Weisheit nicht gar zu augenscheinlich bloszustellen, die Aufforderung verbindet, ihn nebst den Kleinias als Schüler anzunehmen; nachdem also auch Kriton zur Genüge wahrnehmen konnte, was er sich von dem Unterrichte der Sophisten zu versprechen hat, wiederholt Sokrates noch einmal die Zumuthung, Kriton soll mit ihm zu jenen Männern in die Schule gehen. Durch solche Unzuträglichkeiten verliert auch überhaupt das Lob, welches Hr. St. dem einleitenden Gespräch des Euthydemos im Vergleich mit dem Protagoras zollt, etwas an Gewicht. Wenn ferner Hr. St. „die poetische Fülle des zwischen Ernst und Scherz mit unvergleichlicher Anmuth schwebenden, durch die treffendsten und lebensfrischesten Bilder belebten Ausdruck's“ rühmt, so ist doch nicht zu verkennen, daß Ast einigermaßen Recht hat, wenn er in der Häufung von bildlichen und sprichwörtlichen Ausdrücken und Wortspielen u. s. w. ein Uebermaaß sieht, wie dieß im Protagoras und anderen der schönsten Schriften Platon's nicht nachzuweisen ist. Zuweilen gehen sie auch an sich über die Grenze des Angemessenen hinaus, wie wenn Sokrates in seinem Gespräch mit Kleinias, indem er die Kunst der Redenschreiber als Theil der Bezauberungskunst erklärt, ihr gegenseitiges Verhältniß dahin bestimmt: „die eine wirkt besänftigend auf Schlangen, Spinnen, Skorpionen und andere Thiere und Krankheiten, die andere aber besänftigend und besprechend auf Gerichtshöfe, Volks- und andere zahlreiche Versammlungen“. Diese und andere, nicht eben als künstlerische Vorzüge anzurechnenden Eigenschaften des Dialogs klingen zwar vielfach an die von Hrn. St. vor Protagoras gesetzten Gespräche an, stechen aber wesentlich und zu ihrem Nachtheil von der hohen künstlerischen Vollendung, der bey aller Frische und Lebendigkeit der Darstellung durchaus maaß- und anstandsvollen Haltung des Protagoras ab. Man muß also wohl annehmen, daß, wenn der Euthydemos nicht — und es sprechen allerdings triftige Gründe dagegen — zu den Vorläufern des Protagoras zu rechnen ist, wir in ihm den schwächeren Abglanz jenes in besonders glücklicher Stunde geborenen Werkes besitzen, und daß vielleicht gerade die Aehnlichkeit der Intention und Situation einer gleich harmonischen Ausführung, wie wir sie an jenem wie aus einem Guße des reinsten, edelsten Metalles hervorgegangenen Werke bewundern, hinderlich gewesen. Ja, sollen wir unser Gefühl aussprechen, das sich uns jedesmal bey Lesung dieses Gespräches aufdrängte, so müssen wir gestehen, daß wir niemals den Gedanken an die Möglichkeit eines anderen Verfassers unterdrücken konnten. Denn abgesehen von einzelnen Verstößen gegen die Angemessenheit, die sich etwas schwer mit dem sonst von Platon bewährten Geschmack vereinbaren lassen, glauben wir überhaupt einen anders

gestimmten ästhetischen Ton zu vernehmen, der weniger an die — wir möchten sagen aristokratische — Feinheit erinnert, die wir als eine charakteristische Eigenschaft der platonischen Darstellung betrachten. Manches, was uns unter der Voraussetzung des platonischen Ursprungs auffallend erscheint, wie eben die zahlreichen Anklänge nicht nur an den Protagoras, sondern an mehrere andere platonische Dialoge der späteren Zeit, würde sich viel natürlicher erklären bey der Annahme eines anderen mit den platonischen Schriften vertrauten und vielleicht durch dieselben zu schriftstellerischer Thätigkeit angeregten Verfassers. Und ist es nicht im höchsten Grade wahrscheinlich und durch überlieferte Zeugnisse bestätigt, daß in jener Zeit der Blüthe geistiger Bildung und besonders rhetorischer Studien zu Athen, die Bewunderung der platonischen Schriften manchen begabten Jünger der Philosophie — sey es unter den Sokratikern oder Platonikern — zu ähnlichen Versuchen reizen mußte, die nicht immer so ganz unzulänglich auszufallen brauchten, wie manche der anerkannt unächten Schriften sind, die wir in der Sammlung der platonischen Werke finden. Wie solche Dialoge fremden Ursprungs mit den platonischen in ein Corpus vereinigt werden konnten, dieß bedarf angesichts der sowohl hier als in anderen Schriftgattungen unzweifelhaft vorliegenden Thatsache keiner weiteren Erörterung. Bemerkenswerth ist auch der Umstand, daß, so viele Fragen und Untersuchungen auch berührt werden, die wesentlich in den Organismus der platonischen Philosophie eingreifen, durch den Verlust dieses Werkes doch keine Stufe der Entwicklung um ihren eigentlichen Vertreter unter den platonischen Schriften gebracht würde, indem alle einschlagenden Fragen in anderen Dialogen, wie im Protagoras, Gorgias, Theätetus, Sophistes tiefer und gründlicher behandelt werden; und auch auf die doppelte Katechese, die Sokrates mit Kleinias vornimmt, darf man sich nicht allzusehr berufen, da diese selbst der Erklärung eher Schwierigkeiten bietet als ein sicheres Kennzeichen des platonischen Ursprungs an die Hand gibt. Alle diese Gründe sind nun keineswegs hinreichend, diesem Gespräche seinen Platz unter den platonischen Schriften abzusprechen, wozu wohl auch die sprachliche Darstellung entschiednere Anhaltspunkte bieten müßte; aber sie sind wohl hinreichend, um den Euthydemos in die Zahl derjenigen Gespräche zu setzen, für deren Aechtheit wohl kein Kenner der platonischen Schriften mit gleicher Ueberzeugung eintreten möchte, als z. B. bey solchen Werken, wie Protagoras, Gorgias, Phädrus, Phädon u. a., denen die Muse den Stempel des platonischen Geistes unverkennbar aufgedrückt hat. Durch diese secundäre Stellung in der Reihe der platonischen Schriften verlieren jene Werke natürlich nichts an ihrem wirklichen Werth und Gehalt, und es wäre gewiß eher ein Gewinn als ein Verlust zu nennen, wenn es gelänge, für ein oder das andere derselben durch irgend welche triftige Beweisgründe einen anderen Verf. zu ermitteln und z. B. durch eine solche Dahingabe auch nur einen Dialog von Aristoteles zu erkaufen. Immer aber bleibt es Pflicht und Aufgabe nicht nur der Kritik überhaupt, sondern auch und namentlich der platonischen Forschung, nach beyden Seiten hin den Grad der Gewißheit nicht höher anzuschlagen, als die Natur der Sache und die vorhandenen Beweisgründe erlauben, kurz das sokratische Nichtwissen nicht allzusehr zu vergessen.

Diese Forderung findet auch bey der Anordnung der platonischen Gespräche nach einer bestimmten Zeitfolge ihre Anwendung. Denn bedenkt man, wie selten in den Werken selbst ein bestimmterer chronologischer Anhaltspunkt gegeben ist, dem man ohne Bedenken folgen kann, und wie schwer es ist in vielen Fällen zu unterscheiden, ob in den inneren Beziehungen der Dialoge untereinander eine Andeutung als Rückbeziehung auf eine frühere Schrift oder als eine vorläufige Hindeutung auf eine spätere, ausführlichere Entwicklung zu betrachten ist, so wird man sich wohl begnügen müssen mit der Ueberzeugung, höchstens in den größeren Umrissen der objectiven Wahrheit nahe gekommen zu seyn, in dem weiteren Detail aber der möglichsten Wahrscheinlichkeit und subjectiven Zweckmäßigkeit Genüge geleistet zu haben. In dieser Beziehung entspricht die Reihenfolge, in welcher uns Hr. St. die platonischen Schriften vorführt, gewiß allen billigen Anforderungen, wenn sie auch nicht den Anspruch machen kann, als die unzweifelhaft richtige oder auch

nur vorzugsweise historisch beglaubigte zu gelten. Ein gegründetes Bedenken läßt sich z. B. erheben gegen die Stellung, welche Hr. St. dem größeren Hippias unmittelbar vor dem kleineren gibt. Läßt man nun auch keinen Zweifel aufkommen gegen die Wahrscheinlichkeit, daß beyde Gespräche von demselben Verfasser herrühren sollen, so muß man doch anerkennen, daß das kleinere vielmehr Verwandtschaft mit dem Jon hat als das größere, das in der sprachlichen und dialektischen Darstellung eine weit größere Sicherheit und Gewandtheit verräth, und wie Herr St. ganz richtig bemerkt, in diesen Eigenschaften eine hervorstechende Verwandtschaft mit dem Euthydemos bekundet. Denn der von Hr. St. aufgezeigte Fortschritt in der Kunstform des kleineren Gesprächs gegenüber dem größeren kann keine Instanz gegen die spätere Abfassung des letzteren abgeben, da Platon ja auch sonst zu früher angewendeten und in einzelnen Fällen ausdrücklich aufgegebenen Formen zurückkehrt, wo ihm dieß aus anderen Gründen räthlich scheint, und es sich jedenfalls denken läßt, daß ihm eine ganz gleichmäßige Einführung des späteren Gespräches, eben weil es derselben Persönlichkeit gewidmet war, nicht zusagen mochte, um so mehr, als ihm eine andere gewiß nicht weniger fein ausgedachte, wenn auch zu stark ausgebeutete Erfindung für die fehlende dritte Person hinlänglichen Ersatz bot zur Belebung des Gesprächs. Und wie, setzt Hr. St. nicht selbst den Alkibiades, dessen Verwandtschaft in der Anlage des Gesprächs mit dem Jon und größeren Hippias, also Verschiedenheit von dem kleineren Hippias in eben dieser Beziehung er ausdrücklich hervorhebt, dennoch hinter dieses Gespräch, und zwar trotz aller anerkannten nicht unwesentlichen Mängel der Darstellung, wie sie sich in gleich hohem Maaße kaum in einem der vorangehenden Dialoge finden?

Ein ähnliches Bedenken können wir nicht unterdrücken gegenüber der von Hr. St. aufgestellten Vermuthung, daß die drey Gespräche: Charmides, Laches und Protagoras in demselben Jahre abgefaßt seyen. Denn so wohl überlegt auch die historischen Combinationen sind, auf welche sich diese Annahme stützt, so besitzen sie doch keineswegs das Gewicht so unwidersprechlicher Thatsachen, daß nicht auch solche Gründe, welche dieser Annahme etwa entgegenstehen, Berücksichtigung verdienten. Ein derartiger innerer Grund scheint uns in dem schriftstellerischen Charakter der drey genannten Werke zu liegen. Denn in der That spricht uns aus den beyden erstgenannten Werken einer- und dem Protagoras anderseits doch ein ganz verschiedener Ton an, und zwar nicht bloß in Bezug auf die reiche Entfaltung und vollendete Ausbildung der dialogischen Kunstform, durch welche sich dieses Gespräch allerdings den schönsten der reiferen Periode an die Seite stellt, sondern auch und namentlich in Rücksicht auf die feineren Fäden und tieferen Motive der künstlerischen Composition und sprachlichen Darstellung, welche eine viel directere Beziehung als jene relativ doch mehr äußere Seite der Kunstform auf die geistige Entwicklung und schriftstellerische Ausbildung des Verfassers enthalten. Kurz, wir können uns die sämmtlichen von Hr. St. dem Protagoras vorangeschickten Gespräche nicht anders als Vorläufer desselben denken, als daß wir zugleich annehmen, der Verfasser sey durch alle diese Versuche seiner schriftstellerischen Thätigkeit zunächst zu dem Bewußtseyn gekommen, daß er das Ideal des Kunstwerkes, welches er als frühe Ahnung im Herzen tragen mochte, noch nicht erreicht habe; und der Protagoras sey eben jenes *Εὕρηκα*, die erste ganz gelungene Frucht der platonischen Muse. Bey dieser Auffassung müssen wir gleichviel ob re oder potentia eine gewisse Pause des Besinnens und der Sammlung annehmen, die uns hindert, dieses Werk in einer einfachen, man mußte sogar fast annehmen, beabsichtigten Continuität mit den beyden anderen, doch in keinem Falle auf gleicher Stufe der Kunstvollendung stehenden Dialogen zu denken.

So viel mag genügen, um den Gesichtspunkt zu charakterisiren, von dem aus Hr. St. die platonischen Dialoge nach Inhalt und Form und ihrem inneren Zusammenhange nach einer bestimmten Reihenfolge betrachtet. Können wir auch den gewonnenen Resultaten nicht gerade überall beytreten, so müssen wir uns doch mit voller Ueberzeugung dahin aussprechen, daß die Einleitungen zu den einzelnen Gesprächen in hohem Maaße der Forderung entsprechen, welche der Vers. laut der Vorrede selbst an sich ge-

stellt hat; und wir zweifeln nicht, daß Hr. St. nicht nur den Liebhabern, die nicht Fachgelehrte sind, sondern auch den Forschern auf demselben Gebiete eine willkommene Gabe geliefert hat. Der versprochenen allgemeinen Einleitung sehen wir von einem so bewährten Kenner der antiken Philosophie mit besonderer Erwartung entgegen.

Was nun die andere Seite des vorliegenden Werkes, nämlich die Uebersetzung der platonischen Schriften selbst, betrifft, so erweckt es ein günstiges Vorurtheil, daß der Verf. sich bereits an einer Uebersetzung des Thukydides und Aristophanes versucht hat. Und in der That wüßten wir uns keine besseren Vorstudien zu einer Uebersetzung des Platon zu denken, dessen kunstreich durchgebildeter Styl mit dem tiefsinnigen Ernst des Historikers die Anmuth und Feinheit des Dichters in der glücklichsten Weise vereinigt. Aber eben in diesen vielbewunderten Eigenschaften der platonischen Darstellung, welche ganz auf die eigenthümlichen Fähigkeiten der griechischen Sprache begründet sind, liegt für den Uebersetzer eine Quelle der mannichfachsten und tiefgehendsten Schwierigkeiten. Welche Anforderungen an eine wahrhaft befriedigende Lösung der gestellten Aufgabe zu machen sind, dieß hat wohl Niemand besser erkannt und gewürdigt als Hr. Steinhart, wie dessen Beurtheilung der Schneider'schen Uebersetzung des Staates bezeugt. Wenn übrigens Hr. St. in dem Lobe, das er dieser Leistung spendet, soweit geht, daß er glaubt, der Uebersetzer habe ein wirkliches Kunstwerk geliefert, so können wir bis zu diesem Punkte schon darum nicht mitgehen, weil er nach unserer Meinung weit außerhalb der Grenzen der Möglichkeit liegt. Wir bekennen uns in dieser Beziehung auch jetzt noch zu der Ansicht, die wir bey Beurtheilung der Drescher'schen Uebersetzung (Bnd. XXIX. Nr. 249 dieser Zeitschrift) ausgesprochen haben, und glauben somit jedenfalls nicht mit allzuhohen Prätensionen an das vorliegende Werk heranzutreten. Die Ansprüche, welche der Uebersetzer selbst (Vorwort S. X.) an seine Arbeit macht, müssen als durchaus läßlich und sachgemäß bezeichnet werden, so daß die Beurtheilung, welche ohne übertriebene Theorien nur das Ziel des Möglichen und Erreichbaren im Auge hat, wohl des dort gebotenen Maaßstabs sich bedienen darf. Also „eine möglichst treue,

aber doch nicht durch allzuängstliches Festhalten an jeder Wendung und Wortfügung der Urschrift, steife und undeutsche und dadurch irgend unverständliche, demnach möglichst lesbare Uebersetzung“ ist es, was Herr Müller dem Leser zu bieten sich anheischig macht. Fügen wir noch die selbstverstandene Forderung der richtigen Auffassung des Urtextes hinzu, so werden wir das Maaß der Billigkeit nicht überschritten haben. In all' diesen Beziehungen läßt sich der Eifer des Bemühens und die Geschicklichkeit der Ausführung im Ganzen nicht verkennen, aber gleichwohl auch nicht läugnen, daß im Einzelnen noch Manches hinter dem gesteckten Ziele zurückbleibt. Diese Wahrnehmung möge zunächst nur dazu dienen, die eben sehr große Schwierigkeit der Aufgabe zur Anerkennung zu bringen, welche in der weitgreifenden Incongruenz beyder Sprachen gegeben ist. Man denke nur, was die griechische Sprache in dem Periodenbau durch den bequemen Gebrauch der Participien und die eigenthümlichen Partikelverbindungen zu leisten vermag, ohne der Verständlichkeit und Gelenkigkeit des Ausdrucks im Geringsten Eintrag zu thun; wie die Wortstellung bey der Freyheit von jedem äußeren Zwange sich überall mit Leichtigkeit den stylistischen Zwecken des Schriftstellers anbequemt, um zu ermessen, wie überaus schwierig es ist, bey aller Freyheit in der Wahl der Ersatzmittel, im Ganzen und Einzelnen die Wirkung des griechischen Originals zu erreichen. Es herrscht gegenwärtig wohl ziemliches Einverständniß, daß die Schleiermacherische Uebersetzungstheorie in ihrer Anwendung nicht zu dem gewünschten Ergebnisse führen kann. Ihr Fehler liegt darin, daß sie die natürliche Folge des thatsächlich gegebenen Verhältnisses, deren Ueberwindung die — allerdings schwerlich je vollständig zu lösende — Aufgabe des Uebersetzers ist, unter dem Gesichtspunkte des höchsten und letzten Zweckes selbst betrachtet.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 18. Juli.

Nro. 8. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1853.

Platons sämmtliche Werke, ꝛc.

(Fortsetzung.)

Begreiflicher Weise konnte die nach solchen Principien gearbeitete Uebersetzung der platonischen Schriften eben so wenig eine rechte Befriedigung gewähren; daher denn auch jeder neue Uebersetzer, wenn auch nicht das ihm vorschwebende Ideal erreicht, so doch wenigstens die Schleiermacher'sche Uebersetzung durch seine Leistung überboten zu haben hofft. In einer Beziehung übrigens dürfte es vielleicht den Nachfolgern — wir meinen natürlich solche, die, wie Schleiermacher, es auf eine Verdeutschung der Gesammtwerke des griechischen Philosophen abgesehen haben — nicht so leicht werden, ihren Vorgänger zu übertreffen, ja nur zu erreichen. Denn bey allen Mängeln, welche auf Rechnung des befolgten Princips gesetzt werden mögen, mag es doch vielleicht auch wesentlich dazu beygetragen haben, daß, wie man von einem platonischen Styl spricht, so auch der Uebersetzung es gelungen ist, durch eine gewisse gleichmäßige Haltung in Ton und Ausdruck, die immer unsere Bewunderung verdient, das zu erreichen, was man einen Styl nennt, wenn auch gleich demselben viel abgeht, ein würdiges Ebenbild des platonischen zu seyn. In der vorliegenden Arbeit soll nun keineswegs der gemachte Fortschritt verkannt werden; doch glauben wir, daß eine Vergleichung einzelner Partieen, der wir uns, um einer hergebrachten Pflicht zu genügen, nicht entziehen dürfen, das Resultat ergeben wird, daß nicht immer der Vorzug auf Seiten des Nachfolgers ist, und überhaupt auch solche Mängel vorhanden sind, welche hie und da die nachbessernde Hand vermissen lassen. Wir wählen zur Vergleichung eine Stelle aus Protagoras, und zwar aus dem schönen Gespräche des Sokrates mit dem jungen Hippokrates, der, voll Verlangen, den Unterricht des Protagoras zu genießen, am frühesten Morgen zu Sokrates kommt mit der Bitte, ihn zu Protagoras zu geleiten. Um den unbesonnenen Eifer des Jünglings abzukühlen und ihn über die Folgen eines unüberlegten Entschlusses zu belehren, versucht Sokrates, ihm das Wesen des Sophisten, von dem er keinen Begriff hat, deutlich zu machen. Die Stelle lautet in der Uebertragung beyder Uebersetzer folgendermassen:

Schleiermacher:

So sage denn, was glaubst du ist ein Sophist? — Ich meines Theils, sagte er, wie auch schon der Name besagt, der welcher sich auf Kluges versteht. — Aber, sprach ich, dieses kann man auch von Mahlern und Zimmerleuten sagen, daß sie die sind, welche sich auf Kluges verstehen. Wenn uns aber

Müller:

So sprich, sagt' ich, für was hältst du einen Sophisten? — Ich meine, erwiderte er, für Einen, der, wie der Name es besagt, im Besitze von Kenntnissen ist. — Kann man denn nicht, sagt' ich, auch von Malern und Baukünstlern sagen, daß sie im Besitz von Kenntnissen seyen? Wenn uns aber

Jemand weiter fragte, auf was für Kluges verstehen sich denn die Maler, so würden wir ihm sagen, auf das zur Verfertigung von Bildern gehörige und so auch im übrigen. Wenn uns aber Jemand fragte: Und der Sophist, auf was für Kluges denn der? Was würden wir ihm antworten, was zu verfertigen er verstehe? was würden wir sagen, daß er sey? — O Sokrates, er verstehe gewaltig zu machen im Reden. — Vielleicht, sprach ich, sagten wir dann etwas richtiges, aber hinreichend doch nicht. Denn die Antwort bedarf uns noch einer Frage, nämlich im Reden worüber denn der Sophist gewaltig macht? So wie der Musikmeister doch auch wohl seinen Schüler gewaltig macht im Reden, darüber nämlich, worin er ihn auch sachverständig macht, über die Musik. Nicht wahr? — Ja. — Gut, also der Sophist, im Reden worüber macht denn der gewaltig? Offenbar über das, worauf er sich auch versteht? — So sollte man denken. — Was ist also dasjenige, worin er selbst, der Sophist, sachverständig ist, und auch seinen Schüler dazu macht? — Beym Zeus, sagte er, weiter weiß ich dir nun nichts zu sagen. — Darauf sprach ich: Wie nun? weißt du also, welcher Gefahr du gehst deine Seele preiszugeben? Oder würdest du wenn du deinen Körper einem anvertrauen solltest auf die Gefahr, ob er gestärkt werden würde oder verdorben, dann wohl erst vielfach überlegen, ob du ihn ihm anvertrauen wollest oder nicht, und zur Berathung deine Freunde herbeyrufen und deine Verwandte, mehrere Tage lang der Sache nachdenkend: was du aber weit höher als deinen Körper achtest, und dem gemäß alle deine Angelegenheiten gut oder schlecht gehen müssen, je nachdem es gestärkt wird oder verdorben, die Seele, hierüber hast du dich weder deinem Vater noch deinem Bruder mitgetheilt, noch irgend einem von uns, deinen Freunden, ob du diesem eben angekommenen Fremdling anvertrauen sollst oder nicht deine Seele; sondern nachdem du gestern Abend von ihm gehört, wie du sagst, kommst du heute mit dem frühesten Morgen, nicht etwa um noch darüber irgend Gespräch und Berathung zu pflegen, ob du dich selbst ihm hingeben sollst oder nicht, sondern ganz bereit schon, dein und deiner Freunde Vermögen Jemand fragte, im Besitz welcher Kenntnisse sind denn die Maler, würden wir ihm etwa erwidern, der zur Verfertigung von Gemälden erfoderlichen, und so in andern Fällen. Wenn aber Jemand an uns die Frage thäte: Welche Kenntnisse besitzt denn der Sophist? Was würden wir ihm antworten? Auf welches Geschäft versteht er sich? — Was anderes sollten wir wohl von ihm aussagen, lieber Sokrates, als, daß er sich darauf verstehe, tüchtige Redner zu bilden? — Diese Antwort, sagt' ich, wäre vielleicht richtig, aber nicht ausreichend; denn unsere Antwort erheischt eine neue Frage, worüber der Sophist gut zu sprechen lehrt. Wie offenbar der Citherspieler über die Kunst, in der er unterrichtet, gut zu sprechen lehrt, über das Citherspiel. Nicht so? — Ja. — Wohl. Ueber was lehrt denn aber der Sophist gut zu sprechen? Doch offenbar über die, die er versteht? — Natürlich. — Was ist denn aber das, dessen Kunde der Sophist besitzt und seinem Schüler mittheilt? — Beym Zeus! das weiß ich dir nicht weiter zu sagen. — Und ich sagte darauf: Wie nun? Weißt du, welcher Gefahr du deinen Geist auszusetzen auf dem Wege bist? Oder würdest du dich nicht, solltest du Jemandem deinen Körper, auf die Gefahr hin, daß er gedeihe oder verderbe, anvertrauen, wohl bedenken, ob du ihn demselben anzuvertrauen habest oder nicht, und deine Freunde und Angehörigen in mehrtägiger Berathung zu Rathe ziehen; was dir aber mehr gilt als der Körper, dein Geist, von dessen Gedeihen oder Verderben dein ganzes Wohl- oder Uebelergehen abhängt; über diesen besprachst du dich weder mit deinem Vater, noch mit Einem von uns, deinen Freunden, ob du deinen Geist diesem fremden Ankömmlinge anzuvertrauen habest oder nicht; sondern, nachdem du am Abend, wie du sagst, es hörtest, bist du in aller Frühe gekommen, und sprichst darüber, ob du dich ihm anvertrauen sollst oder nicht, kein Wort, gehst nicht darüber zu Rathe, bist entschlossen, die eigene und der Freunde Habe daran zu wenden, als seyest du schon darüber vollkommen im Klaren, daß du durchaus dem Protagoras dich hingeben müssest, den du, wie du sagst, weder kennst, noch je gesprochen hast und einen Sophisten nennst, aber offenbar nicht weißt, was denn ein Sophist ist, dem

du dich anzuvertrauen im Begriff stehst? — Und daran zu wenden, also als wäre dieses schon fest beschlossen, daß du auf alle Weise dich mit dem Protagoras einlassen mußt, welchen du doch weder kennst, wie du sagst, noch auch jemals gesprochen hast; sondern du nennst ihn nur einen Sophisten, was aber ein solcher Sophist eigentlich ist, dem du dich selbst übergeben willst, darin zeigst du dich ganz unwissend. — Als er dieses angehört, sagte er: So hat es freylich das Ansehn, o Sokrates, nach dem was du sagst. — Ist etwa, Hippokrates, der Sophist ein Kaufmann oder Kleinkrämer in solchen Waaren, von welchen die Seele sich nährt? Mir wenigstens scheint er ein solcher. — Aber wovon nährt sich die Seele, Sokrates? — Von Kenntnissen doch wohl, sprach ich. Daß also nur nicht der Sophist uns betrüge, Freund, was er verkauft, uns anpreisend, wie Kaufleute und Krämer mit den Nahrungsmitteln für den Körper thun. Denn auch diese verstehen selbst nicht, was wohl von den Waaren, welche sie führen, dem Körper heilsam oder schädlich ist, loben aber alles, wenn sie es feil haben; noch auch verstehen es die, welche von ihnen kaufen, wenn nicht einer etwa ein Arzt ist, oder ein Vorsteher der Leibesübungen. Ebenso auch die, welche mit Kenntnissen in den Städten umherziehen, und Jedem der Lust hat davon verkaufen und verhökern, loben freylich alles was sie feil haben; vielleicht aber, mein Bester, mag auch unter ihnen so Mancher nicht wissen, was wohl von seinen Waaren heilsam oder schädlich ist für die Seele, und ebensowenig wissen es die, welche von ihnen kaufen, wenn nicht etwa einer darunter in Beziehung auf die Seele ein Heilkundiger ist. Verstehst du dich nun darauf, was hievon heilsam oder schädlich ist, so kannst du unbedenklich Kenntnisse kaufen vom Protagoras sowohl als von jedem Anderen; wo aber nicht, so siehe wohl zu, du Guter, daß du nicht um dein theuerstes würfelnd ein gefährliches Spiel wagst. Denn überdieß noch ist weit größere Gefahr beym Einkauf der Kenntnisse als bey dem der Speisen. Denn Speisen und Getränke, die du vom Kaufmann oder Krämer eingehandelt hast, kannst du in andern Gefäßen davon tragen, und ehe du sie essend oder trinkend in deinen Leib aufnimmst, sie zu Hause hinstellen, und auch dann noch einen Sachverstän-

als er das hörte, sagte er: So scheint es, lieber Sokrates, nach dem, was du sagst. — Ist etwa, lieber Hippokrates, der Sophist ein Handelsmann oder Mäkler mit solchen Waaren, von denen der Geist sich nährt? Mir wenigstens erscheint er so. — Nährt sich denn der Geist von Etwas, lieber Sokrates? — Offenbar vom Unterrichte, sagt' ich. Und daß, lieber Freund, der Sophist uns nur nicht durch Anpreisung dessen, was er feil hat, hintergeht, wie der mit Leibesnahrung handelnde Kaufmann oder Mäkler. Denn auch diese wissen wohl von den Waaren, die sie einführen, weder selbst, was dem Körper zuträglich oder schädlich ist, loben aber, es zu verkaufen, Alles, noch wer sie ihm abkauft, es müßte denn gerade ein Ringmeister oder Arzt seyn. So loben auch diejenigen, welche mit ihren Lehrvorträgen in den Städten umherziehen und sie verhandeln und aushöken, Alles zwar, was sie verkaufen wollen, jedem Kauflustigen; doch möchten, mein Bester, auch wohl von diesen manche nicht wissen, ob, was sie feil bieten, dem Geiste zuträglich oder schädlich sey, und deßgleichen auch ihre Abnehmer, wenn nicht auch hier wieder einer gerade ein Geistesarzt ist. Verstehst du dich also zufällig darauf, was davon zuträglich oder schädlich ist, dann kannst du ohne Gefahr den Unterricht des Protagoras oder jedes Andern erkaufen; wo aber nicht, dann mein trefflicher Freund, siehe dich vor, daß du nicht das Theuerste auf das Spiel setzest und gefährdest. Denn gewiß ist die Gefahr beym Einkauf von Unterricht weit größer als bey dem von Lebensmitteln. Denn wer Lebensmittel oder Getränke vom Kaufmann oder Krämer einhandelt, der kann in einem andern Gefäße sie heimtragen, ehe er durch Essen oder Trinken in seinen Körper sie aufnimmt, und indem er zu Hause sie aufbewahrt, kann er den Kundigen herbeyrufen und zu Rathe ziehen, was er davon essen und trinken dürfe oder nicht, und wann und wie viel, so daß bey dem Einkaufe die Gefahr nicht groß ist. Den Unterricht aber kann

digen herbeyrufend berathschlagen, was davon du essen und trinken sollst und was nicht, und wieviel und wann; so daß es bey dem Einkauf nicht viel bedeutet mit der Gefahr. Kenntnisse aber kannst du nicht in einem andern Gefäß davon tragen, sondern hast du den Preis bezahlt, so mußt du sie in deine Seele selbst aufnehmend lernen, und hast deinen Schaden oder Vortheil schon weg, wenn du gehst.

man nicht in einem andern Gefäße heimtragen, sondern man muß nothwendig, nachdem man den Preis dafür zahlte und mit dem Geiste selbst ihn auffaßte und sich aneignete, dadurch gefördert oder beeinträchtigt von dannen gehen.

Es nicht zu verkennen, daß man diese schöne Stelle, welche in so ausgezeichneter Weise Katechese mit Paränese vereinigt, leichter und angenehmer in der Uebertragung des Hrn. Müller liest als in der von Schleiermacher. Der Vorzug besteht hauptsächlich in der größeren Gelenkigkeit der Wortfügung, welche fast durchgehends mit glücklichem Takte getroffen ist, wie der Leser bey einer Vergleichung beyder Uebersetzungen leicht wahrnehmen wird. Nichtsdestoweniger wäre Einzelnes sowohl in dieser Beziehung als auch in der Wahl der treffenden Ausdrücke, zum Theil sogar in der Richtigkeit der Uebertragung zu bessern. Uebrigens tritt uns gleich im Anfang ein Beyspiel entgegen, welches zeigt, wie der Uebersetzer manchmal genöthigt ist, ein Opfer zu bringen. Denn natürlich geht für den deutschen Leser ein Theil der Wirkung verloren, den das griechische Original hat, wenn der Sophist als derjenige bestimmt wird, der, wie der Name es besagt, im Besitz von Kenntnissen ist. Das Wort Sophist, hat eben, wie alle fremdländischen Kunstwörter, den Uebelstand, daß es unmittelbar gar nichts besagt, sondern jedernur aus historischer Kenntniß einen Begriff damit verbindet, an welchen sich gar oft noch ein falscher Nebenbegriff ansetzt, wie das wohl auch hier der Fall ist. Denn Hippokrates denkt sich offenbar nicht das unter dem Worte, was man sich jetzt allgemein darunter denkt. Zweytens aber geht im Deutschen ganz der Sinn einer Verbaldefinition verloren: *ὁ σοφιστής - ὁ τῶν σοφῶν ἐπιστήμων*. Wollte man beyden Uebelständen abhelfen, so müßte man *σοφιστής* nach dem Beyspiel von *γραμματιστής* u. a. etwa — Weisheitslehrer übersetzen oder auch Weltweiser, ein Wort, das ohnedieß fast dieselben Schicksale erlebt hat als sein griechischer Leidensgefährte. Dann könnte das erklärende *ὁ τῶν σοφῶν ἐπιστήμων*, da das Wort „Weisheit“, welches dem griechischen Ausdruck wohl zunächst entspräche, doch auf eine engere Sphäre der Bedeutung beschränkt ist, etwa übersetzt werden: der sich auf die Wissenschaften versteht, oder: ein Wissenschaftskundiger, wodurch doch jedenfalls eine fühlbare Beziehung der Erklärung zu dem erklärten Worte gewonnen wäre. Dieses Mittel mag nun Hr. M. vielleicht aus Gründen der Consequenz, die ein Uebersetzer von Gesammtwerken nicht außer Acht lassen darf, verschmäht haben. Statt des ungebräuchlichen „Baukünstler“ war jedenfalls das ganz passende: Baumeister zu wählen. — Die Worte: *ποίας ἐργασίας ἐπιστάτης* übersetzt Hr. M. besser als Schl., aber doch auch mit Aufopferung der doppelseitigen Bedeutung des griechischen Wortes, die sich wohl durch Meister wiedergeben ließe. — „Tüchtige Redner“ drückt zwar an sich ganz richtig das griechische *δεινοὺς λέγειν* aus, möchte aber doch hier in Rücksicht auf das folgende, wegen der im Griechischen gewahrten Gleichheit des Ausdrucks, zweckmäßiger übersetzt werden: sie machen sie geschickt im Reden oder zu reden. — Ob „Musikmeister“ oder „Citherspieler“ vorzuziehen sey, möchte zweyfelhaft scheinen. Unpassend ist die Wahl des ersteren Wortes gewiß nicht, da das Beyspiel doch sichtlich gewählt ist wegen der ausschließlichen Anwendung dieses Instruments bey dem Musikunterricht zu Zwecken der geistigen Ausbildung. In dem Ausdruck: „über die Kunst, in der er unterrichtet“, erscheint das griechische: *περὶ οὗπερ καὶ ἐπιστήμονα (ποιεῖ)* doch allzu abgeschwächt, was um so weniger zu empfehlen, da derselbe Ausdruck gleich im Folgenden wiederkehrt, wo sich der Uebersetzer auch ohne Beeinträchtigung des Deutschen enger an das Original hätte anschließen können.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 20. Juli.

Nro. 9. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1853.

Platon's sämmtliche Werke ꝛc.

(Fortsetzung.)

Das Verfehlte in der Construktion der Worte; „doch offenbar über die, die er versteht“ setzen wir auf Rechnung eines zufälligen Versehens, eben so, wie etwas weiter unten die Auslassung der Worte: noch mit deinem Bruder vor: „noch mit Einem von uns.“ — Ob Hr. M. wohlgethan, *ψυχὴ* im Folgenden immer durch „Geist“ zu übersetzen, sey dahingestellt; in keinem Falle aber können wir es billigen, daß *περὶ τὴν ψυχὴν ἰατρικός* durch „Geistesarzt“ ausgedrückt wird, was im Deutschen auf einen anders modificirten Begriff führt, und wovon schon der Gebrauch des Adjectivs im Griechischen hätte zurückhalten sollen. Hier hat Schl. offenbar besser gewählt. — Steif und ungefällig ist der Ausdruck: „in mehrtägiger Berathung zu Rathe ziehen“, und trägt noch überdieß etwas hinein, was im Griechischen gar nicht unmittelbar enthalten ist, nämlich das „mehr“, welches auch Schl. angebracht hat. Richtiger wäre es wohl so ausgedrückt: du würdest deine Freunde und Verwandte zu Rathe ziehen, und Tage lang es überlegen. — Gleich darauf verlangte nicht nur die Treue gegenüber dem Original, sondern auch die innere Uebereinstimmung der Structur im Deutschen, daß statt „über diesen“ gesetzt würde: darüber oder hierüber, wie Schl. hat. — Weder an sich zweckmäßig noch dem Griechischen entsprechend ist der Ausdruck, den Schl. etwas weiter oben für *ἐπιτρέπειν* gebraucht, „daß du durchaus dem Protagoras dich hingeben müssest“ statt: daß du den Unterricht des P. genießen müssest. Oder sollte Hr. M. in dem griechischen *συνεστέον* eine absichtliche Amphibolie gesucht haben? — Im Folgenden drückt Hr. M. *ἔμπορος* abwechselnd durch „Handelsmann“ und „Kaufmann“, und *κάπηλος* wiederholt durch „Mäkler“, dieß wohl ebenso der Bedeutung des griechischen Wortes wie dem Zusammenhang der Stelle entgegen — einmal durch „Krämer“ aus. Warum nicht durch Höker? Darauf führt die authentische Interpretation bey Plat. Civ. II, 371 D; *καπήλους καλοῦμεν τοὺς πρὸς ὠνήν τε καὶ πρᾶσιν διακονοῦντας ἱδρυμένους ἐν ἀγορᾷ, τοὺς δὲ πλανήτας ἐπὶ τὰς πόλεις ἐμπόρους.* Ueberdieß würde dadurch die Uebereinstimmung mit *καπηλεύειν*, welches Hr. M. durch „aushöken“ übersetzt, gewahrt werden. — Ein Versehen ist es, wenn Hr. M. die Worte: *τρέφεται δέ, ὦ Σώκρατες, ψυχὴ τίνι;* übersetzt: „Nährt sich denn der Geist von Etwas, lieber Sokrates?“ — In dem Satz: „Denn auch diese wissen wohl von den Waaren, die sie einführen, weder selbst, was dem Körper zuträglich oder schädlich ist, loben aber, es zu verkaufen, Alles, noch wer sie ihm abkauft“ . . ist Hr. M., was dem Uebersetzer nicht mißgönnt werden soll, in der Verbindung der Satzglieder bis zur Grenze des Erlaubten gegangen; überschritten scheint er uns dieselbe zu haben an einer andern Stelle (Euthyd. 272 C), welche in der Uebersetzung des Hrn. M. (II. S. 31) so lautet: „Ich dagegen, lieber Kriton, habe sowohl dort andere Bejahrtere überredet, jene Schule als meine Mitschüler zu besuchen, als werde auch hier Andere dazu zu bestimmen versuchen.“

Da das vorliegende Werk nicht zunächst für Fachgelehrte bestimmt ist, — auch Leserinnen

verspricht sich der Uebersetzer — so hätte dem „Ringmeister“ wie Hr. M. γυμναστικός übersetzt, wohl eine Bemerkung beygefügt werden sollen, wenn auch nur eine Verweisung auf die bekannte Stelle im Gorgias enthaltend, damit der deutsche Leser die doch an sich gar zu unklare Beziehung des Ringmeisters auf die Kenntniß und Wahl der zuträglichen Nahrungsmittel besser verstanden hätte. — *Μαθήματα* übersetzt Hr. M. einmal durch „Lehrvorträge“, sonst durch „Unterricht“, beydes weder der eigentlichen Bedeutung des Wortes im Griechischen noch dem besonderen Zusammenhang an unserer Stelle ganz angemessen. Denn da im Original sich *μαθήματα* und *σιτία* entsprechen, so müßte auch im Deutschen ein Wort gewählt werden, das gleichartig ist mit „Lebensmittel“, also: Kenntnisse, wie Schl. übersetzt, oder Wissenschaften. — In den Worten: „nachdem man ... zahlte und ... auffaßte und ... aneignete“ ist der Gebrauch des Imperf. doch wohl unnatürlich! Auch entspricht die Gleichstellung der drey Participien *καταθέντα* und *λαβόντα καὶ μαθόντα* nicht der Absicht des Griechischen, so wie auch „beeinträchtigt“ für *βεβλαμμένον* mehr als ein Nothbehelf erscheint, den Schl. durch eine nicht ungeschickte Wendung umgangen hat. Wir glauben, die Stelle könnte im Sinne des Originals etwa so übersetzt werden: Wissenschaften aber kann man nicht in einem andern Gefäße heimtragen, sondern man muß, nachdem man den Preis erlegt, die Wissenschaft in die Seele selbst aufnehmen und erlernen, und so den Schaden oder Nutzen gleich mit hinnehmen.

Um nun noch eine Probe zu geben von andern Formen der dialogischen Darstellung, so heben wir eine Stelle aus Laches aus, welcher in der einfach dialogischen Form abgefaßt ist. Dieseble lautet bey Hrn. M. (Cod. I. S. 362).

„Nikias. Ich meinerseits, lieber Lysimachos und Melesias, lobe euren Plan und bin zur Theilnahme bereit, und ich denke, auch Laches da. Laches. Du denkst ganz recht, lieber Nikias; denn was da Lysimachos über seinen und des Melesias Vater sagte, scheint mir sehr treffend in Bezug auf Jenen und auf uns und Alle bemerkt, die mit Staatsangelegenheiten sich beschäftigen, daß es ihnen mit ihren Söhnen und andern eigenen Angelegenheiten ziemlich so geht wie dieser sagt, daß sie sie vernachlässigen und saumselig verwalten. Das also bemerkst du sehr richtig, Lysimachos, daß du aber uns bey der Erziehung deiner Söhne dir beyräthig zu seyn aufforderst, den Sokrates da dagegen nicht, das nimmt mich Wunder; erstens, ist er ja dein Bezirksgenosse, dann sind sein gewöhnlicher Aufenthalt solche Orte, wo dergleichen Dinge, nach denen du der jungen Leute wegen forschest, ein Unterrichtsgegenstand oder eine lobenswerthe Beschäftigung, betrieben werden. Lysimachos. Wie, lieber Laches, Sokrates da richtet seine Aufmerksamkeit auf etwas der Art? Laches. Allerdings gar sehr, lieber Lysimachos. Nikias. Das hätt' ich dir ebenfalls sagen können, so gut wie Laches; denn mir selbst empfahl er neulich für meinen Sohn einen Mann zum Lehrer in der Musik, Agathokles, einen Schüler des Damon, einen höchst gebildeten Mann, nicht bloß in der Musik, sondern auch in andern Dingen für den Umgang mit dergleichen jungen Leuten sehr schätzenswerth. Lysim. Ich, lieber Sokrates, Nikias und Laches, und meine Altersgenossen kennen nicht mehr die Jüngern, indem wir unsers Alters wegen die meiste Zeit zu Hause zubringen; weißt aber auch du, Sohn des Sophroniskos, mir deinem Bezirksgenossen einen guten Rath zu ertheilen, so bist du verpflichtet es zu thun, und von Rechtswegen, denn es trifft sich ja, daß du vom Vater her uns befreundet bist. Denn ich und dein Vater waren stets Freunde und gute Gesellen und bis an seinen Tod trennte uns kein Zwiespalt. Und bey den Reden dieser fällt mir eben auch etwas ein; diese Jünglinge da nämlich gedenken häufig, wenn sie zu Hause miteinander sich unterhalten, des Sokrates und erheben ihn hoch; nie befragt' ich sie jedoch, ob sie vom Sohne des Sophroniskos sprächen. Sagt mir aber, lieben Kinder, ist es der Sokrates da, dessen ihr immer erwähnt? Der Sohn des Lysimachos. Allerdings, lieber Vater, der ist es. Lysimachos. Schön, bey der Here! Es freut mich, mein Sokrates, daß du deinem Vater, dem wackersten Manne, auch in anderer Beziehung Ehre machst, vor Allem aber, weil wie wir an deinen, so du an unsern Angelegenheiten Theil nehmen wirst. Lach. Ja, laß den Mann dir nicht entgehen, lieber Lysimachos, denn auch anderwärts war ich Zeuge, wie er nicht

bloß seinem Vater, sondern auch dem Vaterlande Ehre machte. Denn auf der Flucht von Delion zog er mit mir sich zurück; und ich sage dir, hätten die Andern so wacker sich zeigen wollen, dann stand es wohl um unsern Staat und er hätte damals solche Niederlagen nicht erlitten."

Auch in dieser Stelle übertrifft die Uebersetzung des Hrn. M. an Leichtigkeit des Ausdrucks die seines Vorgängers. Einzelnes freylich bedürfte auch hier noch eine Verbesserung. So ist es wohl im Ganzen richtiger, δημότης durch „Bezirksgenosse" zu übersetzen als durch „Zunftgenosse", wie Schl. thut. Allein warum nicht: Gemeindegenosse? wodurch der Begriff von δῆμος doch viel natürlicher und treffender ausgedrückt wäre. — Mißlungen scheint uns die Stelle: „dann sind sein gewöhnlicher Aufenthalt solche Orte, wo dergleichen Dinge, nach denen du der jungen Leute wegen forschest, ein Unterrichtsgegenstand oder eine lobenswerthe Beschäftigung, betrieben werden." Erstens ist es nicht zu loben, daß das Verbum „betrieben werden" so nachschleppt, während der Uebersetzer hier so schön die Pflicht gegen die Muttersprache mit der Treue gegen das Original vereinigen konnte. Dann gehört καλὸν so gut zu μάθημα wie zu ἐπιτήδευμα, was in der Uebersetzung nicht beobachtet wird, die noch überdieß im Ausdruck steif ist. Hier verdient Schleiermacher den Vorzug, der die Stelle folgendermaßen wiedergibt: „daß du aber uns zu Mitberathern wegen der Erziehung dieser Jünglinge berufest, den Sokrates hier aber nicht berufest, darüber wundere ich mich, da er zuvörderst dein Zunftgenosse ist, demnächst aber sich immer da aufhält, wo etwas von dem zu finden ist, was du suchst für die Jünglinge, irgend eine anständige Wissenschaft oder Kunst." Wollte Hr. M. „Kunst" für ἐπιτήδευμα nicht gelten lassen, obwohl es in diesem Zusammenhange nicht gerade einen falschen Begriff involvirt, so war eine Verbesserung ja immer möglich, wobey die richtige Verbindung des Adjectivs gewahrt werden konnte. — Ein bloßes Versehen ist es, daß Agathokles zum Schüler des Damon gemacht wird, statt umgekehrt. — Das unmittelbar folgende: „einen höchst gebildeten Mann, nicht bloß in der Musik, sondern auch in andern Dingen für den Umgang mit dergleichen jungen Leuten sehr schätzenswerth" ist undeutsch in der Fügung und konnte unschwer durch eine sprachgemäßere ersetzt werden. Hr. M. scheint jedoch grundsätzlich sich diese Freyheit zu erlauben, da sie auch sonst in nicht weniger auffallender Weise vorkommt, z. B. Protag. 311 D (I. S. 436): „Wenn nun Jemand uns, darauf so begierig, fragte" .., wo Schl. für nöthig fand, durch eine Wendung zu Hülfe zu kommen, indem er übersetzt: „Wenn uns nun Jemand in solchem Eifer über diese Sache sehend fragte" ... — In den Worten: „so bist du verpflichtet es zu thun, und von Rechtswegen", sollte doch das letztere auch noch ein Verbum zur Stütze haben, mag man nun in δίκαιος δ' εἶ mehr den Begriff der Befugniß oder der Verpflichtung sehen; also entweder: du darfst, oder du mußt es von Rechtswegen, wenn man nicht χρή lieber durch ein anderes Wort ausdrückt und dann übersetzt: du bist es von Rechtswegen verpflichtet. — Die Worte: „denn auf der Flucht von Delion zog er mit mir sich zurück" sind sehr im Sinne der Schleiermacher'schen Theorie nach dem fremden Idiome hingebogen, und müßten deutsch etwa lauten: denn auf der Flucht von D. hielt er sich zu mir, da in συναναχώρει das Hauptgewicht auf dem σύν liegt. Gleich darauf sollte es heißen: und er hätte damals keine solche Niederlage erlitten.

Schließlich theilen wir noch wegen der eigenthümlichen Form dieser Schrift eine Stelle aus der Vertheidigungsrede mit, die uns in der Uebertragung besonders gelungen scheint. Sie lautet (II. B. S. 261):

„Nun könnte vielleicht Jemand sprechen: Ey wie, Sokrates, schämst du dich nicht, daß dein Treiben so beschaffen ist, daß es jetzt vielleicht dein Leben in Gefahr bringt? Ich aber könnte ihm mit gutem Rechte erwidern: du hast nicht recht, Freund, wenn du glaubst, ein Mann, der auch nur einigen Werth besitzt, müsse berücksichtigen, ob es sich um Tod und Leben handelt, und nicht vielmehr bloß, wenn er Etwas thut, beachten, ob er recht oder unrecht thut, ob er redlich oder schlecht sich bewährt. Denn nichts taugten, deiner Rede nach, alle Halbgötter, die vor Troia ihren Tod gefunden haben,

so die andern, vorzüglich aber der Thetis Sohn, der, um zu nichts Schimpflichem sich zu verstehen, so wenig die Gefahr achtete, daß als zu ihm, der den Hektor zu tödten begehrte, seine Mutter, eine Göttin, ungefähr, denk' ich, so sprach: Mein Sohn, rächst du deines Freundes Patroklos Mord und tödtest den Hektor, wirst du selbst deinen Tod finden: denn nach Hektor sogleich, sagt' sie, ist dir dein Ende geordnet. Wie er aber das vernahm, achtete er nicht des Todes und der Gefahr, sondern erwiderte, weit mehr besorgt ein Feiger zu leben und die Freunde nicht zu rächen: Möcht' ich sogleich hinsterben, nachdem ich ihn, der mich beleidigte, büßen ließ; damit ich nicht verlacht hier bey den Schiffen sitze, der Erd' unnütze Belastung. Du glaubst doch nicht etwa, er habe um Tod und Gefahr sich gekümmert? Denn in Wahrheit so verhält es sich, ihr atheniſchen Männer, welche Stelle Jemand einnimmt, weil er entweder sie für die angemessenere hält, oder weil der Befehlende sie ihm anwies, die muß er, wie mich dünkt, behaupten und der Gefahr trotzen, ohne den Tod oder irgend sonst etwas gegen Schmachvolles zu beachten."

Auch jetzt noch, nach so vielen Versuchen, ist es nicht uninteressant, die Uebersetzung des alten ehrwürdigen Claudius nachzusehen, die nicht schüchtern ist in der Wahl solcher Ausdrücke und Wendungen, die der deutschen Nachbildung dasselbe populäre Gepräge verschaffen sollen, welches das griechische Original in so bewunderungswürdiger Weise besitzt. Daß natürlich der Uebersetzer der Gesammtwerke sich manche Freyheit versagen muß, die sich der Uebersetzer einer einzelnen Schrift herausnehmen darf, versteht sich von selbst.

Statt aller Bemerkungen über das Einzelne ziehen wir vor dieselbe Stelle nach der Uebertragung Dreschers, als des nächsten Vorgängers unseres Uebersetzers, zur geneigten Vergleichung des Lesers herzusetzen. Dieselbe lautet (Platons sämmtliche Werke übersetzt von Dr. G. F. Dreſcher. Gießen 1848. Erster Band S. 21):

„Vielleicht aber könnte mir nun Jemand einwenden: Aber schämst du dich denn gar nicht, o Sokrates, daß du eine solche Lebensrichtung einschlägst, in Folge deren du jetzt in Gefahr kommst, das Leben zu verlieren? Diesem würde ich aber wohl ganz mit Recht das als Rechtfertigung entgegenhalten: du denkst nicht richtig, o Mensch, wenn du glaubst, es dürfe ein Mann, wenn er auch nur ein bischen was Nutz ist, die Gefahr um Leben oder Sterben in Rücksicht ziehen, müsse im Gegentheil nicht ganz allein das in's Auge fassen, ob er, wenn er etwas thut, recht oder unrecht thut, ob Werke eines guten oder eines schlechten Mannes. Elende Geschöpfe wären doch wohl nach deiner Angabe jene Halbgötter, so viel deren vor Troja geendet haben, die anderen sowohl, als insbesondere der Thetis Sohn, der lieber, als er etwas Schimpfliches erduldete, in einem so hohen Grade die Gefahr verachtete, daß er, als ihn, von Begierde entbrannt den Hektor zu tödten, seine Mutter, eine Göttin, ohngefähr, wie ich glaube, so anredete: Mein Sohn, wenn du des Patroklos, deines Freundes, Tod rächen und den Hektor tödten wirst, so mußt du selber sterben. Denn alsbald, spricht sie, nach Hektor wird dich das Verhängniß ereilen; daß er, solches hörend, Tod und Gefahr gar nicht in Anschlag brachte, sondern weit mehr fürchtend als Feigling zu leben und seine Freunde nicht zu rächen, ihr zur Antwort gab: Ohne Verzug jetzt möcht' ich sterben, nachdem ich den Frevler gezüchtigt habe, daß nicht hier ich verweile verlacht bey den gewölbten Schiffen, eine Last für das Erdreich. Du glaubst doch nicht etwa, der habe sich um Tod und Gefahr bekümmert? Denn also verhält es sich, ihr Männer von Athen, in Wahrheit. Wohin jemand sich selber stellt, in der Meinung es sey besser, oder von einem Vorgesetzten hingestellt wird, daselbst muß er, wie mich dünkt, bleiben und sich Gefahren aussetzen, ohne weder den Tod in Rücksicht zu ziehen, noch sonst irgend etwas Anderes, der Schande gegenüber."

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 22. Juli.

Nro. 10. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1853.

Die geographische Verbreitung der Thiere. Von L. K. Schmarda. Wien 1853. 755 S. 8.

Die Verhältnisse der geographischen Verbreitung der organischen Wesen haben in den letzteren Decennien die Aufmerksamkeit der Naturforscher in hohem Grade auf sich gezogen und mancherley Versuche veranlaßt, einstweilen, wo an eine Ermittelung der diese Verhältnisse bedingenden Gesetze noch gar nicht gedacht werden kann, wenigstens den thatsächlichen Bestand so weit als möglich festzustellen. Es ist nicht zu läugnen, daß in dieser Hinsicht die Botaniker bereits zu sicherern Resultaten als die Zoologen gelangt sind und der Grund davon läßt sich leicht einsehen. Die Pflanzen, als in der Regel an den Boden festgeheftet, sind leichter zu beobachten als die unsteten Thiere, die oft weitumher streifen und zum großen Theile in schwer zugänglichen Wohnstätten sich aufhalten. Gleichwohl sind bereits von den Zoologen mehrere dankenswerthe Versuche gemacht worden, für einzelne Thierklassen bestimmte Verbreitungsbezirke zu ermitteln, und Swainson hat sich schon früher bemüht, solche Gruppen für das ganze Thierreich festzustellen; ein Bemühen, das freylich noch wenig feste Stützpunkte zur Unterlage hatte. Mit weit beßeren Hülfsmitteln und zugleich mit umfassenderen Kenntnissen hat sich nun der Verf. vorliegenden Werkes an die schwere Aufgabe gemacht, die geographische Verbreitung der Thiere in's Klare zu setzen.

Der Verf. nimmt bezüglich der geographischen Verbreitung 31 Bezirke, oder, wie er sie nennt, zoologische Reiche an. In jedem dieser Reiche unterscheidet er dreyerley Bestandtheile: 1) eine Anzahl identischer Formen, die um so größer wird, je geringer die Entfernung der einzelnen Regionen von einander und die Hindernisse der Verbreitung sind; 2) eine Anzahl von untereinander in Körperform oder Lebensweise ähnlichen oder verwandten Formen, so daß in den verschiedenen Theilen des Reiches zwar verschiedene Species, die aber zu einem Geschlechte oder doch zu einer Gruppe oder Familie gehören, auftreten; endlich 3) eine Anzahl verschiedner Formen, deren Contrast und Zahl um so bedeutender wird, je weiter die Grenzpunkte auseinander liegen, und je größer die physischen Hindernisse des Bodens oder Klima's oder die organischen Unterschiede des Thierbaues sind.

Von seinen 31 zoologischen Reichen theilt der Verf. dem Festlande 21 und dem Meere 10 zu.

Die Reiche des Festlandes sind folgende: 1) Polarländer oder das Reich der Pelzthiere und Schwimmvögel; 2) mitteleuropäisches Reich; Reich der Insectivoren, Carabicinen und Staphylinen; 3) kaspische Steppen: Reich der Saiga-Antilope, der Wühl- und Wurfmäuse; 4) centrales Hochasien: Reich der Equina; 5) Mittelmeerländer: Reich der Heteromeren; 6) China: Reich der Phasianiden; 7) Japan: Reich des Riesensalamanders; 8) Nordamerika: Reich der Nagethiere, der Zahn- und Kegelschnäbler; 9) Sahara: Reich der Melasomen und des afrikanischen Straußes; 10) Westafrika: Reich der schmalnasigen Affen und Termiten; 11) Hochafrika: Reich der Wiederkäuer und Pachydermen; 12) Madagaskar: Reich der Lemuriden; 13) In-

dien: Reich der Raubthiere und Columbiden; 14) Sundawelt: Reich der Schlangen und Chiropteren; 15) Australien: Reich der Marsupialien, Monotremen und honigsaugenden Vögel; 16) Mittelamerika: Reich der Landkrabben; 17) Brasilien: Reich der Edentaten und breitnasigen Affen; 18) peruanisch-chilenisches Reich: Reich der Auchenien und des Condors; 19) Pampas: Reich der Lagostomiden und Harpaliden; 20) Patagonien: Reich des Guanako und Darwin'schen Straußes; 21) Polynesien: Reich der Nymphaliden und Apterygiden.

Die Reiche des Ocean's sind: 1) nördliches Eismeer: Reich der Meeres-Säugthiere und Amphipoden; 2) antarktisches Meer: Reich der Meer-Säugthiere und Impennen; 3) nördlicher atlantischer Ocean: Reich der Gadiden und Clupeoiden; 4) südeuropäisches Mittelmeer: Reich der Labroiden; 5) nördlicher stiller Ocean: Reich der Cataphrakten; 6) tropischer Theil des atlantischen Oceans: Reich der Manati, Pectognathen und Pteropoden; 7) indischer Ocean: Reich der Hydriden und Buccinoiden; 8) tropischer stiller Ocean: Reich der Korallen und Holothurien; 9) südlicher Theil des atlantischen Ocean's; 10) südlicher Theil des stillen Oceans.

Der Verf. verhehlt es nicht, daß er seine Darstellung der geographischen Verbreitung der Thiere nur als einen Versuch betrachte, der durch weitere Forschungen und insbesondere durch genauere Erörterung der Verbreitungsverhältnisse für jede einzelne Thierklasse mancherley Berichtigungen und gesichertere Feststellungen der geographischen Thierreiche erfahren dürfte. Indeß müssen wir dem Verf. es zugestehen, daß er mit ausserordentlichem Fleiße und großer Umsicht seinen Gegenstand behandelt und damit eine höchst schätzbare Arbeit über die geographische Verbreitung der Thiere geliefert hat; eine Arbeit, die von nun an das Fundament abgibt, auf welchem der weitere Ausbau dieser Doctrin zu erfolgen hat.

Bey der Ausführung hat der Verf. sehr zweckmäßig die allgemeine Darstellung der Verbreitungsverhältnisse und die Charakteristik der Thierreiche von den zahlreichen Belegen und Detailaufzählungen der jedem Verbreitungsbezirk angehörigen Thiere getrennt und in besonderen Anhängen zusammengestellt. Der Vortrag hat dadurch sehr an Klarheit und Uebersichtlichkeit gewonnen. Die Durchsicht dieser umfassenden Anhänge gibt ein evidentes Zeugniß, daß der Verf. keine Mühe gespart hat, mit der ungeheuern Literatur, die bey Lösung einer solchen Aufgabe, wie die vorliegende, benützt werden muß, sich gehörig bekannt zu machen.

Eine Uebersichtskarte der geographischen Verbreitung der Thiere, auf welcher die 31 Reiche eingetragen und durch Farbendruck voneinander unterschieden sind, bietet eine willkommene Erleichterung zur Orientirung in diesen geographischen Verhältnissen dar.

Fossile Flora des Uebergangsgebirges von Dr. H. R. Göppert. Breslau und Bonn. 1852. 299 S. in 4 mit 44 Tafeln.

Die hier zur Anzeige kommende Darstellung der fossilen Flora des Uebergangsgebirges von Göppert, füllt das ganze Supplement zum XXII. Bande der Nov. Act. Academ. nat. curiosorum aus, und durch Aufnahme dieser Abhandlung mit ihrer reichen Ausstattung an Kupfertafeln haben die genannten Denkschriften zur Förderung der Naturwissenschaften, von Neuem einen höchst wichtigen Beytrag geliefert und ihren altbewährten Ruf in dieser Beziehung abermals auf's Ehrenvollste erprobt.

Die urweltliche Flora des Uebergangsgebirges ist schon deßhalb von großer Bedeutsamkeit, weil in selbigem das Pflanzenreich in seinem ersten Auftreten begriffen ist und es deshalb von hohem Interesse ist, die Formen, mit welchen es in seinem Uranfange beginnt, kennen zu lernen. Zugleich ist diese Untersuchung mit großen Schwierigkeiten verbunden, theils wegen der Seltenheit der fossilen vegetabilischen Ueberreste des Uebergangsgebirges, theils wegen des fragmentarischen oder beschädigten Zustandes, in welchem viele derselben gefunden werden, und nur einem so bewährten Kenner der ur-

weltlichen Flora, wie es der Verf. ist, konnte es gleichwohl gelingen, zu verlässigen Resultaten zu kommen. Ueberdieß ist es ihm geglückt, das Gebiet dieser Flora ansehnlich zu erweitern, denn während er ihr im Jahre 1847 nur 60 Arten zuweisen konnte, hat er jetzt ihre Anzahl auf 136 gebracht.

Der Verf. handelt zuerst ausführlich von der geographischen Verbreitung des Uebergangsgebirges über die Erdoberfläche und aus seiner Darstellung ist zu ersehen, „daß auf der ganzen westlichen Hemisphäre, vom hohen Norden bis zu den Eilanden des antarktischen Kreises, die palaeozoischen Gebilde [Uebergangsgebirge, nebst Kohlenkalk, Steinkohle, Rothliegendes und Zechstein] einander stets in der Ordnung folgen, wie dieß in Großbrittanien der Fall ist, so wie ferner, daß die sogenannten Uebergangsgesteine, und zwar von den silurischen Schichten bis zur Steinkohlenformation, entweder das eine oder das andere dieser Glieder in allen fünf Erdtheilen, vom Nordpol an bis in die Nähe des Südpol's entdeckt worden sind, wenn auch die genauere Bestimmung der einzelnen Abtheilungen in diesen ausgedehnten Erdstrichen erst von der Zukunft zu erwarten ist".

Besonders ausführlich erläutert der Verf. das Vorkommen und die Beschaffenheit des Uebergangsgebirges in Schlesien, weil er in dieser Provinz die meisten Beobachtungen selbst anzustellen Gelegenheit hatte. Hinsichtlich der Abtheilung des Uebergangsgebirges von Niederschlesien folgt er ganz dem Vorgange von K. v. Raumer, dessen Arbeit über dieses Gebirge durch die bewundernswerthe Genauigkeit der Untersuchung wie durch die gedrängte scharfe übersichtliche Zusammenfassung der Resultate ein Werk von klassischer Gediegenheit ist.

Indem der Verf. in Uebereinstimmung mit v. Raumer die Urschiefer des Riesengebirgs als solche anerkennt, ist es bemerkenswerth, was er über graphitartige Ausscheidungen in gewissen dieser Schiefer auf S. 68 vorbringt.

„Da ich auch bey der größten Aufmerksamkeit nicht im Stande gewesen bin, eine Spur von organischen Resten zu entdecken, so dürften wohl diese negativen Betrachtungen nur dazu beytragen, wenn nicht auch schon die Lagerungsverhältnisse jeden anderweitigen Beweis überflüssig machten, die schon von Raumer aufgestellte Ansicht zu rechtfertigen, daß diese Schichten mit zu den Urschieferformationen gehörten, und somit die darin vorkommenden Graphite und graphitartigen Anflüge als Ausscheidung des Kohlenstoffes zu betrachten wären, der hier vielleicht für primitiv zu halten und nicht aus organischen Körpern entstanden sey. Für diese Meinung spricht wohl der Umstand, daß doch jedenfalls einst der Kohlenstoff, ebenso wie alle andern Elemente, vor der Existenz der Pflanzenwelt vorhanden gewesen seyn müsse, und er in diesen ältesten Formationen, zu denen man jetzt jene Urschiefer rechnet, in Form von Graphit sich ausgeschieden habe."

Dieses Zugeständniß ist uns in so fern höchst beachtenswerth, als der Verf. früher von primären Kohlenstoffbildungen überhaupt nichts wissen wollte. Wie wir unsere Ansicht über die Steinkohlenbildung auch jetzt noch, den Entdeckungen und den darauf gegründeten Ansichten des Verf. gegenüber, gleichwohl aufrecht zu halten gedenken, darüber haben wir uns schon Band XXVII S. 997 dieser Blätter ausgesprochen.

Die Hauptsache in des Verf. Arbeit ist natürlich die systematische Beschreibung der bis jetzt im Uebergangsgebirge entdeckten Pflanzen. Wir können hier nicht in das Detail derselben besonders eingehen, aber es wird die Versicherung genügen, daß durch die meisterhaft durchgeführte und das ganze bisher zu Tage geförderte Material berücksichtigende Bearbeitung des Verf. nunmehr erst eine klare Einsicht in den Charakter dieses ältesten Florengebietes der Erde gewonnen und die feste Grundlage für alle weiteren Ausführungen desselben gegeben ist. Die urweltliche Flora hat durch diese Arbeit ein sicheres Fundament erlangt, auf dem sie sich nun weiterhin aufbauen kann. Die zahlreichen und vortrefflich ausgeführten Abbildungen geben ein wichtiges Hülfsmittel zur verlässigen Wiedererkennung der durch sie dargestellten Pflanzenformen ab.

Nach den Abtheilungen der Uebergangsformation geordnet, gibt der Verf. am Schluße seiner Charakteristik der Pflanzenarten eine Uebersicht über die Gattungen und Arten der urweltlichen Flora des Uebergangsgebirges und zwar nach folgendem Schema, wobey wir jedoch die Arten nicht mit Namen,

aufführen, sondern nur die Anzahl, die jede Gattung an solchen aufzuweisen hat, in Ziffern beyfügen wollen.

(Schluß folgt.)

Platon's sämmtliche Werke, ꝛc.

(Schluß.)

Hinter dem Text der einzelnen Schriften folgen erläuternde Anmerkungen sowohl zu den Einleitungen als zu der Uebersetzung. Der genuinen Ueberschrift ist jedesmal, mit einziger Ausnahme der Vertheidigungsrede, eine zweyte beygegeben, nicht Uebersetzungen der überlieferten zweyten Ueberschriften, sondern selbstgemachte, um dem Gedächtniß der Leser bey dem Durchlaufen der Inhaltsanzeige zu Hülfe zu kommen. So heißt es also: Jon oder die Kunst des Rhapsoden, Lysis oder die Freunde (*περὶ φιλίας*), Laches oder die Tapferkeit, Protagoras, oder die Sophisteneinkehr (*σοφισταί*) u. s. w. Das mag nun als Geschmackssache gelten und unentschieden bleiben, ob ein solcher Titel, wie: „Menon, oder die Bürgertugend und die Erinnerung an ein früheres Daseyn“ oder: „Gorgias, oder vom eigentlichen Nutzen der Staatsberedsamkeit“ vielen Beyfall finden wird. Schlimm aber ist es, wenn die zweyte Ueberschrift, die das Bewußtseyn an den Inhalt der Schrift bewahren soll, so ganz auf falscher Fährte geht, wie z. B. „Euthydemos, oder die Sylbenstecher“. Offenbar sollen doch wohl mit diesem Beysatz die Sophistenbrüder bezeichnet werden, auf die aber kein Titel weniger paßt als dieser, Hr. M. müßte denn mit dem Wort einen ganz andern Sinn verbinden als gewöhnlich geschieht. Denn so weit entfernt sind die beyden, an Sylben herumzutüfteln aus Hyperakribie, wobey etwa der Geist verloren ginge, wie man's wohl mitunter den Philologen vorgeworfen hat, sondern ihre ganze Kunst besteht vielmehr im Verdrehen und Verwechseln von Worten und Begriffen, dem gegenüber eher Sokrates mehrfach als Sylbenstecher erscheint und sich jenen lästig macht, wogegen die beyden Helden selber wohl Wortverdreher oder Charlatane oder Klopffechter und alles andere heißen mögen, nur nicht Sylbenstecher.

Unrichtig eigentlich, obwohl durch das Herkommen geschützt, sind auch solche Ueberschriften wie: Hippias der Größere, Hippias der Kleinere, Alkibiades der Erste, was den Begriff von zwey verschiedenen Personen erweckt, während durch den, wohl auch schwerlich von dem Verfasser herrührenden Beysatz nur die Gespräche unterschieden werden sollen, so daß es sprachgemäß im Deutschen heißen müßte: der größere Hippias und der kleinere u. s. w.

Die äußere Ausstattung ist ausgezeichnet, wie man es von dieser Firma erwarten darf, und dem Preise des Buches entsprechend.

Möge denn der Wunsch des Uebersetzers in Erfüllung gehen, daß das Werk auch seinerseits dazu beytrage, die Liebe zur griechischen Literatur so wie das Studium der platonischen Philosophie neu zu beleben, und das Unternehmen für den weiteren Fortgang diejenige Theilnahme finden, die es sowohl um der ansprechenden Uebersetzung als um der trefflichen Einleitungen willen in hohem Grade verdient.

Christian Cron.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 25. Juli.

Nro. 11. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1853.

Versuch einer Geschichte der Pflanzenwelt, von Dr. F. Unger. Herausgegeben von der K. Akademie der Wissenschaften. Wien 1852. 364 S. 8.

Der um die Paläontologie so verdiente Herr Verf. hat die Wissenschaft um ein Werk bereichert, welches in seinem Inhalte zu wichtig und anziehend ist, als daß es in diesen Blättern mit Stillschweigen übergangen werden könnte.

Bereits im Jahre 1851 veröffentlichte der Herr Verf. in den Denkschriften der math. naturwissenschaftl. Klasse der kaiserl. Akademie der Wissenschaften zu Wien eine Abhandlung: „Die Pflanzenwelt der Jetztzeit in ihrer historischen Bedeutung", als deren willkommene Erweiterung wir das vorliegende Werk betrachten können, welches in eine Einleitung und 5 Abschnitte zerfällt, über deren wesentlichen Inhalt wir hier in gedrängter Kürze referiren wollen.

Einleitung. — Es gibt nur wenige Theile der Erdoberfläche, welche gänzlich ohne Vegetation sind; doch wird diese Decke nicht immer von denselben Pflanzen gebildet, sondern es wechseln diese je nach den klimatischen Verhältnissen, deren Aenderung in der Zeit sich ebenfalls in der Flora wieder abspiegelt, indem eine Pflanzenart sich immer so weit ausdehnt, als das Klima es gestattet. Es gibt jedoch ausser diesen primären Einwirkungen noch secundäre, die geeignet sind, eine Pflanze aus einer Gegend in eine andere weit entfernte, mit einem ähnlichen Klima versehene, zu bringen, wenn auch die Zwischenländer nicht im Stande sind, dieß in Frage stehende Gewächs gedeihen zu lassen. Solche secundäre Wirkungen sind Naturkräfte, namentlich die Strömungen der Luft und des Wassers, der Einfluß der Thiere und besonders des Menschen.

Hat sich eine Pflanzenart über ein Land verbreitet, so behält sie dasselbe nicht für alle Zeiten inne, denn ihre Existenz ist keine ewige, und wenn auch nicht nachweisbar ist, daß eine Species in der historischen Zeit wirklich ausstarb, so wissen wir doch deren mehrere, die im Vergleiche zu ihrer früheren Ausdehnung jetzt so wenig verbreitet sind, daß ihr Aussterben als bevorstehend angesehen werden kann.

Die gegenwärtige Vertheilung der Pflanzen läßt sich doch nicht auf die klimatischen Verhältnisse allein reduciren, denn Länder, die in ihrem Klima miteinander übereinstimmen, beherbergen dennoch mitunter ganz verschiedene Floren. Es ist dieser Unterschied, wie der Verf. hervorhebt, darin zu suchen, daß die Pflanzenwelt sich allmählig veränderte und für die erloschenen Urformen andere und andere Arten eintreten, die endlich die Divergenz hervorbrachten. Es ist jedoch das Zurückverfolgen dieser Entwicklung ohne Eingehen in längstvergangene Zeiten unseres Erdballs unmöglich, denn die historische Zeit reicht hiezu nicht aus, und es ist nothwendig, zur Lösung dieser Frage auf die geologischen Perioden zurückzugehen. Wir sind hiebey auf die Pflanzenüberreste jener Zeiten angewiesen, die übrigens weit davon entfernt sind, ein vollendetes Ganzes zu bilden, aber mit Sorgfalt gesammelt, verglichen,

und nach ihrem Werthe bestimmt, uns dennoch einen Ueberblick der Geschichte der Vegetation verschaffen.

I. Abtheilung. — Art der Erhaltung vorweltlicher Pflanzen. — Aus allen Schichten der Erdrinde werden fossile Pflanzen erhalten, und deren Alter wechselt mit dem der Gesteine. Diese Pflanzen sind uns aber durchaus in keinem Zusammenhange überliefert, und wir haben nicht nur kein systematisches Verzeichniß derselben, sondern wir besitzen kaum eine einzige Pflanze, von der alle Theile erhalten wären, während von der Mehrzahl nur einzelne Organe, von den wenigsten einer oder der andere charakteristische Theil sich vorfindet.

Wie unter den Abfällen eines an mannigfaltigen Bäumen und Sträuchern reichen Waldes alles bunt durcheinander gemischt ist, ohne daß ein Zusammenhang der einzelnen Theile stattfindet, so ist auch das Material, aus denen der Paläontolog die einzelnen Pflanzenarten heraussuchen soll.

Sicherlich ist nur ein Theil der früheren Vegetationen erhalten worden, denn die zu diesem Zwecke angestellten Versuche haben gezeigt, daß viele Pflanzen durch den macerirenden Einfluß des Wassers bald verschwinden, und so wird dieses auch in früheren Zeiten gewesen seyn; wie nur höchst selten Pflanzen mit allen ihren Theilen kenntlich erhalten wurden, mag auch nur der kleinste Theil der zu einer gewissen Zeit vorhandenen Gewächse auf uns übergegangen seyn. Nur die der Verwesung und Auflösung entgangenen vorweltlichen Pflanzen und Theile derselben haben sich mehr oder weniger kenntlich erhalten. Obwohl aber das Wasser einen so zerstörenden Einfluß auf die Gewächse ausübt, so ist doch deren Erhaltung nur durch das Wasser vermittelt worden, denn die in demselben suspendirten gröberen und feineren Theilchen verschiedener Mineralsubstanzen hüllten sie ein und entzogen sie den Einwirkungen der Luft sowohl als des Wassers oder sie imprägnirten sie bis auf's Innerste. Das Resultat beyder Processe war bey ersterem Verkohlung, bey letzterem Versteinerung.

Bisweilen beschränkte sich die einwirkende Flüssigkeit darauf, die Pflanzen nur mit einer Rinde

zu überziehen, und da das ungeschützte Gewächs nach und nach zu Grunde ging, blieb diese als leere Form desselben stehen. Solche Bildungen sind die Incrustationen.

Wenn aus einer Versteinerung die versteinernde Substanz durch Salzsäure entfernt wird, so bleibt das Gerippe der Pflanze unverändert stehen; weil aber die Bildung der Petrefacten lange Zeit erfordert, sind nur härtere Substanzen auf diese Weise erhalten, während umgekehrt die Incrustationen zwar die Pflanze an sich verloren gehen ließen, aber die Formen selbst weicher Theile erhielten.

Der ganze Versteinerungsproceß war übrigens sehr beschränkt im Vergleiche zu der Masse der durch den sogenannten Verkohlungsproceß erhaltenen vorweltlichen Pflanzen.

Die fossilen Kohlen in ihren unzähligen Abänderungen enthalten Stoffe, die den frischen Pflanzen fehlen, die sich aber bey ihrer Verbrennung als Destillationsproducte von ihnen trennen, woraus sich ergibt, daß die Steinkohle nicht durch den Verbrennungsproceß mit Lichtentwicklung entstehen kann, was die Bezeichnung Kohle als eine gänzlich ungeeignete erscheinen läßt.

Wenn Holz dem Einfluße bald der Luft bald des Wassers ausgesetzt ist, entsteht eine so langsame Verbrennung desselben, daß die Temperatur sich nicht so weit erhöht, um eine Lichtentwicklung abgeben zu können, und es resultirt ein Entweichen von Kohlensäure und Kohlenwasserstoff, worauf eine Verbindung von Kohlenstoff, Wasserstoff und Sauerstoff zurückbleibt, die immer verhältnißmäßig um so mehr Kohlenstoff enthält, je länger der Proceß gedauert hat, und so kommt es, daß der Kohlenstoffgehalt von der Holzfaser durch die ganze Reihe von Torf, Braunkohle und Steinkohle bis zum Anthrazit von Gruschowe hindurch von 52,65 bis auf 95,70 Procente steigt.

Unter den sich gegenwärtig bildenden Anhäufungen von Pflanzensubstanz ist es die Torfbildung, welche die größte Aehnlichkeit mit der der fossilen Kohlenlager hat, um so mehr als sich eine unun-

terbrochene Aufeinanderfolge vom Torfe bis zum Anthracite wahrnehmen läßt, und wir können daher die Steinkohlen als das Product einer seit grauer Vorzeit eingeleiteten Vermoderung betrachten, wobey jedoch zu erwähnen ist, daß die hiebey thätige Wärme in früherer Zeit höher gewesen seyn muß, während jetzt bey der Temperatur unserer Tropen die Pflanzen früher verwesen als sich Torf bilden kann, weßhalb es in niederen Breiten keine Torfmoore gibt. Hauptsächlich mochte der enorme Feuchtigkeitszustand der Atmosphäre der damaligen Zeiten ein zu schnelles Verbrennen verhindert haben.

(Schluß folgt.)

Fossile Flora des Uebergangsgebirges.

(Schluß.)

I. Silurische Formation.

a. Untere silurische Formation.

1. Potsdamsandstein.

Scolecolithus 1.

2. Kalkführender Sandstein.

Palaeophycus 2. Buthotrephis 1.

3. Vogelaugen-Kalkstein.

Phytopsis 2.

4. Trentonkalkstein.

Palaeophycus 2. Sphaerococcites 1.
Buthotrephis 2.

5. Utikaschichten.

Sphenothallus 1.

6. Hudsonflußgruppe.

Palaeophycus 1. Sphenothallus 1.
Buthotrephis 1.

b. Obere silurische Formation.

Medinasandstein.

Harlania 1. Fucoides 1.

Clintongruppe.

Chondrites 1.

II. Devonische Schichten.

Europa.	Amerika.
Aeltere oder rheinische Grauwacke.	Hamiltonschichten.
Haliserites 1.	Knorriae species.
Chondrites 2.	Sagenariae species.
Drepanophycus 1.	
Delesserites 1.	Chemungschichten.
Asterophyllites 1.	Sphenopteris 1.
Dactylopteris 1.	Sagenaria 1.
Sagenaria 1.	Sigillaria 1.
	Cypridienschiefer.
Confervites 1.	Sphaerococcites 1.

III. Kohlenkalk.

Asterophyllites 1.	Lepidodendron 1.
Calamites 1.	Sagenaria 2.
Zygopteris 1.	Noeggerathia 1.
Gyropteris 1.	Stigmaria 1.
Sphenopteris 1.	Trigonocarpum 1.
Cyclopteris 4.	Protopitys 1.
Lycopodites 1.	Araucarites 2.
Cardiocarpon 1.	

IV. Posidonomyenschiefer.

Anarthrocanna 1.	Lepidodendron 1.
Bornia 1.	Sagenaria 6.
Sphenopteris 2.	Knorria 6.
Hymenophyllites 1.	Stigmaria 1.
Odontopteris 1.	Trigonocarpum 1.
Cyclopteris 1.	Noeggerathia 2.

V. Jüngere Grauwacke des Harzes, Sachsens, Schlesiens [analog dem Liegenden der englischen Kohlenformation].

Equisetites 1.	Pecopteris 1.
Calamites 8.	Noeggerathia 5.
Stigmatocanna 1.	Lycopodites 1.
Anarthrocanna 3.	Lepidodendron 1.
Bornia 1.	Sagenaria 10.
Asterophyllites 2.	Halonia 1.
Sphenopteris 4.	Ancistrophyllum 1.
Hymenophyllites 3.	Dechenia 1.
Trichomanites 2.	Didymophyllon 1.

Neuropteris 1.	Megaphytum 4.
Odontopteris 1.	Knorria 4.
Cyclopteris 2.	Stigmaria 1.
Cyatheites 1.	Sigillaria 4.
	Araucarites 2.

Am Schluße seiner Abhandlung zieht der Verf. aus seinen vorhergegangenen speciellen Erörterungen noch folgende allgemeine Resultate.

1) Landpflanzen fehlen in den ältesten oder silurischen Schichten; Seepflanzen, und zwar Fucoiden, beginnen auf unserer Erde die Vegetation. Sie lebten zugleich mit den ersten Thieren, die ebenfalls lediglich Meeresbewohner waren. Von dieser ersten Vegetation kann jedoch nicht behauptet werden, daß sie sich so auffallend verschieden zeigte von der unserigen, wie dieß von der Landvegetation der Steinkohlenformation im Vergleich zu der gegenwärtigen gesagt werden muß. Eben so wenig gehören jene Algen den niedrigsten Bildungsstufen dieser Familie an, sondern vielmehr den höchsten, den Floridеen und Fucaceen. Uebrigens verhehlt es der Verf. nicht, daß der Allgemeinheit dieses ersten Resultates die Angaben von Sharpe und Bunbury entgegenstehen, denen zu Folge in Portugal große Kohlenlager und Landpflanzen mit entschieden silurischen Thierversteinerungen gefunden werden.

2) In Amerika wie in Europa treten die ersten Landpflanzen zwar nur sehr vereinzelt auf, beginnen jedoch schon mit bekannten Familien und Gattungen der Steinkohlen-Flora [Lycopodiaceen, Filices, Sagenarien, Calamiten und Asterophylliten], vermischt mit Seepflanzen [Fucoiden], welche letztere gewisse Schichten, wie die der Cypridinenschiefer, vielleicht ausschließlich einnehmen.

3) Im Kohlenkalk sind die Pflanzen schon zahlreicher; Fucoiden scheinen zu fehlen. Zu den vorhin genannten Familien der Landpflanzen treten Farrn in größerer Mannigfaltigkeit hinzu, wie auch Stigmarien, Sigillarien, Noeggerathien und Coniferen.

4) Die Flora des Posidonomyenschiefers ist von der der jüngeren Grauwacke hinsichtlich der Gattungen und Arten nicht wesentlich verschieden, ja selbst in verschiedenen Gegenden, wie am Harz und

in Schlesien, haben sie mehrere Arten gemeinschaftlich. Fucoiden fehlen gänzlich; Equiseten, namentlich Calamiten, Farrn, insbesondere die Neuropteriden und Sphenopteriden herrschen vor. Nur eine Art ist mit dem Kohlenkalk gemein, 5 dagegen mit der Steinkohlenformation.

5) Die größte Verbreitung unter den Landpflanzen haben Calamites transitionis, C. Roemeri und Sagenaria Veltheimiana, die also wohl recht eigentlich als Leitpflanzen für die jüngeren Schichten der Uebergangsformation, in denen die Landpflanzen beginnen, angesehen werden können.

6) Die bisher im Uebergangsgebirge entdeckten 136 Arten vertheilen sich in folgende Familien: Fucoiden 28 Arten, Equiseten 15, Asterophylliten 4, Filices 29, Noeggerathiae 8, Lycopodiaceae 40, Sigillarieae 5, Cycadeae 2, Stigmaria 1, Coniferae 4. — Sämmtliche Hauptfamilien der Kohlenformation, mit alleiniger Ausnahme der auch in dieser Formation nur sparsam beobachteten Palmen, sind unter ihnen vertreten. Hiedurch wird Brongniart's Behauptung bestätigt, daß nämlich in der langen Periode von dem ersten Erscheinen der Vegetation der Erde bis auf den rothen Sandstein, der die Steinkohlen bedeckt, keine wesentliche Verschiedenheit in der Vegetation gefunden worden. Es sind, wie der Verf. zusetzt, fast überall dieselben Gattungen, aber mit äußerst wenig Ausnahmen nicht dieselben Arten.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 27. Juli.

Nro. 12. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1853.

Versuch einer Geschichte der Pflanzenwelt, ꝛc.

(Schluß.)

Während die Masse der auf diese Weise uns erhaltenen Pflanzentheile im Vergleiche zu den durch Versteinerung zu uns herübergekommenen äußerst beträchtlich ist, bringt diese Conservirungsmethode den Nachtheil mit sich, daß die Pflanzen, je älter desto weniger kenntlich werden, und es läßt sich bey den Steinkohlen die Pflanzenstructur erst durch microscopische Untersuchung nach dem Einäschern oder Aufweichen mit kohlensaurem Natron u. s. w. darthun.

Eine eigenthümliche Erhaltung erlangten verschiedene Pflanzentheile dadurch, daß sie von dem Bernsteine, dem Harze eines vorweltlichen Baumes, eingeschlossen wurden, in welchem sie ganz erhalten wurden, wenn sie vor dem Einschließen getrocknet waren, während sie im entgegengesetzten Falle sich zwar veränderten, aber ihre frühere Form im Hohldrucke sehr gut erkennen lassen.

Hauptfundort des Bernsteins sind namentlich die südlichen Küstenländer der Ostsee, wo er in allen Schichten des jüngern Diluviums und des Alluviums bis 300 Fuß Höhe und bis 140 Fuß unter der Oberfläche liegt, doch meist zwischen 0 und 30 Fuß Höhe über dem Meere. Merkwürdig ist, daß bey der Verbindung der verschiedenen Orte seines Vorkommens durch Linien diese in einem Punkte sich schneiden, der als seine Quelle anzusehen ist und im südöstlichen Theile des Ostseebeckens unter 55° n. B. und 37 — 38° L. liegt.

II. Abtheilung. Die Bestimmung oder die systematische Erkenntniß vorweltlicher Pflanzen. — Die Feststellung der Abstammung der verschiedenen Pflanzenreste richtet sich, wie hier der Verf. darthut, im Allgemeinen nach denselben Normen, welche bey der Bestimmung der jetzigen Formen in Anwendung kommen; doch macht der veränderte und fragmentarische Zustand der fossilen Pflanzen noch besondere Modificationen und Erweiterungen derselben nothwendig.

Die Sicherheit der Bestimmung richtet sich nach dem Grade der Erhaltung des Fossils. Da wo dasselbe ganz zerstört ist, wie bey Stein- und Braunkohlen oder bey bituminösen Erden, fällt natürlich die Möglichkeit jener Bestimmung ganz hinweg. Nach Abzug dieser unbestimmbaren Stoffe bleiben theils Abdrücke übrig, theils Versteinerungen, von denen erstere wohl die äußern, nicht aber die innern Formen, letztere die innere Gestalt, aber nicht die Umrisse bieten, was namentlich bey den Abdrücken meistens hinreicht, da die Wissenschaft gegenwärtig so weit gediehen ist, um von dem einen einen Schluß auf das andere zuzulassen. Es tritt hiebey leider der unangenehme Umstand ein, daß die Zahl der vollkommen erhaltenen Pflanzenabdrücke nur gering ist, denn man findet fast nur einzelne Theile, wie z. B. Wedelfragmente, Rindentheile u. s. f. Können uns nun diese Bruchstücke auch kein vollständiges Bild von der ursprünglichen Pflanze geben, so sind sie doch andrerseits das Hauptmaterial der Pa-

läontologie, und sie dürfen daher durchaus nicht vernachläßigt werden, da noch dazu verschiedene Umstände, wie die Art der Verzweigung, die Blattansätze u. s. f. auf den allgemeinsten Character der Pflanzen schließen lassen.

Ein Stamm, ein Ast, eine Wurzel ohne Erhaltung der äußeren oder inneren Structur ist für eine paläontologische Bestimmung unzulänglich. Einzelne Theile eines Holzes ohne das gegenseitige Verhältniß von den Elementarorganen zu kennen sind ebenfalls unzulänglich; deßgleichen Blätter ohne Nervatur, ohne Blattstiel, ohne Erhaltung des Randes u. s. w., so wie Früchte ohne Erhaltung der äußeren Form. Dagegen sind Stücke eines Holzes selbst ohne Rinde, Aeste mit Erhabenheiten und Vertiefungen, Gliederung, Dornen u. s. w., Rinden oder äußere Stammtheile mit Blattnarben, vollständige Blätter, Blüthen und andere characteristische Theile derselben, Früchte mit deutlicher äußerer Form — und bey einfachen Pflanzen Theile des Laubes, Wedel auch ohne Fructification zur Bestimmung hinlänglich. Eine bestimmte Structur des Stammes kann ein hinlängliches Mittel zur Bestimmung der Klasse, Familie, selbst der Gattung seyn. Gewisse Blattformen lassen auf bestimmte Gattungen schließen.

III. Abtheilung. Umfang der Flora der Vorwelt. — Der Verf. zeigt, daß bey der Vergleichung der Artenzahl der fossilen Pflanzen mit der der lebenden sich ein bedeutendes Mehr zu Gunsten der letzteren ergibt. Die Zahl der Arten der Vorwelt ist nur $\frac{1}{3}\frac{1}{3}$ der gegenwärtigen, während die vorweltlichen Thiere sich zu den jetzigen wie 1 : 7 verhalten. Nachstehende, vom Verf. mitgetheilte Tafel zeigt uns das Verhältniß beyder Pflanzenwelten.

	Vorwelt.		Gegenwart.	
1. Phallophyta . .	250	9,1 pC.	8394	9,0 pC.
2. Acrobrya . . .	1015	36,8 pC.	4139	4,4 pC.
3. Amphibrya . . .	178	6,4 pC.	13952	15,8 pC.
4. Gymnospermae . .	443	19,7 pC.	356	0,3 pC.
5. Apetalae . . .	230	8,3 pC.	4866	5,2 pC.
6. Gamopetalae . .	77	2,7 pC.	28258	30,4 pC.
7. Dialypetalae . .	341	12,3 pC.	32697	35,2 pC.
Plant. incertae sedis	217	7,8 pC.		

Da übrigens eine große Menge von Pflanzenarten durch keine der oben angegebenen Methoden der Nachwelt aufbewahrt wurde, so erinnert der Verf., daß die vorhandene Flora der Vorwelt nicht den ganzen Inhalt derselben darbietet, daß es jedoch scheint, als ob uns keine wesentlichen Glieder der einstigen Flora unbekannt geblieben seyen, wie sich besonders durch Vergleichung der damaligen Insectenwelt mit der jetzigen ergibt, da diese Thiere in ihrer vollkommenen Abhängigkeit von der jeweiligen Flora auch deren Character repräsentiren. Uebrigens darf durchaus nicht verkannt werden, daß bey dem noch so geringen Alter des Studiums der Paläontologie vieles undurchforscht ist, was uns zu der Annahme berechtigt, daß unsere Kenntniß der vorweltlichen Pflanzen noch eine bedeutende Ausdehnung erleiden muß, wenn sie auch stets nur ein Stückwerk bleiben wird.

IV. Abtheilung. Character der Flora der Vorwelt. — Die Pflanzen der verschiedenen Epochen der Erde waren jedesmal voneinander ab-

weichend, und ausserdem noch gab es damals wie jetzt eine Land- und eine Wasservegetation, welche letztere sich wieder in Süßwasser- und Meerpflanzen sonderte.

Ein Unterschied jedoch, der gegenwärtig eine sehr große Rolle in der Vertheilung der Gewächse spielt, war damals, wie der Verf. mit Recht hervorhebt, ohne Zweifel nicht vorhanden, nämlich ein Unterschied in der Wärme, und dieses Agens verbreitete seine Thätigkeit in der gleichen Epoche auf gleiche Weise über die ganze Erde. Eine und dieselbe Flora herrschte jederzeit auf Erden, eine Flora, die in unserer tropischen und subtropischen Zone die meisten Analogien findet. Diese Gleichförmigkeit der jeweiligen Pflanzenwelt erstreckt sich von den ältesten Formationen bis zur Miocänperiode, in welcher erst eine Verschiedenheit der Temperatur vorgekommen zu seyn scheint, und die entschieden tropischen Gewächse machen hier Pflanzen aus minder warmen Ländern Platz, doch sind auch diese Abwechslungen nicht sehr bedeutend. Mit großer Entschiedenheit läßt sich dagegen aus der Thierwelt auf eine seit dem älteren Diluvium stattfindende Wärmedifferenz schließen, wenn auch nur wenige Pflanzenreste aus jener Zeit bis auf uns gekommen sind.

Wenn jedoch die Flora je eines Zeitalters stets denselben Character hatte, so konnten doch die Localfloren voneinander abweichen, es waren die Pflanzen namentlich in der Steinkohlenperiode gesellig, und die verschiedenen Arten beschränkten sich gegenseitig oder lösten sich nach und nach ab, gerade so, wie es auch in der Jetztwelt zu geschehen pflegt.

Allen geologischen Anzeichen nach waren die Höhendifferenzen des festen Theiles der Erdoberfläche in den frühesten Zeiten der Erde unbedeutend, und darum läßt sich auch aus jenen Zeiten eine hierauf bezügliche Differenz in dem Florencharacter nicht erwarten; dieselbe scheint aber mit den größeren Höhen eingetreten zu seyn.

Die Flora der Steinkohlenzeit läßt sich am ehesten mit der unserer kleineren Eilande in der Tropenregion vergleichen, während die der Miocänperiode mit der großer Flußniederungen, wie des Ohio, Alabama, Missisippi u. s. w. zusammentrifft.

V. Abtheilung. Die Entwicklung der Vegetation in den verschiedenen Perioden. — Hier stellt sich der Verf. die Aufgabe: 1) eine geschichtliche Darstellung der in den größeren Perioden aufeinanderfolgenden Vegetationen zu geben, und 2) den innern Zusammenhang dieser Pflanzenschöpfungen als den Erguß einer einheitlichen, durch alle Zeiten hindurchgreifenden Idee darzustellen, und setzt folgende Perioden fest: 1. Uebergangsperiode, 2. Steinkohlenperiode, 3. Trias, 4. Jura, 5. Kreide, 6. Molasse, 7. Jetztzeit, und stellt die gefundenen Resultate in folgender Tabelle zusammen.

	Übergangsperiode.	Steinkohlenperiode.	Trias.	Jura.	Kreide.	Molasse.	Jetztzeit.
1. Thallophyta	8,0 pC.	1,4 pC.	3,4 pC.	14,7 pC.	25,4 pC.	10,0 pC.	9,0 pC.
2. Acrobrya	82,7 pC.	81,6 pC.	68,1 pC.	37,5 pC.	10,0 pC.	3,7 pC.	4,4 pC.
3. Amphibrya		2,3 pC.	7,7 pC.	5,4 pC.	6,6 pC.	9,2 pC.	15,8 pC.
4. Gymnospermae	9,2 pC.	7,3 pC.	18,1 pC.	38,2 pC.	21,5 pC.	13,9 pC.	0,3 pC.
5. Apetalae					17,7 pC.	18,1 pC.	5,2 pC.
6. Gamopetalae						7,0 pC.	30,4 pC.
7. Dialypetalae					2,2 pC.	30,2 pC.	35,2 pC.

Die aus dieser Tabelle gezogenen Schlüsse weichen übrigens nicht unbedeutend von den hier gegebenen Ziffern ab, indem hauptsächlich die Möglichkeit der Erhaltung der einzelnen Pflanzen berücksichtigt wird, und nach dieser Betrachtungsweise ergibt sich

die	Uebergangsperiode	als	das	Reich	der Thallophyten,
„	Steinkohlenperiode	„	„	„	„ Acrobryen,
„	Triasperiode	„	„	„	„ Amphibryen,
„	Juraperiode	„	„	„	„ Gymnospermen,
„	Kreideperiode	„	„	„	„ Apetalen,
„	Molasseperiode	„	„	„	„ Gamopetalen,
„	Jetztzeit	„	„	„	„ Dialypetalen.

Zur Erklärung des Entstehens der gegenwärtig so verschiedenartigen Gestalt der Pflanzen, setzt der Verf. eine Zelle voraus, die allem vegetabilischen Sein zu Grunde liegt. Er erklärt die Entstehung neuer Typen als eine partielle Metamorphose, an welcher vielleicht nicht einmal sämmtliche Individuen einer Art zu irgend einer Zeit Antheil nehmen, sondern wahrscheinlich nur von einer geringen Anzahl derselben vollzogen wird. Nur auf diese Weise, sagt er können die Pappel-, Eichen-, Ahorn-Arten u. s. w. der Jetztwelt mit den Pappel-, Eichen- und Ahorn-Arten der Vorwelt zusammenhängen; nur auf diese Weise ist es erklärlich, wie der Reichthum der Leguminosengattungen in den wenigen Gattungstypen der Vorwelt begründet ist, und selbst die großen Abtheilungen der Familien, Ordnungen und Klassen ihre Prototypen schon in der frühesten Geschichte der Pflanzenwelt haben können. Auf der andern Seite ist aber das Erlöschen der Urformen eben so gesetzmäßig und zeigt uns in den übrig gebliebenen Resten früher bey weitem umfangsreicherer Gattungen, welche große, durchgreifende, pragmatische Geschichte die Erde — und mit ihr die vegetabilische Decke — bereits durchgemacht hat.

Dr. Const. Wilh. Wittwer.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1853 Nr. 33.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 29. Juli.
Nro. 13. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1853.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe am 21. Mai 1853.

Herr Akadem. Dr. Wagner brachte zur Vorlage: Beyträge zur Kenntniß der Gattung **Arvicola** und der deutschen Fledermäuse von J. H. Blasius, Professor in Braunschweig.

I. Gruppirung der Gattung **Arvicola Lacep.** nebst einer neuen Art dieser Gattung.

A. Waldmäuse: Der 1. Unterkieferzahn hat 7 Prismen, außen 4, innen 5 Kanten; der 2. Unterkieferzahn 3 Prismen, und außen und innen 3 Kanten.

Ein Streifen langer Haare auf der innern Ohrfläche zwischen der Basis des Außenrandes und der innern Ohröffnung. Oberseite braunroth.

1. *A. rutilus* Pall. — Nordeuropa, Sibirien.
2. *A. Glareola* Schreb. Nord- und Mittel-Europa.
3. *A. Nageri* Schinz. — Alpen.

B. Erdratten: Der 1. Unterkieferzahn hat 7 Prismen, und außen 4, innen 5 Kanten; der 2. Unterkieferzahn 5 Prismen und außen und innen 3 Kanten. Ein Streifen langer Haare auf der innern Ohrfläche zwischen der Basis des Außenrandes und der innern Ohröffnung. Oberseite braungrau oder schwarzgrau.

4. *A. amphibius* L. — Europa und Sibirien.
5. *A. alpinus* Wagner. — Alpen.
6. *A. petrophilus* Wagner. — Alpen.
7. *A. ratticeps* Keys. und Blas. — Nord-Europa bis zu den Ostseeländern.

C. Feldmäuse: Der 1. Unterkieferzahn hat 9 Prismen, und außen 5, innen 6 Kanten; der 2. Oberkieferzahn 4 Prismen und außen 3, innen 2 Kanten. Oberseite braungrau.

a. Das Ohr zwischen der Basis des Außenrandes und der innern Ohröffnung nackt, ohne eine Spur von langen Haaren.

8. *A. saxatilis* Pall. — Sibirien.
9. *A. oeconomus* Pall. — Sibirien.
10. *A. gregalis* Pall. — Sibirien.
11. *A. socialis* Pall. — Südrußland und Sibirien.
12. *A. arvalis* Pall. — Mitteleuropa, Sibirien.
13. *A. Savii* Selys. — Italien.
14. *A. alliarius* Pall. — Sibirien.

b. Ein Streifen langer Haare zwischen der Basis des Außenrands des Ohrs und der innern Ohröffnung.

15. *A. campestris* Blas. Nov. Spec. Nord-Deutschland.

D. Erdmäuse: Der 1. Unterkieferzahn hat 9 Prismen, und außen 5, innen 6 Kanten; der 2. Oberkieferzahn 5 Prismen, und außen und innen 3 Kanten. Ein Streifen langer Haare auf der innern Oberfläche zwischen der Basis des Außenrandes und der innern Ohröffnung.

16. *A. agrestis* L. — Skandinavien und Nord-Deutschland, Belgien, England.

Hierher würde *A. insularis Nilss.* gehören, wenn sie sich als Art bewähren sollte, was mir übrigens nach den wenigen Exemplaren von *A. agrestis* L., die ich bisher gesehen, nicht wahrscheinlich scheint.

Die obenerwähnte neue Art: *Arvicola campestris* hat die Größe und Färbung von *A. agrestis* oder *A. arvalis.* Von A. agrestis unterscheidet sie sich nur durch das Gebiß, während sie in der Färbung

ganz mit ihr übereinstimmt. Sie ist oben dunkel braungrau, unten grauweiß. Der Schwanz ist deutlich zweyfarbig, ungefähr ein Drittel der Körperlänge. Auf der Innenseite des Ohrs steht ein Streifen langer schwarzgrauer Haare zwischen der Basis des Außenrandes und der innern Ohröffnung, ohne bis zur Höhe der innern Ohröffnung hinauf zu reichen: ganz wie bei A. agrestis L. Im Gebiß stimmt sie ziemlich genau mit A. oeconomus Pall. überein: der 3. obere Backenzahn hat außen 5, innen 4 Kanten, während bei A. arvalis und den übrigen Arten der entsprechenden natürlichen Gruppen außen nur 4 Kanten ausgebildet sind.

Maaße:

Körper bis zur Schwanzwurzel	3‴	6,5‴‴
Schwanzlänge ohne Haare .	1‴	2,5‴‴
Kopflänge	1‴	0,2‴‴
Ohrlänge von der äußern Basis	—	4,5‴‴
Oberarm	—	6,3‴‴
Unterarm	—	6,5‴‴
Hand mit Krallen . . .	—	4,8‴‴
Schenkel	—	6,8‴‴
Schienbein	—	9 ‴‴
Fuß mit Kralle	—	8,1‴‴

Diese Art habe ich bis jetzt nur aus der Nähe von Braunschweig erhalten.

II. Ueber zwey neue deutsche Fledermäuse.

1. *Vesperugo Maurus* nov. spec. Blas.

Die Art gehört zur Untergattung Vesperugo. Der sicheren Uebersicht wegen will ich die natürlichen Gruppen erwähnen.

A. Vesperugo Keys. et Blas. Oben und unten jederseits 5 Backzähne: im Ganzen 34 Zähne.

a. Waldfledermäuse: Der Ohrdeckel erreicht seine größte Breite oberhalb der Mitte, und hat nur einen Zahn dicht vor der Basis. Die Fußwurzel querrunzelig. Flughaut bis zur Fußwurzel angewachsen. Nur das letzte rudimentäre Schwanzglied frey vorstehend.

1. *V. Noctula* Schreb. — Mittel- und Süd-Europa.
2. *V. Leisleri* Kuhl. — Mitteleuropa.

b. Zwergfledermäuse: Der Ohrdeckel erreicht seine größte Breite unterhalb der Mitte, und hat nur einen Zahn dicht über der Basis. Die Fußwurzel querrunzelig. Flughäute bis zur Zehenwurzel angewachsen. Nur das letzte rudimentäre Schwanzglied frey vorstehend.

3. *V. Kuhlii* Natt. — Südeuropa.
4. *V. marginatus* Cretschm. — Dalmatien und Südeuropa.
5. *V. Nathusii* Keys. et Blas. — Mittel-Europa.
6. *V. Pipistrellus* Schreb. — Europa.

c. Alpenfledermäuse: Der Ohrdeckel erreicht seine größte Breite in der Mitte, und hat noch einen zweyten zahnartigen Vorsprung über dem an der Basis, etwas unter der Mitte des Außenrandes. Auf der Basis der Fußsohle eine breite, flache Schwiele. Die Flughaut bis zur Zehenwurzel angewachsen. Die beyden letzten Schwanzglieder stehen ganz oder größtentheils frey vor.

7. *V. Maurus* Blas. Nov. Spec. — In den Alpen.

B. Vesperus Keys. et Blas. Oben 4, unten 5 Backenzähne jederseits, im Ganzen 32 Zähne.

d. Bergfledermäuse: Der Ohrdeckel erreicht seine größte Breite über der Mitte und hat nur einen Zahn dicht über der Basis. Eine breite Schwiele auf der Basis der Fußsohle. Die Flughaut bis zur Zehenwurzel angewachsen. Die beyden letzten Schwanzglieder stehen frey vor.

8. *V. Nilssonii* Keys. et Blas. — Skandinavien und Harz *).
9. *V. discolor* Natterer. — Europa.
10. *V. Savii* Bonap. — Dalmatien, nach Temminck.

e. Niedrigfliegende Fledermäuse: Der Ohrdeckel erreicht seine größte Breite unter der Mitte des Außenrandes, und hat nur einen Zahn dicht über der Basis. Eine breite, flache Schwiele auf der Basis der Fußsohle. Flughaut bis zur Zehenwurzel angewachsen. Die beyden letzten Schwanzglieder stehen frey vor.

11. *V. serotinus* Schreb. — Europa.

V. Maurus hat 34 Zähne. Die Schneiden der untern Vorderzähne stehen einander parallel,

*) Nach wiederholter genauer Untersuchung von mir kann ich jetzt das von Herrn Forstrath Koch aus Regensburg mir überschickte und von mir im Schreber'schen Supplementband zu V. Nilssonii gezählte Exemplar doch nur für eine eigenthümliche Varietät von V. discolor ansehen, was ich hier deßhalb bemerke, damit die Südgrenze des V. Nilssonii nicht zu tief herabgedrückt wird. Wagner.

quer zur Richtung der Kiefer. Der 1. obere Vorderzahn ist zweyspitzig, und wenig höher als der einspitzige 2. Zahn. Der Eckzahn im Oberkiefer berührt hinten den zweyten Backenzahn, so daß der erste sehr kleine Backenzahn ganz nach Innen gedrängt wird und von Außen nicht sichtbar ist. Der 1. untere Backenzahn ist kaum halb so hoch, und im Querschnitt kaum halb so breit als der folgende. Der mit der stark verschmälerten Spitze nach vorn gerichtete Ohrdeckel erreicht seine größte Breite ziemlich in der Mitte und hat außer dem gewöhnlichen Zahn an der Basis des Außenrandes noch einen kleinen Zahn unter der Mitte. Die Körperflughaut bis zur Zehenwurzel, die Schwanzflughaut bis an's vorletzte Glied angewachsen. Ohren und Flughäute dickhäutig und dunkel braunschwarz. Der Pelz oben und unten braunschwarz, oben mit bräunlichen, unten mit gelblichweißen Haarspitzen. Die Größe zwischen V. Nilssonii und V. Kuhlii.

Maaße.	Flugweite	8″	6‴
	Totallänge	3	2
	Kopflänge	—	7,4
	Schwanzlänge	1	3
	Dessen freystehendes Ende	—	1,2
	Ohrlänge vom Außenrande	—	6,4
	Ohrlänge vom Innenrande	—	4,4
	Oberarm	—	10,0
	Unterarm	1	3,5
	Schenkel	—	5,7
	Schienbein	—	5,8
	Fuß	—	3,5

Ich habe diese Art vom Montblanc, St. Gotthardt, aus dem Oetzthal, von Heiligenblut und aus dem Naßfelde bey Gastein. Sie kommt bis zu den letzten Sennhütten hinauf vor, und gleicht im Fluge und der Lebensweise dem V. Nilssonii vom Harze.

2. *Rhinolophus Euryale.* Nov. Spec. Blas.

Diese neue Art steht in Größe und Ohrbildung dem Rh. clivosus nahe, weicht aber in der Bildung des Nasenaufsatzes von allen bekannten Arten ab.

Der sehr kleine obere Lückenzahn trennt den Eckzahn vom zweyten Backenzahn, und ist in der Mittellinie der Zahnreihe eingefügt. Die vordere Querfläche des Längskammes auf der Nase ist der ganzen Länge nach gleichbreit und oben breit abgerundet; die hintere Spitze über dem Sattel erhebt sich über die vordere Querfläche fast um deren

ganze Höhe. Das Hufeisen hat jederseits gegen die Mitte hin einen, durch einen kleinen Einschnitt gesonderten, nach vorn vorspringenden Hautzahn. Der Wurzellappen des Ohrs ist durch eine flache, stumpfwinkelige Einbucht vom Außenrande abgetrennt, und oben und unten gleichmäßig gerundet. Das Schienbein steht um die Länge der Fußsohle frei aus der Flughaut vor. Der Schwanz ist bedeutend länger als die halbe Länge des Unterarmes.

Flugweite	10″	0‴
Totallänge	2	8
Länge des Kopfes	0	9
Länge des Schwanzes	1	—
Länge des Unterarmes	1	8,5

Maaße von Rh. clivosus:

Flugweite	10″	6‴
Totallänge	2	8
Länge des Kopfes	0	9,5
Länge des Schwanzes	0	10,5
Länge des Unterarmes	1	8,5

Bey *Rh. clivosus* ist die vordere Fläche des Längskammes nur in der untern Hälfte gleich breit, in der obern gleichmäßig verschmälert. Bey *Rh. ferrum equinum* und *capensis* ist diese Querfläche in der Mitte verschmälert, oben breit abgerundet; bey *Rh. Hippocrepis* der ganzen Länge nach verschmälert. Bey *Rh. clivosus* ist das Hufeisen vorn nach der Mitte hin mit einem Zahn versehen; bey *Rh. ferrum equinum* abgerundet; bey *Rh. Hippocrepis* am Vorderrande gekerbt. Das Gebiß ist bey dieser neuen Art wesentlich wie bey *clivosus*. Bey *Rh. Hippocrepis* ist der erste kleine Backenzahn oben fast halb so hoch als der 2., und in der Mittellinie der Zahnreihe eingefügt. Bey *Rh. ferrum equinum* steht der Eckzahn im Oberkiefer in unmittelbarer Berührung mit dem 2. Backzahn, und der sehr kleine, nur wenig über das Zahnfleisch vorragende 1. Backenzahn ist aus der Zahnreihe hinaus nach Außen gedrängt, wie bey *Rh. capensis Licht.*, daher früher übersehen. Alle Arten, bey denen der Nasenaufsatz aus Hufeisen, Längskamm und einer Lanzette mit Zellenvertiefungen besteht, haben oben 5, unten 6 Backenzähne, also im Ganzen 32 Zähne.

Ich habe diese neue Art in Mailand, am Gardasee bey Riva und in Triest erhalten. An allen diesen Punkten kommt sie mit Rh. clivosus

zusammen vor, scheint jedoch nicht so häufig wie diese letzte Art zu seyn.

Die Zahl der deutschen oder mitteleuropäischen Arten würde sich demnach auf 24 belaufen, wenn man die in Dalmatien angebenen V. marginatus et Savii mit hinzuzählt. Es sind folgende:

Rhinolophus Hippocrepis, ferrum equinum, clivosus und *Euryale.*
Plecotus auritus.
Synotus Barbastellus.
Vespertilio murinus, Bechsteinii und *Nattereri; mystacinus, Daubentonii* und *dasycneme.*
Miniopterus Schreibersii;
Vesperugo Noctula und *Leisleri; Kuhlii, marginatus, Nathusii* und *Pipistrellus;*
Maurus;
Nilssonii, discolor und *Savii;*
serotinus.

Von diesen Arten kommen Rhinolophus clivosus und Rh. Euryale, Miniopterus Schreibersii, Vesperugo marginatus und Savii nur südlich von den Alpen, Vesperugo Maurus nur in den Alpen, und Vesperugo Nilssonii nur nördlich von den Alpen vor.

III. Bemerkungen über Hypudaeus petrophilus und H. leucurus.

1. **Hypudaeus petrophilus Wagn.***). Nach Färbung und Gebiß würde ich denselben zu H. alpinus rechnen, der, wie ich jetzt versichern kann, im ganzen Alpenzug von Frankreich an bis zu den östlichen Tauern verbreitet ist und, wie ich mich an etlichen und 20 Exemplaren überzeugte, in allen Farbenabänderungen vom Weißgrau bis Dunkelbraun vorkommt. Auch nach Schädel und Gebiß steht dieser H. petrophilus unmittelbar neben H. alpinus; nur eine auffallende Abweichung von letzterem sehe ich: das 3. Prisma am zweyten obern Backenzahn ist vorn eingebuchtet. So etwas kenne ich bey keiner einzigen Art. Ich

*) Da Herr Professor Blasius die genauesten und umfassendsten Untersuchungen über unsere kleinen einheimischen Säugthiere, insbesondere auch über die der Alpen gemacht hat, so hatte ich ihm mein Exemplar vom H. petrophilus zur Ansicht überschickt, um sein Urtheil über diese Form zu vernehmen.
Dr. Wagner.

habe von H. alpinus aus der Schweiz, Tyrol und von Heiligenblut über 20 Schädel untersucht, aber kein einziger hat einen solchen Zahn. Wenn so etwas individuell seyn könnte, müßte ich die Art für identisch mit H. alpinus halten; ist diese Bucht aber bey andern Exemplaren auch vorhanden, so würde ich keinen Anstand nehmen, sie für specifisch verschieden von letzterem anzusehen. Hierüber wird die Vergleichung von andern Exemplaren die Entscheidung bringen. Daß übrigens das vorliegende Thier ein recht altes ist, sieht man auch aus den Muskelgrenzen auf dem Scheitel; seine Abweichungen können demnach nicht auf Rechnung einer Jugend-Eigenthümlichkeit gebracht werden.

2. **Arvicola leucurus** Gerbe, erst vor Kurzem als ein neuaufgefundener Alpenbewohner publicirt, ist ein hellfarbiger Arvicola alpinus Wagn., höchstens, wie Selys ganz richtig sagt, eine lokale Rasse. Es ist in der ganz ausgezeichneten Beschreibung keine Spur von dem, was mir als specifische Begründung wichtig erscheint. Gerbe ist noch in den minutiösen Abweichungen der Entwicklungs-Verschiedenheiten befangen, die er für specifisch hält, aber vortrefflich darstellt. Die abgebildeten Zähne von A. leucurus gehören einem jüngern Thiere an als die von A. nivalis; dieß kann man a priori wissen. Die Knochen der Stirnbeine sind individuell abweichend. Ich habe von etlichen Arten 40 bis 50 Schädel aus verschiedenen Altern und kann dieß für solche sicher wissen. Auf einen einzigen Schädel kann man solche specifische Charaktere nicht gründen. Es ist eine wahre Fatalität, daß die beyden Zähne, die die mannigfaltigsten Verschiedenheiten darbieten, der letzte obere und der erste untere Backenzahn, Abweichungen nach dem Alter zeigen; damit ist Gerbe noch nicht bekannt. Uebrigens habe ich eben so helle Exemplare von A. alpinus, wie dieser A. leucurus, aus den östlichen Alpen, z. B. von Heiligenblut. A. alpinus kommt wie A. Nageri in der ganzen Alpenkette vor.

Nach dem, was Gerbe über Arvicola Lebrunii Cresp. sagt, wird dieser wohl auch zu A. alpinus gehören.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1853 Nr. 34.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 1. August.
Nro. 14. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1853.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Historische Classe.

In der Sitzung vom 7. Mai l. J. hielt Hr. Dompropst v. Deutinger, ord. Mitglied der k. A. d. W., einen Vortrag über „die Geschichte des Gymnasiums, Lyceums und des bischöflichen Alumnats von Freysing," aus welchem nachstehendes mitgetheilt wird.

Der Herr Verfasser wies nach, daß die Errichtung einer, den Bestimmungen des Kirchenrathes von Trient (Sess. XXIII. cap. 18. de reform.) entsprechenden Lehr- und Erziehungsanstalt für den Klerus des Bisthums Freysing zwar schon i. J. 1567 sowohl von Seite des Päpstlichen Stuhles als des bayerischen Herzogs Albert V., dessen Sohn Ernest eben damals zum Bischof von Freysing erwählt worden war, lebhaft betrieben und daß dieselbe auch auf den gleichzeitigen Provinzial- und Diöcesansynoden beschlossen, demungeachtet aber bis zum Jahre 1598 nicht einmal begonnen worden war; daß man erst im letzteren Jahre durch die Einziehung einiger Kanonical-Präbenden bey dem Domstifte und den Collegiatstiften St. Andreas und St. Veit in Freysing einen kleinen Stipendienfond für einige Candidaten des geistlichen Standes gewonnen, keineswegs aber ein eigentliches Seminar zu Stande gebracht habe, und daß selbst dieser Fond schon im Jahre 1616 wieder einer großen Gefahr der Zersplitterung ausgesetzt war, im Jahre 1632 aber durch den feindlichen Einfall der Schweden in Bayern wirklich ganz vernichtet wurde; daß der i. J. 1663 von dem Bischofe Albrecht Sigmund gemachte Versuch, eine neue Dotation für ein Diöcesanseminar zu schaffen, an der landesherrlichen Verweigerung von Beyträgen vermöglicher Kirchenstiftungen scheiterte, und daß erst die i. J. 1684 erfolgte Wahl des jungen bayerischen Prinzen Joseph Clemens (nachmaligen Churfürsten und Erzbischofs von Köln) zum Coadjutor des Bischofs Albrecht Sigmund Gelegenheit gab, in dieser Sache dem Ziele endlich näher zu kommen, indem Papst Innocenz XI. diese Coadjutorswahl nur unter der scharf betonten Bedingung bestätigte, daß von dem Tode des Bischofs Albrecht Sigmund an bis zum wirklichen Regierungsantritte seines Nachfolgers die von dem Eintritte desselben in das hierzu erforderliche kanonische Alter abhing, aus den Renten des Hochstiftes von den Bisthumsverwesern ein Seminarfond gesammelt werden müsse.

Es wurde dann weiter dargestellt, wie der verdienstvolle Freysingische Bischof Johann Franz, Freyherr von Eckher, der Nachfolger von Joseph Clemens, diesen ex mensa episcopali gebildeten Fond vergrößert und es sich zu einer seiner ersten oberhirtlichen Angelegenheiten gemacht habe, das i. J. 1688 eröffnete Diöcesanseminar zu einer vollständigen, von Priestern des Benedictinerordens besorgten Studienanstalt (Gymnasium und Lyceum) zu erweitern, welche Einrichtung diese Anstalt hatte, welche Schicksale dieselbe während ihres (etwas mehr als einhundertjährigen) Bestehens betrafen, welche gelehrte und würdige Männer derselben ihre Kräfte gewidmet und

sie zu einem großen Flore gebracht haben und wie dieselbe endlich nach vollzogener Säcularisation des Hchostiftes Freysing i. J. 1805 sammt dem Diöcesanseminar ein Ende gewonnen *).

Sodann trug Herr Reichs-Archivs-Canzlist Muffat eine kurze Abhandlung: „Ueber die Vermählung K. Otto IV. mit Königs Philipp von Schwaben Tochter Beatrix", vor, die das Factum und Datum dieses Ereignisses aus einem Briefe Otto's IV. feststellt, und Böhmers Angaben in seinen Kaiser-Regesten berichtigt.

Die Frage war: „An welchem Tage hielt Kaiser Otto IV. sein Beylager mit Beatrix?"

Von Italien mit dem Banne der Kirche belastet i. J. 1212 nach Deutschland zurückgekehrt, suchte Kaiser Otto IV. dem erbleichenden Sterne seines Glückes durch den endlichen Vollzug seiner Ehe mit Beatrix, König Philipps Tochter, mit welcher er schon seit 1208 verlobt war, einen neuen belebenden Strahl zu verleihen, indem er dadurch die Freunde und Vasallen der Staufen für sich zu gewinnen und auf diese Weise seine Macht zu vergrößern und zu befestigen hoffte.

Der Tag, an welchen sich der Wendepunkt seines Glückes knüpfen sollte, war bis jetzt noch nicht mit Bestimmtheit ermittelt.

Nach der Angabe des Godefridus Colonienſis**), welcher besagt, daß die jugendliche Braut am vierten Tage nach der Vermählung eines plötzlichen Todes gestorben sey, hat man im Zusammenhalte mit dem Datum des Todestages, als welchen die Chronica ducum Brunswic.***) den 11. August benennt, bisher den siebenten August als den Tag der Vermählung angegeben.

Allein daß die Hochzeit schon am 22. Julius zu Northausen gefeyert wurde, daß demnach zwischen dem Beylager und dem Todestage der Beatrix zwanzig Tage liegen, geht aus einem Briefe Kaiser Otto's IV. selber hervor, den er unterm 30. Juli von Weissensee aus, zu dessen Belagerung er nach den kurzen Freuden der Hochzeitsfeyer zurückgekehrt war, an seinen treuen Freund Wolfger, Patriarch von Aquileja sendete ***).

In diesem Briefe, dem man es ansieht, daß er ganz in der Absicht geschrieben ist, den ihm so ergebenen Patriarchen in der Ausdauer seiner Treue gegen ihn zu befestigen, giebt er diesem Nachricht, daß er sich durch die Gnade Gottes, dessen Allgüte er hierin erkenne, gesund und wohl befinde; daß er seinen Verräther, den Landgrafen (Hermann von Thüringen), mit einem großen und starken Heere hart bedränge, dessen Lande und Schlösser verwüstet habe und unablässig verwüste; so daß dieser und seine Anhänger ihre Machinationen gegen ihn bereuen, und in ihren Erwartungen jetzt getäuscht, in der Folge nichts mehr gegen ihn zu unternehmen wagen würden.

*) Dieser Vortrag wird in den Beyträgen zur Geschichte, Topographie und Statistik des Erzbisthums München und Freysing nebst den dazu gehörigen urkundlichen Beylagen abgedruckt werden.

**) Godefrid. Colon. bey Böhmer Fontes II. p, 350. „circa idem tempus Otto imperator Thuringiam cum exercitu terram illam igne et ferro vastat. Northusie etiam nuptias celebravit, ducens filiam Philippi regis que sibi desponsata fuerat. Que quarta die rebus excessit humanis." Reiner Leodiens. bey demselb. II. p. 380. . . . „Uxor Ottonis imperatoris moritur iuvencula mense Augusti filia Philippi regis Bavenberg crudeliter interfecti anno desponsationis sue primo sine herede, nocte sana mane mortua . . . Die Stellen hat übrigens vollständig zusammengereiht Stälin Wirtemb. Gesch. II. 160.

***) In Mader. antiquit. Brunswic. 1678. S. 17. . . „obiit anno 1213. Id. III. August." Das Jahr ist jedoch irrig angegeben!

***) Derselbe ist abgedruckt in J. F. B. M. de Rubeis Monumenta ecclesiae Aquilejensis commentario illustrata. Argentinae 1740. fol. col. 660—661.

„Ausserdem“, fährt er fort, „eröffnen wir dir, daß wir die Ehe, wie es schon längst der Wunsch aller unserer Getreuen und Freunde gewesen, mit unserer geliebtesten Gemahlin Beatrix an dem Sonntage vor dem Feste Jakobs glücklich und feyerlich vollzogen haben, was dir um so angenehmer zu erfahren seyn wird, je mehr dieß, wie wir nicht bezweifeln, uns und den uns Wohlgesinnten Nutzen bringen wird.“

„Da wir dich gleich als die Hälfte unserer Seele lieben und in dich, wie wir uns verpflichtet fühlen, unser volles Vertrauen setzen, den wir in allen Wechselfällen durch die That als den treuesten erprobt gefunden haben, bitten wir dich, in der Treue zu uns wie bisher auszuharren, wie wir denn auch im Geringsten nicht an derselben zweifeln. Lasse dir uns und alle unsere Angelegenheiten empfohlen seyn, und bewähre dich wie bisher als einen emsigen Vollstrecker in allen Geschäften, welche zu unserer und des Reiches Ehre gereichen.“

Nachdem er den Patriarchen noch ersucht, ihm auch über seine Verhältnisse häufigere Nachrichten zukommen zu lassen, schließt er:

„Ueber die Zustände der Venetianer und über ihr Verhalten gegen uns wünschen wir durch dich verständigt zu werden; trachte daher mit Vorsicht zu erforschen, welche Vereinbarung sie mit uns zu haben wünschen.“

„Durch Gottes Gnade und durch die Beyhülfe unserer Getreuen haben wir unsern Feind den Landgrafen schon sehr in die Enge getrieben, und werden ihn noch weiter treiben, so daß wir sein Schloß Weissensee und die Stadt selbst, gegen seinen und seiner Anhänger Willen in unsere Gewalt bringen werden, zu den übrigen Schlössern, welche wir schon genommen haben, und welche wir in Bälde noch zu nehmen gesonnen sind, wenn er nicht noch zeitig genug von seinem thörichten Beginnen abläßt, und, (was ihm als einziges Rettungsmittel noch übrig bleibt), so bald als möglich in unsere Gnade zurückgekehrt seyn wird.“

„Deinen Boten, den Magister Laurentius haben wir deßhalb bey uns zurückbehalten, daß wir dich durch ihn benachrichtigen können, wenn zwischen uns und dem Landgrafen ein Vergleich zu Stande kommen sollte. Wir wollen auch und ermahnen dich, beflissen zu seyn, deine Boten häufiger nach Italien zu entsenden, um die Lombarden wiederholt zu unsern Dienst zu erstarken.“

Alle diese Hoffnungen, deren Erfüllung K. Otto IV. mit so vielem Selbstvertrauen entgegensah, wurden durch ein unseliges Verhängniß ihm nur zu bald vereitelt.

Ein plötzlicher Tod raffte die jugendliche Gemahlin dahin — das Band womit er durch sie auch ihre Anhänger an sich gefesselt glaubte, ward dadurch zerrissen, und schon der nächste Augenblick belehrte ihn, wie trügerisch die Hoffnung ihn geblendet — denn kaum hatten die Schwaben und Bayern den Tod der jungen Kaiserin erfahren, als sie heimlich des Kaisers Lager verließen, so daß Otto die Belagerung Weissensees, und all die Erfolge, die er an dessen baldigen Eroberung geknüpft, aufgeben und selbst vor der ausfallenden Besatzung hinter Erfurts Mauern Schutz suchen mußte.

Verzeichniß

der in den Sitzungen der drey Classen der k. Akademie der Wissenschaften in den Monaten März und Mai 1853 vorgelegten Einsendungen an Druckschriften.

(Schluß.)

Von der physikalisch-medicinischen Gesellschaft in Würzburg:

Verhandlungen 3. Bd, 3. Hft. Würzb. 1852. 8.

Von dem landwirthschaftlichen Verein dahier:

Zeitschrift. März III. 1853. München 1853. 8.

Von der pfälzischen Gesellschaft für Pharmacie und Technik in Speyer:

Jahrbuch für praktische Pharmacie und verwandte Fächer Bd. XXVI. Hft. 1. Jan. London 1853. 8.

Von der Gesellschaft für Frankfurter Geschichte u. Kunst in Frankfurt a/M.

Archiv 5. Hft. Frankf. 1853. 8.

Von der Real academia de ciencias in Madrid:

Memorias. Tom. I. Tercera serie. Ciencias naturales Tom. 1. part. 2. Madr. 1851. 8.

Resumen de las actas de la academia de 1850. 1851. Madrid 1851. 8.

Von der Royal Society in London:

Philosophical transactions for the year 1852. Part. I, II. Lond. 1852. gr. 4.

Proceedings. Vol. VI. Nr. 83—93. London 1852. 8.

Fellows of the Society. Novbr. 30. 1852. Lond. 1852. 8.

Von der Royal asiatic Society in London:

Journal Vol. XIII. Port. 2. Lond. 1852. 8.

Von dem Professor Gerhard in Berlin:

Ueber die k. Vasensammlung zu München. Berl. 8. und Münchens antike Kunstschätze übersichtlich betrachtet. Berl. 8.

Von dem Lyceum of natural history in New-York:

Annals. Vol. V. Aug. 1852. Nr. 9—14. New-York 1852. 8.

Von der Academia pontificia de' nuovi Lincei in Rom:

Atti. Anno V. Session II. del 22. Febr. 1852. Rom 1852. 4.

Von der Imprimerie nationale in Paris:

Journal de savants. Janvier—Decbr. 1852. Par. 1852. 4.

Von dem naturhistorischen Verein der Preuß. Rheinlande und Westphalens in Bonn:

Verhandlungen. 9. Jhrg. 3. u. 4. Hft. Bonn 1852. 8.

Von dem zoolog. mineralog. Verein in Regensburg:

Abhandlungen 3. Heft. Regensb. 1853. 8.

Von dem historischen Verein von und für Oberbayern hier:

Oberbayerisches Archiv. 13. Bd. 2. u. 3. Hft. Münch. 1852. 8.

Von der pfälzischen Gesellschaft für Pharmacie und Technik in Speyer:

Jahrbuch für praktische Pharmacie. Bd. XXVI. Hft. II. III. Landau 1853. 8.

Von dem Herrn Rudolph Freiherrn v. Stillfried in in Berlin:

Monumenta Zollerana. Urkundenbuch zur Geschichte des Hauses Hohenzollern. 1. Bd. Berl. 1852. 4.

Von dem Herrn A. Marsilli in Rovereto:

Della tassa delle galette. Rovereto. 8.

Publica ternata dell' J. R. Academia Roveretana dei XXIII. Decbr. 1852. Rovereto 1853. 8.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 3. August.

Nro. 15. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1853.

Monumenta Zollerana. Urkundenbuch zur Geschichte des Hauses Hohenzollern. Herausgegeben von Rudolph Freyherrn von Stillfried und Dr. Traugott Märker. Erster Band. Urkunden der Schwäbischen Linie, 1095—1418. Berlin. In Commission bey Ernst u. Korn. 1852. 4. S. 558.

Einer der Herausgeber dieses Werkes, Herr von Stillfried, hat bereits im Jahre 1848 eine Urkundensammlung unter dem nämlichen Titel an's Licht treten lassen und beabsichtiget, dasselbe, da hievon nur der erste Band erschienen ist, fortzusetzen, allein zwey Umstände nöthigten, jenes ganz auf sich beruhen zu lassen, und eine ganz neue Quellen-Sammlung zu veranstalten, einmal nämlich weil im Verlaufe eine Menge neuer Quellen entdeckt wurden, die nicht wohl in einem Nachtrage untergebracht werden konnten, und dann weil sich inzwischen der Wiederanfall der Hohenzoller'schen Stammlande ergab, welcher den ursprünglichen Plan modificiren mußte. Es ward demnach der Quellensammlung, wovon der erste hier zu besprechende Band vorliegt, ein neuer, erweiterter Plan zu Grunde gelegt. Es wurden nämlich in diesem ersten Bande die diplomatischen Quellen des gemeinsamen Zollerstammes, und darunter auch die des bisher unbeachtet gebliebenen gräflich Hohenbergischen Nebenzweiges bis zu dessen völliger Abtrennung bekannt gemacht; von dem Jahre 1235 an aber, als dem Zeitpunkte, wo der fränkische, nachmals Churbrandenburgische oder königlich Preußische Zweig sich völlig abgesondert hatte, wurden hier nur die Urkunden, welche sich auf die Schwäbische Linie beziehen, veröffentlicht und bis zu der Epoche fortgeführt, wo ein Repräsentant der fränkischen Linie, nämlich Friedrich VI. von Nürnberg, welcher zur Brandenburgischen Churwürde gelangte, zum ersten Male wieder sich seinen Schwäbischen Stammgenossen zuwendet. Es lag ursprünglich im Plane, die Herausgabe der den Schwäbischen Zweig betreffenden Urkunden bis zu dem Jahre 1488 fortzuführen, bis zu dem Zeitpunkte nämlich, wo die erste Hohenzollerisch-Brandenburgische Erbverbrüderung geschlossen wurde, allein es ward schon mit dem Jahre 1418 abgebrochen, aus dem Grunde, weil das aus dem XV. Jahrhundert vorhandene urkundliche Material allzu massenhaft ist und keinen solchen Werth hat, daß die Bekanntmachung desselben in seinem ganzen Umfange sich rechtfertigen ließe. Doch soll auch dieses nicht völlig unbenutzt liegen bleiben, indem von Seite der Herausgeber beabsichtiget ist, dasselbe in einer anderen entsprechenden Form seiner Zeit zu veröffentlichen. Für die nächsten Bände der hier in Rede stehenden Monumenta sind die diplomatischen Quellen der fränkischen Linie, der Burggrafen von Nürnberg, bestimmt, welche, wie nicht zu zweifeln ist, sowohl zahlreicher als auch wichtiger sind, wie die in diesem ersten Bande mitgetheilten, letzteres darum, weil die Burggrafen eine große Thätigkeit entfalteten und an den wichtigsten Reichsgeschäften vielfach und einflußreich sich betheiligten.

Bezüglich der Frage, ob in derley Quellen-Sammlungen bloß Diplome und urkundliche Daten mit Ausschluß alles übrigen quellenmäßigen Materiales aufgenommen werden sollen, könnte allerdings

eine Meinungsverschiedenheit stattfinden. Die Herausgeber dieser Monumenta haben sich lediglich auf Urkunden beschränkt, es lag aber in ihrer Absicht, wenigstens für die früheren Jahrhunderte ein möglichst vollständiges Material zu liefern, was ihnen auch gelungen ist, so daß Stälin, der berühmte Verfasser der Geschichte Wirtemberg's, welcher die umfassendsten Forschungen gemacht hat, nur einige wenige Stücke, welche den Herausgebern entgangen sind, nachzuweisen vermochte. Dieselben wurden nebst einigen anderen, welche erst während des Druckes dieser Monumenta bekannt gemacht worden sind, in der Vorrede nachgetragen. Ref. verweist auf folgende Urkunde, welche den Herausg. entgangen ist: Wolfhardus episcopus Augustensis investit ducem Ottonem Carinthiae eiusque fratres de omnibus feodis, quae isti ab ecclesia sua tenent, sicut ea, quae ipsorum pater ab eadem tenuit. Act. ap. Umistam Brix. dioec. die veneris tertio decimo intrante Januario — praesentibus Friderico de Zolre summo praeposito Aug. ecclesiae etc. Hormayr sämmtl. Werke. II. nr. 53. Da der Zweck dieser Urkundensammlung nicht ein allgemein historischer, sondern nur ein speciell Hohenzollerischer ist, so wurden bloß jene Urkunden, welche entweder von Hohenzollern ausgestellt worden sind oder directen Bezug auf sie haben, ihrem ganzen Umfange nach aufgenommen, jene dagegen, welche nur in indirecter Beziehung zu denselben stehen, d. h. in welchen dieselben nur als Zeugen, Taidinger oder Siegler erscheinen, ohne Ausnahme nur auszugsweise mitgetheilt, was selbst von bisher noch ungedruckten Kaiserurkunden gilt, so sehr auch sonst deren vollständige Bekanntmachung wünschenswerth gewesen wäre.

Die älteste der hier abgedruckten Urkunden, der Stiftungsbrief des Klosters Alpirsbach gehört dem J. **1095** an, es ist jedoch sehr zweifelhaft, ob dieselbe nicht etwa nur eine historische Aufzeichnung ist. An diese schließt sich die päpstliche Urkunde v. J. **1101** an, wodurch die Stiftung des ebenerwähnten Klosters bestätiget wurde. An diese reihen sich zahlreiche Urkunden an, welche zufolge des obengedachten Grundsatzes nur auszugsweise mitgetheilt wurden. Erst gegen die Mitte des **XIII.** Jahrhunderts hin beginnen die von Zoller'schen Grafen ausgefertigten Documente, so wie solche, welche sich unmittelbar auf sie beziehen, daher auch vollständig bekannt gemacht werden, zahlreicher zu werden. Sie belaufen sich mit Einschluß der bloß auszugsweise mitgetheilten auf nahezu sechshundert. Es erscheint weder thunlich noch auch erforderlich hier auf den Inhalt derselben näher einzugehen, sondern es wird die Bemerkung genügen, daß Käufe und Verkäufe, Schuldverschreibungen, Widmungen an Stifte und Kirchen, Tausch- und Hausverträge Gegenstand derselben sind, demnach zumeist nur ein specielles Interesse haben, wie dieß in der Natur der Sache liegt, womit übrigens keineswegs behauptet wird, daß nicht auch für die allgemeine deutsche Geschichte Materialien darin liegen. Gerade die Geschichte der hohen Adelsgeschlechter bedarf im Interesse derselben einer sorgfältigeren Behandlung, als ihr seither zugewendet wurde.

Die Urkunden, welche der früheren Periode angehören, sind mit wenigen Ausnahmen schon in anderen Druckschriften bekannt gemacht worden. Dieselben haben die Herausg. theilweise auch angegeben, die vollständige hier einschlägige Literatur aber, so wie die erforderlichen Erläuterungen in den „Hohenzollerischen Forschungen", welche den Monumenten vorangingen theils nebenher fortgesetzt werden, niedergelegt.

Mit den Grundsätzen, welche die Herausgeber bey Bearbeitung der Urkundentexte sich zur Richtschnur genommen haben, erklärt sich Ref. fast durchgehends einverstanden. Allerdings soll der Urtext auf's getreueste wiedergegeben werden, doch nur soweit, als dieß im Drucke möglich ist, ohne von diesem in Facsimilirung zu verfallen; daher wurden die Abkürzungen, welche sich in den Originalien finden, durchgehends aufgelöst, und die damals übliche eben so zweckwidrige als schwankende Interpunctionsweise, welche im Drucke sehr störend seyn würde, der jetzt üblichen angepaßt, soweit dieß zum richtigen Verständniß erforderlich schien; dagegen ward die der älteren Graphik eigenthümliche und ganz willkührliche Verwechslung großer und kleiner Buchstaben beybehalten, was Ref. nicht billigen kann, eben weil der Gebrauch dieser Buchstaben auf keinen festen Regeln beruhte, ihre Aenderung also unbedenk-

lich geschehen kann, und weil die Beybehaltung dieser Eigenheit im Drucke sehr störend ist.

Die häufig den Urkunden unmittelbar angefügten Siegelabbildungen (Holzschnitte) erhöhen nicht etwa bloß den Schmuck, sondern auch den inneren Werth des Werkes, und sind eine um so willkommenere Zugabe, als einerseits solche sphragistische Illustrationen in der Regel allzusehr vernachläßiget werden, und andererseits zumeist sehr ungenau, also unbrauchbar sind. Und doch sind die Siegel nicht selten von größerem historischen Werthe, als selbst die Urkunden, an denen sie hängen.

Auf die äußere Ausstattung wurde eine, zumal in Deutschland, ganz ungewöhnliche Sorgfalt verwendet, was freylich nur die Munificenz des Königs von Preußen, des Schöpfers dieses Werkes, möglich gemacht hat.

Historia diplomatica Friderici secundi sive constitutiones, privilegia, mandata, instrumenta, quae supersunt istius imperatoris et filiorum eius. Accedunt epistolae paparum, et documenta varia. Collegit, ad fidem chartarum et codicum recensuit, iuxta seriem annorum disposuit et notis illustravit J. L. A. Huillard-Bréholles, auspiciis et sumptibus H. de Albertis de Luynes unius ex academiae inscriptionum sociis. Tom. II. P. I et II. (S. 1093). Tom. III. (S. 547.) Parisiis excudebant Plon fratres. 1852. 4.

Immer mehr drängt sich das Bedürfniß auf, die wichtigsten Quellen der Geschichte, die Urkunden, welche in ältester und neuester Zeit so zahlreich bekannt gemacht wurden und besonders jetzt so massenhaft an's Licht gestellt werden, entweder auszugsweise (in Regesten) oder ihrem ganzen Umfange nach unter besonderen Rubriken zusammen zu fassen, da es immer schwerer wird, das ganze Urkundengebiet zu überblicken. Dieß gilt ganz besonders bezüglich der von den deutschen Königen und Kaisern ausgestellten Urkunden, nicht bloß weil sie, ungeachtet sehr viele verloren gegangen, in großer Zahl vorhanden, sondern auch, weil sie in einer Menge von Druckschriften, deren manche überdieß schwer zugänglich, zerstreut sind. Böhmer und Chmel haben sich daher ein großes, allerseits anerkanntes Verdienst erworben, indem sie dieselben nachgewiesen und auszugsweise zusammengestellt haben; denn erst dadurch ist es den Historikern möglich geworden, die deutsche Geschichte, sey es im Zusammenhang oder einzelne Theile derselben in entsprechender Weise zu bearbeiten. Indessen sollte man dabey nicht stehen bleiben, sondern sämmtliche Urkunden der deutschen Könige und Kaiser in einen Codex zusammenfaßen. Es war allerdings der Plan, dieselben in den von Pertz redigirten Monumenta histor. German. zu veröffentlichen, leider aber scheint er, wenn auch nicht völlig aufgegeben zu seyn, doch jedenfalls nicht in Ausführung gebracht zu werden, indem nach einer so langen Reihe von Jahren noch nicht einmal der Anfang gemacht ist, und überhaupt die Fortsetzung dieses Nationalwerkes, wie verlautet, keineswegs sicher gestellt ist. Sollte es jedoch, wie zu wünschen ist, seinen ungestörten Fortgang haben, dann möchte vorzuziehen seyn, den Druck der Chroniken und selbst den der Leges vorläufig auszusetzen und jenen der Urkunden zu beginnen.

Unter diesen Verhältnissen ist um so dankenswerther, was in dieser Richtung von anderen Seiten her geleistet wird, daher auch das in Rede stehende Werk, obgleich es uns Deutsche schamroth machen sollte, daß selbst das Ausland sich veranlaßt sieht, unseren schwachen Kräften zu Hülfe zu kommen. Dasselbe ist übrigens noch nicht vollendet, denn der erste Band, in welchem, wie zu vermuthen ist, die Geschichte des Kaisers Friedrich II. behandelt wird, ist noch nicht erschienen, jedenfalls dem Ref. noch nicht zugekommen; das wichtigste jedoch, das was als besonders nothwendig sich darstellt, der codex diplomaticus umfaßt, so weit er bisher gedruckt vorliegt, bereits die Urkunden eines Decenniums, und es ist zu erwarten, daß derselbe innerhalb kurzer Zeit zum Abschluße gebracht werden wird. Da der erste Band, in welchem ohne

Zweifel über den Plan Auskunft gegeben wird, noch rückständig, jedenfalls dem Ref. nicht zugekommen und der Codex mit keiner Vorrede eingeführt ist, so läßt sich der Plan, welchen der Herausg. diesem Werke zu Grunde gelegt hat, nicht erkennen, namentlich ist nicht ersichtlich, warum derselbe den Codex mit dem Jahre 1220 und nicht vielmehr mit dem J. 1213, in welchem Friedrich zum Deutschen König erwählt ward, beginnt.

Wie die Ausführung entnehmen läßt, lag es im Plane des Herausg. alle auffindbaren Urkunden, gedruckte wie ungedruckte, welche von dem Kaiser Friedrich II. ausgestellt wurden oder sich auf ihn beziehen, wie besonders mehrere päpstliche Bullen, sodann auch die von dem Sohne desselben dem Könige Heinrich ausgestellten Urkunden in diesem Codex zusammen zu faßen.

Diese Arbeit ward durch Böhmer's Regesten allerdings sehr erleichtert, doch beschränkte sich der Herausgeber nicht auf die Urkunden, welche dort nachgewiesen sind, sondern hat auch viele bisher ungedruckte oder nur in Auszügen bekannte Urkunden aufgespürt, deren namentlich eine große Anzahl in italienischen Archiven aufgefunden, und auch einige deutsche Archive ausgebeutet; überdieß hat er, wo immer es ihm möglich war, die bereits durch den Druck veröffentlichten nach den Originalien verbessert, häufig auch, wo ihm solche nicht zu Gebote standen, die Fehler der bisherigen Abdrücke ex ingenio abcorrigirt. Gegen die meisten dieser Correcturen, die entnehmen lassen, daß der Herausgeber mit der deutschen Geschichte sehr vertraut ist, wird sich kaum eine Einwendung machen lassen, obwohl hierin große Vorsicht eintreten muß. Ref. glaubt einige dieser Correcturen bemerklich machen zu sollen. In einer Urkunde v. J. 1223 (II, 760) erscheint unter den Zeugen ein Ludovicus marchio de Badin, der, da ein solcher in dieser Zeit nicht existirt hat, unmöglich angenommen werden kann. Der Herausg. schlug daher die kaum verwerfliche Aenderung vor: Ludowicus (dux Bawariae, Hermannus) marchio de Badin; denn beyde befanden sich in dieser Zeit in der Umgebung des Königs Heinrich. Ebenso rechtfertiget sich die Umänderung eines der Zeugen in einer Urkunde des Kaisers Friedrich v. J. 1230 (Tom. III, 180), nämlich des Albertus „Rimessindle", wie er in den bisherigen Ausgaben erscheint, in Albertus "Rindesmule"; ebenso die Aenderung „prosperitatis" (Tom. III, 421) in posteritatis", welches der Sinn dieser Stelle fodert. Ref. vermöchte noch mehrere andere derartige Verbesserungen namhaft zu machen, beschränkt sich jedoch auf diese, die hinlänglich beweisen, daß der Herausg. mit Sachkenntniß zu Werke gegangen. Dagegen finden sich auch Conjecturen, welche, wie Ref. dafür hält, nicht angenommen werden können. In einer Urkunde des Königs Heinrich, welche derselbe Jägers Geschichte der Stadt Ulm entnommen hat, und die sonst nirgends gedruckt ist, kommt unter den Zeugen (II, 736) ein Fridericus de Bruhingen vor, ein Name, der offenbar verdorben ist, statt dessen daher der Herausg. Trutelingen (im Drucke steht fehlerhaft Trutehingen) in Vorschlag bringt, womit Ref. nicht einstimmt, der vielmehr der Ansicht ist, daß Truentingen = Truhendingen gelesen werden müsse; denn Friedrich von Truhendingen kommt in den Urkunden des Königs Heinrich öfter als Zeuge zum Vorschein und die Reihenfolge der Zeugen fordert an dieser Stelle einen Namen, der einem der höheren Adelsgeschlechter angehört. Zu „Theobaldus" de Vohburch, welcher gleichfalls in einer Urkunde des Kaisers Friederich als Zeuge erscheint (II, 782), macht der Herausg. die Bemerkung, daß dafür besser „Diopoldus" oder „Tyboldus" gelesen werde, was ganz unrichtig ist. Zwar finden sich beyde Formen, besonders in Urkunden, welche in Italien und von italienischen Notaren verfaßt wurden, sehr häufig, allein sie sind noch unrichtiger als die Form „Theobaldus". Sprachrichtig ist nur die Form „Dietpaldus". Indessen ist kein Anlaß, sich an derley unrichtigen Namensformen, welche in dieser Zeit und schon früher sehr häufig zum Vorschein kommen, zu stoßen, soferne nur nicht wegen der Namensträger selbst Bedenken entstehen, welche in dem vorliegenden Falle nicht möglich sind.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 5. Auguſt.

Nro. 16. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften. 1853.

1. Transactions of the China Branch of the royal Asiatic Society. Part. I. — 1847. Hongkong 1848.
2. Transactions of the China Branch of the royal Asiatic Society. Part. II. — 1848—50. Hongkong 1852.
3. The Chinese Miscellany, designed to illustrate the government, philosophy, religion, arts, manufactures, trade, manners, customs, history and statistics of China. Davon ſind erſchienen:

I. A Glance at the interior of China, obtained during a journey through the silk and green tea districts. Shanghae 1849. Printed at the Mission Press.

II. Dissertation on the silk-manufacture, and the cultivation of the mulberry; translated from works of the Tseu-Kwang-K'he, called also Paul Siu, a colao, or minister of state in China. Shanghae 1849.

III. The Chinaman abroad: or a desultory account of the Malayan archipelago, particularly of Java; by Ong-Tae-Hae. Translated from the original. Shanghae 1849.

IV. General description of Shanghae and its environs, extracted from native authorities. Shanghae 1850.

4. The Ceremonial usages of the Chinese, b. C. 1121, as prescribed in the „Institutes of the Chow dynasty Strung as Pearls". Translated from the original Chinese, with notes, by William Raymond Gingell, interpreter to her majesty's consulate, Too Chow Too. London 1852.

Die Satzungen der Königlichen aſiatiſchen Geſellſchaft für Großbritanien und Irland beſtimmen: Es mögen ſich in den Kolonien Zweigvereine bilden, welche vorzüglich den örtlichen Verhältniſſen ihre Aufmerkſamkeit zuwenden und ſich der engliſchen Muttergeſellſchaft anſchließen. Eine der neueſten Schöpfungen dieſer Art iſt die aſiatiſche Geſellſchaft für China, begründet am 19. Januar 1847, die bereits zwey Bände wichtiger Abhandlungen erſcheinen ließ. Der dritte iſt im Drucke begriffen und wird nach Allem was durch öffentliche Mittheilung verlautet, in keinem Falle hinter den beyden erſten zurückbleiben. Die fünfte Abhandlung dieſes neuen Bandes, welche die Inſchriften der chineſiſchen Porcellangefäße erklärt, die in ägyptiſchen Gräbern gefunden wurden, haben wir bereits aus Hongkong erhalten. Ihr Verfaſſer iſt der erſte chineſiſche Dolmetſch der Regierung zu Victoria, W. H. Medhurſt, der Jüngere.

Der berühmte Sinolog und Staatsmann Sir Francis Davis hielt als Statthalter zu Hongkong

und erster Präsident die Eröffnungsrede (15. Februar 1847), welche die Wichtigkeit des Vereins und seine mannigfachen Aufgaben entwickelt. Die praktische Richtung, wie man dieß von Engländern nicht anders erwarten wird, ist bey weitem die vorwiegende. Es werden die Anfragen und Gegenstände mitgetheilt, welche die heimathliche Regierung ihren Konsuln und Beamten vorlegte. Sie enthalten eine vollständige Länder- und Völkerkunde. Diese Beamten sind beauftragt die geographische und geologische Beschaffenheit des Landes, die natürlichen und künstlichen Erzeugnisse, und welche sich für den englischen Markt eignen zu untersuchen. Die europäischen Erzeugnisse, die von Eingebornen gekauft werden, und wie sich der Verschleiß des Opium verhält zur ganzen Bevölkerung, zu ihrem übrigen physischen, geistigen und moralischen Zustande; die Stellung der Eingebornen zur Regierung, zu den Reichsgesetzen und dem Beamtenthum, — über alle diese Gegenstände sollen die Konsuln Erkundigungen einziehen und in's Einzelne eingehende Berichte einsenden. Die Vorrichtungen beym Ackerbau, die Düngersorten und die Düngerweise mögen genau beobachtet werden. Dr. Buckland von Oxford habe ihm geschrieben, so erzählt Herr Davis, daß Professor Liebig hierüber die genauesten Nachrichten wünscht, vorzüglich in Betreff des chinesischen Düngers.

Ein Aufsatz des Herrn Meadows über den Landbesitz in China eröffnet die Reihe der Abhandlungen. Herr Meadows hat in München, was er in seinen vermischten Bemerkungen über China, die wir in einem frühern Bande der Anzeigen (Nov. 1847) besprachen, dankbarlich anerkennt, den Grund gelegt zu seiner chinesischen Sprachkenntniß und somit zur glücklichen amtlichen Laufbahn im Mittelreiche. Die trefflichen Bemerkungen Staunton's (Penal Code of China London 1810 S. 526) über das Grundeigenthum werden hiemit erweitert und ergänzt. Die von M. angeführten Thatsachen und Schriften zeigen, daß der Landbesitz in China ein ludeigener ist und durch kein Lehensverhältniß beschränkt oder bedingt wird. Es scheint der Eigenthümer kann auf seine Gründe Hypotheken aufnehmen, sie nach Belieben ganz oder theilweise verkaufen und seinen Kindern hinterlassen, zahlt er nur die Landsteuer und richtet sich nach dem Landesüblichen, schriftlich nicht verzeichneten Brauche.

Die zweyte Abhandlung enthält die Beschreibung der heißen Quellen von Jongmak, unfern Macaos von dem brittischen Konsul zu Kanton, Herrn Bowring. Dieß ist der durch seine politische Gesinnung wie durch seine andern litterarischen Arbeiten ausgezeichnete Freund des berühmten Rechtsgelehrten Bentham. Bowring ward seit der Heimkehr des Herrn Davis die Seele der asiatischen Gesellschaft; ohne seine Thätigkeit und Ausdauer wäre sie vielleicht zu Grunde gegangen. Die Abhandlung des Herrn Dr. Harland über das chinesische System der Anatomie und Physiologie ist sicherlich ein tüchtiger Beytrag zur Kenntniß der ostasiatischen Medicin. Wir müssen aber ihre Beurtheilung den Fachgenossen des Verfassers überlassen. Auffallender Weise findet man hier keine Erwähnung der Opuscula medica ad mentem Sinensium, welche Andreas Cleyer (Francofurti 1682) herausgegeben hat, obgleich sie dieselben Theile der chinesischen Medicin behandeln. Bekanntlich sind diese Arbeiten nicht von Cleyer selbst, sondern von mehreren Missionaren, namentlich von dem polnischen Jesuiten Michel Boym. Remüsat, der selbst manches Plagiat beging, war sehr geneigt, Andere dieses Betrugs anzuklagen. So auch den Hessen-Kasseler Arzt Cleyer (Nouveaux Melanges Asiatiques II. 227). Die Anklage ist ganz ungegründet. Cleyer sagt nirgendwo, daß er Verfasser dieser Abhandlungen sey, sondern sie wären von einem gelehrten Europäer gesammelt, geschrieben worden (ab erudito Europaeo collecta, ab erudito Europaeo conscripta).

Herr Hillier, Vorstand der Polizey zu Victoria auf Hongkong beschäftigt sich seit längerer Zeit mit dem chinesischen Münzwesen. Man findet hier von ihm zwey Abhandlungen. In der ersten wird nach den gesammelten Satzungen der überaus reinen Dynastie das bestehende Münzwesen beschrieben und in der zweyten, nach einem einheimischen Werke von der Regierung des Jao bis zum Schlusse der Mingdynastie (2356 v. — 1644 n. u. Z.), während eines Zeitraums von viertausend Jahren, eine ausführliche Münzgeschichte gegeben, wobey die Münzen selbst in Abbildungen mitgetheilt werden. Herr H. übersetzt bloß die Worte seines chinesischen Originals; an Münzen aus den Zeiten des Jao und Schun,

aus den Zeiten der drey ersten Dynastien und noch weiter herab wird er wohl selbst nicht glauben.

Es werden jetzt in China, was ehemals wohl der Fall war, weder Gold- noch Silbermünzen mehr ausgeprägt. Das einzige Geld China's im engern Sinne des Worts bilden die gegossenen Kupfermünzen, die aus einer Mischung von sechs Zehntheil Kupfer und vier Zehntheil Zink bestehen. Nach dem gesetzlich aufgestellten Verhältniß des Kupfers zum Silber gehen zehntausend solcher Münzen auf eine Unze feinen Silbers, chinesisch Leang, von den Europäern gemeinhin Tael genannt, welche von der ostindischen Kompagnie auf sechs Schilling acht Pence oder vier Gulden unsers Geldes gerechnet wird. Dieses feine chinesische Silber enthält gewöhnlich ein und ein halb Procent Gold. Tausend Unzen oder Tael reinen Silbers machen in London nach kaufmännischer Rechnung, den Goldgehalt des Silbers mit eingeschlossen, dreyhundert und sechszehn Pfund Sterling. In den verschiedenen Kreishauptstädten des Reiches sind eigene Münzgebäude errichtet, welche je nach Größe und Bedürfniß des Reiches mehr oder weniger Schmelzöfen enthalten. Auf allen Münzen des Reiches, wo immer sie gegossen seyn mögen, befindet sich die Ehrenbenennung (Nien hao) der Regierungsjahre des Kaisers mit der Inschrift: Allgemeine Münze in chinesischen und Mandschu-Charakteren. Nicht selten wird auch der Gußort oder der Münzhof des Kreises, wo die Münzen gegossen wurden, angegeben. Die von der Regierung ausgegebenen gewöhnlich im Lande kursirenden Münzen sind unter ihrem Nennwerthe gegossen.

(Fortsetzung folgt).

Historia diplomatica etc.

(Schluß.)

Ueberhaupt wird man sich hüten müssen, auf dem urkundlichen Gebiet der Verbesserungslust so

großen Spielraum zu gewähren, da die Urkunden hiedurch den Typus, welchen ihnen die Zeit aufgedrückt hat, und der alle Beachtung verdient, verlieren würden, abgesehen davon, daß man sich vielfach der Gefahr aussetzen würde, Irrthümliches hinein zu bringen, was dem Herausg. allerdings mehrfach begegnet ist. In einer Urkunde des Kaisers Friedrich v. J. 1226 (II, 662) will der Herausg. statt Lehnburch, wie der Abdruck bey Lünig, oder Lenhburc, wie in jenem bey Dümont steht, Luneburch gelesen wissen, und hat diesen Namen auch unbedenklich in den Text aufgenommen; allein diese Aenderung scheint dem Ref. nicht richtig zu seyn, sondern er ist der Ansicht, daß Lenzeburch zu substituiren sey. In der Urkunde (II, 683) will der Herausg. statt „per excessionem" gesetzt wissen „per concessionem", allein jene Lesart paßt zu dem vorhergehenden sehr gut, weßhalb sich die vorgeschlagene Aenderung nicht rechtfertigen läßt, ebensowenig und noch viel weniger in der nämlichen Urkunde die von dem Herausg. gewählte Lesart „insuperque" statt „per que", eine Aenderung, von deren Richtigkeit er doch so sehr überzeugt war, daß er sie selbst in den Text aufnahm. Dieses ist selbst in dem Falle nicht zu billigen, wenn auch die Aenderung kein Bedenken gegen sich hat, sondern vorzuziehen, in den Noten sie anzudeuten. In der Regel hat sich der Herausg. allerdings darauf beschränkt. In den zahlreichen Noten welche sich unter dem Texte befinden, erläutert derselbe die Geschichte, Geographie und Chronologie in einer Weise, die allen Beyfall verdient. Die letztere besonders gibt gar häufig Anlaß zu Bemerkungen und Erläuterungen, da die Zeitbestimmungen, welche sich in den Urkunden finden, gar häufig nicht zusammen stimmen. Noch ist ein wesentlicher Punkt nicht gehörig festgestellt, die Frage nämlich, ob das Datum der Ausfertigung der Urkunden mit dem Aufenthalt des Ausstellers immer zusammenfalle? Man hat dieß zwar allgemein angenommen, allein versichert ist man dessen keines Falles; denn es kommen nicht selten Urkunden vor, in denen das Actum offenbar nicht zu dem Datum paßt. In diesem Falle hilft man sich mit der Annahme, daß in dem Datum ein Fehler stecke, aus der Verlegenheit, allein diese Annahme ist darum noch nicht gerechtfertiget. Zweifelhaft bleibt es immer in allen jenen Fällen, wo

das Actum und Datum voneinander getrennt ist, was besonders häufig in den von den deutschen Königen und Kaisern ausgestellten Urkunden sich findet, wodurch sie selbst auf die Vermuthung führen, daß die Verhandlung über irgend einen Gegenstand welche der Ausfertigung einer Urkunde vorherging, und diese nicht gleichzeitig geschah. Jedenfalls ist der Grund der Trennung des Actums und Datums noch nicht genügend erklärt.

Die beygefügten Arten lassen entnehmen, daß der Herausg. mit der Geschichte, so wie mit deren Quellen und Hülfsmitteln sehr vertraut und auch der deutschen Sprache mächtig ist, ohne deren Kenntniß ihm wohl kaum möglich gewesen wäre, dieses Werk an's Licht zu fördern. Nur sehr selten ist ihm ein hieher gehöriges Werk entgangen. Ref. beschränkt sich auf die Bemerkung, daß die Urkunde des Königs Heinrich v. 18. August 1228 (III, 378), welche der Herausg. nur nach dem Auszuge kennt, welchen Kleinmaiern in der Juvavia veröffentlicht hat, in von Koch-Sternfelds Beyträgen III, 218 vollständig abgedruckt ist. Die in den vorliegenden zwey Bänden mitgetheilten Urkunden entziffern sich mit Einschluß der einfachen Regesten, auf welche sich der Herausg. in Ermanglung der vollständigen Urkunden beschränkt sah, auf nahe zu tausend, und es ist anzunehmen, daß ihm nur wenige entgangen sind.

Daß der Herausg. die Urkunden nicht beziffert hat, will Ref., da dieß Neben- oder wenn man will, Geschmacksache ist, nicht tadeln, doch aber vermißt er nur ungerne diese Bezifferung. Auch fällt als ungewöhnlich auf, daß er zwischen den Inhaltsanzeigen (Regesten), welche den Urkunden vorangestellt sind, und diesen die bezügliche Literatur oder den Aufbewahrungsort der Documente angegeben hat, statt wie sonst allgemein üblich, beyde am Schluße einer jeden Urkunde zu verzeichnen. Doch ist dieß wie schon bemerkt, nur Nebensache und fällt vielleicht nur darum auf, weil es nicht gewöhnlich ist. Für sehr zweckmäßig hält Ref., daß der Herausgeber die Inhaltsanzeigen der hier abgedruckten Urkunden am Schluße eines jeden Bandes in chronologischer Folge zusammengestellt hat, da hiedurch der Ueberblick der Documente, so wie ihr

Auffinden sehr erleichtert wird. Das Register, welches bey einem Werke dieser Art nie fehlen sollte, entspricht nicht der Ansicht des Ref., obwohl er nicht verkennt, daß auch die von dem Herausgeber gewählte Anordnung ihre Vortheile hat. Derselbe hat nämlich die Namen der Bischöfe und Adelichen nicht deren Sitzen untergeordnet, sondern durchgehends die Vornamen an die Spitze gestellt, so daß man z. B. den Otto dux Meraniae nicht unter letzterem Worte, das denn doch das hervorstechende ist, sondern unter „Otto" und unter vielen dieses Namens suchen muß. Um in beyderley Rücksichten zu genügen, hält Ref. für das Zweckmäßigste, auch die Vornamen in die alphabetische Ordnung zu bringen, von diesen jedoch auf die Zunamen zu verweisen. Auch kann Ref. nicht billigen, daß einem jeden Bande ein Register beygegeben ist, da doch ein Register am Schlusse des Werkes über das ganze offenbar viel zweckmäßiger ist. Der Druck ist, soviel Ref. sich überzeugen konnte, sehr correkt. Nur auf einige wenige Druckfehler ist derselbe gestossen z. B. II, 877 Hermannus „Wirhibiburgensis" episcopus statt H. „Wirziburgensis" ep.: II, 887 episcopus de „Ainsteten" statt „Aihsteten; II, 898 Fridericus de Truhtingen statt Truhntingen oder Truhendingen; III; 371 „Wihenburg" statt „Wizenburch." In den Urkunden dieser Zeit sehen freylich die „z" einem „h" sehr ähnlich. Diese Ausstellungen sind jedoch unerheblich und können den Werth dieses Werkes nicht beeinträchtigen. Es macht den lebhaftesten Wunsch rege, daß man endlich an die Herausgabe eines Kaiser-Codex Hand anlegen möchte. Demselben könnte das vorliegende allerdings als Muster dienen, auch von Seite des handhablichen Quartformates, welchem vor jenem in Folio der Vorzug einzuräumen ist, so wie auch von Seite der äußeren Ausstattung, der schönen Lettern und des Papieres, welches weiß und sehr körperhaft ist.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 8. Auguſt.

Nro. 17. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften. 1853.

1. Transactions of the China Branch of the royal Asiatic Society. Part. I. etc.
2. Transactions of the China Branch of the royal Asiatic Society. Part. II. — etc.
3. Chinese Miscellany, etc.

I. A. Glance at the interior of China, etc.

II. Dissertation on the silk-manufacture, etc.

III. The Chinan abroad: etc.

IV. General description of Shanghae etc.

4. The Ceremonial usages of the Chinese, etc.

(Fortſetzung.)

Solche Münzen, Regierungsgeld genannt, enthalten $\frac{54}{100}$ Kupfer $\frac{46}{100}$ Zink; manchmal iſt die Miſchung von Zink noch bedeutender. Sie ſind dem Kurs unterworfen und man erhält, je nach ihrer innern Güte bald mehr bald weniger für einen Tael, ſo z. B. in Junnan gewöhnlich zwölfhundert. In der kleinen Bucharey oder dem chineſiſchen Turkeſtan wird eine eigene, aus den Zeiten der Mongolenherrſchaft ſtammende kupferne Münze geprägt, Pul genannt, wovon hundert auf eine Tanka oder Unze reinen Silbers gehen. Vor Alters war der Gußort dieſer Münzen in Jarkand und Uſch; jetzt ward er nach Akſu verlegt. Dieſe Münzen enthalten in mohammedaniſcher d. h. wohl arabiſcher Schrift den Gußort und die Ehrenbenennung der Regierungsjahre des Kaiſers. In Tübet werden einfache und doppelte Silbermünzen ausgeprägt, wovon je achtzehn oder neun auf einen Leang gehen. Sie führen die Ehrenbenennung der Regierung und die Worte „Allgemeine Münze.“ Auf dem Revers ſteht noch das Wort „Münze“ in tübetiſcher Sprache.

Die Ausſprache der chineſiſchen Charaktere des Herrn Hillier iſt ſehr auffallend. Die Chineſen haben, wie man weiß, kein r in ihrer Sprache und doch findet man in der Geſchichte der chineſiſchen Münzkunde die ſonderbaren Worte Tar Tarng, Narn Targ und mehreres Andere, dem wohl ſchwerlich ein Chinakundiger ſeine Zuſtimmung ertheilen möchte. Dieß wird auch bereits im Vorwort zum zweyten Theil der Abhandlungen, von dem verdienſtvollen Sekretär der aſiatiſchen Geſellſchaft Herrn A. Shortrede bemerkt. Herr Shortrede iſt der unterrichtete Herausgeber einer der beſten Zeitungen, der China Mail auf Hongkong. Die Charaktere müſſen Ta Tang, große Tangdynaſtie, Nan Tang, Südliche Tangdynaſtie geleſen werden. Freylich finden ſich in dieſen Arbeiten manche andere Sonderbarkeiten, wie Cobloi anſtatt Chubilai. Mehrere Aufſchriften ſind gar nicht richtig geleſen, ſo Münze 188 S. 102, welche nach H. Garn pao hor und Tar hor chorng paou lauten. Eine Ueberſetzung dieſer ſonderbaren Worte iſt nicht hinzugefügt. Nun ſteht aber auf der Münze ganz deutlich Jongngan, Pao, ho, d. h. Ewige Ruhe, Koſtbares Tauſchmittel; dann Tai ho, Tong pao, d. h. Große Einheit,

Allgemeine Münze. Jongngan ist eine Jahresbenennung der Dynastie Juen Wei von 529—531 und Tai ho derselben Dynastie von 477—500 u. Z.

Tu schi oder Tu jeu und Matuanlin widmeten das achte und neunte Buch ihrer das ganze chinesische Leben und Kultursystem umfassenden methodischen Encyclopädie der Münzgeschichte des chinesischen Reiches. Es werden in diesen Büchern nicht bloß der Ursprung und die mannigfachen Veränderungen des chinesischen Münzsystems auseinander gesetzt; sondern man findet hier auch in wenigen Worten den Inhalt aller Regierungsverordnungen, welche im Laufe der Jahrhunderte über das Münzwesen im Reiche der Mitte erlassen wurden. Es wird der innere Werth, welchen das ausgeprägte Geld gesetzlich haben soll, so wie die Strafen der Münzverfälscher angegeben. Man ersieht hieraus, daß mehrere Verordnungen über das Münzwesen und den Verkauf des Kupfers der regierenden Mandschu-Dynastie schon aus der Zeit der Tang stammen. Jede der vierundzwanzig Abtheilungen der methodischen Encyclopädie ist mit einer Vorrede versehen, worin der Hauptinhalt und die leitenden Ideen der betreffenden Abtheilung auseinandergesetzt werden. „Obgleich bloß", so beginnt die Vorrede der Münzgeschichte, „Speise und Kleidung zur Erhaltung des Lebens nothwendig sind, so kamen doch andere Gegenstände, die weder auf das eine noch auf das andere einen Bezug haben, wie Perlen, kostbare Steine und die fünf Metalle in allgemeinen Gebrauch. Die ehemaligen Herrscher sahen ein, daß Kleidung und Nahrungsstoffe in den verschiedenen Verhältnissen der Menschen nicht ausreichen, weßhalb sie an deren Stelle andere Tauschmittel erwählten. In den alten Zeiten waren Perlen und kostbare Steine die theuersten Waaren; dann kam Gold, hierauf Schwerter und Kleidungsstoffe. Perlen, Edelsteine und Gold sind unbequeme Tauschmittel, weßhalb man sich für Gegenstände geringern Werths des täglichen Lebens, des Kupfers bediente. Runder Münzen dieses Stoffes in den Münzhöfen der neuen Departemente gegossen, bediente man sich von den Zeiten der Tscheu bis auf den heutigen Tag."

In den alten Zeiten der Sitteneinfalt, setzt Matuanlin hinzu, war immer Geld genug vorhanden, später als Luxus und Ueppigkeit einrissen, war die Masse vorhandenen Metalls nicht ausreichend. Schon seit den Zeiten der Tang mußte man zu einem Repräsentanten desselben, zu Papiergeld seine Zuflucht nehmen, was von dem chinesischen Staatsmanne sehr getadelt wird.

Der verstorbene Gützlaff hat, vorzüglich nach den Angaben der historischen und statistischen Werke der Chinesen, eine sehr schätzenswerthe Abhandlung über den Metallreichthum des Mittelreichs geliefert. Bis auf die neueste Zeit, sagt der kundige Mann mit Recht, wußten wir gar wenig von der Geologie des östlichen Asiens, noch weniger von der Mineralogie. China war für uns in dieser Beziehung, wie in vielen andern, ein verschlossenes Land. Erst in unsern Tagen wird es etwas lichter im östlichen Asien. Quecksilber, welches früher eingeführt wurde, bildet jetzt schon einen Hauptgegenstand der Ausfuhr. Längs des ganzen Uferlandes des Kiang wurden Kohlen gefunden, so auch zu Formosa und in andern Theilen des großen Reiches. G. beschreibt alle die Gauen und Oertlichkeiten China's, im engern wie im weitern Sinne des Wortes, wo Gold, Silber, Kupfer, Eisen und andere mineralische Stoffe gewonnen werden. Die Minen werden aber von den Chinesen mit geringer Kenntniß und Sorgfalt betrieben. Dieß liegt zum Theil im Princip. Man glaubt eine Vermehrung der Tauschmittel bringe Theuerung; man befürchtet das Volk möchte den Ackerbau vernachlässigen, was Hungersnoth zur Folge habe.

Medhurst ist der gelehrteste Kenner der Sprachen und der thätigste Sendbote im östlichen Asien. Im Jahre 1816 von der Londoner Missionsgesellschaft ausgesandt, erlangte Medhurst in kurzer Zeit solch eine Fertigkeit der schwierigsten Sprachen jener Gegenden, daß er in ihnen predigen und der chinesischen wie der malayischen Jugend am indo-chinesischen Kollegium zu Malacca in ihrer eigenen Sprache Unterricht ertheilen konnte. Der Professor verfaßt eine bedeutende Anzahl selbstständiger Schriften, liefert Uebersetzungen, schreibt Wörterbücher und Grammatiken, verfertigt in chinesischer und malayischer Sprache erbauliche und lehrreiche Traktate, welche über alle Inseln und Länder des östlichen Asiens in reich-

licher Fülle verbreitet werden. Wir wollen das Verzeichniß dieser Schriften, wovon sich die meisten in unserer chinesischen und orientalischen Büchersammlung finden, zur Charakterisirung der erstaunlichen, in Europa kaum bekannten Thätigkeit des tüchtigen Mannes der Anzeige seiner neuesten Werke, die er unter dem Namen Chinesische Miscellaneen als Zeitschrift erscheinen läßt, voraussenden.

In chinesischer Sprache schrieb M. unter dem Namen Schangte oder Tugendfreund, folgende Werke und Traktate: Monatliches Magazin in mehreren Lieferungen; Gebetbuch für Kinder; Geschichte von Java; Abhandlung über das neue Jahr; über ihr Fest auf den Gräbern; die Sprüche Jesus; über das Speisen der Geister der verstorbenen Ahnen, nach Ansicht der Anhänger des Kongtse; über die chinesische Göttin des Meeres; Darstellung der christlichen Moral; das christliche Buch der drey Worte; freundschaftliche Gespräche; zwey Traktate über die chinesische Sitte, durch das Feuer zu springen, wie die Taosse zu thun pflegen; Abhandlung über die Erlösung; verschiedene Predigten; Auswahl wichtiger Stellen aus der heiligen Schrift; Uebersetzung des Evangeliums nach Marcus; christliches Schulbuch; vergleichende Chronologie der Geschichte China's mit der Geschichte des Westens, worin der Verfasser die Chronologie des alten Testaments mit der chinesischen in Einklang zu bringen sucht; Darstellung der Eigenschaften Gottes; Fall und Erlösung des Menschen; Harmonie der Evangelien; das Daseyn Gottes; Katechismen und andere kleinere religiöse Abhandlungen. In malayischer Sprache kennt man von ihm: Einleitung in die heilige Schrift; Inhalt der christlichen Lehre; Unterredung mit den Muselman über die Sünde; Ermahnung zum öffentlichen Gottesdienste; Katechismen — einer wird von der Frau des Missionars verfaßt — und mehrere christliche Schulbücher. Von seinen selbstständigen Werken in englischer Sprache erwähnen wir bloß den Ueberblick der chinesischen Zustände und Verhältnisse, welcher auch ins Deutsche übersetzt wurde; Bestand und Aussichten im Mittelreiche; das alte China und die Theologie der Chinesen. Unter seinen zahlreichen linguistischen Arbeiten mögen die vorzüglichsten seyn: das englisch-chinesische und chinesisch-englische Wörterbuch; das japanische, coreanische und formosanische Vocabular; die chinesische Grammatik (Notices on Chinese Grammer) und endlich das große Lexikon der Fokien Mundart.

Medhurst ließ sich im Jahre 1817 in Malacca nieder, einer Stadt, welche vor Gründung Singhapurs der Hauptstapelplatz war des Handels im östlichen Archipelagus und deßhalb für die Zwecke der Mission und Kunde jener Länder am geeignetsten scheinen mochte. Malacca zählte damals 25,000 Einwohner, wovon 4000 Chinesen und 2000 Portugiesen; der übrige Theil der Bevölkerung bestand aus Malayen. Hier gründete der berühmte Sinolog Morrison das anglo-chinesische Collegium, dessen Leistungen für das chinesische Sprachstudium in Europa, wie für Verbreitung der englischen Sprache und europäischen Wissenschaft im östlichen Asien höchst beachtenswerth sind. M. verweilte nur kurze Zeit als Lehrer der Anstalt. Er ging nach Penang, besuchte einige andere Inseln des östlichen Archipelagus und nahm endlich 1822 einen bleibenden Aufenthalt zu Batavia. Hier setzte er das von Dr. Milne begonnene chinesische Magazin fort, worin auch Gegenstände nicht christlichen Inhalts besprochen wurden, und suchte sogleich diese so wie andere Schriften der Missionare unter den Chinesen auf Java, auf den nahen Inseln und in China selbst zu verbreiten. Von dem Magazin sind monatlich tausend Exemplare gedruckt worden.

Seit dem Frieden zu Nanking lebt M. in Schanghai, vielfach beschäftigt theils mit Missions- theils mit wissenschaftlichen Arbeiten, unter welchen die Zeitschrift: „Chinesische Miscellaneen“ einen bedeutenden Rang einnimmt. Sie soll, im Laufe der Jahre, alle Gegenstände des Lebens und der Wissenschaft umfassen; die Verfassung, das Beamtenwesen, die Philosophie und Religion; die Künste, Manufakturen, Verkehr und Sitten des Mittelreichs. Wir haben vor kurzem die im Eingange angeführten vier Lieferungen dieser, in Europa seltenen Zeitschrift erhalten; die erste ward bereits im letzten Jahrgange unserer Anzeigen besprochen. Wir verweisen deßhalb in Betreff des Blickes ins Innere China's während eines Ausflugs nach den Seide- und Theedistrikten auf jene frühere Anzeige

(Nr. 48 des Jahrgangs 1852) und bemerken bloß, daß dieser ersten Lieferung zu London bloß ein neuer Titel hinzugefügt wurde. Sonst ist das Werk in keiner Beziehung verändert.

Die zweyte Lieferung enthält wirkliche Lettres Persannes. Ein Orientale, ein Chinese beschreibt den indischen Archipelagus und Java; beschreibt die Holländer, Engländer und Spanier, beurtheilt ihre Sitten und Einrichtungen und zeigt uns wie sich die europäischen Nationen in der Seele eines gebildeten, ehrlichen und wackern Sohnes der Blume der Mitte abspiegeln.

Die Männer aus Fokien ziehen gerne nach der Fremde. Aus diesem Kreise stammen die meisten jener zahlreichen chinesischen Ansiedlungen im indischen Archipelagus und auf der Halbinsel jenseits des Ganges. Auch Wangtai hai — nach Herrn Medhurst Ongtae hae — ist aus Fokien, und bezeichnet, was bey ihm natürlich, alle Namen in der Mundart seines besondern Vaterlands. Sonderbar erscheint aber, daß der Uebersetzer die chinesischen Zeichen nach dieser Aussprache wiedergibt. Er schreibt Ming, den Namen der bekannten Dynastie, Beng, die Stadt Tsiuentscheu des Kreises Fokien, mit den Worten Tschwantschew, Amoy, Haito, Cochinchina, Anlam, so daß, stünden die chinesischen Charaktere nicht dabey, man gar nicht wüßte, wovon die Rede. Wang tai hao verfaßte sein Werk gegen Ende des vorigen Jahrhunderts; es hat aber in der Folgezeit Zusätze erhalten. Man findet hier eine Darstellung der Ereignisse bey Eroberung Javas durch die Engländer (1811) und ihren neuen, im Gegensatze zu den Holländern vorgenommenen Einrichtungen. Der Reisende wird von seinen Freunden und Bekannten, theils in der Vorrede, theils in Anmerkungen zu seiner Schrift, als wackerer und einsichtsvoller Mann gerühmt. Im Hause des Chinesenvorstandes zu Samarang hätte er ein herrliches üppiges Leben führen können; es zog ihn aber nach der Heimath zurück zur alten Mutter, die noch lebte. Weg warf er Alles, gute Nahrung und schöne Wohnung, herrliche Kleider und schöne Sklavinnen, so leicht wie einen alten Schuh; süßer dünkten ihm gemeine Lebensmittel im Heimathort als alle Leckerbissen des Südens. Wieder griff er zu seinem ursprünglichen Geschäft, zur Schulmeisterey oder wie der Chinese sich ausdrückt; er pflügte mit der Zunge und verlebte seine Tage in Vergnügen bis zum hohen Alter.

Die Identität und der Ursprung der verschiedenen Namen eines und desselben Volkes, einer und derselben Gegend und Landschaft herzustellen, gehört zu den schwierigsten Untersuchungen der Länder und Völkerkunde. Diese Benennungen sind häufig so zufälliger Art und unbedeutenden Aeußerlichkeiten entsprungen, daß, werden sie von den Nationalen selbst nicht angegeben, es nicht selten ganz unmöglich ist die Ursachen zu erforschen. Mehrere Beyspiele der Art findet man in dieser Reisebeschreibung. Batavia wird von den Chinesen, wegen der zahlreichen Kokosbäume, Kalaba genannt, — der einheimische Name dieser Palmengattung. Von ihren dreyeckigen Hüten heißen die Holländer und dann alle Europäer die Dreygehörnten, die Einheimischen des östlichen Archipelagus hingegen wegen des Mangels an Fußbekleidung die barfüßigen Barbaren. Spanien nennt der Chinese Kansila, d. i. Kastilien, eine Abtheilung der Bewohner Formosas die rohen Wilden, eine andere die freundlichen Wilden. Und so erfahren wir hier durch den Verfasser selbst die Ursachen vieler andern Benennungen, welche uns ohne Erklärung verborgen geblieben wäre.

Wang findet allenthalben, auf den Ländern und Inseln im Südwesten Ordnung, Ruhe und einen ziemlichen Grad von Bildung verbreitet. Dieß Alles will der höchstbefangene eitle Mann dem bildsamen Einflusse seiner vaterländischen Kultur und des leuchtenden Herrscherhauses der Mandschu zuschreiben.

((Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 10. August.

Nro. 18. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1853.

1. Transactions of the China Branch of the royal Asiatic Society. Part. I. etc.
2. Transactions of the China Branch of the royal Asiatic Society. Part. II.— etc.
3. Chinese Miscellany, etc.

I. A. Glance at the interior of China, etc.

II. Dissertation on the silk-manufacture, etc.

III. The Chinan abroad: etc.

IV. General description of Shanghae etc.

4. The Ceremonial usages of the Chinese, etc.

(Fortsetzung.)

Dieser Lieblingsgedanke wird mehrmals wiederholt. Seine Verachtung der Barbaren, und dem Chinesen sind alle andern Völker Barbaren, zeigt er auch, wie bey seinen Landsleuten gewöhnlich, durch die Schreibung ihrer Namen und Titel mit Charakteren schimpflicher Bedeutung. So wird z. B. für Gouverneur Gowanlu gesagt und mit Schriftbildern bezeichnet, die hochmüthiger dummer Südbarbaren Gesetzgeber bedeuten. Der Reisende beginnt mit der Beschreibung des Schiffweges von Amoy nach Batavia, woran man seine geographische Unwissenheit uud die Langsamkeit der Dschonk erkennt. Rechnet er doch die Entfernung auf vierzehn tausend chinesische Meilen, wovon 50 auf eine Schiffswache und 250 auf einen Grad gehen. Demnach würde die Entfernung wenigstens 56 Grade betragen. Batavia, sagt Wang, ist im Süden von einem Vulcankranze umgeben, hinter welchem der südliche Ocean sich ausbreitet. Man findet dort alle Waaren in Fülle und Kaufleute der verschiedensten Nationen der Erde. Doch ist das Klima ungesund; es bleibt während aller vier Jahrzeiten so heiß, wie zu Fokien nur im Sommer. „Die Regenzeit entspricht unserm Frühjahr und die trockenen Monate unserm Herbst. Obgleich der Boden reich und fruchtbar, so erndten sie doch nur einmal im Jahre. Reis ist sehr wohlfeil; das Volk reich und wohlgenährt. Die Chinesen besuchen Java und die benachbarten Inseln wenigstens seit 400 Jahren; Leute aus Fokien und Kanton haben sich hier niedergelassen, an 100,000 Seelen. Viele erwerben große Reichthümer und kaufen sich dann von den Holländern allerley Aemter und Titel. Diese unsere Landsleute nennen sich aber sämmtlich Kapitan. Bey ihrer Einsetzung wird folgende Ceremonie beobachtet. Der Chinese versammelt zum bestimmten Tage eine Anzahl seiner angesehen Landsleute und Freunde. Sobald der Holländer mit dem Erlaß erscheint, geht ihm die ganze Gesellschaft bis zur Hausthüre entgegen. Der Holländer tritt herein, stellt sich in die Mitte der Halle und liest das Dekret. Ist dieß geschehen, so deutet er gen Himmel, blickt dann zur Erde und spricht: Dieser Mann ist gebildet, gescheidt und aller Dinge kundig, — deßhalb wird er zum Kapitan erhoben. Was haltet ihr davon, ihr ältern Leute? Nun sprechen Alle wie mit einer Stimme: Sehr gut, vortrefflich.

Der Holländer schüttelt dem Kapitan die Hand und die Bestallung ist zu Ende. Es sind dieß gar einträgliche Aemter. Die Kapitane haben eine Anzahl Sonderrechte und können große Reichthümer sammeln."

Diese Holländer besitzen, fährt der Verfasser fort, kaum eine der fünf Haupttugenden, welche sind: Güte, Gerechtigkeit, Anstand, Weisheit und Wahrheit. Die Großen unterdrücken die Kleinen; sind hochmüthig und selbstsüchtig, demnach ermangeln sie der Güte. Männer und Frauen lassen sich scheiden, damit sie wieder heirathen können; kaum ist der Mann einen Monat todt, so hat seine Wittwe die Erlaubniß einen andern zu nehmen, demnach mangelt ihnen der Sinn für Gerechtigkeit. Männer und Frauen kommen in einer Gesellschaft zusammen, es fehlt ihnen also das Gefühl für Schicklichkeit. Sie sind abenteuerlich und ausschweifend im höchsten Grade, steigen dadurch in ein frühes Grab, ohne sich um ihre Nachkommen zu bekümmern, demnach muß ihnen Weisheit abgesprochen werden. Ehrlichkeit muß man ihnen zum Theil nachrühmen. Am siebten Tag haben sie einen Sabbath, wo sie von 9—11 des Morgens in die Kirche gehen, allerley Gebete hersagen und Sprüche murmeln. Die Zuhörer stehen gebückten Kopfes und weinen als wenn etwas Besonderes vorgefallen wäre. Ist das Geschwätz zu Ende, so gehen sie auseinander, machen sich lustig in ihren Gartenhäusern, essen, trinken, spielen und arbeiten nichts den ganzen Tag. Die Europäer geben sich durchgängig viele Mühe, artig zu seyn und ein stattliches Aussehen zu haben. Wenn sich Bekannte begegnen, thun sie als ob sie sehr erfreut wären und sind unerschöpflich in Komplimenten. Werden sie von einem Armen angegangen, so weisen sie ihn nicht zurück, mag er nun ihres Stammes oder nur im Entferntesten ihnen bekannt seyn, — sie behandeln ihn immer mit Freundlichkeit. Sehen junge Leute einen Fremden, so verneigen sie sich vor ihm. Wenn Dienstboten ihrer Herrschaft begegnen, knien sie nieder. Das ist ein rühmliches Benehmen, das wahrlich an die schönen alten Zeiten erinnert. Grund und Boden dieser indischen Inseln ist reich und äußerst fruchtbar; Alles ist wohlfeil, und man lebt hier, was das Physische betrifft, sehr angenehm. Im Geistigen sieht es freilich anders aus! Hier findet man keine Philosophen und Dichter, keinen Kongtse und Sutongpo, mit denen man die Mußestunden in angenehmer Weise hinbringen könnte; man trifft keine Menschen gleichen Sinnes, mit welchen man in herzlicher Weise zusammenleben und Gefühle austauschen könnte, keine tiefe Höhlen um der Einsamkeit zu leben und keine hohen Thürme um in die Weite zu schauen. Die Sitten und die Lebensweise der eingebornen Barbaren sind so wilder Art, daß sie kaum verdienen beschrieben zu werden. Ein Theil lebt in hohlen Bäumen, ein anderer in Höhlen; sie gehen nackt, tatowiren sich und fressen ungekochte Speisen. Wer wird sich um solche Leute kümmern? Selbst die chinesischen Landsleute werden schlechter unter diesen Barbaren, weshalb auch die frisch vom Mittelreiche Ankommenden in jeder Beziehung den auf Java Geborenen vorgezogen werden. Man hat die Männer viel lieber als Schwiegersöhne. Das Heirathsgut ist hier aber sehr unbedeutend; manchmal besteht es bloß in einigen Wachslichtern. Und doch besitzen die Frauen eine gewaltige Macht; sie haben die Herrschaft im Hause und halten streng darauf. Sklavinnen müssen ihnen unbedingten Gehorsam leisten.

Essen und Schlafen werden in diesen westlichen Gegenden als gar wichtige Geschäfte betrachtet. Die Sache mag noch so dringend seyn, so muß der Besucher warten, bis der Herr vom Hause mit dem Essen fertig und vom Schlafe aufgestanden ist. Der Kirchthurm Batavia's steigt hoch empor, nach allen Richtungen hört man den Glockenschall. Es läutet Tag und Nacht. Nachmittags mit dem Schlag zwey schließen die Einwohner die Thüre und begeben sich zu Bette, so daß man gar Niemand in den Straßen sieht. So ist es Tag für Tag, Jahr aus Jahr ein. Diese westlichen Gegenden sind sehr angenehm; ich kann es nicht läugnen. Wenn Jemand nicht für seine Aeltern, für bedürftige Brüder oder die Familie zu sorgen hätte, so könnte er dort ein sehr vergnügtes Leben führen. Aber welch ein ungeheurer Unterschied findet bey all' dem nicht statt zwischen China und jenen Ländern. Unsere Vergnügungen sind gepaart mit Bildung, mit Rechtlichkeit und sittlichem Wesen; hingegen sind die jener

Menschen ohne eine Spur von Feinheit und Gesittung. Schamlos ist ihr Leben und die Abentheuerlichkeit treiben sie auf die höchste Spitze; sie ergeben sich der Lust ungezähmt, schrankenlos.

Die Holländer bilden nicht den zehnten Theil der Einwohner Java's und doch sind sie das herrschende Volk. Natürlich. Sie haben Muth und Unternehmungsgeist, während die Javaner faul und nachlässig sind, einsichtslos und arbeitsscheu. Sie gehorchen unbedingt und sind voller Ehrfurcht für ihre Gebieter, für die fremden Holländer. Siehe nun, als diese Holländer an nichts Böses dachten, kamen plötzlich die rothhaarigen Engländer, welche schon lange gegen Java Plane schmiedeten, herbey, bemächtigten sich aller Länder und entfernten die drückenden Abgaben. Jeder gehorchte ihnen gerne und Kaufleute strömten herbey aus der Ferne wie aus der Nähe. Der Geist dieser Engländer ist in der That zu bewundern.

In der Gründungsgeschichte der Jesuitenmission in China ist viel von einem hochgestellten Beamten die Rede, dem Matthäus Ricci zu Nanking in europäischen Wissenschaften Unterricht ertheilte. Siukuangki, so hieß dieser Beamte, wendete sich zum Christenthum und erhielt in der Taufe den Namen Paulus. Paulus Siu, wie er jetzt heißt, ward Minister und leistete seinem Lehrer in Peking große Dienste. Sein Bildniß findet man in Dühalde; seine ausführliche Lebensbeschreibung in den Geschichten der Ming (Mingsse Buch 251). Paulus Siu hinterließ bey seinem Tode eine ökonomische Encyclopädie, Nong tsching tsiun schu geheißen, welche auf kaiserliche Kosten im Drucke erschienen ist. Dieser Encycoplädie ward die Abhandlung über die Maulbeerbäume und die Seidenzucht entnommen. Das Werk ist demnach über zwey Jahrhunderte alt. Zahlreiche Auszüge eines neuen Werkes über den Seidenbau findet man in der ersten Lieferung der chinesischen Miscellaneen.

Paul Siu beginnt mit einer geschichtlichen Einleitung. Die Stellen der klassischen Werke werden angegeben, die Sagen über den Seidenbau bey den frühern Schriftstellern zusammengestellt, um den Leser in den Stand zu setzen, die Entwicklung dieser wichtigen Manufaktur gleichsam mit einem Blicke zu übersehen. Die Gemahlin des mythischen Fürsten Hoangti, so erzählen die Chinesen, habe sich zuerst mit der Erziehung der Seidenraupe beschäftigt. In der Steuerrolle des Ju (gegen 2200 v. u. Z.) ist bereits von Maulbeerbäumen und Seidenwürmern, im südwestlichen Theile des heutigen Kreises Schantong, die Rede. Von dieser Zeit steigt der Seidenbau zu immer größerer Bedeutung; Ackerbau und Seidenzucht gelten für die zwey wichtigsten Beschäftigungen, von dem Palast des Himmelssohns bis herab zur niedrigsten Hütte. Die eine gewährt Nahrung und die andere Kleidungsstoffe. Wie ein Ackerbaufest, was sich heutigen Tags noch erhalten hat, so gab es in frühern Zeiten auch ein Hoffest für den Seidenbau, was ausführlich beschrieben wird in den Sittenspiegeln der verschiedenen Herrscherhäuser. In die technischen Einzelnheiten des Werkes können wir nicht eingehen. Es wäre wohl der Mühe werth, daß kundige Männer diesen Schriften ihre Aufmerksamkeit schenken, um zu sehen, ob nicht noch manche Vorkehrung der Chinesen, wie bereits mit mehreren geschehen, in Europa nachgeahmt werden könnte. Die Abhandlung zerfällt in folgende Abschnitte: Ueber Erziehung der Seidenwürmer und ihre verschiedenen Gattungen; über die Anpflanzung der Maulbeerbäume und ihre verschiedene Arten; über die Werkzeuge und ihren Gebrauch beym Seidenbau mit vielen Abbildungen.

Unter dem Herrscherhause der Ming wurden auf Befehl der Regierung von Staatsbeamten und Gelehrten des Reichs drey große Werke verfaßt, welche Alles enthalten, was der Chinese von seinem Standpunkte zur Kenntniß des Landes und Volkes von Nöthen hatte. Die Geographie und Statistik, so wie das Wenige, welches unter den Ming von den umwohnenden Völkern bekannt war, war in dem Ming Itong tschi, in der allgemeinen Beschreibung des Reiches der Ming enthalten. In dem zweyten Sammelwerke Ming hoei tien, gesammelte Satzungen der Ming überschrieben, sind alle Erlasse der Fürsten in Betreff der religiösen, politischen und bürgerlichen Verfassung des Landes, theils vollständig theils auszugsweise mitgetheilt. Zu diesen umfassenden Handbüchern der Landesbeschreibung und

Staatsverwaltung kam noch eine vollständige Gesetzsammlung des Reichs. Keine andere Nation der Erde hatte zu den Zeiten des fünfzehnten und sechszehnten Jahrhunderts etwas Aehnliches aufzuweisen.

Das jetzige Haus der Gioro beurkundete im Anfange Kraft und Einsicht und eine bewunderungswürdige Bildungsfähigkeit. Die Mandschu verstanden es, sich den Vorurtheilen, den hergebrachten religiösen und politischen Satzungen der Söhne Fao's anzuschmiegen, — und zugleich ihre Herrschaft fest zu begründen. Wenige Dynastien können sich einer solchen fortlaufenden Reihe ausgezeichneter Herrscher rühmen. Innerhalb der Gränzen des eigentlichen chinesischen Reiches ward jede Empörung entweder durch Vorsicht und List im Keime erstickt, oder mit Waffengewalt niedergeschlagen. Den Gefahren, welche die junge Herrschaft durch eine Vereinigung aller Mongolen-Stämme ausgesetzt war, ward ebenfalls durch Klugheit und Tapferkeit vorgebeugt. Alle den Ming und den Song tributpflichtigen Reiche gehorchen unbedingt. Schon im Zeitraume Kang hi hatte man demnach Muße sich den Wissenschaften zu widmen, und in den Jahren Kien long herrschte eine literarische Thätigkeit, derjenigen des siebenten und achten Jahrhunderts unter den Tang vergleichbar.

Lange vor den Mandschu, man könnte sagen, seit den Zeiten des Kong tse, mangelt es in allen Erzeugnissen der chinesischen Literatur an dem göttlichen Hauche, an der schöpferischen Kraft und dem streng wissenschaftlichen Geiste. Sammeln und Zusammenleimen, Noten und Glossen schreiben, das hundertmal Gesagte nochmals zu wiederholen, und das, was sich von selbst versteht, in unendlichen Parallelsätzen seitenlang auszuspinnen, — das scheint jetzt der Stolz der Blume der Mitte, das ist die wissenschaftliche und geistige Thätigkeit der großen Menge chinesischer Gelehrten. Mehrere unter Kien long begonnene oder von Neuem aufgelegte und vermehrte, unermeßliche Sammelwerke sind für die europäische Wissenschaft ganz unbrauchbar, andere von unschätzbarem Werthe. Wohl verstanden, sie sind von unschätzbarem Werthe für den wissenschaftlichen Mann, für den Meister eines besondern Zweigs der religiösen und politischen Wissenschaften, für den

Künstler und Gewerbsmann. Er muß das ungeordnete, äußerlich zusammengetragene Material zu beleben, organisch zu gestalten wissen; bloße Sprachkenntnisse, wörtlich getreue Uebersetzungen sind am unrechten Orte, reichen hier nicht aus. Der jetzige Chinese ist ein durchaus empirischer Mensch; er beobachtet fleißig und genau, und trägt emsig und unverdrossen Alles, was er gesehen, Alles, was er gefunden, auf einen Haufen zusammen. Hier wo die eigentliche geistige Thätigkeit erst beginnt, hört die seinige auf. Er läßt die Masse liegen, wie er sie gefunden. Das Ganze logisch zu ordnen und zu durchdringen, ist seine Sache nicht; von der Theorie, welche Thatsachen und Erfahrungssätze zur Grundlage für die Wissenschaft benützt, hat er keine Ahnung.

Drey Sammelwerke, welche unter den Mandschu in Nachahmung der Ming Dynastie angeordnet und herausgegeben wurden, sind von Wichtigkeit für die ganze civilisirte Welt: die Gesetzsammlung, die geographische und statistische Beschreibung des Reiches in 300 Bänden und der Verwaltungsspiegel oder die gesammelten Satzungen des Chinomandschu-Staates. Die Gesetzsammlung ward auf eine treffliche und geschmackvolle Weise von Staunton übersetzt. Staunton richtete aber seine Aufmerksamkeit bloß auf die vierhundert sechs und dreyßig Grundnormen; die Zusatzartikel, welche schon im sechs und dreyßigsten Jahre Kien long (1772) sich auf tausend vierhundert und sechszig beliefen und jetzt die Summe von mehreren Tausenden übersteigen, sind nicht übertragen.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 12. August.

Nro. 19. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1853.

Zur Vorgeschichte deutscher Nation, von E. v. Wietersheim Dr. Phil. Leipzig 1852. 8.

Die Urgeschichte unseres Volkes liegt trotz der ebenso zahlreichen als mitunter ausgezeichneten Forschungen, welche von alten Zeiten her hierüber angestellt und zu Tage gefördert wurden, noch sehr im Dunkel, daher es wohl begreiflich ist, wenn dieselbe immer wieder von Neuem zum Gegenstande der ernstesten Untersuchung gemacht wird, leider ohne die Hoffnung, daß die Nacht, welche auf der ältesten Geschichte des deutschen Volkes liegt, je irgend genügend aufgehellt werden könne, da keine der vorhandenen Quellen so weit hinaufreicht. Eben dieß war für viele Anlaß, statt Thatsachen uns Phantasiegebilde vorzuführen oder aber jede Erörterung über die Urgeschichte völlig auszuschließen, zwey Extreme, welche wie immer verwerflich sind. Ist es auch nicht möglich, völlige Klarheit zu gewinnen, da wie die Wiege des neugeschaffenen Menschen, ebenso die jeden Volkes völlig von Dunkel umhüllt ist, so kann man doch, wenn die Lichtstrahlen, welche in dieses Dunkel fallen, zusammengefaßt werden, zu Resultaten gelangen, welche, wenn auch nicht völlig befriedigend, doch aber als annehmbar sich darstellen.

Solche Resultate sind in der vorliegenden Schrift niedergelegt. Sie zerfällt in zwey Hauptabtheilungen. In der ersten handelt der Verf. von der „Vorgeschichte“ der Deutschen, in der zweyten sucht er die Uebergangsperiode von derselben zur Geschichte zu beleuchten. Allerdings vermag nur Speculation jene lange dunkle Zeit zu erhellen, da es an jeder unmittelbaren Erkenntniß aus Quellen und Denkmalen gebricht, doch aber ist sie nicht verwerflich, wenn sie nur nicht auf subjectiver Willkühr, sondern auf objectiver Grundlage d. h. auf mittelbarer Schlußfolge vom Seyenden auf das Gewesene, von dem Bekannten auf das Unbekannte beruht.

Als Grundlagen, auf welchen sich die Forschung in Bezug auf erstere zu bewegen hat, und welche, wenn auch nicht zu sicheren Ergebnißen führen, doch aber Schlüße auf die Erscheinungen der Vorzeit erlauben, bezeichnet der Verf. die Gestalt der Erde, das Wesen der Menschen, die Verwandtschaft der Sprachen, die nothwendige Verkettung zwischen Vor- und Folgezeit, so wie selbst die Sage, welche nicht erfindet, sondern das Thatsächliche nur ausschmückt, daher ihr Kern ein historischer ist, obgleich es freylich sehr schwer hält, ihn aus den Umhüllungen herauszufinden.

An der Spitze einer derartigen Untersuchung stehen die Fragen: sind die deutschen Autochthonen, oder sind sie eingewandert, und wenn Letzteres, woher sind sie gekommen? Lassen sie sich auch nicht mit völliger Sicherheit beantworten, so dürfen sie doch nicht, wie häufig geschieht, gänzlich unberücksichtiget bleiben. Wenn Tacitus die Deutschen für Kinder ihres Landes (indigenae) erklärte, so ist dieß verzeihlich, unverzeihlich aber, wenn Gelehrte selbst noch in der neuesten Zeit alles Ernstes das nämliche behaupten. Indessen ist doch allenthalben die Ansicht durchgedrungen, daß die Germanen aus Asien, der gemeinsamen Wiege aller Erdbewohner, eingewandert seyen, eine Ansicht, die sich nicht etwa auf die Schöpfungsgeschichte stützt, welcher mensch-

licher Dünkel keinen Werth beylegt, sondern in den Ergebnißen der neuesten Forschungen auf dem Sprachgebiete, wie auf jenem der Naturwissenschaft ihre volle Berechtigung findet. So sehr sich auch noch im Einzelnen die Ansichten durchkreuzen, das aber, was das Entscheidende ist, steht fest, nämlich, daß sämmtliche europäische Sprachen mit Ausnahme der finischen und etwa der baskischen, für die man bisher noch keinen Anknüpfungspunkt aufgefunden hat, sowohl unter sich als mit dem Zend und Sanskrit im Wesen urverwandt sind, d. h. in derselben Wurzel zusammenlaufen. Diese Sprachverwandtschaft beweist Stammverwandtschaft, da wollte man dieß läugnen, angenommen werden müßte, daß die verschiedenen Stämme ursprünglich eine und dieselbe Sprache sich gebildet haben, eine Annahme, welche sich wohl von selbst verbietet. Zwar geht hieraus noch nicht hervor, daß Asien als die Urheimath zu betrachten sey, doch kann dieß wohl nicht bezweifelt werden, wenn man bedenkt, daß dort die Kultur blühte und die größten Reiche bestanden zu einer Zeit, wo noch völlige Nacht auf Europa, zumal dem nordwestlichen (Germanien) lag, daß alle Sagen auf Asien, als die Urheimath hinweisen, und daß die letzten Einwanderungen selbst noch in die historische Zeit fallen, daher hinlänglich bekannt sind. Man hat sich nicht mit den Nachweisen hierüber begnügt, sondern auch versucht, die Wege zu bezeichnen, auf welchen die Einwanderung von Asien her nach Europa erfolgte, allein es fehlen für eine solche Untersuchung sichere Anhaltspunkte, und sie ist wohl auch von untergeordnetem Interesse. Was der Verf. hierüber zusammengestellt hat, ist übrigens der Beachtung wohl werth.

Im zweyten Abschnitte behandelt der Verf. wie schon bemerkt, die Uebergangsperiode von der Vorgeschichte in die Geschichte der deutschen Nation und beginnt dieselbe mit den bekannten Stammsagen der Germanen, welche schon oftmals Gegenstand gelehrter Forschung waren, ohne daß es bisher gelungen ist, ein sicheres Resultat zu erreichen, was wohl auch kaum möglich seyn wird, da das Thatsächliche, das in den Sagen liegt, allzusehr verschwommen ist in dem, was die Phantasie zugesetzt hat. Hieran schließt der Verf. eine ausführliche Erörterung über die Sueven, die um so verdienstlicher ist, als die bisherigen Forschungen über dieselben in mehr als einer Beziehung sich nicht bloß als ungenügend, sondern auch und zwar in wesentlichen Beziehungen als irrig sich darstellen, namentlich darin, daß man, um vorgefaßte Lieblingsmeinungen nicht preisgeben zu müssen, zwischen Sueven und Nicht-Sueven keinerley Unterschiede, trotzdem daß diese zufolge der Quellen so deutlich hervortreten, nicht nur nicht anerkennen will, sondern mit solcher Hartnäckigkeit und Heftigkeit abläugnet, daß einiger Muth erforderlich ist, dieser ebenso allgemein verbreiteten als irrigen Ansicht entgegen zu treten. Der Verf., der diesen hatte, darf einer heftigen Opposition versichert seyn, wie immer, wenn man inveterirte Lieblingsmeinungen angreift.

(Schluß folgt.)

---

1. **Transactions of the China Branch of the royal Asiatic Society. Part. I. etc.**
2. **Transactions of the China Branch of the royal Asiatic Society. Part. II.— etc.**
3. **Chinese Miscellany, etc.**

I. **A. Glance at the interior of China, etc.**

II. **Dissertation on the silk-manufacture, etc.**

III. **The Chinan abroad: etc.**

IV. **General description of Shanghae etc.**

4. **The Ceremonial usages of the Chinese, etc.**

(Schluß).

Mit einer Uebersetzung der geographisch-statistischen Beschreibung und des Verwaltungsspiegels wäre aber, was bey den Gesetzen allerdings der Fall ist, der Wissenschaft wenig gedient. Auch würde sich niemand finden, der diese endlosen, mit einer

Masse verwirrender Einzelnheiten überladenen Werke übertragen oder drucken wollte. Eine vom europäischen Standpunkte aus unternommene, dem Höhepunkt der geographischen und statistischen Wissenschaft des neunzehnten Jahrhunderts angemessene Beschreibung des chinesischen Reiches würde aber aus diesen Werken die wichtigsten Thatsachen entlehnen, — sie würde sich dabey immer selbstständig behaupten, sich von der chinesischen Sammeley nicht beherrschen lassen. Man bedenke, daß die neueste Ausgabe der gesammelten Satzungen neun hundert zwanzig Bücher umfaßt, wovon ein jedes in der Regel 25 — 26 Doppelseiten enthält. Man findet darin alle, die Regierung und Verwaltung des Chinomandschu-Staates betreffenden Verordnungen, nicht selten mit historischen und geographischen Erläuterungen versehen. Hiezu gehört noch eine Sammlung von Abbildungen musikalischer, religiöser, militärischer, mathematischer und astronomischer Werkzeuge sammt vielen geographischen Specialkarten der zum chinesischen Reiche gehörigen Länder und Inseln, in hundert und zwey und dreyßig Büchern. Diese bildlichen Darstellungen sind überdieß mit einem ausführlichen Text versehen.

Neben diesen allgemeinen Werken sind über einzelne Kreise und Distrikte, über die Bezirke und Städte besondere Werke vorhanden. Man findet hier Angaben über ihre Lage und natürliche Beschaffenheit, über ihre Ausdehnung und Bevölkerung. Die natürlichen und Kunsterzeugnisse, die Geschichte und Alterthümer, Einnahmen und Ausgaben zu verschiedenen Zeiten, Lebensbeschreibungen berühmter Männer und Frauen, Sitten und Mundart der Bevölkerung und eine Menge anderer Einzelnheiten sind darin enthalten. Alle diese geographisch-statistischen Werke des Mittelreichs mögen wohl dreyßig bis vierzig tausend Bände umfassen. Ward doch die Allgemeine Beschreibung Schanghai's und seiner Umgegend, woraus Medhurst einen Auszug mittheilt, in 20 Bände ausgesponnen. Schanghai ist aber nur einer der 1720 Bezirke, in welche jetzt China, im engern Sinne des Worts zerfällt, und jedes Dorf, ja jede denkwürdige Oertlichkeit erfreut sich einer besondern Darstellung. Diese Specialbeschreibungen sind in mancher Beziehung lehrreicher als selbst die allgemeinen Werke. Man erhält dadurch eine genaue Einsicht in die geringfügigsten Angelegenheiten der Regierung und Verwaltung, des öffentlichen und häuslichen Wesens der chinesisch civilisirten Völker. Die vorliegende Beschreibung Schanghai's bietet überdieß noch ein besonderes Interesse; die Fremden haben hier und in der Umgegend freyen Zutritt; es wird sich die Stadt, mit einer Bevölkerung von nahe an 300,000 Seelen, in der nächsten Zeit zum wichtigsten Handelsplatz erheben im chinesisch-japanischen Meere.

Zwey Sinologen, der eine zu Paris, der andere in Futscheu, der Hauptstadt des Kreises Fokien, haben sich zu gleicher Zeit mit einem chinesischen Hof- und Staatshandbuch beschäftigt, welches angeblich im zwölften Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung verfaßt worden sey. Der eine, Herr Biot, hat eine vollständige Uebersetzung geliefert, welche im vorigen Jahrgange der Anzeigen (Nr. 26 1852) besprochen wurde; der andere, Herr Gingell, Dolmetsch beym Konsulat zu Futscheu übertrug die Bearbeitung eines chinesischen Schulmeisters aus dem 55. Jahre Kien long (1797). Die Chinesen haben über die Frage, ob dieses Werk aus den Zeiten der Tscheu herrühre oder nicht, weitläufige Untersuchungen angestellt. Die tüchtigsten einheimischen Literarhistoriker sind der Ansicht, daß dieses Hof- und Staatshandbuch nicht zu den King d. h. zu den trefflichen klassischen Schriften gehöre, sprechen aber dessen ungeachtet mit der größten Verehrung von seinem Inhalt. Die fünf Grundwerke der canonischen Schriften sind von den Chinesen immerdar als die Norm der wahren Lehre und des Alterthums betrachtet worden. Was nicht hiemit übereinstimmt, ist unterschoben, ist verfälscht. Nun sind im Annalenbuche (Schuking) die Einrichtungen der Tscheu in ganz anderer Weise dargestellt, wie hier in den vorliegenden Satzungen, weßhalb das Tscheuli unmöglich als ein ächtes Erzeugniß betrachtet werden könne. Doch gilt das als ein ehrwürdiges Erzeugniß des Alterthums und wird von Auslegern der King vielfach benutzt. Uns kann es gleichviel seyn, ob dieser oder jener der Verfasser, ob es einige Jahrhunderte älter oder jünger ist; das Tscheuli, wie die übrigen Sittenspiegel der Blume der Mitte geben uns das entsprechendste Bild des Chinesenthums zu allen Zeiten.

Herr G. der Uebersetzer der Perlenschnur des Sittenspiegels der Tscheu ist kein Gelehrter; er scheint seinem chinesischen Sprachlehrer unbedingtes Vertrauen zu schenken; er hält das Tscheuli wie man sieht für ein Erzeugniß des Jahres 1121 v. u. Z. Sein Werk ist auch von andern Wunderlichkeiten der Art, wie der vorgebliche Anfang der Mingdynastie im Jahre 1643 nicht frey; man bemerkte selbst mehrere Fehler in der Aussprache chinesischer Schriftzeichen und einen sogar auf dem Titel, welcher unter den Druckfehlern nicht verzeichnet wurde. Anstatt Mung chew muß nämlich Mung chen, nach deutscher Aussprache Mong tschen, Traumdeuter, gelesen werden. Die Uebersetzung ist dem tapfern Hessen, Major Schödde gewidmet, welcher sich im englisch-chinesischen Kriege vielfach auszeichnete und eine Zeitlang Statthalter war der Inselgruppe Tschusan. Lin kao hoei, der Lehrer des Herrn G., hat eine chinesische Vorrede zum Buche geschrieben, welche mit abgedruckt ist, — das erste englische Werk mit einem empfehlenden Worte in der Sprache des Mittelreichs. Herr Lin war Privatlehrer im Hause des Oberstatthalters des Fokien-Kreises, und ist, wie man sich leicht denken kann, von seiner überströmenden Gelehrsamkeit fest überzeugt. Er wundert sich, wie ein Engländer zum Verständniß dieses schwierigen Buches gelangen konnte, was natürlich nur mittels des vortrefflichen Unterrichts des Herrn Lin möglich war.

Zu den Zeiten der Tscheu war China, wie heutigen Tags noch Japan, ein Lehensstaat, womit alle die Anordnungen des Sittenspiegels zusammenhangen. Im Laufe der Jahrhunderte wuchsen die Lehnsleute mächtiger heran als der Lehnsherr; sie versagten den Gehorsam, und Wirren entstanden, ähnlich denjenigen im deutschen Reiche während der mittlern Jahrhunderte. Das Reich ging mit Riesenschritten seiner gänzlichen Auflösung entgegen. An die Stelle des Oberkönigs traten wie im heiligen römischen Reiche deutscher Nation Fürstenbündnisse und Faktionen mancherley Art, welche des Ansehens des Himmelssohnes spotteten und nach Gutdünken im Lande schalteten; es sind dieß die Jahrhunderte, welche von den einheimischen Annalisten die Zeiten der streitenden Reiche genannt werden. Das Mittelland zerfiel in ein und zwanzig große Lehnsstaaten, Königreiche genannt, wovon jedoch acht von Verwandten des Oberkönigs regiert wurden. Hätten die sich nun innig aneinander und sämmtlich dem Himmelssohne angeschlossen, so wäre es ihnen wohl möglich gewesen, eine Art Oberherrlichkeit zu behaupten. Es mangelte ihnen jedoch sowohl die Einsicht wie die Selbstüberwindung, auf solch ein gemeinschaftliches Ziel hinzuarbeiten; sie vergaßen über persönlichen Zänkereyen und selbstsüchtigen Bestrebungen das allgemeine Beßte des Landes und ihres Hauses und eilten unrettbar ihrem Untergange entgegen.

Während dieser rastlosen Parteykämpfe schwangen sich bald diese bald jene Fürsten zu solcher Macht empor, daß die andern Lehnsfürsten und selbst der Himmelssohn ihnen eine Art Oberherrlichkeit im Lande zugestehen mußten. Unruhen und Wirren allerley Art nahmen Jahrhunderte lang kein Ende; Glück und Unglück, Siege und Niederlagen folgten schnell aufeinander. Das chinesische Volk verwilderte, gleichwie das deutsche während des dreyßigjährigen Bürgerkrieges, unter diesem unaufhörlichen Kämpfen und Morden; die grausamsten Thaten und schändlichsten Laster hatten freyen Spielraum in dem verwüsteten Lande gefunden. Man wich ab von der menschlichen einheimischen Sitte der Tscheu und folgte der Weise umwohnender Barbaren, die ganze Marken des Reiches an sich rissen und sie eine Zeitlang beherrschten. Hieraus entstand das widerliche Gemenge einer äußerlich feinen Bildung mit wilden unmenschlichen Gewohnheiten, deren Spuren heutigen Tags noch nicht ganz verwischt sind. Der ächte Sittenspiegel der Tscheu ist verloren, ist vernichtet worden; das Werk, das jetzt den Namen führt, besteht in Aufzeichnungen aus den ersten Jahrhunderten der Handynastie.

K. F. Neumann.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 15. August.

Nro. 20. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1853.

Zur Vorgeschichte deutscher Nation, ꝛc.

(Schluß.)

Als unterscheidende Kennmale der Sueven oder Ostgermanen im Gegensatze zu den Nicht-Sueven oder Westgermanen gibt derselbe folgende an:

1) Die in der Zeit vor Christus wenigstens, mehr nomadische Lebensweise der Sueven;

2) die nationale Verbindung derselben unter sich;

3) die bey ihnen mehr hervortretenden Anfänge des auf Krieg und Eroberung abzweckenden Lehenwesens;

4) die vorwaltende Neigung derselben zur monarchischen Regierungsform.

Die nomadische Lebensweise der Sueven ist durch die Nachrichten, welche uns von Cäsar, Strabo und Tacitus überliefert sind, ausser Zweifel gesetzt, daher es seltsam erscheint, wenn man dieselben als unglaubwürdig verwirft, sohin sich den Anschein gibt, besser unterrichtet zu seyn als jene. Den nationalen Zusammenhang der Sueven unter sich, beweist das große Opferfest im Semnonenwalde, darum weil, wie Tacitus ausdrücklich bemerkt, alle suevischen Stämme daran theilgenommen haben, wohingegen keine Spur aufzufinden ist, daß ein solch gemeinsames Band auch die Westgermanen umschloß. Darin liegt ohne Zweifel auch der Grund, daß die Völker des Suevischen Stammes zu großen Unternehmungen so leicht sich einigten, die Westgermanischen Stämme dagegen stets unter sich entzweyt waren, und jeder seine eigenen Wege ging, so daß nicht einmal die Gefahr, eine Beute der Römer zu werden, sie bewegen konnte, sich enger aneinander zu schließen, und mit vereinigter Kraft den gefährlichen Feind zu bekämpfen. Wegen der engen Verbindung sämmtlicher Suevischen Völkerschaften unter sich, erscheinen dieselben bey den Quellenschriftstellern gar häufig nicht unter ihren speciellen Namen, sondern werden von diesen κατ' ἐξοχην nur Sueven genannt, wie aus zahlreichen Beyspielen nachgewiesen werden könnte. So bey Tacitus (ann. II, 44): Drusus in Illyricum missus est, ut suesceret militiae — sed Suevi praetendebantur. Es ist gewiß, daß darunter die Markomannen zu verstehen seyen, wie auch in folgender Stelle (ib. 62): Suevos regemque (eorum) Maroboduum pace obstrictum; und später noch bey Ammian. Marcell. (XVI, 10. §. 20): Suevos Rhaetias incursare, unter welchen entweder die Juthungen oder Markomanen zu verstehen sind. Der Grund, daß die Quellengeschichtschreiber für die Westgermanen keinen gemeinschaftlichen Namen im Gegensatze zu den Sueven gebrauchten, ist ohne Zweifel darin zu suchen, daß dieselben in keiner nationalen Einigung standen, also auch einen gemeinschaftlichen Namen nicht hatten.

Eines der wichtigsten Kennmale, wodurch sich die Sassen von den Sueven unterscheiden, liegt in der Verfassung, welche im Gegensatz zu der vorzugsweise democratischen der Sassen, vorwiegend monarchisch war, daher wir an der Spitze jener

ſtets Könige erblicken, während bey den Saſſen der Schwerpunkt der Gewalt in den Volksverſammlungen lag. Solche ſcheinen bey den Völkern des ſueviſchen Stammes gar nicht ſtattgefunden zu haben. Cäſar ſpricht zwar (IV, 9) allerdings von einem concilium (Kriegsrath), das die Sueven, als er gegen ſie heranzog, „more suo“ abgehalten haben, allein da er hinzufügt, ſie (die an dem concilium theilgenommen) hätten „nuncios in omnes partes“ mit dem Befehl abgeſendet, „uti de oppidis demigrarent, liberos, uxores suaque omnia in silvas deponerent atque omnes, qui arma ferre possent, unum in locum convenirent“, ſo geht daraus hervor, daß hier nicht von einer Volksverſammlung in dem Sinne, in welchem ſie bey den Saſſen hervortritt, die Rede ſeyn könne; denn einmal kam Cäſar zu ſchnell heran, als daß ſämmtliche Sueven, welche auf einem ſehr großen Gebiete auseinanderwohnten, ſich zu einer Volksverſammlung hätten einfinden können; und dann war der Befehl, welcher durch Bothen verkündet wurde, gerade an den Theil der Sueven gerichtet, der an der Verſammlung hätte ſich betheiligen müſſen, indem derſelbe dahin ging, ut uxores, liberos etc. deponerent. Es iſt daher kaum einem Zweifel unterworfen, daß an dem concilium, von welchem Cäſar ſpricht, nur die Vornehmen des Volkes theilgenommen hatten, daß nur ihnen das Recht zukam, Beſchlüße zu faßen, ſowie in Ausführung zu bringen, und daß die übrigen Sueven ſich denſelben unbedingt zu unterwerfen hatten, während für die Weſtgermanen nur bindende Kraft hatte, was ſie ſelbſt in der Volksverſammlung beſchloſſen. In der erwähnten Stelle bey Cäſar tritt uns noch eine andere ſehr bedeutſame Eigenthümlichkeit der Sueven entgegen, indem der Befehl auch dahin lautete, ut omnes, qui arma ferre possent, unum in locum convenirent, indem es hienach den Anſchein gewinnt, daß auch die Sklaven mit in den Krieg auszogen, alſo das Recht Waffen zu tragen hatten, ein Recht, das jenen der ſaſſiſchen Völker ſchlechterdings nicht geſtattet war. Damit ſtimmt auch noch eine andere Stelle bey Cäſar (IV, 1) überein, wo er berichtet, daß alljährlich der eine Theil der Sueven auf Krieg ausziehe, der andere aber zu Hauſe bleibe, um ſich und jenen die erforderlichen Lebensbedürfniſſe zu verſchaffen, und daß nach Umfluß eines Jahres letztere die Waffen ergreiffen, und erſtere nach Hauſe zurückkehren. Daraus ergibt ſich, daß die gemeinfreyen Sueven ſich auch mit dem Ackerbau und den übrigen häuslichen Arbeiten beſchäftigten, während jene der ſaſſiſchen Völker ſich dadurch herabzuwürdigen vermeinten, daher dieſelben den Weibern, Kriegsuntauglichen und Sklaven überließen. Aus Tacitus wiſſen wir, daß einen freyen Saſſen neque animadvertere neque vincire, ne verberare quidem nisi sacerdotibus permissum; dagegen berichtet Cäſar (VI, 23) von den Sueven, daß Magistratus, qui bello praesint, ut vitae necisque habeant potestatem deliguntur. Auch im Göttercult ſtoßen wir auf einen Unterſchied. Mit den religiöſen Feſten, welche von den Völkern des ſaſſiſchen Stammes gefeyert wurden, waren ſtets Trinkgelage und Schmauſereyen, welche nicht ſelten mehrere Tage und Nächte hindurch fortgeſetzt wurden, verbunden, wie bekannt genug iſt, dagegen durchdrang die religiöſen Feſtlichkeiten der Sueven finſterer, Schauder erregender Ernſt, wie wir aus Tacitus (Germ. 39) wiſſen.

Dieſe und andere Eigenthümlichkeiten, welche der Verf. mit Ausnahme der ſo eben erwähnten ausführlich beſpricht, ſind ſo weſentlich und liegen ſo klar zu Tage, daß es ſchwer zu begreiffen iſt, wie man ſie ſo viel als gar nicht beachten konnte, lediglich um einmal angenommene Meinungen, wie z. B. die, daß bey allen germaniſchen Völkern feſter Grundbeſitz, Sondereigenthum beſtanden habe, nicht aufgeben zu müſſen. Wie wichtig es iſt, die Unterſchiede zwiſchen den Sueven und Saſſen feſtzuhalten, ergibt ſich unter anderen aus der Verſchiedenheit der Beantwortung der Frage: auf welcher Kulturſtuffe befanden ſich die Deutſchen zur Zeit, als ſie in die Geſchichte eintreten? Während die Einen behaupten, ſie ſeyen damals bereits feſt angeſiedelt geweſen, bleiben Andere bey der Anſicht ſtehen, daß die Deutſchen in jener Zeit noch herumſtreifende Horden waren. Dieſe beyden Behauptungen, von denen die eine die andere geradezu aufhebt, ſind bloß darum irrig, weil man auf alle

Deutsche bezieht, was doch nur eines Theils von den Sueven und anderer Seits bloß von den Saſſen gelten kann. Eben darum iſt auch jene andere gleichfalls häufig im Curſe befindliche Anſicht, welche die Extreme zu vermitteln ſucht, falſch, jene Anſicht nämlich, daß die Deutſchen im Uebergang vom nomadiſchen zum ſeßhaften Leben ſich befunden haben, darum falſch, weil damals nach den unverwerflichſten Quellenzeugnißen die Sueven noch Nomaden, die Weſtgermanen aber bereits ſeßhaft waren. Dieſe tiefeinſchneidenden Widerſprüche, welche zur Zeit noch unſere älteſte Geſchichte durchkreuzen und verwirren, können nur beſeitiget werden, wenn man die Unterſchiede, welche zwiſchen den Oſt- und Weſtgermanen thatſächlich beſtehen, gelten läßt.

Nicht unintereſſant würde ſeyn, die Urſachen dieſer Eigenthümlichkeiten zu kennen, allein es dürfte kaum möglich ſeyn, ſie nachzuweiſen. Eine derſelben iſt vielleicht darin zu ſuchen, daß die Sueven, wie ihre Sitze im öſtlichen Deutſchland beweiſen, zuletzt dahin eingewandert ſeyen, alſo auch ſpäter als die Weſtgermanen zur Seßhaftigkeit gelangten, ſo wie darin, daß ſie mit den Waffen in der Hand einen Platz zum Seyn ſich erringen mußten, daher an kriegeriſche Unternehmungen ſich gewöhnten. Indeſſen ſind dieſe Gründe kaum hinreichend zur Erklärung dieſer Eigenthümlichkeiten, durch welche ſich beyde große Stämme voneinander unterſcheiden, vielmehr wird angenommen werden müſſen, daß ſie ſtammverſchieden ſind, eine Annahme, die keineswegs haltlos iſt, indem ſie in einer Stelle bey Tacitus eine Stütze findet, in der Stelle nämlich, wo er berichtet, daß alle Völker „eiusdem sanguinis“ zu dem Nationalfeſte in dem Semnonenlande ſich verſammeln. Auch der Name der Sueven iſt noch nicht genügend erklärt, jedenfalls beſtehen deßfalls zwey verſchiedene Anſichten, und überhaupt iſt noch keiner der deutſchen Volksnamen ſicher gedeutet mit alleiniger Ausnahme jenes der Markomannen, indem

das Sprechende des Ausdruckes mit Uebereinſtimmung der Geſchichte jeden Zweifel beſeitiget. Der Verf. hat in einem eigenen Abſchnitte von den „alten Volksnamen“ gehandelt, allein der Verſuch gleicht häufig mehr, wie der Verf. ſich ausdrückt, einem Rathen und Tappen, als einer von wiſſenſchaftlichen Grundſätzen geleiteten Forſchung. Dieſe Behauptung iſt indeſſen doch nur gültig in Bezug auf die von den älteren Forſchern gemachten Verſuche, denen jede Kenntniß der altdeutſchen Sprache mangelte; keineswegs aber kann ſie anwendbar ſeyn auf die Erklärungsverſuche eines Grimm und anderer der Sprache kundigen Forſcher, obgleich freylich ihre Unzulänglichkeit nicht in Abrede geſtellt werden kann, eben ſo wenig als allerdings noch zur Zeit Deutungen gemacht werden, die ein Hohn ſind auf die neueſte Sprachforſchung. Als Regel darf angenommen werden, daß die Völkerſchaften ſich nicht ſelbſt die Namen beylegten, ſondern daß ſie ihnen von anderen, den Nachbarvölkern, beygelegt wurden, was bey der Erklärung derſelben wohl ins Auge zu faſſen iſt. Grimm bringt, was ihre Entſtehung betrifft, ſämmtliche deutſche Volksnamen in drey Klaſſen, ſo daß die einen ſich urſprünglich auf einen (hiſtoriſchen oder mythiſchen) Stammherren, die anderen auf eine hervorſtechende Eigenſchaft des Volkes, die dritten auf die Wohnſitze beziehen, wogegen ſich im Allgemeinen wohl ſchwerlich etwas einwenden läßt; wenn er aber, wie auch andere z. B. den Namen der Franken von der Freyheit derſelben herleitet, ſo möchte dieß nicht ſo unbedingt zuzugeben ſeyn, eben weil die Freyheit keine hervorſtechende, etwa nur den Franken zukommende Eigenthümlichkeit, vielmehr ein Gemeingut aller deutſchen Völker war, und weil, wenn man an dem richtigen Grundſatz feſthält, daß kein Volk ſich ſelbſt den Namen beylegt, nicht wohl angenommen werden kann, daß den Franken dieſer Name aus dem bezeichneten Grunde

von anderen deutschen Völkern beygelegt wurde, weil ja dieselben im Besitze der nämlichen Eigenthümlichkeit, d. h., der Freyheit, gleichwie die Franken waren.

Angefügt sind vier Beylagen:

a) über Schaffarik's Behauptung: daß Slaven die ersten Bewohner des Landes zwischen den Karpathen und dem adriatischen Meere gewesen seyen, eine Behauptung, welche derselbe gründet auf das slavische Gepräge einiger von römischen Schriftstellern aufgeführten Ortsnamen und auf die auf Ueberlieferung beruhende Ansicht des Russischen Chronisten Nestor (1100 — 1114), daß die Sitze der Slaven in uralter Zeit gegen Süden über die Karpathen nach Illyricum und an das adriatische Meer gereicht hätten, von wo sie von den Kelten vertrieben worden seyen. Der Verf. widerlegt mit überzeugenden Gründen diese unhaltbare, wenn gleich von Schaffarik mit Scharfsinn durchgeführte Ansicht.

b) Ueber den Kimbrischen Zug bis zur Schlacht bey Noreia. Was dieser voranging — der Aufbruch und dessen Veranlassung, die Zusammensetzung der Ausziehenden und die Richtung ihres Zuges war wohl schon oft Gegenstand gelehrter Forschung, allein die Nachrichten hierüber sind theils so mangelhaft, theils so widersprechend, daß es kaum jemals möglich seyn wird, zu einem sicheren Resultate zu gelangen, und auch dem Verf. ist es nicht gelungen hierüber mehr Licht zu verbreiten.

c) Ueber den Ursprung der Usipeter und Tenchteren. Der Verf. glaubt auf Grund der Nachricht, sie seyen drey Jahre hindurch in Deutschland umhergezogen, daß sie ursprünglich im Osten Deutschlands gesessen, und hält die Usipeter für identisch mit den Assipitii, deren Paul Warnefried in der Geschichte der Langobarden erwähnt. Sie sollen von den Sueven verdrängt worden seyn, und die Tenchteren, welche dem Stamme der letzteren angehörten, sich an dieselben angeschlossen haben. Beweise für diese Ansicht konnte der Verf. begreiflich nicht aufbringen.

d) Ueber die Meinung, daß die Kimbern Keltischen Stammes seyen. Dieß wurde eben so oft behauptet als widersprochen, da es für beyde Ansichten nicht an Gründen fehlt; die, daß sie germanischen Stammes gewesen, scheint den Vorzug zu verdienen, abgesehen von anderen Gründen, darum, weil römische Denkmale (monumentum ancyranum) und Schriftsteller der beßten Zeit die Kimbern bestimmt für Deutsche erklären, denen man wohl zutrauen darf, daß sie Kelten und Deutsche voneinander zu unterscheiden vermochten. In neuerer Zeit hielt man sie hauptsächlich aus dem Grunde für Kelten, weil ihre Bewaffnung im entscheidenden Gegensatze zu der germanischen Einfachheit stehe. Dieß muß zwar allerdings zugegeben werden, hiebey darf man aber nicht übersehen, daß in der Bewaffnung wie überhaupt in den Sitten und Gebräuchen eines wandernden und wenigstens zehn Jahre hindurch Krieg führenden Volkes gar leicht eine Aenderung eintreten und Keltisches Wesen sich ihnen mittheilen konnte, ja mußte, einmal weil sie vorzugsweise nur mit den Kelten Krieg führten und weil keltische Völkerschaften (Tigurinen und Ambronen) freywillig oder gezwungen sich ihnen anschlossen, so daß ein aus Galliern und Germanen gemischter Heerhaufen sich bildete, in welchem jedoch die letzteren das dominirende Element blieben.

Dr. Wittmann.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 17. August.

Nro. 21. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1853.

Geschichte des Seefahrers Ritter Martin Behaim nach den ältesten vorhandenen Urkunden, bearbeitet von Dr. F. W. Ghillany, Ritter des königlich niederländischen Eichenkronenordens, Stadtbibliothekar in Nürnberg. Eingeleitet durch eine Abhandlung über die ältesten Karten des neuen Continents und den Namen Amerika, von Alexander von Humboldt, königlich preußischen wirklichen Geheimenrathe u. s. w. Mit einer genauen Abbildung des Behaim'schen Globus vom Jahre 1492 in zwey Planigloben nach seiner natürlichen Größe und drey der ältesten Karten von Amerika. Nürnberg, Bauer und Raspe (Julius Merz) 1853. gr. 4. S. 192.

Die Einleitung zu dem vorliegenden Werke muß aus doppeltem Grunde die Aufmerksamkeit des Lesers in Anspruch nehmen, theils weil sie von einem um die Wissenschaft hochverdienten Manne herrührt, theils weil sie die chronologischen Resultate mittheilt, welche in der noch ungedruckten dritten Section der rühmlichst bekannten kritischen Untersuchungen über die Geschichte der Erdkunde des neuen Continentes, von welchen der Verfasser bereits im Jahre 1836 zwey Sectionen in fünf Bänden geliefert hat, den letzten Abschnitt ausmachen sollten.

Eine Uebersicht der Untersuchungen über die Geschichte der Karten des neuen Continentes hatte der Verfasser schon 1835 in einem Schreiben an Jomard gegeben [1]).

Er wiederholt sie hier, jedoch ausführlicher und in anderer Form, indem er am Schlusse der Einleitung folgende Fragen, welche vorher weitläufiger erörtert wurden, in kurzen Sätzen beantwortet:

1) Welches ist die älteste aufgefundene Karte von Amerika unter den gezeichneten?

2) Wann und durch Wen ist vorgeschlagen worden, dem neuen Welttheil den Namen Amerika zu geben?

3) Welches ist die älteste gestochene Karte des neuen Welttheiles ohne den Namen Amerika?

4) In welchem Jahre und wo ist zuerst eine Karte mit dem Namen Amerika erschienen?

Die Beantwortung der ersten Frage lautet: Die älteste Karte des neuen Welttheiles, welche bisher unter den gezeichneten Karten aufgefunden wurde, ist die des Juan de la Cosa von 1500.

Von dieser Karte, der wichtigsten, die es für die früheste Geschichte der Geographie des neuen Welttheiles gibt, ist nur das einzige Exemplar bekannt, welches sich in der kostbaren Bibliothek des Baron Walckenaer zu Paris befindet. Der Verfasser fand sie dort, ließ die Haupttheile derselben stechen und mit dem fünften Bande der Originalausgabe seiner kritischen Untersuchungen über die Geschichte der Geographie des neuen Continentes,

---

1) Bulletin de la société de géographie, deuxième série, tome quatrième, Paris 1835. 8. pag. 411 seq.

welche bekanntlich in französischer Sprache erschienen, auf drey Karten veröffentlichen, von denen Bibliothekar Ghillany die erste in das vorliegende Werk aufnahm. In den beyden deutschen Uebersetzungen, welche von den kritischen Untersuchungen über die Geschichte der Geographie des neuen Continentes erschienen, fehlen diese Karten gänzlich. Vollständig wurde vor der Weltkarte des Juan de la Cosa veröffentlicht Amerika von Don Ramon de la Sagra, als Beygabe zu seinem trefflichen Werke über Cuba, Afrika von Santarem, in seinem für die Geschichte der Entdeckungen in Afrika so wichtigen Atlasse.

Von der Abbildung des neuen Continentes auf dieser Karte schreibt Alexander von Humboldt S. 2. „Die Weltkarte von Juan de la Cosa stellt in ziemlich richtiger Configuration, aber viel zu nördlich vor die großen und kleinen Antillen, die nördliche Küste von Südamerika (von der Bocca del Drago bis Cabo de la Vela und Monte San Eufemia, dem östlichsten Berggehange der Sierra de Sta. Marta, damals Sierras nevadas da Citarma genannt), auch die östliche Küste von Südamerika, auf welcher die Mündung des Orinoco (Rio de la Possession y Mar dulce), die des Amazonen-Flusses (Costa Plaida) und das Vorgebirge San Augustin (südliche Breite 8° 19′) angegeben sind. Bey diesem Vorgebirge, etwas südlich, wo der Name Puerto Hermoso steht, ist als Entdecker im Jahre 1499 Vincente Yañez Pinzon genannt. Die frühesten Namen des Cabo San Augustin waren Rostro Hermoso, Cabo Sta. Maria de la Consolacion und Cabo de Sta. Cruz. Eine Küstenlinie ohne alle Namen, von Cabo de la Vela bis zum äußersten Norden, verbindet durch festes Land Venezuela mit Labrador. Man glaubt, die Mündung des Rio Magdalena oder des Atrato zu erkennen, Nichts aber deutet auf eine Kenntniß der Configuration der Strecke von Puerto de Mosquitos am westlichsten Ende des Isthmus von Panama bis Honduras, eine Strecke, die Christoph Columbus erst auf der vierten oder letzten Expedition entdeckte (von May 1502 bis Novbr. 1504); Nichts auf die Configuration des Golfs von Meriko, wohin Cortez erst 1519 schiffte, obgleich die Existenz der Mexikanischen Küste durch die Eingebornen von Cuba früh schon bekannt war, eben so wenig ist

das Littoral der jetzigen vereinigten Staaten von Nordamerika speciell bezeichnet, obgleich Sebastian Cabot auf seiner zweyten Expedition für England die ganze Küste von dem Parallel von 67° ½ und der Terra de Bacalaos (Neufundland) bis zur Spitze von Florida, Cuba gegenüber, bereits im Sommer 1498 beschifft hatte. In den nördlichen Regionen, in einer Mar discubierta per Yngleses, im Nordosten von der Insel Cuba, gibt aber die Weltkarte von Juan de la Cosa, durch viele Namen bezeichnet, die Entdeckungen englischer Schifffahrer auf einer Küste an, die genau von Osten gegen Westen läuft, unter 53° Breite, wenn man den von Cosa dargestellten Abstand des nördlichen Wendekreises vom Aequator zum Maßstabe nimmt. Das Stück Küste, welches in dieser ostwestlichen Richtung dargestellt wird, ist wahrscheinlich die den St. Lorenzbusen nördlich begränzende Küste, gegenüber der jetzt so genannten Insel Anticosti. Die Isla Verde, nordöstlich von dem Cabo d'Inglaterra, wäre dann wohl Neufundland und nicht Grönland (Greenland). Die Küste, die sich plötzlich gegen Norden wendet, wird nur bis 70° ½ Breite verzeichnet und in Osten so weit vorgestreckt, daß sie die Inseln Frieslanda der Brüder Zeni und Tille (Thule des Ptolemäus, wahrscheinlich Island) umfaßt.

Von der frühesten Entdeckung des festen Landes von Amerika durch die von Bristol absegelnden Johann und Sebastian Cabot, an der Küste von Labrador, zwischen 56° und 58° Breite, den 24. Juni 1497 (also volle 13 Monate vor des Columbus Entdeckung des festen Landes in Südamerika, im östlichen Theile der Provinz Cumana bey Punta Redonda) findet sich auf Cosa's Karte kein ursprüngliches Zeugniß. Der von den Cabot's berührte Punkt wurde von denselben immer mit dem Namen Prima Vista (terra primum visa) bezeichnet, gegenüber einer gleichen Insel, welche sie St. John nannten. Auf der Weltkarte von Juan de la Cosa finde ich unter den, den Engländern (d. h. den Cabots) zugeschriebenen Entdeckungen bloß das Wort Cabo de San Johan neben einer großen Isla de la Trinidad, etwa 3° südlicher als Cabot's Angabe, wenn man überhaupt auf Cosa's Breitenangaben viel fußen dürfte."

In das folgende Jahr dürfte eine Karte gehören, welche sich auf der königlichen Bibliothek zu München befindet, und von Amerika nur einen Theil der damals gemachten Entdeckungen der Portugiesen darbietet.

Schmeller hat in seiner Abhandlung über einige ältere handschriftliche Seekarten bereits auf diese Karte aufmerksam gemacht. Von Amerika erscheinen hier die Küsten von Labrador und Canada, beyde jedoch sind unvollständig und ohne Namen gezeichnet, ferner ein Theil der Ostküste von Neufundland, von welchem sich nicht entscheiden läßt, ob der Zeichner der Karte dieses Land als Continent oder Insel geben wollte, weil die Zeichnung nicht vollendet ist; endlich in bedeutender südlicher Entfernung durch das Meer von Neufundland getrennt, Brasilien als Insel von geringem Umfange, gezeichnet, mit der damals üblichen Benennung Sancta cruz.

An der Ostküste Neufundland's sind von Süden nach Norden folgende portugiesische Benennungen angebracht c. raso, r. de S. Franzisquo, r. das pat... c. da espera, b. da comceicam, y. dos bacalhaos, b. de santa ciria, y. de frey Luis, c. do marco, y. de boa ventura, c. de boa ventura, y. das gemas, y. dos saves, sam pedro, sam Joham, c. do marco, y. da tormenta, y. da furtuna, von welchen sich einige noch gegenwärtig erhalten haben.

Auf Neufundland wehen die portugiesische Fahne und die des Christusordens, auf Canada nur die erstere. Südlich von Canada sind zwey Inseln gezeichnet, von denen eine sam Joham benannt ist.

Dürfen wir dem Berichte Cordeiro's in seiner Geschichte der Inseln glauben, so gebührt die Entdeckung Neufundland's den Portugiesen, denn João Vaz Corterreal entdeckte um 1463 ein Land im Norden, welches terra do bacalhao oder auch terra nova genannt wird. Der Verfasser der Karte, auf welcher diese Entdeckungen der Portugiesen verzeichnet sind, nennt sich Pedro Reinel, eine Jahreszahl ist nicht angegeben. Schmeller hat sie offenbar zu frühe zwischen 1497 — 99 gesetzt. In Portugal findet sie sich nicht. Ihr Vorhandenseyn auf einer deutschen Bibliothek liefert den Beweis für die Wahrheit der Klage eines portugiesischen Schriftstellers, daß Portugal, das damals so viele Karten geliefert habe, jetzt selbst derselben gänzlich ermangle.

Die zweyte Frage über den Ursprung des Namens Amerika beantwortet der Verfasser dahin, daß der Vorschlag, dem neuen Welttheile den Namen Amerika zu geben, ganz ohne Theilnahme und Wissen des Americo Vespucci von Martin Waltzenmüller (der sich nach der Sitte der Zeit Hylacomilus nannte) gebürtig aus Freyburg im Breisgau, Lehrer der Geographie am Gymnasium zu St. Dié in Lothringen ausgegangen und in einem Abrisse der Cosmographie, welcher 1507 ebendaselbst ohne den Namen des Hylacomilus erschienen ist, enthalten sey [2]).

Von diesem Werke fand der Verfasser vier Ausgaben, eine vom May 1507 zu St. Dié gedruckt, eine andere von 1509 zu Straßburg gedruckt, eine dritte und vierte, die zu Venedig 1535 und 1554 erschienen.

Trotz dieser Vervielfältigung, sagt er S. 5, ist dieß Werk, welches den wahren und ersten Ursprung des Namens Amerika erweis't, so selten geblieben, daß 1832 in Paris nur ein einziges Exemplar und nicht einmal auf der königlichen Bibliothek existirte.

Die hiesigen Bibliotheken sind reichlicher ausgestattet, denn es findet sich nicht nur die bezeichnete Ausgabe auf der königlichen Bibliothek, sondern sowohl diese wie die Universitäts-Bibliothek besitzen außerdem auch noch eine zweyte gleichfalls im Jahre 1507 erschienene Ausgabe, die auch Brunet kennt. Diese letztere liefert den Beweis, daß das Werk gleich nach seinem Erscheinen bey den Zeitgenossen einen raschen Absatz gefunden habe.

Diese zweyte Ausgabe muß eine größere Verbreitung gefunden haben, als die erste, denn sie ist

---

2) Cosmographiae introductio, cum quibusdam geometriae ac astronomiae principiis ad eam rem necessariis. Insuper quatuor Americi Vespucii navigationes. Universalis chosmographiae descriptio tam in solido quam plano, eis etiam insertis quae Ptholomaeo ignota a nuperis reperta sunt.

von Panzer und anderen von ihm genannten Schriftstellern aufgeführt, welche der ersten nicht erwähnen.

Sie beginnt, wie die erste, mit der Widmung des Werkes an den Kaiser Maximilian von Seite des Gymnasium's zu Dié, hier gymnasium Vosagense genannt. Hierauf folgt unter der Ueberschrift de principiis geometriae ad spherae noticiam necessariis ein Abriß der Cosmographie in neun Capiteln, welcher mit den Worten schließt: hactenus exequuti capita proposita, hic ipsas longinquas expaciationes sequenter introducamus Vesputii, singulorum factorum exitum circa institutum tradentes, Finis introductionis.

Den Uebergang zu den Reisen des Vespucci bilden zwey dem Leser gewidmete Gedichte, das erste von einem Ungenannten, welcher diese Reisen aus der französischen Volkssprache (vulgari gallico) in das Lateinische übersetzte, das andere von Philesius Vogesigena, der sich in anderen Gedichten kenntlicher Ringmann Philesius nennt. In der ersten Ausgabe steht letzteres voran. Diesen Gedichten reiht sich ein Schreiben des Vespucci an den Herzog René von Lothringen, König von Jerusalem und Sicilien, ohne Datum an, welchen nach einer weiteren Einleitung der Bericht über die vier Reisen des Vespucci, welche er angeblich von **1497—1504** machte, nachfolgt. Am Schlusse steht: Americus Vesputius in Lisbona.

Hierauf folgt ein Buchdruckerzeichen mit den Buchstaben **S. D. G. L. N. L. M.**

Unter demselben stehen die Worte: finitum IV. Kal. Septembris anno supra sesquimillesimum VII, während es in der ersten Ausgabe heißt: finitum VII Kal. Maij anno etc.

Ueber das Gymnasium zu Dié mangeln uns nähere Nachrichten. Die Buchdruckerei, welche mit demselben verbunden war, weil es in der Widmung heißt, qui librariam officinam apud Lothringie Vosagum in oppido cui vocabulum est sancto Deodato, nuper ereximus erscheint mit dem Drucke dieses Werkes zum ersten Male in den Annalen der Buchdruckerkunst. Die Fragen, ob und welche Stellung der in beyden Ausgaben nicht genannte Verfasser der Cosmographie an dem Gymnasium zu

Dié eingenommen habe, läßt sich nach der Ansicht des Referenten aus denselben nicht beantworten.

Der Vorschlag, den vierten Theil der Erde Amerika zu benennen, ist im letzten Capitel der Cosmographie mit folgenden Worten enthalten: nunc vero et haec partes sunt latius lustratae et alia quarta pars (ut in sequentibus audietur) inventa est: quam non video cur quis jure vetat ab Americo inventore sagacis ingenii viro Amerigen quasi Americi terram sive Americam dicendam: cum et Europa et Asia a mulieribus sua sortita sint nomina. Ejus situm et gentis mores ex bis binis Americi navigationibus quae sequuntur liquide intelligi datur.

Von diesem Vorschlage, welcher in spätere geographische Werke wörtlich übergegangen ist, wird in der Einleitung gesagt, er beruhe auf einem bloßen Irrthume und sey durch zufällige Umstände, wie die Vorliebe eines deutschen Gelehrten für Amerigo Vespucci, erregt durch des Seefahrers Correspondenz mit Renatus von Lothringen, entstanden. Anderer Meinung ist Santarem. Er nimmt an, daß Vespucci in die Veröffentlichung seiner Briefe eingewilligt habe, daß Ylacomilus nur der ostensible Erfinder des Namens Amerika sey, und Vespucci durch seine Verbindungen mit Ylacomilus in indirekter, der Ungerechtigkeit beygestimmt habe, die gegen Columbus begangen worden sey [3]).

(Fortsetzung folgt.)

---

3) Recherches historiques, critiques et bibliographiques sur Américc Vespuce et ses voyages par M. le vicomte de Santarem. Paris s. a. p. 222 Vespuce mourut le 22. février 1512. S'il n'avait point destiné ses lettres écrites à ses amis a être publiées, il aurait sans doute désavoué cette publicité, car il a eu bien le temps de le faire. Mais au contraire, parce qu' il avait des rapports avec l'inventeur ostensible du nom d'Amérique, c'est -- à — dire avec Ylacomilus, il a consenti indirectement à l'injustice commise envers Colomb, comme il avait consenti à la publication de ses lettres.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 19. August.

Nro. 22. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1853.

Geschichte des Seefahrers Ritter Martin Behaim ꝛc.

(Fortsetzung).

Santarem beruft sich bezüglich der Verbindungen, die Vespucci mit Ylacomilus gehabt habe, auf den schon erwähnten Brief an Jomard, in welchem Alexander von Humboldt jedoch nicht von Verbindungen des Ylacomilus, sondern des Herzogs Renatus von Lothringen mit Vespucci spricht. Die Verbindung des Letzteren mit Ylacomilus kann daher nur als eine indirekte betrachtet werden [4]).

Für solche Verbindungen des Herzoges mit Vespucci spricht allerdings ein Brief, welcher angeblich von Vespucci an den Herzog geschrieben und mit der Cosmographie des Ylacomilus abgedruckt ist.

In diesem Briefe erinnert Vespucci den Herzog an ihre Freundschaft in der Jugendzeit, als Beyde zusammen von Georg Anton Vespucci, dem Onkel des Seefahrers in der Grammatik unterrichtet wurden. Gerade diese Stelle hat aber Sautarem mit wichtigen Gründen angegriffen, so wie er überhaupt dargethan hat, daß dieser Brief weder an Renatus I. noch an Renatus II. geschrieben seyn kann, da die Ueberschrift unentschieden läßt, welcher Renatus hier gemeint sey [5]).

Mit diesem Beweise fällt zwar auch die Stütze, welche Santarem seiner Behauptung über die Verbindungen des Ylacomilus mit Vespucci geben wollte, hinweg; dennoch aber läßt sich dieselbe aus einem anderen Grunde als wahrscheinlich aufrecht erhalten.

Die Gründe Santarem's sind nämlich allerdings schlagend, allein nur gegen den italienischen Text, in welchem der Brief ein Ganzes bildet, während der Text bey Ylacomilus zwey Briefe zeigt, zu deren letzterem die Ueberschrift ganz paßt, die wahrscheinlich aus Sorglosigkeit über den ersteren gesetzt wurde.

Dieser letztere Brief, welcher mit den Worten: inclytissime rex sciat A. M: quod ad has ipsas regiones mercandi causa primum venerim beginnt, enthält Nichts, was mit der Lebensgeschichte des Herzogs Renatus II. unvereinbar wäre, während der erste Brief, wie das Fragment der dritten und vierten Reise bey Ramusio zeigt, an Pietro Soderini, damals Gonfaloniere von Florenz gerichtet war, von welchem Santarem noch überdieß bewiesen hat, daß er mit Amerigo Vespucci durch den Onkel desselben unterrichtet wurde.

---

4) Bulletin de la société de géographie. Deuxième série. Tome IV. Paris 1835. p. 412: 1507. Martinus Ylacomilus professeur à Fribourg, qui dans les temps des vendanges, va en Lorraine, dont le duc, grand protecteur des études géographiques *était lié* avec Vespuce, propose le premier dans une petite cosmographie le nom d' Amérique.

5) Man vergl. seine recherches historiques, critiques, et bibliographiques sur Amérie Vespuce pag. 53 — 59.

An Soderini allein konnten auch nur die Schlußworte der vierten Reise gerichtet seyn, welche bey Ylacomilus gänzlich fehlen [6]).

Ob Ylacomilus nur der ostensible Erfinder des Namens Amerika sey, läßt sich aus diesem Briefe nicht entscheiden, wohl aber erscheint als sehr wahrscheinlich, daß Vespucci durch denselben wie durch die mit ihm verbundenen Reiseberichte zu der Ungerechtigkeit beygetragen habe, die an Columbus begangen worden ist, sowie er auch die Fortdauer derselben beförderte, indem er nach der Veröffentlichung derselben schwieg.

Ylacomilus muß aber seinem Abrisse der Cosmographie auch eine oder mehrere Karten beygegeben haben. Denn demselben Capitel, in welchem der Vorschlag geschieht, das neuentdeckte Land Amerika zu benennen, ist eine Abbildung des Globus nach seiner Eintheilung in Meridiane und Parallelkreise beygegeben, auf deren Rückseite es heißt: Propositum est hoc libello quandam cosmographiae introductionem scribere: quam *nos tam in solido quam plano depinximus.* In solido quidem spacio exclusi strictissime. Sed latius in plano: ubi sicut agrestes signare assueverunt et partiri limite campum, ita orbis terrarum regiones praecipuas dominorum insigniis notare studuimus. Et (ut ab ea in qua sumus parte incipiamus) ad Europae meditullium Rhomanas aquilas (quae regibus Europae dominantur) posuimus atque clave summi patris patrum insigni ipsam ferre Europam (quae Rhomanam ecclesiam profitetur) cinximus. Aphricam pene omnem et Asiae partem signavimus lunulis quod est insigne summi Babiloniae Soldani quasi totius Egypti et partis Asiae domini. Asiae vero partem quae minor Asia dicitur crocea coloris cruce juncto chalybe circumdedimus quod est signum Thurcorum Soldani Scythiam intra imaum maximum Asie montem et Sarmaticam

6) Man vergl. primo volume e terza editione delle navigationi e viaggi raccolto gia da M. Gio. Battista Ramusio. In Venetia 1563. fol. Tom. I. fol. 128 und 130, und Santarem a. a. O. pag. 158.

Asiaticam notavimus anchoris quas magnus Tartarus pro insigni habet. Crux rubea praesbyterum Joannem (qui et orientali et meridionali Indiae praeest atque in Biberith sedem tenet) representat. Denique in quartam terrae partem per inclytos Castiliae et Lusitaniae reges repertam eorundem ipsorum insignia posuimus. Et quod non est ignorandum vadosa maris littora (ubi naufragia timentur) imaginibus crucis signavimus sedi haec jam missa facientes.

Lassen sich auch die Worte: in solido quidem spacio exclusi, (was offenbar excussi heißen muß), auf die beygegebene Abbildung des Globus beziehen, so fehlen doch die in den folgenden Worten näher bezeichneten Karten, auf welche sich der Verfasser auch am Schlusse dieses Kapitels wieder bezieht [7]).

Auf diese Karte bezieht sich wohl auch der Anhang auf dem Titelblatte: universalis cosmographiae *descriptio tam in solido quam in plano* eis etiam insertis quae Ptholomeo ignota a nuperis reperta sunt.

Eines solchen Werkes erwähnen auch Ortelius und die deutsche Uebersetzung, welche von den Schifffahrten des Vespucci nach dem Texte des Ylacomilus gemacht wurde [8]).

7) Haec pro inductione ad cosmographiam dicta sufficiant, si te modo ammonuerimus prius, nos in *depingendis* tabulis typi generalis non omnimodo sequutos esse Ptholomeum presertim *circa novas terras* ubi in *cartis marinis* aliter animadvertimus etc.

8) Bey Ortelius theatrum orbis terrarum. Antverpiae 1570. fol. heißt es im cetalogus auctorum: Martinus Waldseemüller universalem navigatoriam (quam marinam vulgo appellant) in Germania editam. Puto hunc eundem esse cum Jlacomilo praedicto.

In der Uebersetzung der Reisen des Vespucci, welche den Titel führt: Diß Büchlein saget wie die zwē Durchlüchtigste Herrē her Fernandus K. zu Castilien und herr Emanuel K. zu Portugal haben das weyte mör ersuchet vnnd funden vil Insulen vnnd ein Nüwe welt von wilden nacken-

Es ist nun allerdings fraglich, ob sich der Name Amerika nicht schon auf dieser Karte des Ylacomilus findet; allein Referent kann diese Frage nicht beantworten, weil es ihm bisher nicht gelang, sie irgendwo aufzufinden.

Von den Gedichten, welche den Uebergang zum zweyten Theile bilden, ist das des Philesius einem älteren Werke entnommen. Es findet sich bereits in der zwey Jahre früher (1505) zu Straßburg erschienenen Schrift de ora antarctica per regem Portugallie inventa, in deren Vorrede Philesius bemerkt, daß er sich viel mit dem Studium des Ptolomäus beschäftigte.

Im September des folgenden Jahres war Ringmann Philesius gleichfalls noch in Straßburg, was aus der Widmung hervorgeht, welche er zu Wimphelings Rede über den heiligen Geist schrieb. [9]).

Die Zeit, wann er von da nach St. Dié kam, läßt sich nur annäherungsweise bestimmen. Die Widmung seiner Uebersetzung des Julius Cäsar an Kaiser Maximilian ist im Jahre 1507 gleichfalls noch zu Straßburg verfaßt, im Jahre 1509 aber war er, wie aus der grammatica figurata hervorgeht, zu St. Dié.

Der Text der vier Reisen, welcher, wie Santarem bemerkt, so viele Verwirrung veranlaßt hat, ist aus einer unbekannten Quelle genommen.

Alexander von Humboldt hat schon früher bemerkt, daß sie nach dem einleitenden Gedichte aus dem Französischen übersetzt, nach einer Stelle im Werke selbst aber ursprünglich in italienischer Sprache verfaßt und erst aus dieser in das Französische übertragen worden seyn sollen.

Der Schluß derselben ist offenbar abgekürzt. In dem vollständigen Texte, bey Ramusio empfiehlt der Schreiber seinen Bruder Antonio und sein ganzes Haus dem Schutze des Gonfaloniero, was der Uebersetzer mit richtigem Takte weggelassen hat, so daß er am Ende seiner Arbeit sorgfältiger erscheint als am Anfange.

Nach der Unterschrift Americus Vesputius in Lisbona, die Ramusio nicht hat, stehen in beyden Ausgaben des Ylacomilus zur Seite des Buchdruckerzeichens die Verse:

Urbs Deodate tuo clarescens nomine praesul
Qua Vogesi montis sunt juga pressit opus
Pressit, et ipsa eadem christo monimenta favente
Tempore venturo caetera multa premet.

Der letzte Vers deutet darauf hin, daß die neuerrichtete Buchdruckerey eine große Thätigkeit entwickeln sollte, allein nach den bisherigen Forschungen wurde außer den erwähnten zwey Auflagen der Cosmographie in jener Zeit nur noch ein Werk in St. Dié gedruckt.

Oberlin, welcher diesem Werke als typographischer Seltenheit eine längere Anzeige gewidmet hat, drückt sein Erstaunen über diesen Umstand aus, kann aber, obgleich ihm, wie man vermuthen sollte, im Elsasse nähere Nachrichten nicht hätten mangeln sollen, die Ursache nicht angeben; denn er schreibt: Il n'est, au reste, guères croyable que dans l'intervalle des deux petits ouvrages sortis de la presse de S. Diey, en 1507 et 1509, il n'y en ait été imprimé quelque autre, qui sera peut-être découvert encore dans le travail du triage (qui se fait aujourd'hui dans toute la république) des bibliothèques recueillies dans les chefs — lieux de départemens. Mais apres l'impression de la grammaire, la typographie de ce gymnase paroît avoir été supprimée sans qu'on en connoisse la cause; au moins nous retrouvons Philesius enseignant, en 1510, la belle littérature à Sélestad. Il y termina sa carrière l'année suivante à l'age de 29 ans [10]).

---

den Leuten, vormals vnbekannt; heißt es am Ende:

Gedruckt zu Straßburg durch Johañē Grüninger. Im iar M.CCCCCIX. u. ff. Letare. Wie du aber dye kugel un beschreibung der gantzeen welt verston sollt, würst du hernach finden vnnd lesen.

9) Jac. Wimphelingii Schlettstatensis theologi oratio de sancto spiritu Phorcae anno 1507 mense Maio in 4.

10) Magasin encyclopédique ou journal des sciençes des lettres et des arts rêdigé par A. L. Millin. V. année, Tome V. Paris 1799. 8. p. 328.

Das Werk führt den Titel grammatica figurata; gedruckt wurde es am ersten Juni 1509 mit denselben Typen, wie die Cosmographie. Als Eigenthümer der Druckerey nennt sich in der Widmung an den Bischof von Toul Walter Lud Canonicus des Collegiatstiftes zu St. Dié. Bemerkt wird, daß Philesius in dieser Druckerey als Corrector verwendet war [11]).

Ueber die ferneren Schicksale der Cosmographie bieten unsere Bibliotheken noch folgende Aufschlüsse: In demselben Jahre scheinen, wie Oberlin angibt, Gymnasium und Buchdruckerey zu St. Dié wirklich aufgehört zu haben, denn in der dritten Auflage der Cosmographie, welche, obgleich der Verfasser zu St. Dié noch verweilte, dennoch zu Straßburg erschien, ist weder von dem einen, noch von der andern mehr die Rede.

Der Titel des Werkes ist derselbe wie in den beyden Auflagen von 1507, die Widmung aber ist, obgleich noch aus demselben Jahre datirt, an mehreren Stellen geändert.

Statt des Gymnasiums zu Dié ist Martinus Ylacomilus genannt, die Stelle über die Errichtung der Buchdruckerey ist ganz weggelassen, bey den Arbeiten über Ptolomäus ist bemerkt, daß der Verfasser dazu Gehilfen habe [12]).

Keine der drey Ausgaben dieser Cosmographie ist mit Seitenzahlen versehen.

Zwey Jahre darauf erschien von demselben Verfasser eine Einleitung zu einer von ihm verfertigten Karte von Europa, welcher Ringmann, der sich nach einem darin befindlichen Schreiben zu Nanci aufhielt, mit dem erklärenden Texte versah [13]).

Aus der Widmung an Herzog Anton von Lothringen ist ersichtlich, daß Ylacomilus noch zu St. Dié verweilte.

Die beyden Venetianer-Ausgaben hat Referent nie gesehen. Ueber die ferneren Schicksale Ringmann's und Waldseemüller's ist nur weniges bekannt.

Ringmann starb nach Oberlin im Jahre 1511. Waldseemüller's Todesjahr ist unbekannt, doch wird seiner in der Ausgabe des Ptolomäus von 1522 als eines bereits Verstorbenen erwähnt. Seine Karte Europa's hat Referent gleichfalls nicht auffinden können, Ortelius führt sie im Cataloge der Schriftsteller, welcher seinem Welttheater vorausgeht, mit den Worten an: Martinus Ilacomilus Friburgensis Europam eam alicubi in Germania impressam habemns.

Die beyden letzten Fragen über die ältesten gestochenen Karten ohne und mit dem Namen Amerika werden dahin beantwortet, daß die erste gestochene Karte von einem Theile des neuen Continents ohne den Namen Amerika die von Ruysch gezeichnete Weltkarte sey, die der römischen Ausgabe des Ptolomäus von 1508 beygegeben ist, die erste mit dem Namen Amerika aber die Weltkarte des Petrus Apianus von 1520 sey, welche der Camers'schen Ausgabe des Solinus von 1522 beygegeben ist.

---

11) Den Schluß bilden die Verse:
Est Locus in Vogeso iam notus ubique per orbem
A Deodate tuo nomine nomen habens:
Hic Gualtherus Lud necnon Philesius ipse
Presserunt miris hec elementa typis.
Anno domini M. D. IX. Kalen. Juny.

12) Am Schlusse steht: pressit apud Argentoracos hoc opus ingeniosus vir Joannes grüniger. Anno post natum salvatorem supra sesquimillesimum Nono. Joanne Adelpho Mulicho Argentinensi Castigatore;

13) Das Werk führt den Titel: Instructio manuductionem prestans in cartam itinerariam Martini Hilacomili: cum luculentiori ipsius Europae enarratione a Ringmanno Philesio conscripta;

Am Schlusse steht: Argentorati ex officina impressoria Joannis Grüninger: Julio secundo pontifice maximo in ecclesia praesidente, Maximilianoque Caesare Rhomano Augusto: inclyto: victorioso. Et Ludovico XII. potentissimo Gallorum rege christiani orbis habenas unanimiter ac faelicissime tractantibus. Anno salutis. M. D. XI. mense Aprili.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 22. August.

Nro. 23. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1853.

Geschichte des Seefahrers Ritter Martin Behaim ꝛc.

(Fortsetzung.)

Die Aehnlichkeiten, welche der Verfasser der Einleitung seit seinen frühesten Untersuchungen zwischen dieser Karte des Apianus und dem gleichzeitigen Globus von Schöner bemerkt hat, haben ihn veranlaßt, die Quellen, die Schöner benützte, von S. 9—11 näher zu erörtern.

Mit S. 12 schließt die Einleitung, welche vom Mai 1852 datirt ist. Hierauf folgt von S. 15—80 die Lebensgeschichte Behaim's, welche Bibliothekar Ghillany in zwölf Kapitel getheilt hat. Die vier ersteren Kapitel (S. 15—26) begreifen die Lebensverhältnisse Behaim's bis zu seinem Auftreten in Portugal. Sie handeln von der Familie der Behaim, von Martins Aeltern und Geschwistern, von seinem Geburtsjahre und seiner Jugend bis zu seinem Erscheinen in Portugal.

Im fünften Kapitel (S. 26—35) unterbricht der Verfasser die Lebensgeschichte Behaim's, um dem Leser eine Uebersicht der Entdeckungsreisen nach Afrika, Ostindien und Amerika, welche von der Eroberung Ceuta's bis zum Tode Behaim's (1415—1506) ausgeführt wurden, zu geben.

Im sechsten Kapitel nimmt er den Faden der Lebensgeschichte Behaim's wieder auf und führt ihn durch fünf weitere Abschnitte fort, indem er von S. 35—78 die Verhältnisse, welche ihn nach Portugal geführt haben mögen, sein Astrolabium, seine Entdeckungsreise an der afrikanischen Küste mit Diogo Cão, sein Verhältniß zu Columbus und zur Entdeckung Amerika's, seinen Aufenthalt in Nürnberg und seine letzten Lebensjahre bespricht.

Im zwölften Kapitel endlich (S. 78—83) werden Behaim's Familienverhältnisse auf der Insel Fayal dargestellt und seine Nachkommenschaft entwickelt.

Referent kann nicht den ganzen reichhaltig gegebenen Stoff in dieser Anzeige zusammendrängen, er mußte sich daher darauf beschränken, nur Einiges, darunter Behaim's Aufenthalt in Portugal besonders hervorzuheben.

Martin Behaim ist nach den neu angestellten Forschungen des Verfassers zu Nürnberg um 1459 geboren, wo er den Unterricht Regiomantan's in der Mathematik und Astronomie genoß, welcher sich von 1471—75 dort aufhielt.

Er erlernte die Handlung und begab sich von Nürnberg nach den Niederlanden, wo er sich von 1477—79 mit Tuchhandel beschäftigte. Bald darauf, wahrscheinlich schon im Jahre 1480 kam Behaim nach Portugal. Die Veranlassung hiezu läßt sich nicht mit Gewißheit bestimmen, die Vermuthnng, welche der Verfasser hierüber aufgestellt hat, empfiehlt sich durch den häufigen Verkehr, der damals zwischen Portugal und Flandern stattfand.

Er sagt nämlich S. 37: Wenn man berücksichtigt, daß Behaim schon in den ersten Jahren seines Aufenthaltes in Portugal beym dortigen Hofe in so großem Ansehen stand, so muß man wohl annehmen, daß er mit bedeutenden Empfehlungen dahin gekommen, daß es also wohl Jobst von Hurter

(ein Edelmann aus Brügge, Statthalter der Inseln Fayal und Pico) gewesen sey, der ihn auf einer Reise in den Niederlanden kennen gelernt und nach Portugal gebracht hatte.

König Johann II. hatte in Lissabon eine Gesellschaft gebildet, welche die Instrumente der ausübenden Cosmographie vereinfachen, neue entdecken und geographische, mathematische und nautische Kenntnisse unter den Portugiesen verbreiten sollte.

Als Mitglieder derselben führt der Verfasser S. 37 auf: Jose und Rodrigo, Leibärzte des Königes, Martin Behaim, Diogo Ortiz, den Bischof von Ceuta und Calçadilha, den Bischof von Viseu.

Er ist hierin, wie auch Schäfer, der Geschichte der Mathematik in Portugal von Garçãõ—Stockler gefolgt, welche dieselbe Angabe hat, während die richtigere Ansicht, daß Ortiz und Calçadilha nur eine Person waren, in die Note 1 verwiesen ist.

Diogo Ortiz, welcher von portugiesischen Schriftstellern auch der Licenciat Calçadilha genannt wird, war zuerst Bischof von Tanger, dann von Ceuta, endlich von Viseu [12]).

Der König hatte den beyden Leibärzten Jose und Rodrigo und unserem Behaim aufgetragen, die Schifffahrtskunde darin zu erweitern, daß man den Ort auf dem Meere bestimmen könne, wo sich ein Schiff befinde. Sie erfanden die Kunst nach der Sonnenhöhe zu schiffen, berechneten Declinationstafeln für die Sonne und wandten das Astrolabium für die Schifffahrt an.

Das größte Verdienst hiebey schreibt der Verfasser S. 38 unsrem Landsmann nach den Zeugnissen der portugiesischen Quellen zu. Behaim war, wie hier treffend bemerkt wird, wohl nur dadurch mit diesem Auftrage beehrt worden, weil er ein Schüler Regiomontan's war.

Er konnte die Erwartungen, die man von ihm hegte, um so leichter rechtfertigen, da er ohne Zweifel zu Nürnberg in Regiomontan's Werkstatt bereits die Instrumente gesehen hatte, die er den Portugiesen empfahl.

Bald darauf brachte er auch die neue Erfindung in Ausübung, da ihn der König einer Expedition beygab, welche unter Diogo Caõ die Entdeckungen an der afrikanischen Küste fortsetzen sollte (1484—85).

Behaim hat an verschiedenen Orten seines Globus von dieser Expedition Nachricht gegeben. Der Verfasser vergleicht sie mit dem abweichenden Berichte des Barros und entscheidet sich S. 45 gegen Letzteren, weil Ersterer als Theilnehmer der Expedition auf größere Glaubwürdigkeit Anspruch mache als Letzterer.

In demselben Kapitel widerlegt er auch noch die Behauptung, daß Behaim vor Columbus nach Amerika gekommen sey und als der eigentliche Entdecker Amerika's gefeyert werden müsse, welche seit der zweyten Hälfte des vorigen Jahrhunderts zuerst von Wagenseil, dann öfters aufgestellt worden ist.

Dagegen bemerkt er S. 55, daß Behaim durch sein Astrolabium, welches die Schiffer in den Stand setzte, sich auf offener See zurecht zu finden, sowie durch die, wenn auch falsche Vorstellung von der Nähe der ostasiatischen Küste, die er mit Columbus theilte, wesentlich zur Ausführung des Planes des Columbus beygetragen habe.

Ueber Behaim's Verhältniß zu Vespucci findet sich weder bey portugiesischen noch bey spanischen Schriftstellern eine Nachricht. Da sich aber Vespucci vom Anfange des Jahres 1501 bis Ende 1504 in portugiesischen Diensten befand, so glaubt der Verfasser S. 62 als zweifellos annehmen zu dürfen, daß Behaim mit Vespucci bekannt gewesen sey, und beyde Männer über die einzuschlagenden Wege bey dem Aufsuchen einer westlichen Durchfahrt Berathungen mit einander gepflogen hätten.

Referent kann dieser Annahme deßhalb nicht beytreten, weil es sehr fraglich ist, ob Vespucci in Portugal irgend ein bedeutendes Amt bekleidet habe;

13) Als Bischof von Tanger erwähnt seiner Ruy de Pina in der Chronik Johann's II. mit den Worten: obispo de Tanger, que entam era ho Licenciado Calçadilha. Colleçcao de livros ineditos de historia portugueza etc. Lisboa 1792. fol. t. II. p. 93.

denn der einzige portugiesische Schriftsteller, welcher von einer Reise nach Brasilien spricht, die im Mai 1501 ausging, erwähnt Vespucci gar nicht [14]).

Am Schlusse seiner Untersuchung über Behaim's Verhältniß zu Columbus und zur Entdeckung Amerika's wirft der Verfasser noch die Frage auf, wie es sich mit der Entdeckung der Magellansstraße, die von Wagenseil und Anderen dem Martin Behaim zugeschrieben werde, verhalte.

Er beantwortet sie dahin, daß Behaim entweder selbst in den Jahren 1494 bis 1506, in welchen uns seine Lebensgeschichte unbekannt geblieben ist, an diese Straße gekommen sey, oder daß er vermuthete, es müsse an jener Stelle eine Durchfahrt sich befinden, und sie auf seiner Karte eingezeichnet habe, weßhalb Magellan sich bereits im Jahre 1517 am spanischen Hofe auf diese Karte berufen konnte.

Zur Begründung letzterer Annahme bemerkt der Verfasser, daß auch Johann Schöner bereits vor Magellan nicht bloß die Gestalt von Südamerika ziemlich richtig, sondern selbst die später sogenannte Magellansstraße noch bevor sie Magellan entdeckte, ohne Benennung auf seinem Globus angezeigt habe.

Ueber die Quellen, welche Schöner hiezu in Nürnberg benützen konnte, bemerkt der Verfasser S. 66: Es läßt sich erwarten, daß ein Mann, der die Geographie zu seinem Fachstudium machte, nicht allein dem Behaim'schen Globus eine besondere Beachtung zuwandte und von Walter (dem Freunde Regimontan's und nachherigen Besitzer seiner Sammlungen), zu erfahren suchte, was Behaim mündlich über geographische Kenntnisse geäußert habe, sondern auch die Verbindung der Behaim'schen Familie mit dem berühmten Martin Behaim auf seiner fernen Insel nach Möglichkeit benützte, um sich einiges Licht über die geographischen Verhältnisse der neu entdeckten Länder zu verschaffen; es wäre auch möglich, daß er mit Behaim selbst in brieflichen Verkehr getreten.

So scharfsinnig auch diese Bemerkungen des Verfassers sind, so geneigt auch Referent ist, zuzugeben, daß Magellan durch eine Karte Behaim's, welche er nach seinem Globus verfertigte, zu dieser Durchfahrt veranlaßt wurde, so übrigt doch noch die Frage, ob die Vermuthung einer solchen Durchfahrt, denn von einer Reise Behaim's nach der Magellansstraße wissen wir Nichts, von ihm selbst herrühre.

Nach den portugiesischen Schriftstellern war diese Durchfahrt auffallender Weise bereits auf einer Karte, welche ser Infant Don Pedro schon im Jahre 1438 wahrscheinlich aus Venedig mitbrachte, unter dem Namen cola do dragão verzeichnet, und wird von ihnen als identisch mit der Magellansstraße bezeichnet [15]).

Die Annahme dieser Identität ist aber lediglich nur eine Vermuthung, welche diese Schriftsteller, die sämmtlich der späteren Zeit angehören, ausgesprochen haben.

Die Karte, welche der Infant Don Pedro der

---

14) Galvão tratado dos descobrimentos. Lisboa occidental. 1731. fol. pag. 36.

Neste mesmo anno de 1501. e mez de Mayo partirão tres navios da Cidade de Lisboa por mandado del Rey D. Manoel, a descobrir a Costa do Brasil, e forão a ver vista das Canarias, e dahi o Cabo Verde, tomarão refresco em Beziguiche, passada a Linha da perte do Sul, foraõ tomar terra no Brasil em cinco graos daltura, e foraõ por ella até trinta e dous pouco mais ou menos, segundo sua conta, dondo se tornarão no mez de Abril por haver jà lá frio e tormenta, pozerão neste descobrimento, e viagem quinze mezes, por tornarem a Lisboa na entrada de Setembro.

15) Man vergl. Memoria sobre dois antigos Mappas Geograficos do Infante D. Pedro, e do Cartorio de Alcobaça. Por Antonio Ribeiro dos Santos in dem akademischen Werke: Memorias de litteratura portugueza. T. VIII. p. I. Lisboa 1812, 4., in welchem es S. 281 heißt: O Mappa do infante D. Pedro tinha delineado todo o ambito da terra, o cabo da Boa Esperança com a denominaçaõ de Fronteira de Africa, e tambem o Estreito, que depois se chamou de Magalhães, com a denominaçaõ de Cola do Dragão: assim o referem os já citados authores Antonio Galvão, Gaspar Fructuoso, o Padre Cordeiro, e Manoel de Faria.

Vermuthung gemäß im Jahre 1438 aus Venedig nach Lissabon brachte, war wahrscheinlich keine andere, als die venetianische von Andrea Bianco 1436 verfaßte Weltkarte.

Referent kennt sie leider nicht nach Formaleonis saggio sulla nautica antica degli Veneziani, mit welchem Werke sie abgedruckt ist, sondern bloß nach der Beschreibung, die Santarem im dritten Bande seine Versuches über die Geschichte der Cosmographie von ihr giebt.

Nach dieser befindet sich auf derselben an der Südspitze Afrika's eine Durchfahrt in der Form einer Bai, in welcher zwei Drachen gezeichnet sind mit dem Beysatze nidus abimalion.

Daß diese Durchfahrt die Cola do dragao der portugiesischen Schriftsteller sey, dafür spricht außer der Aehnlichkeit des Namens auch noch die Gleichheit der bildlichen Bezeichnung. Dafür spricht ferner noch der Umstand, daß auf der Karte des Infanten Don Pedro neben der cola do dragao nach der Angabe derselben Schriftsteller auch das Cap der guten Hoffnung unter Benennung Frontera de Africa genannt wird, von welchem Referent in seiner akademischen Festrede über Afrika von den Entdeckungen der Portugiesen bereits bemerkt hat, daß es dasselbe Cap seyn dürfte, welches wir gegenwärtig unter dem Namen Currentes nennen.

Vielleicht hatte Behaim überhaupt nur die Vermuthung einer Durchfahrt nach Westen, welche sich schon in einem Briefe Doscanelli's zeigt. Darin hat der Verfasser gewiß Recht, daß Schöner die Magellansstraße aller Wahrscheinlichkeit nach nur aus Mittheilungen Behaim's kennen konnte, weil Magellan selbst sich auf eine Karte Behaim's berief. Es fragt sich jedoch noch immer, ob Magellan wirklich die nach ihm genannte Durchfahrt auf der Karte Behaim's, oder nur die Bemerkung angedeutet fand, daß eine solche vorhanden seyn dürfte.

Ist die Durchfahrt auf Schöner's Globus wirklich unsere Magellansstraße, so würde sich auch das Resultat in Aussicht stellen, daß Magellan und Schöner sie aus den Mittheilungen Behaim's kannten.

Die Durchfahrt, welche auf Schöner's Globus südlich vom rio de Cananor verzeichnet ist, kann aber nach der Ansicht des Referenten die Magellansstraße nicht seyn, weil zwischen beyden noch eine sehr bedeutende Küstenstrecke in Mitte liegt.

Schöner's Globus giebt zwar für den genannten Fluß den vierzigsten Grad der südlichen Breite an, allein diese Bestimmung ist unrichtig, wie schon die Nähe des Hafens St. Sebastian zeigt, der mit der Insel St. Sebastian unter dem23° 50′ S. B. liegt.

Auf dem Atlas, den Vaz Dourado 1570 zu Goa zeichnete, ist der rio Canone, wie er dort genannt wird, unter dem 25° S. B. angegeben. Schöner benützte bey seinem Globus wahrscheinlich ältere Karten, welche Brasilien nur bis zum rio Cananor, Cananea, oder Canone, wie er genannt, enthielten. Südlich von diesem Flusse zeichnete er die Durchfahrt, von welcher er gehört haben mochte, und setzte dann die Zeichnung des Continentes nach späteren Nachrichten fort. Letztere scheinen aber sehr allgemeiner Natur gewesen zu seyn, denn während der nördlich von der Durchfahrt befindliche Theil Brasiliens mit mehreren Namen bedeckt ist, enthält der südlich gelegene nur die zwey generellen Bezeichnungen Brasilia inferior und antarcticus circulus.

Karten, auf welchen die Küste Brasiliens nur bis zum rio de Cananor gezeichnet ist, müssen aber am Anfange des sechzehnten Jahrhunderts in großer Zahl vorhanden gewesen seyn, denn München besitzt zwey derselben.

Auf die erste, welche sich im Besitze der Hof- und Staatsbibliothek befindet und zwischen 1501 1506 entworfen seyn mag, hat Schmeller in der erwähnten Abhandlung S. 253 aufmerksam gemacht.

Die zweyte Karte, welche die Küste Brasiliens bis zum rio de Cananea enthält, gehört dem Hauptconservatorium der Armee und soll von Salvat de Pilestrina im Jahre 1511 verfaßt seyn.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 24. August.

Nro. 24. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1853.

Platons sämmtliche Werke. Uebersetzt von Hieronymus Müller, mit Einleitungen begleitet von Karl Steinhart. Dritter Band. Inhalt: Theätetos, Parmenides, der Sophist, der Staatsmann. Leipzig: F. A. Brockhaus. 1852. S. 722.

Die vier Gespräche, welche der dritte Band der vorliegenden Uebersetzung von Platons sämmtlichen Werken umfaßt, gehören zu den bedeutsamsten Schriften unseres Philosophen. Sie bilden recht eigentlich die Grundlage der platonischen Philosophie, d. h. derjenigen Entwicklung derselben, um derenwillen Platon in der Geschichte der Philosophie eine ganz andere Stellung einnimmt als die übrigen Sokratiker, die entweder die Lehren ihres Meisters in einer vorherrschend praktischen Richtung zu bewähren suchten oder zu einseitig ethischen oder dialektischen Systemen ausbildeten. Auch Platon, dessen frühere Schriften sich mehr oder weniger in der Sphäre des sokratischen Philosophirens bewegten, verließ den gewonnenen Boden nicht mehr. Die tiefsinnigen Gedanken der jonischen und italischen Speculation, die sich in dem Geiste ihrer Urheber zu einer großartigen aber einseitigen Weltanschauung gestaltet hatten, waren unter den geschäftigen Händen der Sophisten zu einer populären Weltweisheit und Lebensphilosophie umgebildet worden, welche durch die Läugnung aller objectiven Wahrheit die Wissenschaft und Sittlichkeit gleich sehr gefährdete und der Philosophie für immer den festen Boden zu entziehen drohte. Diese wäre in dem Strudel und Treiben eines zwar reich entfalteten aber haltungslosen geistigen Lebens untergegangen, wäre es nicht der verstandes- und willenskräftigen Persönlichkeit des Sokrates gelungen, das *ποῦ στῶ* zu finden, den Punkt, wo die Philosophie von Neuem Platz greifen konnte. Es war dieß die Vertiefung des Selbstbewußtseyns, welche alles Handeln auf ein festes, begriffsmäßiges Wissen zu begründen suchte, ein Postulat, das sich mit um so größerer Kraft geltend machte, als es sich in der Persönlichkeit seines Urhebers gleichsam verleiblicht hatte. Die fruchtbaren Gedanken, welche die dialektischen Erörterungen des Sokrates über ethische Begriffe im lebendigen Verkehr mit empfänglichen Jünglingen entwickelten, wurden von keinem seiner Anhänger tiefer aufgefaßt als von Platon, dessen schöpferischer Genius auch die unentwickelten Keime zu gehaltreicher und allseitiger Entfaltung brachte. Bey diesem Bestreben, den Mittelpunkt des sokratischen Philosophirens zu einem alle Theile der Wissenschaft umfassenden Ganzen zu erweitern, konnte Platon nicht umhin, auch die vorsokratischen Systeme der Naturphilosophie, in denen die von ihm und Sokrates bekämpfte Sophistik wurzelte, in ernste Betrachtung zu nehmen und des etwa in ihnen liegenden tieferen Gehaltes sich zu bemächtigen. Der tiefeingreifendste Gegensatz, der in der Speculation der Griechen hervorgetreten war, sprach sich in der heraklitischen und eleatischen Weltanschauung aus, deren einseitig festgehaltenes Princip in seinen letzten Consequenzen zu demselben trostlosen Ergebniß, nämlich der Aufhebung aller Wahrheit und Erkenntniß, also aller Philosophie geführt hatte. Frühzeitig nahm Platon den Kampf gegen diese Lehren auf, die mit der ganzen Bildung der damaligen Zeit auf's innigste verflochten waren. Zuerst war es mehr die äußere

Seite der Sophistik, ihr anspruchsvolles aber innerlich haltungsloses Auftreten, welches Platon im Protagoras und den verwandten Dialogen mit mimischer Kraft darstellt und in seiner Blöße erscheinen läßt. Ernster und eindringlicher wird der Kamf im Gorgias geführt, der den sittlichen Widerspruch in seiner Anwendung auf die Politik mit der schneidensten Schärfe hinstellt und in seiner tiefsten Wurzel angreift. Allein es waren dieß noch nicht die eigentlich metaphysischen Principien, mit denen es Platon zu thun hatte. Näher kam er diesen im Kratylos, da die Sprache ja in der innigsten Wechselbeziehung zur Dialektik steht. Am tiefsten aber erfaßte er die Principien der von ihm bekämpften Theorieen in Dialogen, welche Platon durch die äußere Einkleidung an den Theätet geknüpft und dadurch ausdrücklich mit demselben zu einem größeren Ganzen vereinigt hat. In einem sehr merkwürdigen Verhältniß zu diesen Dialogen steht der Parmenides, ein Werk von der eigenthümlichsten Behandlung, das wie ein großes Räthsel die verschiedenartigsten Deutungen erfahren hat. Neuerlichst, nachdem die Auffassung Schleiermachers, der in dem Werk noch den jugendlichen Verfasser erkennen wollte, auch von Brandis aufgegeben war, schien sich die mit großem Aufwand von Scharfsinn und Gelehrsamkeit durchgeführte Ansicht allgemeine Geltung verschaffen zu wollen, daß der Parmenides in der Reihe der platonischen Schriften seine Stelle hinter dem Sophisten und Staatsmann finde, ja sogar als das vermißte dritte Glied der Trilogie zu betrachten sey. Gegen diese letztere Auffassung, in welcher Zeller und Stallbaum, so verschieden auch sonst ihre Deutung des Inhalts ist, zusammentreffen, hat sich der Unterzeichnete bereits früher (s. Jahrg. **1840 Nr. 221** dieser Blätter) ausgesprochen und freut sich nun, bey Hrn. Steinhart derselben Ansicht zu begegnen. Schwieriger scheint die Frage, welche Stelle demnach der Parmenides einzunehmen hat, da er doch jedenfalls in einer sehr nahen Beziehung zu dem Inhalt des Sophistes steht. Hr. St. hat sich dafür entschieden, ihm seinen Platz zwischen dem Theätetos und Sophistes anzuweisen, und begründet diese Anordnung mit der Erklärung, daß der Parmenides an vielen Stellen die in dem ersteren jener beyden Dialoge gewonnenen Ergebnisse voraussetzt, wogegen der Sophistes im Vergleich zum Parmenides einen bedeutenden Fortschritt in der Fortbildung Platons und eine Lösung mehrerer dort gestellter wichtigen Aufgaben enthalte. Mit dem letzteren Theile dieser Behauptung sind wir mehr einverstanden als mit dem ersteren. Denn was auch an diesem wahres und unzweifelhaft richtiges ist, das läßt sich, wenn man den ausdrücklichen Andeutungen Platons über den Zusammenhang der drey Dialoge ihr Recht zugesteht, vollständig und befriedigend aus der künstlerischen Anlage des größeren Ganzen erklären. Offenbar gibt sich in dieser großartigen Composition bereits ein deutliches Bewußtseyn über den inneren Fortschritt in der Entwicklung der griechischen Philosophie, das was man in der neuern Zeit die Dialektik in der Geschichte der Philosophie zu nennen pflegt, zu erkennen, und eben dieser dialektische Fortschritt des Gegenstandes ist es, was dem Theätet den Charakter der Priorität vor dem Parmenides verleiht. Wenn man dagegen die geschichtliche Entstehung und Reihenfolge der platonischen Schriften in's Auge faßt, so scheint uns mehr für die Priorität des Parmenides zu sprechen. Daß Platon, als er den Theätetos schrieb, mit der eleatischen Philosophie bereits näher bekannt war, ist unzweifelhaft und wird auch von Hr. St. nicht bestritten. Spräche ja doch schon die Stelle, wo Sokrates eines Gespräches gedenkt, das er als junger Mann mit Parmenides gehabt, und die Weise, wie er sich daselbst über diesen Philosophen äußert, zu deutlich dafür. Ja, Hr. St. sieht darin directe Beziehung auf den Dialog dieses Namens, nur nicht als einen bereits damals geschriebenen, sondern erst im Keime vorhandenen. Zu dieser Annahme ist Herr St. schon um deßwillen genöthigt, weil er eine geschichtliche Grundlage für die Zusammenkunft des Sokrates mit dem Parmenides nicht anerkennt, sondern dieselbe als eine zu dem bestimmten philosophischen und ästhetischen Zweck erdichtete betrachtet. Etwas gezwungenes liegt nun freylich darin, daß Platon zu derselben Zeit, wo er sich bereits mit dem Gedanken an eine größere Composition trug, welche die im Theätet begonnene Untersuchung fortzusetzen und zu Ende zu führen bestimmt war, den Plan zu einem anderen Werke

von ganz verschiedener Anlage und Ausführung in der Seele getragen haben soll. Scheint es nicht natürlicher anzunehmen, daß wir in dem Parmenides die erste Frucht eines tiefer eindringenden Studiums der eleatischen Lehre besitzen, den ersten Versuch Platons, sich auf dem in dem Umgang mit Sokrates, und durch die Kenntniß der jonischen, besonders heraklitischen Philosophie gewonnenen Standpunkte mit dieser großartig-tiefsinnigen Weltanschauung auseinanderzusetzen, die fruchtbaren Gedanken derselben in seinem Geiste zu verarbeiten und durch weitere reichere Entwicklung die sowohl in der Grundansicht des Parmenides als in den dialektischen Erörterungen des Zenon hervortrtende Einseitigkeit zu überwinden? Vortrefflich legt der Verfasser den bedeutsamen Gehalt der eleatischen Lehre und ihren tief eindringenden Einfluß auf die Entwicklung der griechischen Philosophie dar; schildert meisterhaft die Wirkung, welche dieselbe auf einen Geist wie Platon ausüben mußte, als er in dem Umgange mit seinen megarischen Freunden und durch das Studium des parmenideischen Lehrgedichtes zuerst tiefer in dieses Heiligthum der Speculation eingeweiht wnrde.

Aber eben der mächtige Eindruck, den diese Bekanntschaft auf seinen Geist machen mußte, gibt für eine solche Composition, wie sie im Theätetos vorliegt, zunächst keinen Raum; er forderte zuerst fast mit innerer Nothwendigkeit ein solches Werk, wie wir es eben in dem Parmenides besitzen, in dem der heranreifende Denker sich selbst versenkt in die Tiefen der eleatischen Speculation, und indem er ihrer eigenen dialektischen Methode sich anbequemt, seine Kraft in dieser Richtung versucht und übt. Dann erst, nachdem er diese Arbeit bestanden, nachdem er ein Werk geschaffen, das mehr wie ein Tribut der Verehrung als in der Form und mit dem Anspruch einer Widerlegung auftritt, mochte er zu einer so umfassenden Composition schreiten, deren bewußter und gleich in dem ersten Theile angedeuteter Zweck es war, die beyden Hauptrichtungen der griechischen Speculation in ihrer Einseitigkeit zu widerlegen und von einem höheren Gesichtspunkte zu versöhnen und dadurch jeder von beyden ihr Recht widerfahren zu lassen. Dem Inhalte nach steht der Parmenides also wohl mit dem späteren Sophistes näher als dem früheren Theätetos, muß aber deßhalb noch keineswegs später verfaßt seyn als dieser; etwa wie Aristoteles von Anaxagoras sagt im Verhältniß zu seinem jüngeren Zeitgenossen Empedokles: *τῇ μὲν ἡλικίᾳ πρότερος ὢν τούτου, τοῖς δ' ἔργοις ὕστερος.* Von dieser Auffassung scheint uns denn auch im Grunde die des Hrn. St. nicht mehr weit entfernt zu seyn, wenn er in der Einleitung zu Parmenides (S. 234) annimmt, Platon habe zu diesem Gespräche wohl schon bey der Abfassung des Theätetos einen vorläufigen Plan entworfen gehabt. Diese Fassung erscheint uns fast nur als der künstlichere Ausdruck desselben Gedankens, vielleicht darauf berechnet, den eingenommenen Standpunkt möglichst rein und klar abzusondern von der Auffassung Schleiermachers, obwohl sich auch in dieser, wenn man absieht von der angestrebten Zusammenstellung mit Phädros und Protagoras, ein richtiges Gefühl über den künstlerischen Charakter des Werkes ausspricht, das, bey allem Ernst und aller Tiefe der Speculation, doch eine gewisse Jugendlichkeit der Darstellung nicht verläugnet. Auch das darf wohl anerkannt werden, daß, wenn man diese Stellung des Parmenides zum Theätetos zugibt, die Bemerkung in dem Einleitungsgespräche, welches Hr. St. mit Schleiermacher als eine Art Widmung an die megarischen Freunde betrachtet, über die gewählte Art der Darstellung eine ganz andere Bedeutung gewinnt, als wenn eine ganze Reihe von Dialogen vorangeht, wie es nach der Anordnung des Hrn. St. der Fall ist, welche gar nicht in der hier ausdrücklich aufgegebenen, erzählenden Form abgefaßt waren, und dagegen gleich nach dem Theätetos wieder ein Gespräch mit einer überaus künstlich angelegten diegematischen Einkleidung folgt. Selbst auf den auffallend abgebrochenen Schluß des Parmenides könnte die von uns vorgezogene Anordnung ein erklärendes Licht werfen. Denn ist es nicht natürlich, ja fast wahrscheinlich, daß gerade bey der Ausarbeitung dieses Werkes dem zu immer größerer Klarheit und tieferer Einsicht in die Lösung des von den Eleaten kühn hingestellten Räthsels fortschreitenden Denker der Plan und Drang zu jenem, beyde entgegengesetzte Richtungen der Speculation umfassenden Werke entstehen mußte? und ist es nicht

denkbar, daß der in seiner Seele reif gewordene Gedanke das Abbrechen des noch nicht zu einem künstlerisch vollendeten Abschluß gebrachten Werkes veranlaßte, um zur Ausführung des größeren Planes zu schreiten? Ja, bey den eigenthümlichen Mitteln der Andeutung, welche Platon wie in anderen Dialogen, so auch ganz besonders in der Einleitung des Parmenides wählt, um den Leser auf den richtigen Standpunkt der Betrachtung zu stellen, könnte man in der merkwürdigen Aeußerung, welche er dem Zenon über seine Schrift in den Mund legt, eine persönliche Beziehung erkennen, welche zu verstehen geben sollte, daß die Herausgabe des Werkes in dieser äußerlich unvollendeten Gestalt mehr durch zufällige Umstände veranlaßt als eigentlich beabsichtigt gewesen sey.

(Schluß folgt.)

Geschichte des Seefahrers Ritter Martin Behaim ꝛc.

(Schluß.)

Ueber den Globus des Martin Behaim hat Bibliothekar Ghillany im Jahre 1842 ein eigenes Programm geschrieben, zu welchem in vorliegender Schrift Naträge geliefert sind.

Behaim verfertigte ihn während seines Aufenthalts in Nürnberg, der gegen zwey Jahre gedauert haben mag, im Jahre 1492. Er war seinen Verwandten in Nürnberg kein willkommener Gast, denn sie tadelten an ihm das dolce farniente, welchem sich der Südländer so gerne ergiebt und die fremden Sitten, die sich der Deutsche so leicht aneignet.

Behaim kehrte im Jahre 1493 nach Portugal zurück, von wo er nach den Niederlanden gesandt wurde. Ueber sein Schicksal von 1494 bis zu seinem 1506 erfolgten Tode sind keine Nachrichten vorhanden.

Mit dem Tode Johann's II. (1495, 25. October) scheint er seine Stelle am portugiesischen Hofe verloren zu haben; auch seine Vermögensverhältnisse müssen sich ungünstig gestaltet haben, denn er starb zu Lissabon im Spitale.

Bey seinem Tode war aus seiner Ehe mit Johanna, der Tochter des Jobst von Hurter, Statthalters der Inseln Pico und Fayal (wo auch Behaim längere Zeit hindurch gewohnt hatte), nur ein Sohn gleichen Namens vorhanden, von dessen Lebensverhältnissen jedoch sehr wenige Nachrichten vorhanden sind, welche der Verfasser fleißig gesammelt hat.

Als Beylagen sind dem vorliegenden mit Fleiß und Gemüthlichkeit gearbeiteten Werke die Abhandlung des Portugiesen Trigozo über Martin de Bohemia, die einschlägigen Stellen aus Garçãõ Stockler's Geschichte der Mathematik in Portugal und vier und zwanzig für die Lebensgeschichte Behaim's und seines Sohnes wichtige Briefe angehängt.

Mit der einleitenden Abhandlung sind zwey Karten von Juan de la Cosa und von Ruysch, Theile von Amerika enthaltend, wieder abgedruckt, welche, wie schon erwähnt wurde, Herr von Humboldt früher mit dem fünften Bande seiner kritischen Untersuchungen über die Geographie des neuen Continentes veröffentlichen ließ.

Herr Bibliothekar Ghillany hat seiner Arbeit mehrere Abbildungen beygegeben, zuerst die Behaim's selbst, dann die eines Astrolabium, welches Regiomontan im Jahre 1468 verfertigte, ferner die des Behaim'schen Globus in zwey Planigloben nach seiner natürlichen Größe, endlich die eines Theiles des Schöner'schen Globus. Am Schlusse muß Referent bezüglich seiner eignen Person bemerken, daß er nicht, wie im Vorworte gesagt ist, Beichtvater und Hauskaplan der portugiesischen Königsfamilie, sondern Lehrer ihrer kaiserlichen Hoheit, der leider im Lenze ihres Lebens verstorbenen Prinzessin Donna Maria Amalia von Brasilien war, als er sich im Archive zu Lissabon mit einigen Forschungen beschäftigte, welche mit denen des Verfassers zusammenfallen, weil sie die Deutschen in Portugal betrafen.

Das Resultat dieser Forschungen ist im Octoberhefte der Monatsblätter zur Ergänzung der allgemeinen Zeitung (Jahrgang 1847) niedergelegt, aus welcher sie Stricker in seiner Schrift über die Deutschen in Spanien und Portugal fast wörtlich, jedoch ohne die in den Anmerkungen enthaltenen Beweisstellen, wieder abdrucken ließ.

Friedrich Kunstmann.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 26. August.

Nro. 25. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1853.

C. Cornelii Taciti de vita et moribus Cn. Julii Agricolae liber, ad fidem codicum denuo collatorum recensuit et commentariis enarravit Fr. Carolus Wex. Brunsvigae impensis Fr. Vieweg et filii. M.DCCCLII. XII. 337.

Die Vita Agricolae erschien nicht in der Editio princeps des Tacitus 1470; einige Jahre später um 1475 hatte Fr. Puteolanus diese Schrift bekannt gemacht, und sein Text wurde, da Handschriften den nachfolgenden Herausgebern nicht zu Gebot stunden, von allen als einzige authentische Ueberlieferung betrachtet; doch konnte niemand wissen, was in schwierigen Stellen, dergleichen hier in großer Anzahl vorhanden sind, Puteolanus aus seiner Handschrift beybehalten, und was oder wie er geändert hatte, so daß jede kritische Bearbeitung unsicher blieb. Brotier hat das Verdienst, die zwey noch vorhandenen Manuscripte des Agricola aus der Vaticana nr. 4498 (*A*) nr. 3429 (*Γ* von Pomponius Laetus geschrieben) zuerst theilweise benutzt und die nachfolgenden Bearbeiter, wohin sie sich wenden sollen, aufmerksam gemacht zu haben. Beyde Handschriften sind ganz neu; während wir von den größern Werken des Tacitus zwey verhältnißmäßig alte Quellen besitzen, deren Bedeutung erst in unserer Zeit recht gewürdigt worden, nachdem sich die Gewißheit herausgestellt hat, daß alle andern Codices nur Abschriften des Mediceus sind, haben wir von den drey kleinern Werken keine, welche auch nur aus dem Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts wäre, sie sind sämmtlich aus der zweyten Hälfte desselben*). Für den Agricola die Sache zur Entscheidung zu bringen, wäre Aufgabe und Pflicht des G. L. Walch gewesen, welcher eine besondere weitläufige Bearbei-

*) Fulv. Ursinus Angaben sind beachtenswerth; er selbst besaß den codex des Pomponius Laetus, *Γ*, und was er aus v. c. anführt, ist größtentheils aus diesem und dessen Randbemerkungen nachweisbar, aber nicht alles; daher H. W. die Vermuthung äußert, er habe noch eine ältere und weit bessere Handschrift benutzt, als *Γ* und *A*. Dieses bezweifeln wir. 7 ist in Temelium Liguriae urbs statt in templo Liguriae pars so sicher eine gelehrte Vermuthung, wie 19 praeficere, 33 cohortandum, welche W. selbst als solche anerkennt. F. Ursinus, der geistreichste Kritiker seiner Zeit in Italien, bezeichnet Exemplare von älteren Gelehrten mit handschriftlichen Bemerkungen und Verbesserungen nach der Sitte jener Zeit mit v. c. und so halten wir auch 44 magnae cujusdam felicitatis esse nur für eine gelehrte Ergänzung, als welche sich 46 quam aemulatione offenbar kund gibt. 3 servitutis statt senectutis ist eine glückliche Emendation, welche schon vor Lipsius in Italien gemacht worden ist. Es bleibt noch Cap. 13 die treffliche Aenderung von praecipue in praeceptum, welche Ursinus ebenfalls aus v. c. erwähnt, aber (wie man nach p. 13 schließen muß, denn sonst bezeichnet *M* nur die Randbemerkungen von Laetus Handschrift, und dann wäre nach p. 254 dieses praeceptum auch dort angegeben), nicht am Rande von *Γ*, sondern von *A* steht. Ist sie dort von derselben Hand oder von einer spätern? dasselbe hat auch Lipsius gefunden, aber wundern muß man sich, wenn diese Verbesserung vor 1515 gemacht wurde, weil sie nur aus dem ersten Theile der Annalen (I. 11. IV, 37) genommen und begründet werden konnte.

tung dieses Buches gab. Dronke erhielt durch einen Italiener eine Collation, welche in Folge der Unsicherheit selbst wieder zu mancher Verwirrung Anlaß gab. Zur völligen Gewißheit ließ H. Wex den einen Codex *A* genau mit allen Abkürzungen abschreiben, mit diesem den andern *Γ* vergleichen und etwaige Bedenken später durch wiederholte Einsicht berichtigen.

(Fortsetzung.)

Platon's sämmtliche Werke.

(Schluß.)

Möglich sogar, daß auch der Parmenides in dem ursprünglichen Plane des Verfassers als der erste Theil eines größeren Ganzen angelegt war, das von einem anderen Ausgangspunkte dasselbe Ziel wie die Trilogie des Theätetos verfolgte, dessen weitere Ausführung aber vielleicht deßwegen aufgegeben wurde, weil sich in der eingeschlagenen Richtung die Kritik der heraklitisch-protagoreischen Lehre weniger leicht und naturgemäß mit der Darstellung der eleatischen Philosophie verbinden ließ, als es auf dem im Theätetos betretenen Wege möglich war. Wie dem aber auch seyn mag — denn mit solchen Vermuthungen muß man allerdings befürchten, das Gebiet der ὀρθὴ δόξα μετὰ λόγου zu verlassen — so viel möchten wir auf unserem Standpunkte festhalten, daß nichts nöthigt, den Parmenides nach dem Theätetos, und nichts hindert, ihn vor denselben zu setzen; daß auch kein innerer Grund dafür spricht, selbst wenn man, wie nicht unwahrscheinlich, einen größeren Zwischenraum der Zeit zwischen der Abfassung des Theätetos und Sophistes annimmt, ein anderes Gespräch gleichsam zur Ergänzung einer sonst vorhandenen Lücke einzuschalten; daß es also doch wohl zweckdienlich scheinen mag, die von Platon durch die äußere Einkleidung aneinander geknüpften Dialoge dem Leser auch in diesem Zusammenhange vorzuführen. In der Anordnung des Hrn. S. würde dann der Parmenides dem Kratylos zur Seite getreten seyn und beyde Dialoge in einem ähnlichen Verhältnisse zu der folgenden Trilogie stehen, wie Hr. St. den Kratylos als Vorläufer des Theätetos betrachtet.

In der Deutung des philosophischen Inhalts schließt sich Hr. St. am nächsten der Auffassung Zeller's und K. F. Hermann's an, nicht jedoch ohne den eigenthümlichen Standpunkt auch in der Erklärung des Einzelnen zu wahren, wie es in der verschiedenen Stellung, welche jene Gelehrten dem Parmenides zu dem Sophistes einräumen, bedingt ist. Auf dem Gebiete der philosophischen Exegese bewährt sich Hr. St. als Meister. Wie er sich einerseits frey hält von dem Fehler derjenigen, die, statt auf den Inhalt des zu erklärenden Werkes unbefangen einzugehen, ihre modernen Begriffe und Anschauungen in den antiken Schriftsteller hineintragen, so bringt er anderseits zu diesem auch mehr als ein bloß literarisches Interesse mit; die Philosophie ist ihm selbst eine Herzensangelegenheit, und darum ist sein Sinn auch erschlossen für das Verständniß der philosophischen Werke des Alterthums, in denen sich ein Quell ursprünglicher Weisheit eröffnet. Die Einleitungen zu den vorliegenden vier Gesprächen sind durch Form und Inhalt gleich ausgezeichnet, und trefflich geeignet, Interesse und Verständniß für die großen Fragen der Philosophie des Alterthums wie der Gegenwart zu erwecken. Aus diesen lebensfrischen, tiefeingehenden Darstellungen spricht uns derselbe Geist an, wie aus einer wohlgelungenen Biographie, die oft auf eine ganze Epoche der Geschichte ein überraschendes Licht wirft und den ächten Geschichtsforscher am besten erkennen läßt. Wäre etwas an ihnen zu tadeln, so könnte man höchstens an der etwas übermäßigen Ausdehnung der einzelnen Einleitungen Anstoß nehmen. Beyspielsweise führen wir an, daß die Einleitung zum Theätetos gerade hundert Seiten einnimmt, just eben so viel als das Gespräch selbst in der Uebersetzung. Bey Schleiermacher ist das Verhältniß ein ganz anderes; dort findet die Einleitung auf fünfzehn Seiten Raum, während das Gespräch weit über hundert Seiten füllt. Man ersieht daraus auch den verschiedenen Standpunkt, auf den beyde Darstellungen sich zu

dem Leser stellen. Schleiermacher's überall mit großer Consequenz festgehaltener Grundgedanke ist der, daß die Absicht des Schriftstellers darauf hingehe, die eigene Thätigkeit, das philosophische Mitdenken des Lesers zu erwecken, daß derselbe also ohne diese selbstständige Mitbetheiligung ohnedieß nie zu dem Verständniß der gelesenen Schrift gelangen könne, dem der Exeget hauptsächlich nur durch die dem Gespräche in der Reihenfolge angewiesene Stellung und höchstens noch durch einige Andeutungen über den Gang der Untersuchung und die inneren Beziehungen zu anderen Gesprächen zu Hülfe zu kommen habe. Darum sind Schleiermacher's Einleitungen ohne die darauffolgende Lesung der Schrift so viel wie nichts, während es wohl denkbar wäre, daß der gebildete Leser der Steinhart'schen Einleitungen, der mit großem Interesse der eben so geschmackvollen als erschöpfenden Darstellung des Verfassers gefolgt ist, am Schlusse die Wirkung empfände, als hätte er mit dem Commentar zugleich den Inhalt des erläuterten Gespräches in sich aufgenommen und habe es darum weniger nöthig, sich in der unserem Standpunkte doch immer etwas fremdartigen Form der philosophischen Darstellung zurechtzufinden. Dieser Irrthum wäre nun freilich von dem Verfasser der Einleitungen eben so wenig beabsichtigt als verschuldet, indem er nicht geringere Sorgfalt als auf die Darlegung des philosophischen Inhaltes auf die Erklärung der künstlerischen Behandlung wendet.

Auch die hinter jedem einzelnen Werke beygefügten Anmerkungen, die sich zu der Einleitung des Theätetos auf 78 belaufen, verdienen alle Beachtung. Sie enthalten theils weitere historisch-philosophische Nachweisungen und Parallelen, theils Versuche, den überlieferten Text des griechischen Originals entweder gegen Mißverständnisse und unnöthige Aenderungen zu rechtfertigen oder selbst, wo es nöthig scheint, zu verbessern und früher gemachte Verbesserungsvorschläge, die Widerspruch gefunden, zu vertheidigen. Beyspielshalber möge hier erwähnt werden, daß Hr. St. in der vielbesprochenen Stelle des Theätetos (149 D.), wo die verschiedenen Seiten der Hebammenkunst dargelegt werden, die überlieferte Lesart, welche auch die Zürcher-Ausgabe in dem Texte bewahrt: *ἐὰν νέον ὂν δόξῃ ἀμβλίσκειν*, *ἀμβλίσκουσι* — damit zu rechtfertigen versucht, daß er *νέον* im comparativen Sinn verstanden wissen will, wie es die Uebersetzung in folgender Weise wieder gibt: „Und die Hebammen vermögen doch auch durch Arzneimittel und Besprechungen die Wehen zu erregen und, wenn sie wollen, zu mildern, eine schwere Geburt zu befördern und wenn sie, während die Frucht noch unreif ist, eine Fehlgeburt für nöthig erachten, diese zu bewirken?“ K. F. Hermann hat in seiner Ausgabe die Zahl der vorhandenen Vermuthungen um eine gewiß geistreiche und scharfsinnige vermehrt, indem er *ἐάνγε ὅσιον δόξῃ* schreibt und, der von Pollux mit ausdrücklicher Beziehung auf diese Stelle bemerkten aktiven Bedeutung mißtrauend, das anakoluthische *ἀμβλίσκουσιν* durch Klammern ausscheidet. Ob übrigens nicht doch die geringste Aenderung: *ἐὰν δέον ὂν δόξῃ* sich auch jetzt noch empfiehlt?

Entschieden auf einen irrigen Weg scheint uns Hr. St. gekommen zu seyn, wenn er p. 169 D. *τί εἰ ἐπεχειρήσαμεν ἀναισχυντεῖν* zu lesen vorschlägt statt des überlieferten *ἐπιχειρήσαμεν*, „da ja Sokrates nicht von einem bevorstehenden, sondern von einem schon unternommenen und als fruchtlos erkannten, verwegenen Beginnen“ rede. Allein schon das *πάντα γὰρ τολμητέον* unmittelbar vor diesen Worten, welches man doch nur gezwungen in dem Sinne eines allgemeinen Satzes verstehen könnte, deutet auf einen zu unternehmenden Versuch hin; und worin dieser bestehe, läßt uns der Schriftsteller gar nicht im Unklaren, indem er mit ausdrücklicher Anknüpfung an die beregten Worte, es als verwegenes Beginnen oder einen Uebergriff in der Untersuchung bezeichnet, zu erklären, was *ἐπίστασθαι* sey, ehe man noch den von Anfange gesuchten Begriff der *ἐπιστήμη* gefunden; und zwar soll dieß geschehen, um den Begriff der *ψευδὴς δόξα* zu ermitteln. Dieser Versuch, das *ἐπίστασθαι* zu erklären, beginnt p. 197 A. und wird unverkennbar durch das ermunternde Wort des Theätetos: *τόλμα τοίνον, νὴ Δία* eingeleitet.

Nicht beystimmen können wir der Ansicht des Herrn Steinhart über den Unterschied der Begriffe des *ὅλον* und *πᾶν*. Platon soll nämlich den Begriff

der Ganzheit oder Totalität von dem der Allheit oder Allgemeinheit unterschieden und ersteren durch τὸ πᾶν, letzteren durch τὸ ὅλον bezeichnet haben. Mit dieser Auffassung würde aber dem natürlichen Sinn der Worte offenbar Gewalt angethan. Der Sprachgebrauch zeigt durchgängig, daß ebenso wie im Deutschen das Ganze und die Theile, im Griechischen τὸ ὅλον und τὰ μέρη sich entsprechen. Einen Widerspruch gegen diesen Sprachgebrauch dürfen wir unserem Philosophen um so weniger zumuthen, als die Stelle im Theätetos, worauf sich Hr. St. bezieht, denselben vielmehr ausdrücklich bestätigt und eine begriffliche Unterscheidung der beyden Ausdrücke ὅλον und πᾶν daselbst verworfen wird. Hr. St. will zwar in dieser Verwerfung nicht Platon's eigene Meynung erkennen. Doch sucht er wohl zu viel in dem Wechsel des Ausdrucks ἀπῇ und ἀποστατῇ, da ja im Parmenides gerade das ὅλον definirt wird als οὗ ἂν μέρος μηδὲν ἀπῇ, also eben mit dem Ausdrucke, der im Theätetos von dem πᾶν gebraucht wird. Schwerlich wird sich auch eine andere Stelle in einer andern Schrift aufbringen lassen, welche der von Hrn. St. aufgestellten Begriffsbestimmung entschieden das Wort redete. Wollte man von der natürlichen Bedeutung der beyden Ausdrücke mit Hinzunehmung von τὰ πάντα ausgehen, so könnte man eher zu der entgegengesetzten Ansicht kommen, nämlich τὸ ὅλον bedeute das Ganze und τὸ πᾶν, als die zusammenfassende Einheit von τὰ πάντα, die Allheit, das Allgemeine. Doch wird man wohl thun, dem Fingerzeig zu folgen, welchen Aristoteles, der so großen Werth auf die sprachgemäße Begriffserklärung und Unterscheidung der verschiedenen Bedeutungen einzelner Worte legt, in der von Hrn. St. angeführten Stelle der Metaphysik gibt. Diese zeigt, daß allen drey Bezeichnungen zunächst natürliche Begriffe zu Grunde liegen, und zwar so, daß τὸ πᾶν und τὰ πάντα das Ganze als bloße mathematische Größen bezeichnet, ersteres als continuirliche, letzteres als discrete, wogegen τὸ ὅλον dasselbe als ein gegliedertes erscheinen läßt, als einen Organismus, dessen Theile als Glieder zugleich an eine bestimmte Ordnung gebunden sind. Dieser natürliche Begriff des ὅλον wird nun auch zur Bezeichnung des speculativen Begriffes der Allheit oder des Allgemeinen, des ἓν ἐπὶ πάντων, verwendet, welches Platon wohl auch τὸ ἐπὶ πᾶσι κοινόν oder ἡ μία ἰδέα περὶ πάντων oder, wie Aristoteles, τὸ καθ' ὅλου nennt. Sehr häufig verbindet sich ὅλον und πᾶν in dem Sinn einer synonymischen Verstärkung, z. B. in den verschiedenen adverbialen Ausdrücken, oder sie wechseln als gleichbedeutend, wie das Weltall sowohl τὸ ὅλον als τὸ πᾶν heißt, wobey freylich ein verschiedener Gesichtspunkt angenommen werden mag, wie Aristoteles sagt: ὅσα ἄμφω ἐνδέχεται. So viel scheint uns fest zu stehen, daß der Begriff des Ganzen nicht von der Bezeichnung des ὅλος getrennt werden darf, wie wir es denn auch auf dem Standpunkt der deutschen Sprache nicht zugeben können, daß „das Ganze nichts als die Summe seiner Theile sey."

Um unserer Anzeige keine zu große Ausdehnung zu geben, unterlassen wir es dießmal, auch auf die Uebersetzung näher einzugehen. Wir enthalten uns dessen um so lieber, als wir voraussichtlich mehr als lieb in den Fall kommen würden, größeren oder geringeren Verstößen gegen die Richtigkeit der Uebertragung oder die Angemessenheit des Ausdrucks zu begegnen, wofür wir in keinem Falle den Verfasser der Einleitungen mit verantwortlich machen möchten, obwohl das Vorwort des Uebersetzers dazu ein Recht zu geben scheint.

Christian Cron.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 29. August.

Nro. 26. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1853.

C. Cornelii Taciti de vita et moribus Cn. Julii Agricolae liber etc.

(Fortsetzung.)

So erhalten wir jetzt zum erstenmale zuverlässige Angaben*) und sind im Stande das Verhältniß der Handschriften zum Texte des Puteolanus, d. h. aller bisherigen Ausgaben zu bestimmen. Ob derselbe die Handschrift *Γ*, wie der Herausgeber sehr wahrscheinlich macht, benutzt, oder auch an einigen Stellen die zweite *Δ* eingesehen, oder eine dritte verschiedene und unbekannte gebraucht hat, mag bezweifelt werden, so viel ist gewiß, daß sein Codex nichts anderes enthielt, als was die beyden *Γ Δ* geben, und daß alle Abweichungen entweder als Conjecturen des Puteolanus oder als Fehler seines Abschreibers oder Setzers zu betrachten sind**). Die Voraussetzung, daß er eine ältere Handschrift von besserer Gewähr gehabt habe, verschwindet; er änderte verdorbene Stellen willkürlich, besonders von vorne herein bis Cap. 20, und hat dadurch einem Rhenanus, Lipsius und wie vielen Kritikern! das wahre zu finden unmöglich gemacht. Das that er nicht bloß im Agricola, auf welchen Wex allein Beziehung nimmt, sondern auch in den Annalen und Historien, nur daß hier seine Aenderungen, weil man bald gute Handschriften fand, schnell entfernt worden sind*), während sie in dem Agricola aus Mangel an diesen bis auf die neueste Zeit stehen blieben. Sehr häufig ist die Umstellung der Worte, großentheils aus Unachtsamkeit**), manchmal absichtlich, z. B. 7. admodum iuvene Domitiano, statt iuvene admodum; er wußte nicht, daß dieses Adverbium dem Substantivum, zu welchem es gehört, im lateinischen nachgesetzt zu werden pflegt, puer admodum, nicht admodum puer, wie man aus Livius und besonders aus Justinus lernen kann, und hat was ihm natürlicher schien, daher umgestellt. Es ist jetzt nach

*) Nur einmal ist W. über *Γ* in Zweifel p. 291, 2; an einigen Stellen ist Angabe desselben übergangen 291, 6. 300, 5. 315, 2 steht *Γ* unrichtig statt *Δ*.

**) Auffallend ist nur Cap. 3. imperii statt temporum, und dessen Verwechslung schwerlich so wie Wex meint, zu erklären; Cap. 18. fore universa statt terrorem ceteris fore. Wir setzen im obigen voraus, daß die Varianten, welche als Randbemerkungen in *Γ* stehen, in keiner Verbindung mit dem gedruckten Texte des Puteolanus stehen, und nicht erst später aus diesem übergetragen sind, was, da wir nicht wissen, wann Pomp. Laetus, der 1497 gestorben ist, diese Abschrift gemacht hat und ob er nicht später Nachträge gegeben hat, eine nicht widerlegte Möglichkeit ist.

*) Wir wollen hier nur an die große Interpolation von mehreren Zeilen aus der Octavia XIV. 8 erinnern, welche von Puteolanus an in allen Ausgaben bis auf Lipsius, der zuerst sie getilgt hat, zu lesen ist.

**) Bei der Sorglosigkeit, welche durchgehend ist, kann man Cap. 30. Grampium für Graupium. 38. Horestorum für Borestorum und anderes nicht für Textesabweichung aus einer verschiedenen Quelle, sondern nur für Schreibfehler halten. Die Form auf *is* hat er überall in *es* geändert 18. navis 25. 28 hostis. 44 auris; warum auch Wex ihm folgte, begreifen wir nicht.

dem Erscheinen der Ausgabe von Wex nicht mehr zu befürchten, daß der Text des Puteolanus noch irgend jemand irre führen werde.

Aus dem Zustande des Textes, wie er in der Handschrift vorliegt, hat der Herausgeber schon früher trefflich den Beweis geführt, daß die angebliche Schrift des Mönches Ricardus Corinensis aus dem XIV. Jahrhundert: Britannicarum gentium historiae antiquae scriptores tres, Ricardus Corinensis, Gildus Badonicus, Nennius Banchorensis, welche der Engländer Carl Bertram 1757 angeblich aus einem Manuscripte der Copenhagener Bibliothek bekannt gemacht hat, und in welcher mehrere Stellen Agricolas mit allen Fehlern der gewöhnlichen Ausgaben angeführt werden, nichts als eine plumpe Täuschung Bertrams sey, welche gleichwohl die gelehrtesten Engländer nicht erkannten, die vielmehr hierin die gewichtigste Autorität aus dem Mittelalter zu finden glaubten.

Diesen unbestrittenen Vorzug der neuen Ausgabe, daß jetzt eine sichere Grundlage des Textes für immer gewonnen ist, da ältere Quellen für den Agricola aufzufinden nicht zu erwarten steht, hat H. Wex durch vielfache Versuche, auf dieser Basis die Berichtigung vorzunehmen, vermehrt, und die Prolegomena 1 — 223 geben in sieben Kapiteln (1. de veterum librorum fide ac dignitate; 2. de emendanda librorum scriptura; 3. de compositione libri; 4. Romanorum in Britanniam expeditiones; 5. Agricolae vita per annos digesta; 6. de quibusdam hominibus quorum fit mentio; 7. editiones et curae virorum doctorum) mancherlei Aufschlüsse; Text mit Varianten und Erklärung füllen das übrige. 224 — 337. Es finden sich so viele Stellen ganz anders als bisher behandelt, so viele, an welchen bis jetzt noch niemand Anstoß genommen hatte, geändert oder bezweifelt, daß man sicher behaupten kann, noch kein Herausgeber habe dieser vita Agricolae so viel Studium wie H. Wex zugewendet. Dabey eine genaue Beachtung des lateinischen Sprachgebrauches, welche von allem sorgfältige Rechenschaft fordert und Unterschiede aufsucht, welche andern gewöhnlich verborgen bleiben. Das Ganze muß ungeachtet aller Widersprüche, die man gegen Vieles erheben kann und erheben wird, als eine erfreuliche Erscheinung deutschen Fleißes und deutscher Gründlichkeit begrüßt werden.

H. Wex glaubte viele falsche Zusätze zu finden und die Vorrede spricht es auch aus, daß er kaum dem Vorwurfe entgehen werde, er habe hierin des Guten zu viel gethan; als solche werden bezeichnet und eingeschlossen 4 quae equestris nobilitas est; 5 neque segniter; 9 et saepius misericors, ebendaselbst tristitiam et arrogantiam et avaritiam exuerat; 16 et seditio sine sanguine stetit; 22 crebrae eruptiones; 35 citra Romanum sanguinem bellandi; 36 parva scuta et enormes gladios gerentibus; 45 tot hominum, und weiter unten ante quadriennium. Wir gestehen, daß aller angewandte Scharfsinn des Herausgebers uns wenig überzeugt hat. In dem Satze 33. Legiones pro vallo stetere, ingens victoriae decus, [citra Romanum sanguinem bellandi] et auxilium, si pellerentur seyen die eingeschlossenen Worte eine armselige Tautologie, da victoriae hypothetisch zu fassen sey, entsprechend dem folgenden si pellerentur; ferner sey bellandi falsch, das werde nicht für pugnare gebraucht, und überdieß sey hier der Begriff von vincere gefordert, es sey also pessima macula Tacito inusta. Wir dächten, der Gebrauch von citra wäre dem Tacitus so eigen, spätern Glossatoren so fremd, daß dieses allein schon von der Kühnheit abschrecken sollte, hierin einen falschen Zusatz zu sehen; übrigens ist mit dieser Schlacht der Krieg überhaupt geendet, Britannien ganz unterjocht, und debellandi liegt nahe. Eher hätten wir gedacht, würde jemand, der die nähere gar nicht unnütze Exegese nicht zu verdauen vermag, geschrieben haben: ingens [victoriae] decus citra Romanum sanguinem debellandi, et auxilium si pellerentur. In diesem Aufspüren von vermeintlichen Zusätzen hat der Scharfsinn des Herausgebers oft entschieden den falschen Weg betreten, und es ist nicht schwer der Ueberlieferung beyzustehen; ein einleuchtendes Beyspiel der Art finden wir Cap. 7. initia principatus ac statum urbis Mucianus regebat, .. is missum ad delectus agendos Agricolam integreque ac strenue versatum vicesimae legioni tarde ad sacramentum transgressae praeposuit, ubi decessor seditiose agere narrabatur: quippe legatis quoque consularibus nimia ac formidolosa erat,

nec legatus praetorius ad cohibendum potens, incertum suo an militum ingenio. Hier findet W. einen Widerspruch und Tacitus scheint ihm damals noch nicht gewußt zu haben, was er in den Historien I, 60 erzählt; er hält daher den ganzen Satz ubi — narrabatur für verdächtig, glaubt jedoch einfacher und kürzer zurecht zu kommen, daß er seditiose *ea* agere narrabatur schreibt, die Worte aber ubi decessor für den Anfang einer begonnenen, aber nicht vollendeten Randbemerkung hält! Das lautet alles an sich ganz unwahrscheinlich, Tacitus mußte längst diese Verhältnisse Britanniens von Agricola erfahren haben, aber in den Historien heißt es, daß sämmtliche Heere Britanniens, nicht etwa bloß die XX. Legion, sich für Vitellius erklärten, und dieses war am Anfange des Krieges, als vom Vespasianus noch keine Rede war; hier aber spricht Tacitus von der Zeit, wo Mucianus Rom an Vespasians Stelle regiert, wo die XX. Legion tarde ad sacramentum transgressa, d. h. für Vespasian sich erklärt hat. Dagegen scheint die andere Schwierigkeit zu bleiben; wie kann Tacitus von decessor sagen seditiose agere und doch nachher bemerken incertum suo an militum ingenio? Man beachte das narrabatur, unrichtig stellt Wex die Frage: Quomodo hoc incertum esse poterat, si ille ipse *seditiose agebat*? nicht so spricht Tacitus, sondern seditiose agere narrabatur. Schon quippe lehrt, daß im Vorhergehenden von der Legion die Rede sein muß; weil diese so mächtig und furchtbar war, daß der Legatus sie nicht zähmen konnte, erzählte und sagte man, legatum praetorium seditiose agere (er war für seine Legion verantwortlich), und weil man in Rom (vielleicht nach Angabe des Bollanus), diese Ansicht hatte und das glaubte, sandte Mucianus den Agricola nach Britannien. Mit narrabatur wird nur das Gerede ausgedrückt, die eigentlichen Gründe spricht der Autor mit quippe — ingenio aus, und wir finden an der ganzen Stelle weder Widerspruch noch sonst etwas Auffallendes, was die kühnen Vermuthungen des Herausgebers irgendwie rechtfertigte. Auch p. 121 wird angenommen, der Glossator habe mehrere Beyspiele geben wollen, und item . . . geschrieben, sey aber dabey stecken geblieben, und so finde sich nichts weiter als jenes Wort, wie die Motivirung des Entstehens solcher vermeintlicher Glossen häufig ganz unglücklich ist; hätte der Herausgeber mehrere Codices verschiedenen Alters durchgegangen, er würde von diesen und andern willkürlichen Angaben sich freygehalten haben*). Cap. 12. nec aliud adversus validissimas gentes pro nobis utilius, quam quod in commune non consulunt. Wer hält utilius für ein Glossem, wenn man dieses ausläßt, werde die oratio ausgezeichnet nervosa, aber auch falsch, hätte er hinzusetzen sollen; haben denn die Römer sonst gar nichts gegen die starken Nationen — Britannen und andere — als deren Uneinigkeit unter sich? nicht ihre zerstörende Kriegskunst, ihre unermüdlichen Legionen u. s. w.? aber besseres haben sie allerdings nicht; nichts nützt und hilft ihnen mehr als deren Uneinigkeit unter sich selbst; der Begriff von utilius ist also unentbehrlich; ob pro nobis richtig ist, oder dafür etwas anderes zu setzen, z. B. profecto nobis, ist eine andere Frage.

Eine größere Umstellung wird Cap. 11—12 vermuthet, wonach die Worte ceterum Britanniae . . . universae vincuntur Cap. 13 nach nondum ut serviant zu stehen kommen, wodurch von der Lage Britanniens, dem Klima und dann den Bewohnern gesprochen wird, während Tacitus jetzt zuerst von der Lage, dann von den Bewohnern und zuletzt von den klimatischen Verhältnissen Britanniens spricht. Diese Vermuthung scheint natürlich, ist geistreich und einleuchtend, aber sowohl caeterum Britanniam Cap. 11, als besonders Cap. 13. ipsi Britanni erregt ein Bedenken; Tacitus würde bey einem Uebergange zu den Bewohnern als besonderem Theile nicht caeterum gesagt haben, noch weniger aber ipsi, was dazu gar nicht paßt; eben so wenig kann die Anknüpfung der ursprünglichen Bewohner Britanniens an die Erwähnung, daß sie sich Aushebung und Contributionen von den Römern gerne gefallen lassen, genügen.

Diese Schrift des Tacitus trägt mehr den rhetorischen Charakter, als die später geschriebenen Hi-

*) Wir meinen p. 61. 129—31 und 142, wo der gesunde Sinn des Herausgebers selbst erkennt, daß dieses doch nichts als ein Iudere sey.

storien und Annalen, nicht etwa bloß in der schönen, Freyheit athmenden Rede des Galgakus, welche gegen Sclaverei und die Unterjochung der Römer gerichtet ist, sondern auch sonst, wo man dieses nicht erwartet, z. B. 18. obstupefacti hostes, qui classem, qui naves, qui mare exspectabant; ebenso die Schilderung 25. egregia specie . . compararentur, oder Cap. 15. verglichen mit der Erzählung in den Annalen. Sie ist aber auch die schwierigste, dieses gewiß zumeist, weil der Text uns nicht in alter Ueberlieferung erhalten ist, obschon man sich vielmehr wundern und dankbar anerkennen soll, daß er auch nur so gut erhalten sey. Wenn demnach die Urtheile in der Behandlung einzelner Stellen oft weit von einander abgehen, so kann dieses nicht auffallen; sie werden es jetzt, nachdem die sichere Basis gewonnen ist, hoffentlich weniger. Der Herausgeber hat keine schwierige Stelle stillschweigend übergangen, und hat vielmehr viele, an welchen bis jetzt niemand ein Bedenken getragen hat, angezweifelt und einige mit glücklichem Erfolge geheilt, z. B. 40. tranquillitatem atque otium penitus *hausit*, statt auxit, was die Handschriften geben; in sehr vielen Fällen jedoch hat er uns nicht überzeugt, und wir hatten längst einen andern Weg der Erklärung eingeschlagen, manchmal haben wir ihn nicht einmal verstanden; wenn 36. nach Döderlein geschrieben ist: interim equitum turmae, ut fugere covinnarii, peditum se proelio miscuere, so soll dieses heißen, die covinnarii flohen um den bedrängten ihrigen zu Hilfe zu kommen, und die römische Reiterey setzte ihnen nach. Ein fliehen (fugere) um zu Hilfe zu eilen, ist uns an sich nicht einleuchtend. Die essedarii waren gegen die Reiterey gerichtet, wie Cäsar IV., 33 sagt: quum se inter equitum turmas insinuaverint, ex essedis desiliunt et pedibus proeliantur. Hier muß der Kampf der römischen equites und der covinnarii erwähnt werden, und wir können in den handschriftlichen turmae fugē covinnarii nach lateinischem Sprachgebrauche nichts anderes finden, als einfach equitum turmae fugatis covinnariis peditum se proelio miscuere *).

*) Daher jetzt nur vagi currus . . sine rectoribus, wie aber diese auf die Römer obvios anrennen konnten, die doch gegen die Feinde bergaufwärts kämpften, mag Tacitus verantworten.

Sonst stimmen wir in der Auffassung der vielfach bestrittenen Stelle mit W. überein, halten jedoch die nachfolgenden Aenderungen schon wegen des wiederholten jam und des unbegreiflichen jam diu ante für ganz unwahrscheinlich.

34. Quomodo silvas saltusque penetrantibus fortissimum quodque animal contra ruere, pavida et inertia ipso agminis sono pellebantur, sic acerrimi Britannorum jam pridem ceciderunt, reliquus est numerus ignavorum et metuentium. So haben die Handschriften, Puteolanus anderte pelluntur, und es hat niemand Anstoß genommen; pellebantur hält W. für falsch, weil in allgemeinen Sätzen nicht das Imperfectum steht und vermuthet *pelli solent*. Wir ändern gar nichts und halten pellebantur für ganz richtig; es sind diese Worte von Agricola nicht als allgemeiner Satz ausgesprochen, sondern mit Beziehung auf das, was ihnen selbst kurz vorher auf dem Wege — 33 silvas evasisse — begegnet ist, also so viel als nobis intrantibus, dadurch wird das Gleichniß für die Soldaten weit überzeugender und lebendiger und das Imperfectum ist an seiner Stelle.

16. Quod nisi Paulinus cognito provinciae motu prope subvenisset, amissa Britannia foret. Quam unius proelii fortuna veteri patientiae restituit, tenentibus arma plerisque, quos conscientia defectionis et proprius ex legato timos agitabat, ni, quamquam egregius cetera, arroganter in deditos et ut suae cuiusque injuriae ultor durius consuleret.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 31. August.

Nro. 27. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1853.

C. Cornelii Taciti de vita et moribus Cn. Julii Agricolae liber etc.

(Schluß.)

So hat Wex mit Orellis Zustimmung statt propius .. ne quamquam gegeben und erklärt: er hätte durch das eine Treffen den alten Zustand hergestellt, wenn er nicht gegen die, welche sich ergeben hätten, mit zu großer Härte und Anmassung verfahren wäre. Diese neue Erklärung ist geistreich und wir bezweifeln nicht die lateinische Construction an sich, wohl aber in dieser Verbindung; der Relativsatz quam .. restituit schließt sich so enge an das vorhergehende, daß er hart davon zu trennen ist; eben so passend beginnt mit tenentibus ein neuer Gedanke; ganz unwahrscheinlich aber lautet die Verknüpfung: nisi .. subvenisset, amissa foret .. restituit, ni .. consuleret, zweymal ein hypothetischer Satz und in abweichender Form. Früher konnte, da Puteolanus statt ne quamquam oder ne quaquam kühn, nur um einen Gedanken hineinzubringen, hic cum in den Text gesetzt und damit eine historische Thatsache hineingetragen hatte, niemand auch nur ahnen, was es mit den Worten für eine Bewandtniß habe. Suetonius hat durch jene große Schlacht die Britannen in den frühern Zustand gebracht und diese selbst sagen Ann. 14, 37 dux et exercitus tanti belli confector, obschon dort noch der Krieg im kleinen fortgesetzt gedacht wird. Wir glaubten die Stelle durch das Auslassen eines Wörtchens, ohne weitere Aenderung mit den Annalen in vollen Einklang zu bringen: restituit. Tenentibus arma plerisque [quos] conscientiâ defectionis et propius ex legato timor agitabat, ne, quamquam egregius .. consuleret. Nicht ein Factum wird gemeldet, sondern ein Fictum, propius ist in der Umgebung des Suetonius, nämlich Cossutianus, und in Folge dessen in Rom selbst.

Einigemal ist versucht durch bessere Abtheilung der Worte Sinn und Gedanken fest zu stellen, und wir glauben, daß dadurch nicht selten ein besserer Zusammenhang hergestellt werden kann; Cap. 34 ist, wie es scheint, zu verbinden: quos quod tandem invenistis, .. transigite cum expeditionibus, das andere ist Zwischensatz, wobey nicht einmal ein enim nöthig ist, da die Lebhaftigkeit der Rede dessen Uebersprungen leicht erklärt. Vielleicht ist Cap. 30 zu verbinden et infestiores Romani .. raptores orbis .. et mare scrutantur. An den zwey Stellen aber, an welchen der Herausgeber eine solche Anwendung macht Cap. 25. u. 1, können wir diese nicht billigen. An ersterer Stelle wird mit den Worten cum simul .. compararentur gerade die egregia species beschrieben, und kann der folgende Satz daher nicht davon getrennt werden. Nach der neuen Abtheilung der Sätze heißt es in der That: weil das römische Land und Seevolk vergnügt zusammenkam, und beyde gegenseitig ihre Bravouren erzählten, haben die Caledonier zu den Waffen gegriffen, und wie ungefügig und schleppend folgt dem ersten cum .. attollerent, dann hintendrein noch ein neues cum interim cognoscit! Daß W., der so strenge auf lateinischen Sprachgebrauch hält, cum simul .. im-

pellitur ac . . attollerent vertheidigt, sollte man nicht erwarten, das mußte jedenfalls durch bessere Beyspiele belegt werden. Die Abtheilung im ersten Kapitel quam non petissem incusaturus. Tam saeva et infesta virtutibus tempora halten wir für noch weniger gelungen, so viel Mühe auch verwendet ist p. 159—64, dieses wahrscheinlich zu machen. Es soll der Gedanke darin liegen: „heut zu Tage ist es anders als zur Zeit der alten Historiker; jetzt muß der Biograph, der einen Entschlafenen feyern will, um Entschuldigung bitten, daß man ihm das Lob des großen Mannes nicht verübeln möge. Wer dagegen mit Beschuldigungen hervortritt, der bedarf solcher Bitte nicht, er kann ohne weiteres auf günstige Aufnahme rechnen, ja vor kurzem wurden zwey Lobredner sogar mit dem Tode bestraft und ausdrücklich wurde die Lobrede als ihr Verbrechen bezeichnet.“ Es ist falsch, daß das Publikum unter Nerva und Traianus eine Lebensbeschreibung des Agricola — der, wie man allgemein annahm, als ein Opfer der Grausamkeit des Domitianus gefallen war — mit Widerwillen aufnahm und Tacitus seine Leser deßwegen um Nachsicht zu bitten genöthigt war; vielmehr mit Beyfall und großer Zuneigung muß man die Biagraphie des Agricola gelesen haben; diesen Sinn für wahre Tugend verliert keine Zeit. Fragt man, was zu jener Annahme berechtigte, so werden die Worte aus dem Anfange der Historien angeführt, obtrectatio et livor pronis auribus accipiuntur, aber hier ist von den Kaisern die Rede, an welchen man auch das Gute verkennt und den Historiker, der alles tadelt, gerne und lieber, als den schmeichelnden und alles lobenden anhört. Dadurch, daß die Worte tam saeva et infesta virtutibus tempora in einen eigenen Satz gefaßt werden, spricht Tacitus sie von der Zeit des Nerva und Traianus aus; er aber theilt seine Zeit, die er durchlebt hat, in eine doppelte, die frühere, unglückselige unter Domitianus, (und alles hier erwähnte bezieht sich und muß sich nur auf die Regierungszeit dieses Tyrannen beziehen, also auch obige Worte), und die jetzige glückliche unter Nerva und Traianus, die erst mit nunc demum redit animus beginnt. Was wird man aber dazu sagen, daß der Herausgeber die Hypothese aufstellt, die Schlußworte hic liber honori Agricolae . . excusatus seyen von Tacitus nach moderner Weise als Motto dem Büchlein vorausgesetzt worden und dadurch werde das Perfectum venia opus fuit gerechtfertigt? Diese Erklärung des Prooemium wird sicher wenig Beyfall finden. Daselbst Cap. 3 wünschten wir zu erfahren, ob uti dixerim durch Beyspiele gerechtfertigt wird; man erwartet, was Rhenanus gesetzt hat, ut ita dixerim, aber Tacitus sagt in dieser Formel nie ita, sondern immer sic, während Plinius beydes gebraucht.

44. Opibus nimiis non gaudebat, speciosae non contigerant filia atque uxore superstitibus. potest videri etiam beatus incolumi dignitate, florente fama, salvis affinitatibus et amicitiis futura effugisse: so die Handschriften, nur daß in der einen das Fehlen der zweyten Negation nach speciosae als Variante bezeichnet wird: seit Rhenanus speciosae contigerant. Filia. Wer nach Selling's Vorschlag speciosae contigerant filiae atque uxore superstitibus. Potest. Offenbar will Tacitus zeigen, daß Agricola das höchste erlangt habe, was der Mensch erlangen kann, daß er εὐδαίμων gewesen sey; er habe die Güter des Geistes, des Körpers und die äußern gehabt, τὰ τῆς ψυχῆς, τοῦ σώματος καὶ τὰ ἐκτός. Eines ist vielleicht einzuwenden, er sey zu früh, im besten Mannesalter gestorben, und darauf bezieht sich die Bemerkung des Biographen; man könne es sogar als einen Beweis der Eudämonie des Agricola betrachten, daß er so früh gestorben sey, weil er dadurch gerade den grausamsten Zeiten des Domitianus entgangen sey, und indem er das traurige Bild jener Jahre sich

und dem Leſer kurz vergegenwärtigt, wird ihm jene oben genannte Möglichkeit (potest videri etiam beatus .. effugisse) zur völligen Gewißheit und er ſchließt mit den Worten, denn einen Schluß enthalten dieſe, nicht wie man gewöhnlich annimmt, einen neuen Abſatz, Tu vero felix, Agricola, non vitae tantum claritate, sed etiam opportunitate mortis. Zu dieſer *εὐδαιμονία* aber gehört, daß man ſelbſt nicht Schlimmes erleidet, daß man ſeine Kinder nicht überlebt, alſo zunächſt dieſe, dann in weiterer Ferne ſelbſt ſeine Verwandte und Freunde wohlerhalten zurückläßt. Selling's Frage demnach: etenim si Agricola potest videri beatus futura effugisse, num, si filia atque uxor non superstites fuissent, non potuerat beatus videri futura effugisse? werden wir mit einem entſchiedenen Nein beantworten, und des Herausgebers ironiſcher Zuſatz: nempe gaudebat ille, quod ipse futura effugeret, filia autem atque uxor futuras miserias exhaurire deberent, hat, ſo witzig er vielleicht auch einem ſcheinen mag, doch gar keine Bedeutung; die Schriften der Philoſophen geben uns darüber hinreichenden Aufſchluß. Nach dem neuen Verſuche heißt es durch die Aenderung des Ablativus in den Dativus: ſeine Frau hatte Vermögen, und ſeine Tochter, weil dieſe durch die Ehe mit Tacitus eine reiche Heirath gemacht hatte, als wenn dieſes hieher gehörte; ja nach Selling hat Tacitus damit nur beſcheiden andeuten wollen, daß er ſeinen Schwiegervater förmlich unterhalten habe, da Dio erzählt 66, 20, Agricola habe nach ſeiner Rückkehr aus Britannien *ἔν τε ἀτιμίᾳ καὶ ἐν ἐνδείᾳ* gelebt. Wie Tacitus nichts von der *ἀτιμία* weiß und dem widerſpricht, ſo auch nichts von der *ἔνδεια*, und wie hätte er dann ſagen können, quid aliud adstruere fortuna poterat? Zur *εὐδαιμονία* gehörte, daß man wenn nicht vieles, doch mäßiges Vermögen beſaß; wenn aber Agricola kein Vermögen hatte, wie konnte er außer Frau und Tochter den Domitianus zum dritten Miterben einſetzen (Cap. 43)? Sinn und Zuſammenhang entſteht nur, wenn es einfach heißt: opibus nimiis non gaudebat, speciosae contigerant; gar großer Reichthum hatte für ihn nichts anziehendes, anſehnliches Vermögen aber war ihm zu Theil geworden.

Haben wir hier nicht unſere Zuſtimmung geben können, ſo vermögen wir es auch im folgenden nicht. Daß die Worte magnae cuiusdam felicitatis esse, welche Urſinus als aus v. c. nach Sitte damaliger Zeit anführt, uns nur die Ergänzung eines gelehrten Italus ſcheinen, iſt ſchon oben bemerkt; Tacitus hätte gewiß nicht magnae cuiusdam, ſondern maximae geſagt, und mußte es nach ſeiner ganzen Anſicht von der Regierungsperiode des Traianus ſagen. Hätte Urſinus außer *Γ* noch eine andere Handſchrift gehabt, ſo würde ſich dieſe, wie ſeine übrigen Codices in der Vaticana vorfinden, aber die von ihm aus v. c. angeführten Varianten, welche ſich im *Γ* nicht finden, verrathen ſich alle auch äußerlich nur als gelehrte Vermuthungen; Cap. 46 iſt quam .. aemulatione ſelbſt nichts als ein plumper Verſuch, dem corrupten einen Gedanken aufzudringen, da aus dem obigen quam infirmo desiderio et mulieribus lamentis herunterzuziehen iſt, temporalibus laudibus aber weder laudationes funebres ſind, noch jetzt erwähnt werden können, vielmehr liegt im erſteren Worte ein ganz anderer Begriff verborgen. Von aemulatio kann gar keine Rede ſeyn und Pichena's imitando colamus hat noch am meiſten Wahrſcheinlichkeit. So lange man von dieſem zweyten vermeintlichen Codex des Agricola von F. Urſinus keine beſſern Beweiſe vorzubringen im Stande iſt, als der Herausgeber gegeben hat, wird ſich niemand dadurch verführen laſſen. Wenn Cap. 45 nobis tum nostrae absentiae conditione [ante quadriennium] amissus est geſchrieben iſt, ſo verſtehen wir den Gedanken nicht; die Prolegomena erklären ſich

gegen die Vulgata: nobis tam longae absentiae (so *F*, und am Rande tum, *A* gibt einfach: tum nostrae absentiae), billigen aber die Erklärung, die Lipsius am Eingange seines Commentares gibt, daß ante quadriennium von dem Momente zu verstehen sey, als Tacitus die Biographie geschrieben hat, wodurch die Zeit der Abfassung dieses Büchleins genau bestimmt würde, vergl. S. 209. Inzwischen mag H. Wex gesehen haben, daß eine solche Angabe, wie unnütz und ungewöhnlich, so hier auch nicht leicht möglich sey, und im Widerspruche mit dem obigen, (wie auch sonst noch einigemal), werden im Texte die fraglichen Worte eingeklammert, mit der Bemerkung: ex interpretamento enatum videtur. Aber wessen interpretamentum sollen diese Worte seyn, und wie sollte jemand dazu gekommen seyn, diese aus eigenem Kopfe hinzuzusetzen? Auch würde Tacitus die Repetitio nicht so gegeben haben: noster hic dolor, nostrum vulnus, nobis tum nostrae absentiae amissus est, daß das dritte noster durch nobis verdrängt würde, aber sogleich in nostrae wieder erschiene; und heißen diese Worte auch, was H. W. will: das ist unser besonderer Schmerz, unsere Wnude, unser Verlust, quoniam ea erat absentia nostra, ut statim accelerare non possemus? schwerlich bedeuten sie etwas anderes, als: uns ging er damals verloren in Folge unserer Abwesenheit.

Wir haben einige Beyspiele vorgebracht, in welchen wir dem Urtheile des Herausgebers nicht beypflichteten; hätten wir auch mehrere angeführt, es würde wahrscheinlich nicht anders seyn; leicht könnte daraus jemand, weil wir nur widerlegend aufgetreten sind, schließen, daß der Werth dieser neuen Bearbeitung nicht so vorzüglich sey. Die Ursache des Widerspruches aber liegt in der Schwierigkeit der Kritik und Interpretation des Werkes selbst. Wie die Kritik, gegenüber der frühern Zeit, eine ganz andere und bessere geworden ist, was jeder, welcher die Sache kennt, zugeben muß, andere haben darüber überhaupt keine Stimme, so die Exegese; vieles was vordem unbeachtet geblieben, aber ein nicht unwichtiges Moment zur richtigen Interpretation ist, wird jetzt scharf aufgefaßt, und in dieser Beziehung hat H. Wex mehr als irgend ein neuer Bearbeiter des Tacitus geleistet. Von der Meinung jedoch, weil er in Worte und Gedanken des Autors tiefer als bisher eingedrungen sey, müsse jede neue Erklärung auch als die einzig wahre anerkannt werden, wird er wohl selbst ferne seyn; er wird nicht von uns allein, er wird von allen Widerspruch erfahren, aber keiner wird ihm Kenntniß, Ernst und Forschungsgabe absprechen, oder die gebührende Achtung versagen; es gilt das Neue zu prüfen, zu berichtigen, und davon angeregt wo es nöthig ist, Besseres zu geben; darum ist solchen Arbeiten nicht mit schalen Lobsprüchen, weit mehr dadurch gedient, daß das Unhaltbare nachgewiesen wird, und Ref. bekennt gerne aus diesem Buche Vieles gelernt zu haben, und durch dieses zu weiterm Nachdenken veranlaßt worden zu seyn.

L. Spengel.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 2. September.

Nro. 28. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1853.

Ueber die Bedeutung und den Endzweck der Naturforschung. Von Christian Friedrich Schönbein. Basel 1853. 15 S. 4.

Der Verf., welchem es oblag zur Feyer der alljährlich stattfindenden Promotion der Schüler des Paedagogiums in Basel das Festprogramm zu verfassen, hatte sich dießmal nicht die Erörterung von naturwissenschaftlichen Besonderheiten zur Aufgabe gewählt, sondern einem innern Drange und einem gewissen Pflichtgefühl folgend, die dargebotene Gelegenheit ergriffen, um einmal öffentlich über die allgemeinsten und höchsten Beziehungen der Naturwissenschaften sich zu äußern und seine Ueberzeugung von der Bedeutung und dem Endzweck der Naturforschung auszusprechen. Er wollte hiemit nicht bloß ungegründetem Mißtrauen begegnen und schiefen Ansichten entgegen treten, sondern auch den noch größeren Vortheil benützen, daß Urtheile, von Fachmännern kommend, eine eigenthümliche Ueberzeugungskraft mit sich führen, welche selten fehlt, ihre Wirkung hervorzubringen.

Indem nun der Verf., einer unserer berühmtesten Chemiker und Physiker, mit der größten Entschiedenheit und auf höchst geistreiche Weise den Behauptungen gewisser neuerer Naturforscher, daß nämlich die Naturforschung in ihrem letzten Resultate zum Materialismus und Atheismus führen müsse, sich entgegen stellt, halten wir es unsererseits für Pflicht, auf dieses Programm, das eben erst in den Buchhandel gelangt ist, näher einzugehen, um dadurch zu seiner allgemeineren Bekanntwerdung beyzutragen. Diejenigen, welche dermalen mit einer gewissen Scheue auf die Naturwissenschaften und ihre Endergebnisse hinblicken, können daraus die beruhigende Ueberzeugung schöpfen, daß keineswegs die Gottesleugnung der Fundamentalsatz der Naturwissenschaften sey, sondern daß er in letztere erst durch bornirte Anschauungen und beschränkte subjektive Vorurtheile dieser und jener Naturforscher in ganz unberechtigter Weise hineingetragen werde. Wir werden im Nachfolgenden den Verf. meist selbst sprechen lassen, weil in solcher Weise sein Programm sich am besten empfehlen wird.

Der Verf. beginnt seine Betrachtungen mit der Hinweisung, daß schon in der Kindheit unsers Geschlechtes das menschliche Gemüth geahnet hat, daß die unendliche Mannigfaltigkeit der Gegenstände und Erscheinungen, welche mit den Sinnen wahrgenommen werden, einen andern als zufälligen Ursprung habe und denselben etwas zu Grunde liege, was mit dem Auge nicht gesehen, mit dem Ohre nicht gehört werden könne; daß es höhere Gewalten gebe, denen das Irdische unterthan sey und durch welche Alles, was da ist, sein Wesen und Bestehen habe. Diese durch die ganze Geschichte der Menschheit hindurchlaufende Ueberzeugung sey eine Thatsache, deren Bedeutung nicht hoch genug angeschlagen werden könne, denn daraus lasse sich kein anderer Schluß ziehen als der, daß das, was die überwiegende Mehrheit der Menschen durch alle Zeiten hindurch festgehalten hat, kein Wahn, sondern aus dem innersten Gemüthe hervorgegangen und deßhalb auch seiner Wesenheit nach wahr sey.

Allerdings habe sich auch früh schon eine Ansicht geltend zu machen gesucht, welche in der Na-

tur nur die Natur sehen und darin Nichts von dem Walten eines Gottes wissen wollte. Die Welt sollte etwas Ursprüngliches seyn, durch sich selbst bestehend, von nichts Weiterem abhängig, ihren Gang von Ewigkeit her und bis in die Ewigkeiten hinaus mit blinder Nothwendigkeit selbst bestimmend, ein Perpetuum mobile ohne Anfang und Ende.

„Bewußtlose Materie! bewußtlose Bewegung, das waren die schöpferischen Gewalten, denen Alles sein Daseyn verdankte; aus einem blinden Spiele, das ein noch blinderer Zufall mit den Atomen treibt, sollte das so herrliche und bewundernswürdige Schauspiel hervorgehen, welches die Natur fortwährend unserem Blicke darbietet; die Welt der Gedanken und Gefühle, und alles Schöne und Große, was auf diesem Gebiete wurzelt, das sollte und konnte nicht mehr Bedeutung haben als das Zusammenfließen zweyer Wassertropfen, als das Aufwirbeln einer Staubwolke. Ist doch Alles bloßes Wogen und Wirbeln des Urstaubes, ein Hin- und Herwerfen, ein Verbinden und Trennen der Atome."

Wie der Verf. über eine solche Ansicht urtheilt, spricht er in Folgendem aus.

„Man braucht einer solchen Weltansicht nur den einfachsten Ausdruck zu geben, um vor ihrer Trostlosigkeit zu erschrecken und um sie vor dem Auge des Gemüthes in ihrer ganzen Nacktheit und Grundlosigkeit erscheinen zu lassen. Die Thoren sprechen in ihrem Herzen: „„es ist kein Gott““; das ist das Urtheil, welches schon vor Jahrtausenden über diese Weltanschauung gesprochen wurde und ein kürzeres und wahreres läßt sich auch jetzt und nach Jahrtausenden nicht fällen. Daher kommt es ohne Zweifel, daß ein Gottesleugner für die Menschen von jeher eine noch unheimlichere Erscheinung gewesen ist als selbst ein Wahnsinniger; denn man zeiht ihn der größten Sünde, die begangen werden kann: der Verleugnung seines Ursprunges."

Wenn derartige Ansichten bey Solchen sich finden, die mit dem Inneren des Haushaltes der Natur nicht näher bekannt sind, so will dieß der Verf. noch einigermassen begreiflich finden.

„Wie aber ein mit Sinnen und Verstand begabter Mensch und mit dieser oder jener Seite der Natur genauer vertraut, zu der Ansicht gelangen kann, daß es in der Welt nichts Weiteres gebe als bewegte Materie, und namentlich Das, was wir Bewußtseyn, Gedanken, Begriffe, Gewissen und Pflichtgefühl nennen, auch nichts Anderes sey als nur wieder bestimmte Zustände und Thätigkeitsformen dieser Materie, das ist für mich, ich gestehe es unverholen, das unerklärlichste Räthsel."

Leider könne man nicht leugnen, daß solche Ansichten in unsern Tagen sich geltend zu machen suchten. Habe man doch unlängst erst den Muth gehabt, unverhüllt und vor aller Welt es auszusprechen, daß ein Gedanke nichts mehr und nichts weniger sey als eine Absonderung des Gehirns, gerade so wie der Urin ein Erzeugniß der Nieren.

„Weitern Zeugnisses bedürfen wir nicht, wer so redet, der leugnet nicht nur den Geist des Menschen, sondern den Geist überhaupt und das Göttliche. Ein solches Verneinen des Höchsten, was je in den Sinn des Menschen gekommen, verletzt aber nicht nur die zartesten Seiten des Gemüthes, es widerspricht auch eben so sehr dem einfachsten Verstand und der höchsten Vernunft, welche selbst als die unbegreiflichsten und widersinnigsten Thatsachen betrachter werden müßten, wenn sie nichts Anderes als Bewegungserscheinungen der Materie oder Gehirnabsonderungen wären."

Der Verf. hebt nun hervor, wie der Mensch, wenn dem so wäre, mit seinen geistigen, gemüthlichen und sittlichen Bedürfnissen als das mißrathenste Gebilde der Natur anzusehen wäre. Da wäre es für unser armes Geschlecht noch unendlich besser gewesen, wenn es niemals in's Daseyn gerufen worden wäre; denn könne es etwas Trostloseres für den Menschen geben, als nach vielem Mühen und Streben endlich einsehen zu müssen, daß er nichts Weiteres sey als ein Stück bewegter Materie, eine Zeit lang mit blinder Nothwendigkeit bald dahin bald dorthin getrieben, um endlich wieder zurückzusinken in das Urdunkel der Bewußtlosigkeit, oder auf's Neue blinden Naturkräften als Spielball zu dienen und Stoff zu liefern zu diesem, zu jenem Gebilde des Zufalls. Wie thöricht und zwecklos müsse aber dann das Größte erscheinen, was unser Geschlecht seit seinem Bestehen gedacht, gefühlt, gethan und erstrebt hat und wie lächerlich namentlich die uralte Ueberzeugung der Menschen, daß es Gutes und Böses, Tugend und Laster, Recht und Unrecht gebe. Die Materie kenne kein Sittengebot. Ob die Menschheit sich glücklich fühle oder nicht, ob sie liebe oder hasse, ob sie baue oder zerstöre, ob sie fortdaure oder nicht, was liege daran? Sey ja doch alles nur bewegte Materie.

„Also weg mit dem albernen Gewissen, fort mit dem thörichten Pflichtgefühl, abgestreift den alten Wahn, daß man seinen Nächsten lieben soll wie sich selbst. Was Recht oder Unrecht, was Tugend und Sittlichkeit, was Menschen- und Vaterlandsliebe! das alles ist Wahn und Trug; denn außer der Materie giebt es nichts und diese stellt keine Forderung. Essen wir, trinken wir, genießen wir, wonach uns gelüstet und wessen wir habhaft werden können, denn morgen sind wir todt."

Dieß sind die praktischen Nutzanwendungen, die sich mit nothwendiger Consequenz aus den materialistischen gottesleugnenden Anschauungen der Natur ergeben müssen. Von ihnen wendet sich der Verf. mit Abscheu und Grauen zurück.

„Würde eine genauere Kenntniß der Natur zu einer solchen Ueberzeugung führen, so müßten wir Jeden auf's Tiefste beklagen, der sich in den Besitz eines so unglückseligen Wissens versetzte und hätten die Gesetzgeber und Machthaber im Interesse des Fortbestandes der menschlichen Gesellschaft nichts Eiligeres zu thun, als die strengsten Verbote zu erlassen und die kräftigsten Maaßregeln zu treffen, daß sofort alles Naturstudium aufhöre und alle Anstalten aufgehoben werden, die ein solches förderten. Und vor Allem müßten die Naturkundigen selbst als Menschen der gefährlichsten Art in Acht und Bann gethan und von jeglichem Verkehr mit der übrigen Menschheit ausgeschlossen werden. Glücklicher Weise ist aber dem nicht so und führt die ächte Naturforschung zu einem ganz andern Endziel als zur Verleugnung des Geistes, zur Zernichtung des Sittengesetzes, zum Verneinen des Göttlichen. Ansichten und Grundsätze, wie die besprochenen, sind allerdings beklagenswerthe Verirrungen, weil sie manche Gemüther beunruhigen, verwirren, unglücklich machen, ja verderben. Aber die Macht der Wahrheit ist zu groß, das Walten und Wirken des Geistes in der Natur und im Menschen zu offenkundig, ist dem menschlichen Gemüthe das Bewußtseyn seines göttlichen Ursprunges zu tief eingesenkt, als daß zu fürchten wäre, unser Geschlecht werde jemals so unglücklich und gottverlassen werden, um in seiner Gesammtheit unter die Herrschaft eines eben so rohen als unvernünftigen Materialismus zu verfallen."

Zur Unterstützung des eben Gesagten beruft sich der Verf. zunächst darauf, wie schon die Geschichte lehre, daß wahrhaft große Naturforscher, weit entfernt durch ihr Wissen von der Körperwelt zur Geistes- und Gottesleugnung geführt zu werden, nur immer geistes- und gottesüberzeugter wurden, je tiefer sie in die Geheimnisse der Natur eindrangen. Als Beyspiele begnügt er sich nur Neuton, Haller und Faraday anzuführen.

„Wie sollte man sich aber auch wundern, daß eine tiefere Naturforschung zu einem solchen Ziele führe! Wer nur den kleinsten Theil der Natur mit Aufmerksamkeit und unbefangenem Sinne betrachtet, der kann nicht anders, er muß, je länger er sieht, je tiefer er forscht, um so deutlicher erkennen, um so stärker überzeugt werden, daß sie voll Verstand, voll Weisheit, voll Geist, voll Göttlichkeit sey."

Mit Recht bewundere man viele Einrichtungen von Menschen ersonnen, weil sie einen hohen Grad von Scharfsinn und Erfindungsgeist beurkunden. Aber was seyen selbst die angestaunetesten derselben im Vergleich zu dem Bau und den Verrichtungen des kleinsten Insekts. Und wenn wir unsern Blick erst auf die größeren Theile des Haushaltes der Natur richteten, mit so fein berechneten und weise ausgedachten Zweckbeziehungen, wie sie keine menschliche Wissenschaft festzustellen vermöchte, sollten wir da auch nur für einen Augenblick den Gedanken fassen können, daß eine solche von Ideen und Gedanken erfüllte Welt das Werk einer blinden Naturnothwendigkeit sey. Was würden wir vom Verstand eines Menschen halten, der behauptete, der Telegraph oder die Dampfmaschine sey aus einer bewußtlosen Naturnothwendigkeit hervorgegangen! Und diese Meisterstücke menschlicher Intelligenz, wie winzig erschienen sie gegenüber dem Weltall in seiner unfaßbaren Größe und Herrlichkeit! Und dieses soll das Werk einer geistlosen Gewalt, das Erzeugniß einer blinden Naturkraft seyn!

Wie trostlos und unheimlich aber müße es erst einem Menschen in einer Welt seyn, in der er nichts Göttliches und daher auch keine Liebe zu sehen vermöge, denn was könne Kälteres und Grausigeres gedacht werden als eine geistes- und gottesleere Na-

tur, was furchtbarer als die Vorstellung, daß diejenige Macht, welche das Auge geschaffen, nicht sehe, welche das Ohr gemacht, nicht höre, daß sie nicht liebe, aus deren Schoos jeden Augenblick Millionen Wesen hervorgehen, vom tiefsten Liebesbedürfniß durchdrungen.

„Nur dünkelhafte Selbstüberschätzung und Halbwisserey, verbunden mit maaßloser Genußsucht kann zu dieser eben so unerquicklichen als verstandlosen Weltansicht führen. Der in's Tiefe, Hohe und Weite gehende Sinn hat sich von jeher und immer auf einen und eben denselben Standpunkt gestellt, von dem aus er Natur und Menschheit betrachtet. In beyden erblickt er eine fortlaufende Offenbarung des Geistes, ein Herauskehren Dessen, was in den unergründlichen Tiefen des göttlichen Wesens verborgen liegt."

Indem der Verf. dann weiter zeigt, wie allein diese Ueberzeugung die Bedürfnisse des Geistes stillen, Seelenruhe gewähren und die Sittlichkeit auf einen festen Grund stellen könne, macht er noch besonders auf den Einfluß aufmerksam, den eine solche Ueberzeugung auf den Naturforscher ausüben müsse. In der Natür den Ausdruck göttlicher Gedanken erblickend, würde er vor ihr eine hohe Achtung haben und von dem Gefühle durchdrungen seyn, daß ihm zu ihrem Verständniße vor allem derselbe Geist und dieselbe Kraft vonnöthen sey, woraus sie selbst hervorgegangen. Andrerseits würde er sich ihr aber mit bescheidenem und demüthigem Sinne nahen, weil er, der eignen Beschränktheit gegenüber, der unendlichen Gedankenfülle der Natur sich wohl bewußt, nie irgend einen Gegenstand für völlig erkannt halte und deßhalb gewärtig sey, selbst auf den untersuchtesten Gebieten neue Geheimnisse enthüllt zu sehen. Vor allem geheimnißvoll seyen ihm aber die tausendfältigen Erscheinungen, welche in den wundersamst und vielartigst gegliederten Wesen des Pflanzen- und Thierreichs auftreten. Hier werde es ihm klar, daß er vor einer Welt von Geheimnissen stehe, welche gänzlich zu durchblicken keinem Sterblichen jemalen vergönnt sey. Wenn ihm daher von irgend einer Seite versichert werde, daß das Räthsel des Lebens gelöst sey oder doch bald gelöst werden würde, so würde er einer solchen Behauptung entschieden entgegen treten, hervorgegangen aus einem völligen Verkennen der Größe der Aufgabe und der Kleinheit des menschlichen Verstandes.

„Sollte gar behauptet werden: eine solche Lösung bestünde in dem Zurückführen des Lebendigen auf ein Spiel physikalischer und chemischer Thätigkeiten und es sey die Pflanzen- und Thierwelt nichts weiter als eine große Werkstätte, worin die Elemente der Materie durch die Gewalten der Wärme, des Lichtes, der Elektricität und was es sonst noch von blinder Naturkraft geben mag, auf's Mannigfaltigste gemischt und deren Atome in buntester Verschiedenartigkeit herüber und hinüber geworfen würden, und es verrathe eine abergläubische Beschränktheit des Sinnes auf dem Gebiete des organischen Lebens das Walten einer bewußten Absicht und die Wirksamkeit eines nach Zwecken handelnden Wesens anzunehmen, so könnte der tieferblickende Forscher nicht umhin, in solchen Behauptungen den größtmöglichen Irrthum zu sehen, nahe verwandt mit jener Weltanschauung, für welche die Natur nichts anderes ist, als der Inbegriff zahlloser raumerfüllender Massentheilchen, so oder anders räumlich geordnet, dahin oder dorthin bewegt."

Wir brechen hier ab: das Mitgetheilte wird genügen, um unsere Leser zu veranlassen das Programm selbst zur Hand zu nehmen.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1853 Nr. 35.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 5. September.
Nro. 29. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1853.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse am 11. Juni 1853.

Herr Prof. Dr. Seidel las: Ueber die relative Weiße der Oberfläche der Planeten Venus, Mars und Jupiter.

Seit der Veröffentlichung der Resultate meiner in den Jahren 1844—48 am Himmel angestellten photometrischen Messungen (Abhandlungen der k. b. Akademie II. Cl. VI. Bd. III. Abth.), habe ich die Beobachtungen mit dem Steinheil'schen Instrumente, welches mir die Güte des Erfinders und Eigenthümers auf's Neue zur Verfügung gestellt hat, wieder aufgenommen, und mich bey denselben so wie früher der freundlichen Mitwirkung des Herrn Prof. Leonhard zu erfreuen gehabt. Bey den im Ganzen günstigen Verhältnissen des vorigen Jahres haben wir schon bis zum Schlusse desselben eine Reihe von Messungen zusammengebracht, welche eben so groß als die ältere ist. Zwischen sämmtlichen Sternen erster Größe, die früher beobachtet wurden, haben wir zur Controle zahlreiche neue Vergleichungen angestellt, deren Resultate beynahe in allen Fällen innerhalb der nicht sehr weiten Gränzen der zu erwartenden Unsicherheit mit den früher abgeleiteten zusammentreffen, wobey die Einzelnen sogar, bey etwas vorsichtigerer Auswahl der Nächte, im Ganzen noch besser als jene unter sich übereinstimmen. Indessen hatten wir diesmal nicht am Fixsternhimmel das vorzüglichste Ziel für unsere Beobachtung gesucht, sondern unter den Planeten. Einige wenige Messungen an Mars und Jupiter, welche früher gemacht worden waren, habe ich bereits in dem Anhange der in den Denkschriften der Akademie aufgenommenen Abhandlung besprochen; die neueren Beobachtungen sind viel zahlreicher und genauer. Wenn man die beobachtete (auf Fixsterne bezogene) Helligkeit verschiedener Planeten zu gegebenen Zeiten vergleicht mit dem theoretischen Ausdrucke, den Lambert gegeben hat, und welcher diese Helligkeit abhängig macht von derjenigen der Sonne, von der Stellung der Erde und des Planeten gegen die letztere, von dem Durchmesser des Planeten und von der Albedo oder Weiße seiner Oberfläche, so lassen sich daraus sehr interessante Folgerungen ziehen, über die Helligkeit der Sonne, verglichen mit Fixsternen, über die Beständigkeit oder Variabilität ihres Lichtes und namentlich auch über die Weiße der Planeten selbst. So lange man diese Albedo, oder das Verhältniß der Quantität des von dem Körper zurückgeworfenen Lichtes zur Menge alles Lichtes, welches er empfängt, für keinen unter ihnen durch Vergleichung seines Glanzes mit dem directen Sonnenlichte bestimmt hat, ergeben sich allerdings nur Verhältnißzahlen, vermöge deren man etwa sagen kann, daß Jupiter einen um so und so viel größeren Theil des auffallenden Lichtes reflectirt, als Mars, oder dieser als der Mond, aber nicht wie groß dieser Theil bey jedem einzeln ist; oder mit andern Worten, man erfährt nur, um wie viel heller die Localfarbe der Oberfläche des Einen ist als die des Andern, aber nicht den eigentlichen Grad der Weiße für jeden. Dürfte man den vorhandenen Vergleichungen zwischen Sonnen- und Mondlicht

einigermaßen trauen, so würde man auf die absolute Größe selbst schließen können. Vorläufig, nehmlich bis man mit einiger Zuverläßigkeit weiß, wie viel mal der Glanz der Sonne denjenigen des Vollmondes übertrifft (eine Vergleichung, welche wir neu aufzunehmen beabsichtigen), muß man sich mit den relativen Größen begnügen, welche selbst schon sehr beachtungswerth sind. In der Absicht, einen Beytrag zur Kenntniß derselben zu liefern, haben wir im verfloßnen Jahre Venus während ihrer schönen Erscheinung vom März bis Juni verfolgt, auch die Helligkeit von Jupiter und Mars häufig gemessen. Einzelne Beobachtungen sind auch an Saturn gemacht, weil dieser aber dabey nicht günstig stand, so habe ich die, der nothwendigen Berücksichtigung des Ringes wegen etwas umständliche, Reduction derselben bis zum Besitze bessern Materiales noch aufgespart. Hingegen haben wir zwar wenige aber sehr gut übereinstimmende Messungen an dem von der Sonne erleuchteten Theil des Mondes gemacht, um auch seine Albedo in Beziehung mit der der Planeten zu setzen, und eine größere Zahl von Beobachtungen über das aschgraue Licht, mit welchem der von der Sonne nicht beschienene Theil seiner Scheibe in den Tagen vor und nach dem Neumond sich vom Dunkel des Himmelsgrundes abhebt. Aus der Vergleichung dieser letztern Messungen mit denjenigen am hellen Theil des Mondes wünschte ich, da man in dem aschfarben Licht den Schein der Erde sieht, die Albedo unseres eig'nen Planeten abzuleiten. Indessen ist es noch nicht an der Zeit über die Resultate dieser Beobachtungen zu sprechen; die gegenwärtige Mittheilung soll sich vielmehr auf dasjenige beschränken, was sich über die Planeten Venus, Mars und Jupiter ergeben hat.

I. Vergleichungen der Venus mit Sirius.

Da der Glanz des Planeten denjenigen des hellsten Fixsternes, Sirius, noch 8mal übertraf, so konnte sie mit keinem andern als mit dem ebengenannten selbst verglichen werden, was zum Theil in so heller Dämmerung geschah, daß die Ablesungen ohne Beleuchtung gemacht werden konnten. Dabey war für die Sicherheit des Resultates der Umstand sehr günstig, daß Sirius um die Zeit der Beobachtungen Anfangs höher, nachher aber tiefer als Venus stand. In Folge dessen können etwa bestandne constante Unterschiede zwischen der damaligen Durchsichtigkeit der Luft und derjenigen mittleren, auf welche sich meine Extinctionstabelle bezieht (p. 43 der schon citirten Abhandlung), das Ergebniß nicht erheblich entstellen. Auch bemühte ich mich bey den späteren Beobachtungen, wo der Fixstern immer tiefer sank, von der Extinction dadurch unabhängiger zu werden, daß ich unmittelbar nach der Vergleichung mit Venus seine Helligkeit gegen diejenige von Capella maß. *) Den Logarithmus des Verhältnisses zwischen Sirius und Capella nehme ich jetzt, nachdem zu den 9 älteren Beobachtungen (mit Ausschluß einer verdächtigen Nr. 35.) noch 7 neue und ziemlich gute hinzugekommen sind, an = 0,7206 (früher 0,744 ohne solchen Ausschluß, s. Abh. p. 46). Bey den drey Beobachtungen der Venus Nr. 153, 156 und 162 wird man aber zufolge des eben Erwähnten besser thun, ihn so anzunehmen, wie die unmittelbar darnach gemachte Vergleichung ihn gab, nehmlich 0,704; 0,725; 0,745. Der geringe Betrag der Unterschiede zwischen diesen Zahlen und dem Mittelwerth, bey Zenitdistanzen von ungefähr 75°, scheint dafür zu sprechen, daß man bey etwas vorsichtiger Auswahl der Nächte wirklich hoffen darf, die wahre Extinction durch die Zahlen meiner Tafel ziemlich gut ausgedrückt zu finden. Eben darauf deutet auch die Uebereinstimmung der Venusbeobachtungen selbst. Das Nähere der einzelnen Beobachtungen (schon berichtigt wegen ungleicher Durchsichtigkeit der verschiedenen Gläser des Instrumentes) gibt die Tabelle I., in welcher (ganz ähnlich wie in der citirten Abhandlung p. 31) unter φz die aus meiner Tafel genommenen Extinctionsgrößen, und unter der Ueberschrift log. ☉ : ♀ + log. Alb. ♀ die Supplemente der Logarithmen derjenigen Zahlen stehen, durch welche nach der Lambert'schen Formel (s. p. 96 meiner Abhandlung) das Verhältniß der Helligkeit des Planeten zu der der Sonne, nach Hinweglassung der unbekannten Albedo und den wahren Halbmesser der ♀ = 0,985 des Erdhalbmessers gesetzt, sich aus-

*) Bey den drey letzten Beobachtungen erlaubten dieß die Umstände nicht.

drückt. Diese Zahlen können dienen, um die sämmtlichen Observationen auf eine Normalzeit, z. B. auf diejenige Helligkeit, welche Venus am Abend des 27. März 1852 hatte, zu reduciren, für welche Epoche man hat log. ⊙ : ♀ + log. Alb. = 8,9638. Wenn man dieß thut und zugleich den Uebergang von Sirius auf Capella macht, so geben, mit Hilfe der φz befreyt vom Einfluß ungleicher Zenitdistanz, die 10 der Extinction wegen weniger sichern Beobachtungen, welche in der Zusammenstellung mit : bezeichnet sind, im Mittel

$$\log. \frac{♀, \text{März } 27{,}3}{\text{Capella}} = 1{,}5579$$

dagegen die 7 übrigen, welche einzeln zuverläßiger sind:

1.5531

also fast identisch; das Hauptmittel, wenn beyde Bestimmungen gleiches Gewicht erhalten, ist

1.5555

und wenn man den Uebergang auf meinen Normalstern Wega macht

$$(\text{mit } \log. \frac{\text{Capella}}{\text{Wega}} = 9.9162,$$

welches Resultat von p. 49 meiner Abh. die neueren Beobachtungen bestätigen) so ist

$$\log. \frac{♀ \text{ März } 27.3}{\text{Wega}} = 1.4717.$$

Der mittlere Fehler einer einzelnen Beobachtung, einschließlich der Unsicherheit ihrer Reduction auf gleiche Zenitdistanz beyder Himmelskörper, ergibt sich dabey $= \pm 0{,}0553$, der wahrscheinliche $= \pm 0{,}0373$, und der wahrscheinliche des Resultates, soweit es von der Vergleichung zwischen Venus und Sirius abhängig ist, $= \pm 0.0091$.

Das allmähliche Wachsen der Helligkeit des Planeten findet sich in den Beobachtungen unzweydeutig ausgesprochen, und der Gang dieser Zunahme ergibt sich aus einer Trajectorie, welche man durch die graphisch als Punkte eingetragenen Beobachtungen (an welche sich noch die unter III. zu erwähnenden Vergleichungen mit Jupiter anreihen) hindurchlegt, in vollkommner Uebereinstimmung mit der Theorie.

II. Vergleichungen zwischen Jupiter und Fixsternen.

Ueber die Helligkeit Jupiters liegen mir 4 neue Vergleichungen mit Wega, 5 mit Arcturus und Eine mit Regulus vor. Die Verhältnisse dieser Fixsterne nehme ich gegenwärtig so an:

$$\log. \frac{\text{Arcturus}}{\text{Wega}} = 9.9073 \text{ *)}$$

$$\log. \frac{\text{Regulus}}{\text{Wega}} = 9.5145$$

Wenn man mit Hilfe dieser Annahmen die Zahlen in Tabelle II. sämmtlich auf Wega, und zugleich auf diejenige Helligkeit Jupiters reducirt, welche er 1852 März 7.6 hatte, (log. ⊙ : 4 + log. Alb. = 9.6972 mit : Halbmesser des 4 = 11.21 Erdhalbmessern), so ergibt sich

$$\log. \frac{4 \text{ März } 7.6}{\text{Wega}} = \begin{cases} 0.742 \text{ aus } 4 \text{ direct. Vergleichungen} \\ 0.747 \text{ aus } 5 \text{ Vergl. durch Arctur} \\ 0.677 \text{ aus } 1 \text{ durch Regulus.} \end{cases}$$

Gibt man der letzteren das Gewicht $\frac{1}{2}$, weil die Vergleichung zwischen 4 und Regulus, an sich wegen des großen Helligkeitsunterschiedes etwas schwierig, nur auf halb so vielen Einstellungen beruht, als sonst gewöhnlich gemacht sind, so wird das Mittel

$$\log. \frac{4 \text{ März } 7.6}{\text{Wega}} = 0.7391$$

die mittlere Abweichung jeder einzelnen Beobachtung hievon beträgt 0.0462, die wahrscheinliche 0.0312 und die wahrscheinliche Unsicherheit des Mittels, so weit sie von zufälligen Fehlern der einzelnen Vergleichungen abhängig ist, $\pm$ 0.00986.

*) Aeltere Bestimmung 9.9295. Bey diesem Stern ist die Abweichung der neuern Beobachtungen vom frühern Resultat am auffallendsten. Vergleichungen mit Wega (3 neue) Capella (1) und Spica (3) so wie auch die durch 4 und ♂, vereinigen sich darin, neuerlich einen etwas kleineren Werth zu geben als früher.

III. Vergleichungen zwischen Venus und Jupiter.

Nachdem gegen Ende April 1852 Sirius Abends dem Horizonte zu nahe gekommen war, um noch als Vergleichungsstern für Venus zu dienen, wurden die Beobachtungen der letzteren mit Hilfe des Planeten Jupiter fortgesetzt. Sie sind nebst dem, was zu ihrer Reduction nöthig ist, in dem kleinen Täfelchen III. enthalten. Wenn man auch hier Alles auf die Normalhelligkeit der Venus von März 27.3 und des Jupiter von März 7.6 zurückführt, und dabey der Beobachtung Nr. 191/192 das gebührende doppelte Gewicht gibt (sie besteht aus zwey $\frac{3}{4}$ Stunden auseinanderliegenden Messungen), so wird im Mittel aus vier Vergleichungen

$$\log. \frac{♀\ \text{März}\ 27.3}{♃\ \text{März}\ 7.6} = 0{,}7070$$

und der wahrscheinliche Fehler dieses Resultats, so weit er aus so wenigen Beobachtungen sich ableiten läßt, wäre $\pm$ 0.0181.

Stellt man hiernach die Resultate aus I. II. und III. zusammen, so ist gefunden, wenn log. Wega = 0 gesetzt wird:

log. ♀ März 27.3 = 1.4717 $\pm$ 0.0091 aus 17 Vergleich. mit Sirius,

log. ♃ März 7.6 = 0.7391 $\pm$ 0.0099 aus 10 Vergl. mit Wega, Arctur u. Regulus.

log. ♀ März 27.3 — log. ♃ März 7.6 = 0.7070 $\pm$ 0.0181 aus 3 directen Vergl.

Subtrahirt man von der ersten dieser Gleichungen die beyden folgenden, so erhält man, anstatt Null, die Größe 0.0256 mit einem wahrscheinlichen Fehler $\pm$ 0.0241, also eine Uebereinstimmung, die durchaus befriedigend ist, besonders wenn man bedenkt, daß sie von dem 5fachen Uebergang — Venus auf Sirius, Sirius auf Capella, Capella auf Wega, Wega auf Jupiter und Jupiter auf Venus, abhängig ist. Gibt man, wie es der Zahl der Beobachtungen und den wahrscheinlichen Fehlern angemessen ist, den beyden ersten Gleichungen vierfaches Gewicht gegen die letzte, so erhält man aus allen dreyen als wahrscheinlichste Werthe:

$$\log. \frac{♀\ 1852\ \text{März}\ 27.3}{\text{Wega}} = 1.4674$$

$$\log. \frac{♃\ 1852\ \text{März}\ 7.6}{\text{Wega}} = 0.7434$$

Geht man von diesen Zahlen aus auf das Helligkeitsverhältniß der Sonne zu Wega über, mit Hilfe der angegebenen theoretischen Werthe der Verhältnisse beyder Planeten zur Sonne, so erhält man:

1) $\log. \frac{\odot}{\text{Wega}} = 10.4312 - \log.\ \text{Alb.}\ ♀$

$= 10.4406 - \log.\ \text{Alb.}\ ♃$

Das letztere Resultat läßt sich vergleichen mit demjenigen, welches meine älteren Beobachtungen des Jupiter (besprochen S. 98 der früheren Abhandlung) ergeben haben. Aus vier Vergleichungen mit Wega und Einer mit Sirius, welche letztere ich durch die unter I. gegebenen Verhältnißzahlen ebenfalls auf Wega reducire, ergibt sich nehmlich

$$\log. \frac{\odot}{\text{Wega}} = 10.4214 - \log.\ \text{Alb.}\ ♃$$

(dieß ist der Logarithmus des arithmetischen Mittels der 5 Numeri, welche übrigens einzeln viel schlechter als die neueren harmonieren). Beyde Resultate zeigen eine Uebereinstimmung, welche bey der Unsicherheit der ältern Beobachtungen überraschend zu nennen ist. Gebe ich dem neuen Mittel 3faches Gewicht, so erhalte ich als Hauptmittel aus allen Beobachtungen Jupiters:

2) $\log. \frac{\odot}{\text{Wega}} = 10.4358 - \log.\ \text{Alb.}\ ♃$

und aus der Verbindung dieser Gleichung mit derjenigen, welche aus den Venusbeobachtungen hervorging, erhält man zwischen der Albedo beyder Planeten die Bedingung

$$\log. \frac{\text{Alb.}\ ♃}{\text{Alb.}\ ♀} = 0.0046$$

oder es würde sich verhalten

(Schluß folgt.)

Bulletin der Königl. Akademie d. W.
1853 Nr. 36.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 7. September.
Nro. 30. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1853.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Ueber die relative Weiße der Oberfläche der Planeten Venus, Mars und Jupiter.

(Schluß.)

3) Alb. ♀ : Alb. ♃ = 93 : 94

d. h., so weit die Beobachtungen entscheiden können, sind beyde gleich, denn der geringe Unterschied ist nach der Sicherheit der photometrischen Messungen keineswegs zu verbürgen, und würde auch ganz verschwinden, wenn man die angenommene Größe für den Halbmesser eines der beyden Planeten nur um $\frac{1}{200}$ seines Werthes verändern wollte. Ob namentlich derjenige der Venus auf eine so kleine Größe sicher ist, möchte zweifelhaft seyn. Man gelangt also zu dem auffallenden Resultate, daß diese beyden Planeten, von welchen der Eine ungefähr 4mal dichter als der andere ist, eine sehr genau gleich weiße Oberfläche haben.

IV. Vergleichungen zwischen Mars und Fixsternen.

Die neuen Vergleichungen zwischen Mars und Capella, an der Zahl 9, und zwischen Mars und Arctur (an der Zahl 3) sind in Tabelle IV. enthalten. Bey ihrer Reduction habe ich für Mars denjenigen Werth des scheinbaren Halbmessers angewendet, welchen Oudemans aus Bessel's Heliometer-Messungen hergeleitet hat. (A. N. Nr. 838). Durch die Annahme dieses Werthes statt des älteren wird auch das Resultat meiner frühern Beobachtungen des Mars (Abh. p. 98) verändert. Im Mittel der 4 alten Beobachtungen erhält man jetzt:

log. ⊙ : Wega = 9.7273 — log. Alb. ♂

dagegen aus den 12 neuen, von Arctur und Capella auf Wega reducirt:

log. ⊙ : Wega = 9.7349 — log. Alb. ♂

und die wahrscheinliche Unsicherheit des letztern Resultates ± 0.0077. Die Uebereinstimmung kann also vollständig genannt werden. In der That ist der Unterschied der beyden Zahlen bedeutend kleiner als die Aenderung, welche die erste von ihnen durch die Annahme eines andern Marshalbmessers erlitten hat *). Es darf gewiß als ein Argument zu Gunsten photometrischer Messungen geltend gemacht werden, daß ein solcher Fall sich auf einem noch so wenig angebauten Gebiete jetzt schon zutragen konnte. Diese schöne Uebereinstimmung erhält man übrigens aus Zahlen, welche in ihrer Originalform keine Spur derselben an sich tragen. Mars erschien zur Zeit seiner ältern Beobachtungen 30mal heller als bey den neueren: damals überglänzte er Sirius bey weitem, während er dießmal nur als Stern 2ter Größe beobachtet wurde. Es ergibt sich auch weiter aus dem Zusammentreffen beyder Zahlen, so wie aus demjenigen der entsprechenden für Jupiter, daß in der Zwischenzeit von ungefähr 7 Jahren die Sonne gleiche Helligkeit behalten hat, und da auch eine Beobachtung von Olbers aus dem Jahre 1801, welche den Werth einer Messung hat,

*) Nach der frühern Berechnung war der log. des älteren Mittels 0,771.

mit meinen vortrefflich harmonirt (s. meine Abh. p. 99), so kann man das Gleiche für den Zeitraum eines halben Jahrhunderts behaupten, — worin vielleicht der erste directe Beweis gegen die Annahme einer irgend erheblichen Veränderlichkeit der Sonne enthalten ist.

Wenn man aus allen meinen alten und neuen Beobachtungen des Mars das Mittel nimmt, so ergibt sich

$$4)\quad \log. \frac{\odot}{\text{Wega}} = 9.7330 - \log. \text{Alb. } ♂$$

und die Vergleichung dieses Resultates mit 1) und 2) gibt:

$$5)\quad \begin{cases} \log. \dfrac{\text{Alb. } ♀}{\text{Alb. } ♂} = 0.6982 \\ \log. \dfrac{\text{Alb. } 24}{\text{Alb. } ♂} = 0.7028 \end{cases}$$

oder jeder der beyden helleren Planeten reflectirt sehr nahe 5mal mehr von gleich vielem auffallendem Lichte, als Mars thut. Der letztere scheint daher schon eine bedeutend dunkle Localfarbe zu haben, die gleichwohl wahrscheinlich noch beträchtlich heller ist als die des Mondes. —

Bey Untersuchungen in einem Felde, welches noch so wenig betreten ist, hat die Kenntniß der Sicherheit, welche man den Resultaten etwa zutrauen darf, fast eben so großes Interesse als die letztern selbst. Ich stelle deßhalb zum Schluß noch die Zahlen zusammen, welche sich auf verschiedene Weise für die wahrscheinlichen Fehler einzelner Beobachtungen, logarithmisch dargestellt, ergeben haben, und welche die Unsicherheit der Einstellung und die der Reduction auf gleiche Zenitdistanzen in sich begreifen:

aus 62 alten Vergleichungen zwischen Fixsternen erster Größe wurde gefunden (s. d. Abh. p. 51)					± 0,0361
aus 12	neuen	zwischen	Mars	und Sternen	± 0.0265
„ 17	„	„	Venus	„ Sirius	± 0.0373
„ 10	„	„	Jupiter	„ Sternen	± 0.0312
„ 4	„	„	Jupiter	„ Venus	± 0.0373
„ 16	alten u. neuen	zw.	Sirius	„ Capella	± 0.0346

Daß auch die Möglichkeit constanter Fehler, die sich hierin nicht aussprechen sollten, in den Resultaten nicht sehr zu fürchten ist, scheint aus der im Vorausgehenden mehrfach hervorgehobenen Uebereinstimmung zwischen solchen Zahlen hervorzugehen, welche in weit auseinander liegenden Epochen oder bey dem Uebergang durch verschiedene Zwischenglieder sich ergeben.

Zusammenstellung der Beobachtungen über die Helligkeit der Planeten Venus, Jupiter und Mars im Frühjahre 1852.

I. Vergleichungen zwischen Venus und Sirius.

Nr. der Beob.	Datum 1852.	Wahre Zenit-Distanz ♀	log. Beob. φz	♀ : *	φz	Wahre Zenit-Dist. Sirius.	log.⊙:♀ + log. Alb. ♀
109	März 6	82° 51′	0.539	0.372 :	0.149	65° 50′	9.006
110	„ 7	71 22	0.209	0.775 :	0.138	64 46	9.004
117	„ 8	68 55	0.179	0.710	0.139	64 54	9.002
121	„ 9	68 0	0.170	0.834	0.139	64 53	9.000
125	„ 12	73 55	0.248	0.804 :	0.140	65 3	8.994
127	„ 14	71 43	0.218	0.684 :	0.140	65 2	8.991
131	„ 18	64 59	0.140	0.875	0.138	64 45	8.983
138	„ 19	67 23	0.164	0.802	0.142	65 11	8.981
142	„ 20	71 27	0.210	0.727 :	0.154	66 25	8.979
147	„ 22	70 17	0.194	0.742	0.157	66 43	8.974
152	„ 27	74 24	0.257	0.702 :	0.211	71 31	8.964
153	April 13	61 32	0.108	1.002	0.237	73 16	8.926
156	„ 16	63 47	0.128	1.044	0.303	76 42	8.919
162	„ 17	59 43	0.095	1.058 :	0.259	74 31	8.916
169	„ 21	59 49	0.096	1.207 :	0.311	77 6	8.907
174	„ 22	59 40	0.095	1.144 :	0.324	77 38	8.905
181	„ 23	38 58	0.090	1.116 :	0.328	77 47	8.903

II. Vergleichungen zwischen Jupiter und Fixsternen.

Nr. der Beob.	Datum 1852.	Wahre Zenit-Distanz 24	log. Beob. φz	24 : *	φz	Wahre Zenit-Dist. *	Name des Vergleich *	log. ⊙ : 24 log. Alb. 24
116	März 7	67° 55′	0.169	1.101	0.108	61° 30′	Regulus	9.697
161	April 16	66 41	0.157	0.800	0.006	28 11	Arctur	9.607
166	„ 17	66 25	0.154	0.717	0.033	46 43	Wega	9.606
167	„ 17	65 40	0.147	0.795	0.007	28 31	Arctur	9.606
172	„ 21	68 15	0.172	0.721	0.007	28 54	Arctur	9.600
180	„ 22	65 31	0.145	0.655	0.026	44 3	Wega	9.599
185	Mai 10	68 49	0.178	0.816	0.007	30 24	Arctur	9.590
189	„ 15	67 10	0.162	0.822	0.018	40 18	Arctur	9.591
193	„ 18	63 56	0.129	0.625	0.014	37 17	Wega	9.592
195	„ 21	64 1	0.130	0.795	0.012	35 9	Wega	9.594

III. Vergleichungen zwischen Venus und Jupiter.

Nr. der Beob.	Datum 1852	log. ⊙ : ♀ + log. Alb. ♀	Wahre Zenit-Distanz ♀	log. Beob. φ z	♀ : 24	φ z	Wahre Zenit-Dist. 24	log. ⊙ : 24 + lg. Alb. 24
184	Mai 10	8.865	75° 57′	0.287	0.540	0.190	69° 52′	9.590
191	„ 16	8.854	65 20	0.143	0.807	0.244	73 43	9.590
192	„ 16	8.854	72 19	0.223	0.665	0.184	69 25	9.591
197	„ 23	8.844	77 36	0.323	0.617	0.141	65 7	9.596

IV. Vergleichungen zwischen Mars und Fixsternen.

Nr. der Beob.	Datum 1852	Wahre Zenit-Distanz ♂	log. Beob. φ z	♂ : *	φ z	Wahre Zenit-Dist. *	Name des Vergl. *	log. ⊙ : ♂ + log. Alb.
113	März 7	23° 37′	0.004	0.003	0.005	25° 5′	Capella	9.831
130	„ 14	24 10	0.004	9.953	0.009	31 39	„	9.895
136	„ 18	25 57	0.005	9.926	0.013	36 25	„	9.932
144	„ 20	25 26	0.005	9.894	0.012	35 11	„	9.949
149	„ 22	25 3	0.005	9.904	0.011	33 56	„	9.967
158	April 16	35 57	0.013	9.597	0.055	52 23	„	10.161
160	„ 16	60 43	0.102	9.546	0.007	28 37	Arctur	10.162
164	„ 17	35 18	0.012	9.682	0.052	51 47	Capella	10.168
171	„ 21	37 9	0.014	9.677	0.063	54 16	„	10.194
179	„ 22	43 39	0.025	9.714	0.101	60 34	„	10.201
183	Mai 10	52 37	0.055	9.490	0.010	33 2	Arctur	10.303
186	„ 15	77 8,5	0.312	9.164	0.008	31 25	„	10.328

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1853 Nr. 37.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 9. September.
Nro. 31. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1853.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse am **9. Juli 1853.**

Hr. Prof. Wagner legte vor den dritten Bericht des Hrn. Prof. Harleß: Ueber die in dem physiologischen Kabinet der Universität München angestellten Untersuchungen während des laufenden Etatsjahres.

Nachstehend verzeichnete Untersuchungen und Arbeiten wurden im gedachten Institute in Ausführung gebracht *).

I. Reizversuche. a) An der Muskelsubstanz.

Seit der Veröffentlichung meiner Studien über die Fähigkeit der Muskelsubstanz sich ohne Mitwirkung der Nerventhätigkeit unter geeigneten Umständen zusammen zu ziehen, was ich zuerst bey Beobachtung der Aethernarkose (Wirkung des Schwefeläthers in chemischer und physiologischer Beziehung ꝛc.), dann unter Anwendung starker, die Nerventhätigkeit rasch lähmender Induktionsströme (Denkschriften der Akademie der Wissenschaften zu München 1848) gefunden hatte, haben sich mehrere weitere Thatsachen beobachten lassen, welche theils auf anderem Wege, theils mit anderen Mitteln die Schlußfolgerungen rechtfertigen, die ich an den angeführten Orten gemacht hatte, trotzdem daß sich einzelne Einwendungen dagegen früher erhoben hatten.

Das wichtigste Faktum, welches für meine Annahme spricht, ist das von R. Wagner zuerst bekannt gemachte selbstständige Pulsiren der Herzsubstanz zu einer Zeit, wo die Muskelelemente selbst noch in ihrer Entwicklung begriffen, und die Nerven noch nicht ausgebildet sind, Reizversuche der Anlagen der nervösen Centralorgane selbst noch ohne allen Erfolg bleiben (Göttinger gelehrte Anzeigen 21. Okt. 1850). Wenn Wagner das Resultat dieser Beobachtung so formulirt, daß er sagt, man sieht, daß wenigstens zu einer gewissen Zeit Muskelcontraction ohne Nerveneinfluß, ja ohne Gegenwart von Nerven möglich sey, so scheint mir damit eine willkührliche Beschränkung der Schlußfolgerung gemacht zu seyn, denn man sieht nicht, wodurch die Muskelsubstanz im weiteren Verlauf der Zeit, nachdem sie doch einmal mit ihren charakteristischen Merkmalen gebildet war, eine Fähigkeit wieder verlieren sollte, welche sie im Lauf ihrer Entwicklung einmal gewonnen hatte. Begreiflich ist dagegen, daß mit der Bildung der Nerven, wenn diese ihren Einfluß geltend machen können, Momente eingeführt werden, welche auf den Typus, die Intensität, die Erregbarkeit der Muskelsubstanz eben so wie andere als nervöse Reize von unbedingter Wirkung sind. Nichts aber berechtigt uns den Nerveneinfluß als etwas anderes anzusehen, als einen allen übrigen äußeren Reizen coordinirten Impuls, durch welchen die Kraft in den Muskeln frey wird, welche die Contraction als äußere Erscheinung ihrer Wirkung bedingt. Diese Kraft der Contraction ist dem Muskel eben so inhärent als die Elasticität einem Cautschukfaden; um

*) Die beyden früheren Berichte finden sich in diesen Blättern Bd. XXXIV S. 349 und XXXV S. 217.

ihre Wirkung aber zu verspüren, sind äußere Veranlassungen nöthig in jenem wie in diesem Fall. So wenig die spannenden Gewichte die Kraft der Elasticität erzeugen, so wenig erzeugt der Nerveneinfluß die Kraft der Contraction.

Vermöge seiner molekulären Eigenschaften kann ein Körper unter sehr verschiedenen äußeren Bedingungen immer einen bestimmten Zustandswechsel zeigen; ist dieser aber einmal determinirt, so ist keine Veranlassung anzunehmen, daß, wenn er sich in dieser bestimmten Form unter gewissen Bedingungen einmal gezeigt hat, er nicht unter denselben Bedingungen wieder auftreten sollte, vorausgesetzt, daß nicht gleichzeitig andere Bedingungen obwalten, welche jenen neutralisirend entgegenarbeiten. Das Letztere aber von den Nerven überhaupt voraussetzen zu wollen, hätten wir keinen Grund, und wenn sich auch die Zahl der bewegunghemmenden Nerven mehren sollte, deren wir nur Einen (in Beziehung auf das Herz) kennen, nehmlich den Vagus, so wäre noch immer die Frage, in welcher Weise diese Hemmung geschieht, und ob Aufhebung dieser Art der Hemmung und Fortbestehen der Hemmung anderen als nervösen Reizen gegenüber zu vereinen wäre. Man könnte sich nehmlich nur denken, ein an sich stetiger Nerveneinfluß ließe die Muskelmasse in einem derartigen moleculären Zustand verharren, daß sie von äußeren Kräften nicht eher in denjenigen übergeführt werden könnte, welcher bey der Contraction eintritt, als bis durch diese äußeren Kräfte der Nerveneinfluß überwunden wird, und die Contraction ähnlich dem Rückschwung eines sich selbst überlassenen elastischen Körpers nach Wegfall der spannenden Kräfte erfolgte. Ohne die Richtigkeit dieser Annahme prüfen zu wollen, kann eine derartige Möglichkeit nicht geläugnet werden, allein, wenn sie auch durch die Erfahrung berechtigt wäre, würde dieses an dem Verhältniß von Nerveneinfluß und Zusammenziehungsfähigkeit nichts ändern. Der physikalische Begriff von Kraft setzt die Existenz wenigstens zweyer materieller Prämissen voraus, und an dem Phänomen, aus welchem wir die Kraft abstrahiren, hat die Natur der einen Substanz eben so viel Antheil als die Natur der anderen. Mag nun die Contraction mit dem Eintreten oder Aufhören des Nerveneinflusses zusammenfallen, immer hat an dem Phänomen der Contraction das Substrat der Muskelsubstanz und das der Nerven gleichen Antheil, und nur in diesem Sinne konnte ich und habe ich die Muskelirritabilität verfochten.

Daß im Lauf der Entwicklung die Muskelsubstanz sich nicht so verändert, daß sie ihre Eigenschaft sich zu contrahiren nur für die Fälle der Nervenerregung behauptete, für alle anderen verlöre, sehen wir theils aus den von mir zuerst gemachten Beobachtungen in der Aethernarkose, und wenn man diesen keine vollkommne Beweiskraft zuschreiben will, aus den neueren Versuchen von Stannius mit Blausäure und Opiumtinctur, welche ebenfalls ergeben, daß je für sich Nerv oder Muskel getödtet werden kann, und die physiologischen Eigenschaften des anderen in Kraft bleiben (Zwey Reihen physiologischer Versuche, Rostock 1851). Es gibt nun noch andere Mittel sich von der direkten Wirkung äußerer Reize auf die Muskelsubstanz zu überzeugen, ohne daß man die Nerventhätigkeit vorher aufgehoben hat, auch wären von hieraus zusammengehalten mit anderen Erfahrungen vielleicht noch weitere Schlüsse auf das Wesen der Muskelcontraction zu machen. Denn so viel auch DuBoi's ausgedehnte Untersuchungen über die elektrischen Zustände der Muskeln im Zustand ihrer Ruhe und Thätigkeit Licht verbreitet haben, so ist in Anbetracht des Wesens der Contraction dadurch nicht mehr gewonnen als durch die Erfahrungen, daß sich bey der Contraction der Muskel verkürzt und dicker wird, daß seine Dichtigkeit um etwas zunimmt, daß er Wärme und Kohlensäure entwickelt ꝛc., denn man wird Contraction und Elektricität wohl nicht auch identificiren können. Alle diese Dinge treten neben der Contraction auf, deren Wesen in einer veränderten Gruppirung bestimmt gestalteter kleinsten, aber nicht unendlich kleiner Theile bestehen muß und welche Veränderung mit einer Reihe anderer gleichzeitig zu beobachtender Phänomene an der Muskelsubstanz verbunden ist. Aus dem absoluten Maaß der Verkürzung, Verdickung und Verdichtung müßte sich die Form dieser kleinsten Theile rechnen lassen, wonach die Aufklärung über das Wesen der Contraction wohl vielleicht noch von dem Calcul, nicht aber von

Beobachtung und Experiment zu erwarten wäre. Letzteres kann uns in dieser Beziehung nur über die an dem räumlich ausgedehnten Muskel in der Zeit auftretende und sich also zeitlich entwickelnde Contraction und die damit unvermeidlich verknüpften Processe Aufschluß gewähren. Helmholz und Volkmann haben über den Gang der Contraction mittelst der graphischen Methode Untersuchungen angestellt und dabey Curven erhalten, welche ein, wenn auch in sehr kurzen Zeiten, doch sehr deutliches Anwachsen und darauffolgendes Abnehmen der Contraction nachweisen. Man sieht aber leicht, daß hiebey der in der Zeit variable Totaleffect der Verkürzung gemessen ist und nicht der Intensitätswechsel der Contraction für je ein Muskelelement, was, wenn ich nicht irre, jene Experimentatoren präsumiren.

Bekanntlich steht, wie Weber nachgewiesen hat, die Hubhöhe in direkter Relation zur Länge der Faser. Enthält ein Muskel verschieden lange Fasern, und hängt an seinem einen, sehnigen Endpunkt ein zu bewegender Körper, welcher die Curve auf dem Cylinder des Kymographion schreibt, so wird dieser Körper, bey gleicher Verkürzungstendenz jeder einzelnen Faser, doch verschieden hoch gehoben werden, je nachdem die kürzere oder längere gerade in Contraction begriffen ist. Nun hat es zwar alle Wahrscheinlichkeit gegen sich, daß in Folge eines Reizes, welcher anscheinend alle Fasern gleichzeitig trifft, gerade die kürzesten zuerst, dann die längsten, und endlich nur wieder die kürzesten sich contrahiren sollten; allein es ist denkbar, daß jede Faser erst nach und nach in ihrer ganzen Länge sich zusammenzieht, daß also anfänglich kürzere, dann längere, und zuletzt wieder kürzere Stücke in Wirksamkeit kommen, an welchen die übrigen als passive Theile, als Gewichte, hängen, die selbst nun der Länge der contrahirten Theile entsprechend hoch gehoben werden, wenn auch überall da, wo die Contraction auftritt, ihre Intensität für je eine Maaßeinheit gleich groß ist.

Die nachfolgenden Beobachtungen, theilweise nicht zu diesem Zweck angestellt, können auch hierüber Aufschluß geben.

Reizt man den Muskel eines Thieres an einer vom Rumpf abgetrennten Extremität, und zwar durch mechanischen Druck, so beobachtet man diesseits und jenseits, d. h. oberhalb und unterhalb dieser Stelle, eine Vibration der Muskelbündel, welche in den seltensten Fällen von dem gereizten Punkt nach den entfernteren fortzuschreiten scheint, sondern an den letzteren zuerst und am stärksten auftritt. Den Leitungsgesetzen und Anordnungen der motorischen Nerven zu Folge könnte man, wenn diese Erscheinung von ihnen abhängig gedacht wird, nur annehmen, daß die Erregung einer tiefer unten sich ausbreitenden Faser in der einem höher gelegenen Muskelbezirk angehörigen einen Erregungszustand inducirte, wie dieses bey der sogenannten paradoxen Zuckung der Fall ist, bey welcher aber der primäre Reiz nothwendig ein elektrischer seyn muß, während hier nur ein mechanischer gewirkt hat.

Es bleibt somit nur die Annahme möglich, daß das Phänomen von dem Fortschreiten der Wirkung in der Muskelsubstanz unabhängig von der Gegenwart der Nerven ausginge, was eben auf's Neue beweisen würde, daß die Contractionsfähigkeit weder ein Geschenk der Nervenkraft noch eine ausschließlich ihr unterstellte Eigenschaft der Muskeln ist.

Die ganze Erscheinung ist nicht selten täuschend ähnlich einer Wellenbewegung, wie man in günstigen Fällen an einer dünnen Wasser- oder Oelschicht, oder der feuchten Oberfläche, besonders der größeren Muskeln des Oberschenkels (beym Frosch) sieht. Man gewahrt dann ein von dem gereizten Punkt ausgehendes System außerordentlich feiner, nur bey schiefer Beleuchtung sichtbarer Wellen, welche gegen die beyden Befestigungspunkte hinlaufen. Die deutlicheren zitternden Contractionen erscheinen dann wie stehende im Schwingungsmaximum gelegne Wellen.

Da nun, wie aus Webers Untersuchungen hervorgeht, die mikroskopisch sichtbare Form der Contraction nicht in einer Kräuselung oder Zickzackbiegung besteht, wie man früher glaubte, so kann jene undulirende Bewegung nicht als direkter Ausdruck der Contractionen, sondern nur als eine Folgewirkung ihres Auftretens angesehen werden. Die einzelnen Zusammenziehungen müssen aber demgemäß Punkt für Punkt in der Richtung des Faserzuges ihr Maximum erreichen, und nicht Faser für Faser,

wobey zu gleicher Zeit während der ganzen Dauer eines continuirlichen Reizes diese Maxima ihren Ort innerhalb der Länge der Faser wechseln. Will man hiebey auch die Natur des Reizes in Anschlag bringen, so liegt am nächsten anzunehmen, daß sich bey verstärktem Druck die Summe der gereizten Fasern vergrößert. Das Fortschreiten der Wirkung in der Richtung ein und derselben Faser möchte aber viel weniger aus der Natur des Reizes als aus dem Verhalten der Faser gegen den Reiz abzuleiten seyn.

Es fragt sich nur noch, ob das, was bey continuirlich andauerndem Reiz mit dem Blick verfolgbar ist, auch bey momentaner Reizung in den kleinsten Zeittheilchen erfolge, ob also von jenen Beobachtungen auf ein successives Verbreiten der Contraction über die ganze Länge der Faser geschlossen werden dürfe.

Bey einem jeden Körper, auf welchen punktförmig ein Impuls wirkt, der den Zustand des ganzen Körpers zu ändern im Stande ist, muß streng genommen diese letzte Zustandsveränderung als eine im Verlauf der Zeit sich entwickelnde gedacht werden, mag diese auch noch so kurz seyn; und die an dem Körper fortschreitende Veränderung wird ihren Ausgang von der Stelle nehmen, an welcher der Impuls eingewirkt hat.

Es kann aber in der Natur des Körpers gelegen seyn, daß ein einmaliger Impuls eine Periode von Veränderungen anregt, wie der Stoß auf eine elastische Masse u. s. w. Diese Periode kann in einer wiederkehrenden gleichzeitigen Bewegung der ganzen Summe von Theilen eines Körpers oder in einer wiederkehrenden successiven Bewegung der einzelnen Theile bestehen. Im einen Fall liegt das periodisch wiederkehrende Maximum in der Bewegungsebene eines bestimmten Punktes (einfachster Fall einer stehenden Seilschwingung), oder abwechselnd in hintereinander gelegenen Ebenen (bey der fortschreitenden Schwingung). Denkt man von einer analogen Bewegungsform eine bestimmte Arbeit oder Leistung abhängig, so kann diese auf die eine oder andere Weise ausgeführt werden, ohne daß an ihr als dem Produkt sich die Natur der Factoren unmittelbar bestimmen ließe.

Es kann also durch die Contraction eines Muskels, welche an einem Punkt seiner Länge angeregt worden ist, ein bestimmtes Gewicht eben so hoch gehoben werden, wenn das in meßbarer Zeit sich entwickelnde Contractionsmaximum an einem bestimmten Punkt erreicht oder auf eine gewisse Summe von Punkten successive vertheilt wird.

Um hierüber Aufschluß zu bekommen müßte man nicht bloß an dem einen Ende, wie Volkmann es gethan hat, den die Curve zeichnenden Inder anbringen, sondern eine bestimmte Anzahl solcher Inder parallel längs des Faserzuges des Muskels einführen, und nun den Muskel in verschiedenen Querschnitten reizen. Dieser Versuch scheitert aber an der Unmöglichkeit in den platten Muskeln mit parallelem Faserzug, wie man sie hiebey allein benützen kann, die zeichnenden Körper z. B. steife Borsten in ihrer parallelen Stellung zu erhalten, und ihnen genug Festigkeit zum Zeichnen am Kymographion zu geben. Ich habe deßhalb folgende Vorrichtung construirt, welche ich einstweilen hier beschreiben will, während ich die Mittheilung der damit zu gewinnenden Resultate meinem nächsten Bericht vorbehalte.

Auf einem vollkommen feststehenden Stativ befinden sich in einer Ebene fünf oder sechs circa $1\frac{1}{4}$ Zoll lange, $2\frac{1}{2}'''$ Durchmesser haltende Eisenstäbchen, je mit einer engen Spirale übersponnenen Kupferdrahtes überwickelt, und in Guttapercha-Streifen eingehüllt, so daß sie vollkommen voneinander isolirt sind. An dem allgemeinen Träger dieser Cylinder sind gekrümmte Stahlfedern angeschraubt, welche sich sofort je an die eine Basis der Cylinder anlegen, sobald diese durch einen in der Drahtspirale fortgeleiteten elektrischen Strom magnetisch werden und vermöge ihrer Elasticität in dem Augenblick abspringen, in welchem jener elektrische Strom unterbrochen wird. Da es gerade hierauf ankommt, sind die Cylinder unterhalb der Federn mit Papier überklebt, um vor der Wirkung der auch in dem weichen Eisen nach Unterbrechung des Stromes immer zurückbleibenden Spuren des Magnetismus gesichert zu seyn.

(Fortsetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1853 Nr. 38.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 12. September.

Nro. 32. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1853.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Ueber die in dem physiologischen Kabinet der Universität München angestellten Untersuchungen während des laufenden Etatsjahres.

(Fortsetzung.)

Der eine Poldraht eines Grove'schen Elementes wird in so viele Arme gespalten als Electromagnete vorhanden sind, und je immer ein Arm mit dem einen Ende einer Drahtspirale verbunden. Ebenso spaltet sich der zweyte Poldraht in eine gleiche Anzahl von Zweigen, von denen je einer zu einer mit Quecksilber gefüllten napfförmigen Vertiefung in einer Scheibe von polirtem Holz taucht. Diese Vertiefungen stehen in der Peripherie eines Kreises von c. 3″ Durchmesser, und sind immer durch eine senkrecht errichtete isolirende Scheidewand in zwey Abtheilungen getrennt. In die äußeren Abtheilungen also tauchen die anderen Enden der Drahtspiralen, in die inneren die Zweige des zweyten Poldrahtes des Elementes. Die Scheidewand in den Vertiefungen hält die Kette offen, und so lange das Quecksilber dießseits und jenseits der Scheidewand nicht in leitende Verbindung gesetzt wird, bleibt das Eisen unmagnetisch. Die leitende Verbindung wird aber hergestellt durch ein N förmig gebognes Platindrähtchen, dessen einer Schenkel beträchtlich länger gedacht werden muß, und oben zu einem feinen Häkchen gekrümmt ist. Diese Schenkel an den stromschließenden Brücken sind ungleich lang und zwar immer einer um gleich viel länger als der andere. Diese Häkchen werden in dem zu untersuchenden, über dem Centrum der Scheibe fixirten Muskel und zwar genau in senkrechter Linie übereinander eingehängt, während die erste untere Krümmung des Drahtes auf dem obersten Gipfel der Queckſilberkuppe aufsitzt.

An den Stahlfedern vor den Elektromagneten sind ganz kurze steife Borsten befestigt, deren Spitzen alle genau in einer Linie stehen. Diese Borsten verzeichnen bey Beginn des Versuches auf dem angerußten Papier des Kymographions parallele Linien, welche im Bereich einer geraden Linie abbrechen, so wie die Kette geöffnet wird; denn in demselben Augenblick springen alle Federn von dem nicht mehr magnetischen Eisen zurück und es entfernen sich dadurch gleichzeitig sämmtliche Borsten von dem Cylinder des Kymographion. Hat man sich überzeugt, daß in diesem Fall wirklich sämmtliche Parallellinien gleichzeitig abbrechen, so arretirt man das Uhrwerk, stellt die Borsten durch Schließen der Kette wieder an ihren alten Platz, setzt das Uhrwerk in Gang, läßt kurze Parallellinien ziehen, und reizt den Muskel durch einen einmaligen starken Inductionsstrom an seinem unterſten Punkt, in dem man zwey Platinspitzen als stromzuführende Apparate in der Richtung der Querachse des Muskels an dessen Peripherie angelegt hat. Schreitet die Contraction vom gereizten Punkt aus nach den höher oben gelegenen fort, so brechen die Parallellinien nicht genau in einer auf ihnen Senkrechten ab, sondern die Linie, in der dieß geschieht, ist gegen jene geneigt, und um so mehr, je schneller die Rotation des Cylinders am Kymographion ist. Tritt dagegen die Contraction an allen Punkten der Längsrichtung

der Muskelfasern gleichzeitig ein, so geschieht das Abbrechen der Parallellinien bey jeder, auch der schnellsten Rotation des Cylinders, genau in einer auf jener senkrechten Linie. Auch wird sich durch das Markiren des Contractionsendes im Verlauf der Muskellänge die Reihenfolge bestimmen lassen, in welcher die Contraction an den verschiedenen Punkten erlischt, indem sich wenigstens entscheiden läßt, ob am oberen oder unteren Ende oder überall gleichzeitig die Contraction aufhört.

b) An der Nervensubstanz.

Ich hatte in Müller's Archiv 1846 pag. 74 ff. eine Reihe von Experimenten veröffentlicht, welche die Erfahrungen von Engelhardt (Müller's Archiv 1840) theils bestätigten, theils vervollständigten, und als feststehendes Beobachtungsresultat durch Versuche an einer sehr großen Anzahl von Thieren ergaben, daß wenn man von oben nach abwärts, oder umgekehrt Wirbel für Wirbel mit einem scharfen Meißel das in dem Rückenmarkskanal eingeschlossene Centralorgan mit letzterem zugleich quer durchschneidet und zwar mit raschem, gleichmäßigem und einmaligem Hammerschlag auf den Meißel, an gewissen Punkten nur Beugebewegung, an anderen nur Streckbewegung der oberen oder unteren Extremitäten auftritt, daß endlich nach Wegnahme gewisser Rückenmarksabschnitte die Möglichkeit aufhört, Reflexbewegungen von der Haut der vorderen oder hinteren Extremitäten zu erzielen.

Nun hat Ludwig in seiner jüngst erschienenen Physiologie Bd. I. S. 153 indirekt wenigstens die Richtigkeit der Beobachtung bezweifelt, und obwohl ich seit dem Jahr 1847 jedesmal die Versuche in meinen Vorlesungen mit demselben Erfolg wiederholt hatte, so lag mir doch daran, auf's Neue die wichtigeren Experimente mehrfach wiederholen zu lassen, was durch Herrn Muspratt aus Liverpool auch geschah. Was er in seinem Diarium notirte, stimmte bey nachträglicher Vergleichung vollkommen mit meinen Resultaten, und kann demnach als unzweifelhaft feststehend betrachtet werden, soferne man an allen Stellen bey Durchschneidung des Rückenmarkes genau auf gleiche Weise verfährt, und den gewöhnlichen Grad der Reizbarkeit benützt. Ich sehe mich gezwungen diese Clausel zu machen, weil ich keinen vernünftigen Grund einsehe die Thatsachen zu bezweifeln, hätte man nicht Thiere angetroffen, bey welchen die gleichen Versuche von anderen Resultaten begleitet gewesen wären. Ich glaube, daß ich der Kritik nicht erst die weiteren Mittel zur Beurtheilung und Vergleichung an die Hand zu geben brauche, indem sie bereits in meiner Abhandlung vom Jahre 1846 gelegen sind. Dort habe ich nehmlich schon experimentell, also die durch willkührliche Modification des Versuches zu erzielenden Umstände angegeben, unter welchen sich und wie weit sich das gewöhnliche, weitaus häufigste Resultat der gewöhnlichen Versuche ändert. Es geschieht dieß nehmlich bey einer künstlichen Veränderung der Reizbarkeit des Rückenmarkes durch Narkotika oder durch Einführung von Umständen, Luftzutritt zu dem blosgelegten Mark, unter welchen gewisse Fähigkeiten des Centralorganes früher verschwinden als andere. Man weiß schon längst, wie ein und dasselbe Experiment zwey ganz entgegengesetzte Erfolge haben kann, z. B. das Armiren der Nerven mit heterogenen Metallen, dem im einen Fall eine Oeffnungs-, im anderen eine Schliessungszuckung folgt, wobey dieser Unterschied ganz allein abhängt von der Verschiedenheit der Reizbarkeit des Präparates. Dieser schwer zu bestimmende oder vorauszusehende Grad der Reizbarkeit kann nicht bloß, sondern muß, wie ich damals schon nachgewiesen habe, auch das Resultat unserer Versuche bestimmen, nur kann ich nicht bestimmte Merkmale für den Anfangs- und Endpunkt des einen oder anderen Grades angeben. Als Gesetz wird aber immer der Ausdruck von Erfahrungen angenommen werden müssen, welche unter den gewöhnlichsten Verhältnissen am häufigsten gewonnen werden können, und in diesem Sinne darf das Resultat, welches ich früher gewonnen habe, und welches sich durch die dießjährigen, wiederholten Untersuchungen bestätigt hat, als der Ausdruck eines Gesetzes betrachtet werden, und ich bin mit der Formulirung dieses Gesetzes, welche Ludwig gegeben hat, vollkommen einverstanden, indem er sagt: „die durch das Rückenmark tretenden Wurzelröhren müssen auf dem Verlauf durch das Rückenmark an ganz constanten Orten ihres Weges mit einem geringeren Grad von Erregbarkeit begabt seyn als an anderen.“

Eine näher von uns geprüfte Thatsache, welche ebenfalls in jenem Artikel von mir erwähnt worden, ist die, daß es sehr beschränkte Stellen des Rückenmarkes gibt, deren leiseste Verletzung das Reflexvermögen aufhebt, und daß zweytens noch ziemliche Strecken des Rückenmarkes oberhalb der Nervenwurzel-Einsenkungen vorhanden seyn können, ohne daß innerhalb des Nervengebietes dieser Wurzeln noch Reflexfunction wahrgenommen werden kann. Jeder, der das Rückenmark von hintenher bey Fröschen blos gelegt hat, wird die Erfahrung gemacht haben, daß die Gefahr, die Reflexfunction zu vernichten, am größten bey Wegnahme des Bogens am 5ten oder 6ten Wirbel ist. Die geringste Zerrung des Marks an dieser Stelle ruft oft kürzere, oft länger andauernde tetanische Zuckungen der unteren Extremitäten hervor; sind diese vorüber, so ist das Reflexvermögen unwiederbringlich verloren. Durchschneidet man an der Stelle, wo die ersten derartigen tetanischen Zuckungen bey geringer Zerrung oder im Moment der plötzlichen Durchschneidung auftreten, das Rückenmark, so ist man nicht mehr im Stande durch Reizung der Schwimmhaut mit Essigsäure Reflexbewegungen hervorzurufen, obwohl, wie ich mich wiederholt überzeugt habe, die Markmasse mehr als ein Millimeter oberhalb des Wurzeleintrittes durchschnitten war. Dieses Factum läßt nun freylich mehrfache Deutung zu; entweder die Erschütterung und der mechanische Stoß nahe an dieser Stelle vernichtet durch irgend welche Veränderung der Erregbarkeit jener Theile, durch deren Zusammenwirken eben die Reflexfunction hergestellt ist, dieses Vermögen, oder es treten die Primitivfasern erst in beträchtlicher Entfernung von der Einsenkung der Wurzeln in's Mark, in eine solche Juxtaposition, bey welcher die Querleitung möglich ist, oder es findet sonst eine wirksame Anordnung der gesammten Nervenelemente an dieser höher oben gelegnen Stelle statt, was theilweise durch das Mikroskop vielleicht mit einiger Wahrscheinlichkeit entschieden werden könnte. Daß die anatomischen Verhältnisse mehr in's Auge zu fassen sind, dürfte sich daraus ergeben, daß bei Einführung der für Reflexbewegungen günstigsten Bedingungen (Strychnin-Vergiftung) von jenem Punkt ab, gleichwohl jede Möglichkeit einer Reflexbewegung aufgehoben ist. Auch scheint daraus

zu folgen, daß die bloße Gegenwart von grauer Masse, verknüpft mit den Nervenfasern im Mark, die Reflexfunction nicht ausschließlich bedingt, sondern wesentlich auch die Faseranordnung dabey betheiligt, vielleicht ausschließlich maaßgebend ist. Darauf deutet auch noch ein Umstand hin, welchen wir mehrmal beobachteten, wenn ich gleich von vorneherein hervorheben muß, daß nur unter günstigen Verhältnissen eines gewissen Grades von Reizbarkeit der Versuch vollkommen gelingt. Hat man nehmlich die unteren Extremitäten eines decapitirten Frosches enthäutet, und reizt die Muskeln des einen Schenkels mit einem starken Inductionsstrom, und zwar mittelst sehr eng aneinander liegender Enden der Drähte, so bemerkt man oft gar keine Reflexbewegung, weder an dem gereizten noch an dem zweyten Schenkel. Wie denn auch von allen Beobachtern angegeben wird, daß man von der blosgelegten Muskulatur aus sehr schwer oder gar nicht Reflexbewegungen zu erzielen im Stande ist. Wir beobachteten aber, daß wenn durch die häufigen Inductionsstöße die Muskeln gelähmt waren, und sich nicht mehr contrahirten, statt in dem gereizten Muskel, in dem gleichnamigen Muskel der anderen Extremität eine Zuckung auftrat. Herr Muspratt hat dieses Phänomen weiter verfolgt, sehr häufig wiederholt, und mir Fälle gezeigt, in denen man Muskel für Muskel ausschließlich durch Reizung des gleichnamigen gelähmten Muskels der anderen Extremität erzielen konnte. Ja wir haben drey oder viermal ganz deutliche Zuckungen innerhalb einzelner Muskelbündel eines Muskels gesehen, welche genau so entstanden wären, wenn man statt an dem Muskel der gelähmten Extremität an dem ersteren selbst die Poldrähte angelegt hätte. Es ist begreiflich, daß ich alle Mittel anwenden ließ, um mich zu überzeugen, daß nicht ein Ueberspringen der Electricität die Ursache war, dadurch daß Glasplatten zwischen die Schenkel des auf Glas liegenden Präparates geschoben, statt der Muskeln nasse Fließpapierbäusche, welche auf den Muskeln lagen, als Verbindung der beyden Drähte benützt wurden, ferner dadurch, daß das Rückenmark ganz zerstört wurde u. dgl. Dabey zeigte sich, daß man nur an der Innenfläche der Oberschenkel die Entfernung beyder Drähte möglichst reduciren muß, und an diesen Stellen am ehesten

der oben erwähnte Erfolg durch Seitenströme herbeygeführt werden kann. Der Umstand, daß in gelungenen Versuchen ausschließlich der mit dem gereizten gleichnamige der zweyten Extremität zuckt, verdrängt schon an sich die Annahme eines einfachen Uebersprungens der Electricität; auch sind, wenn das Letztere zufällig einmal geschieht, die Zuckungen viel energischer und ausgedehnter als in Folge reflectorischer Nervenleitung.

Es ereignet sich nun wohl auch häufig, daß mehrere Muskeln auf diese Weise reflectorisch contrahirt werden, allein die ebenfalls häufigen Fälle, in welchen entweder zuerst oder ganz ausschließlich nur in dem gleichnamigen Muskel diese Reflexbewegungen auftreten, beweisen auf's deutlichste, daß die symmetrischen contractilen Organe central durch engste Juxtaposition ihrer motorischen Fasern miteinander verknüpft sind. Wir haben auch Fälle gesehen, in welchen ganz dasselbe Gesetz sich für die Muskulatur des Bauches geltend gemacht hat, am seltensten gelang es von der Muskulatur des Unterschenkels aus, was mich am längsten eine Wirkung überspringender Electricität argwohnen ließ, bis die fortgesetzten und sorgfältigsten Beobachtungen Muspratt's und die Anwendung aller möglichen Cautelen jenen Verdacht entfernt hatten. Daß die entscheidenden Erfolge, nehmlich ausschließliche Zuckung des gleichnamigen Muskels oder eines Bündels desselben, sehr vom Zufall abhängen, wird dem nicht auffallen, welcher mit derartigen Reizversuchen vertraut ist. Es gehört ein ganz bestimmter Grad der Erregbarkeit dazu, groß genug die Querleitung auf die nächste Station noch zu ermöglichen und klein genug, ihrer in unmeßbarer Zeit erfolgenden Verbreitung auf weitere Strecken Einhalt zu thun. Ist es aber erlaubt aus dem scheinbar zufälligen Erfolg eine Norm zu machen, und auf die centrale Faseranordnung in dieser Beziehung zu schließen? Offenbar wird bey dem geringsten Grad der Erregbarkeit, bey welchem überhaupt noch eine Reflexbewegung Statt findet, zuletzt nur noch eine Uebertragung auf die nächstgelegnen Primitivfasern möglich seyn. Die Fälle also, in welchen die Reflexbewegung innerhalb der kleinsten Grenzen eingeengt bleibt, werden denen der geringsten Erregbarkeit entsprechen,

und wenn es zugleich die symmetrischen Muskeln sind, welche ausschließlich zucken, so werden diese Fälle auch als Beweise für die engste Juxtaposition der zu den symmetrischen Muskeln gehenden Primitivfasern innerhalb des Rückenmarkes angesehen werden dürfen.

Mehreres ist uns übrigens bey diesen Versuchen noch unklar geblieben und wird sich vielleicht erst im Verfolg der Untersuchung lösen lassen. Erstens nehmlich, warum von den Muskeln des Unterschenkels so viel schwerer sich Reflexbewegungen auslösen lassen, und warum zweytens in den gelungensten Versuchen die Muskeln des einen Schenkels ihre Reizbarkeit erst völlig mußten eingebüßt haben, ehe diese Reflexbewegungen oder Reflexbewegungen überhaupt von ihnen aus hervorgerufen werden konnten. Die Versuche wurden an nicht frisch eingefangenen Thieren zu Anfang Juny, und die gelungensten kurz vor Gewitterausbruch angestellt.

Bey Beaufsichtigung dieser Versuche hatte ich auch bemerkt, daß die Lymphherzen für die oberen Extremitäten noch fortpulsirten, nachdem die ganze obere Hälfte des Rückenmarkes zerstört war; ich forderte deßwegen Herrn Muspratt auf, auch auf die unteren Lymphherzen Rücksicht zu nehmen, da bekanntlich von Volkmann die Behauptung aufgestellt war, daß die Bewegungscentra dieser Gebilde an ganz bestimmten Punkten des Rückenmarkes gelegen seyen (Wagner's Handwörterbuch der Physiologie, Nervenphysiologie). Es wurde nun zwar schon die entgegengesetzte Behauptung ausgesprochen, nehmlich daß die Bewegung der Lymphherzen unabhängig vom Rückenmark sey; indessen war den Aussagen eines so gewandten und anerkannten Experimentators wie Volkmann gegenüber eine Bestätigung der gegentheiligen Behauptung nothwendig, und zugleich der Nachweis der etwaigen Fehlerquelle in Volkmann's Versuch. Ich glaube diesen gefunden zu haben.

(Fortsetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1853 Nr. 39.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. September.
Nro. 33. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1853.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Ueber die in dem physiologischen Kabinet der Universität München angestellten Untersuchungen während des laufenden Etatsjahres.

(Fortsetzung.)

Muspratt zeigte mir nehmlich einen Fall, wo plötzliche Durchschneidung des Rückenmarkes in der Gegend des 3. und 4. Wirbels sofortigen Stillstand der unteren Lymphherzen nach sich zog. Auch muß ich erwähnen, daß ich, so oft ich in meinen Vorlesungen den Volkmann'schen Versuch angestellt hatte, jederzeit den Angaben dieses Autors entsprechend die Contraction der Herzen sistirt fand. Nun trafen wir aber auf einen Fall, wo ohngefähr eine Viertelstunde nach vollständiger Entfernung des ganzen Rückenmarkes die Lymphherzen noch regelmäßig fortpulsirten. Würde dieser Fall unter hunderten nur einmal sich ereignen, so würde er doch die Schlußfolgerung Volkmann's entkräften. Die Thatsache, daß hie und da in Folge von Durchschneidung des Rückenmarkes an einer anderen als der von Volkmann angegebenen Stelle der Stillstand eintritt, zeigt uns aber, worin der Fehler bey der Beurtheilung liegt. Erstens nehmlich steht fest: Die Bewegung kann fortgehen auch nach Entfernung des Rückenmarkes, ist also nicht absolut abhängig von dessen Einfluß. Wie aber Volkmann gezeigt hat, daß durch Zerschmettern einer Extremität eine Rückwirkung auf den Schlag des Blutherzens erzielt werden kann, so kann auch durch Erschütterung des Rückenmarks an einer oder der anderen Stelle, und zwar wahrscheinlich am leichtesten von den durch Volkmann bezeichneten Stellen aus, eine den Stillstand der Lymphherzen bedingende Rückwirkung veranlaßt werden. Wir kennen in dem Vagus einen Bewegungshemmenden Nerv, und wenn nach der Wegnahme des ihn afficirenden Reizes die Bewegung des Blutherzens beschleunigt zurückkehrt, während nach einmaliger Reizung der die Lymphherzen-Bewegung hemmenden Fasern des Rückenmarkes die Pulsation an diesen Stellen nicht mehr zurückkehrt, so hat dieses mechanisch nichts Auffallendes. Denn die eine Pulsation unterhaltende Kraft kann an sich stark genug seyn diese Pulsationen eben zu unterhalten, leicht aber zu schwach, die einmal aufgehobene Bewegung auf's Neue in Gang zu bringen.

II. Galvanometerversuche.

Bey dem Einprobiren des neu acquirirten Multiplicators, verfertigt von Heckmann, Mechanikus an der polytechnischen Schule in Carlsruhe, dessen galvanische Apparate sich sämmtlich durch ihre Güte und Wohlfeilheit auszeichnen, wurden zugleich mehrere Versuche gelegentlich gemacht, um mit leichterer Mühe, als bisher möglich war, an den nicht vom Körper abgetrennten Muskeln zu experimentiren, die berühmt gewordenen Du Boi'schen Beobachtungen aus eigner Anschauung kennen zu lernen, wobey sich einzelne Phänomene wahrnehmen ließen, welche der weiteren Untersuchung würdig scheinen.

So wurde unter Anderem versucht, den in Folge galvanischer Reizung vom Nerv aus hervorgerufenen Contractionsgrad gleichzeitig mit dem Werth der bey der Contraction auftretenden negativen Stromschwankung zu messen. Es mußte also der Muskel (in allen Versuchen der Gastrocnemius des Frosches) erstens mit dem Galvanometer in leitende Verbindung gebracht und zweytens an einem Meßapparat für die Größe seiner Verkürzung bey verschiedenen Belastungen aufgehängt seyn. Als letzteren hatte ich den, in meinem Artikel Stimme (pag. 518 des Handwörterbuches von R. Wagner) beschriebenen, in dem Kabinet, welcher dazu benützt werden konnte.

Die größere Schwierigkeit bestand in dem Anlegen der Zuleitungsbäusche an den nothwendiger Weise vertikal aufgehängten Präparat, welches entweder mit dem ganzen decapitirten Thier oder nur mit dem zugehörigen Nerven in Verbindung gelassen war. Die kurzen Fließpapierbäusche mußten in längere beweglichere feuchte Massen umgewandelt werden, und ich wählte dazu dicke, mit concentrirter Salzlösung getränkte Baumwollendochte bis an ihre mit Eyweißhäutchen überzogenen Enden in ganz dünne Guttapercha eingehüllt, welche mit diesen ihren Enden durch Ringe aus vulkanisirtem Cautschuc an zwey electromotorisch möglichst differenten Stellen des unversehrten Gastrocnemius unverrückbar befestigt wurden. Die fest schließenden engen Ringe durften aber natürlich nicht auf den Muskel selbst drücken, und dadurch entweder den Nerv durch Compression zu frühzeitig paralysiren oder durch ihre mechanische Wirkung die Muskelmassen zu Contractionen anregen. Sie umschlangen daher oben ein Stück des theilweise erhaltenen os femoris, unten die Achillessehne, an welcher der Haken befestigt war, welcher die die Gewichte aufzunehmende Waagschale trug. Die Zuleitungsdochte tauchten in zwey mit derselben Lösung gefüllte Gefäße, die ihrerseits mit dem zweyten Paar von Gefäßen, in welche die Platinplatten tauchen, durch communicirende heberförmige Glasröhren, ebenfalls mit concentrirter Salzlösung gefüllt, in Verbindung standen. Der Schließungsbausch bestand wie die Zuleitungsbäusche aus einem dicken Baumwollendocht in eine dickere Cautschucplatte eingewickelt, um ihm mehr Steifigkeit zu geben und ihn durch eine über eine Rolle laufende Schnur aus dem einen Gefäß herauszuheben; was nothwendig war, weil diese ganze Vorrichtung auf einem kleinen Tischchen über dem Meßapparat stand, an welchem man den Grad der Verkürzung beobachtete. Von hier aus mußte man auch den Induktionskreis, welcher durch den Nerv des Muskels ging, öffnen und schließen können. Auch war wenigstens zur Controlirung möglich, von demselben Punkt aus durch ein kleines Fernrohr die Schwankung der Magnetnadel an deren Bild im Spiegel wahrzunehmen, welcher oberhalb des Galvanometers in geeigneter Stellung aufgehängt war. Denn bey der großen Empfindlichkeit des Instrumentes war es immer nothwendig aus ziemlicher Entfernung abzulesen, weil die Nähe der warmen Hand oder des Gesichtes des Beobachters schon Schwankungen von mehreren Graden an der Nadel verursacht.

Ich schicke nun die Beobachtungen voraus, welche von mir und Herrn Rauscher an diesem Apparat gemacht worden sind und bemerke nur, daß die im Verhältniß zu der Empfindlichkeit des Instrumentes kleinen Nadelausschläge davon herrühren, daß man ohne Entfernung der parelektronomischen Schicht die Zuleitungsbausche an dem unverletzten Muskel applicirt wurden.

---

*) DuBoi in den Berlin. akad. Monatsbericht. Juni 1851.

Urſprüngliche Länge des Gaſtrocnemius A = 2, 4 Centim.

Belaſtung in Grammen.	Verlängerung durch die Gewichte in Millimetern.	Erſter Ausſchlag an der Nadel.	Verkürzung durch Reizung d. Nerv*) in Millimetern.	Erſter Nadelausſchlag während der Contraction.	Differenz beyder Nadelausſchläge.
0		54			
10	2		5,5	34	20
20	+ 1,5	40	3,5	30	10
30	+ 1,0	39	3,0	29	10
40	+ 0,5	37	4,2	32	5
50	+ 0,5	35	4,5	30	5
60	+ 0,3	37	0,5	37	0
100	+ 1	36	1	36	0
0	bleibend verlängert um 2	39	1,5	38	1

Urſprüngliche Länge des Gaſtrocnemius B 2,5 Centim.

0		63			
100	+ 7	58	10	35	23
60	+ 6,5	55	9,5	40	15
50	+ 6	50	9,5	36	14
40	+ 5,5	50	9	37	13
30	+ 4,8	46	9,5	34	12
20	+ 3,5	45	9	42	3
10	+ 3	45	8,5	43	2
0		45	7	44	1

(Dauer eines Verſuches 28 Minuten).

Gaſtrocnemius C.

Belaſtung mit 20 Gramm.	Erſter Nadelausſchlag ohne Reizung	Erſter Nadelausſchlag mit Reizung	Differenz beyder Ausſchläge	Zeit	Größe der Verkürzung bey der Reizung
	55	45	10	3 Uhr 29′	4 Millim.
	52	45	7	— 31′	3 „
	50	48	2	— 35′	2 „
	50	48	2	— 39′	1½ „

*) Der Nerv ſtand noch in Zuſammenhang mit dem Rückenmark.

Gastrocnemius E.

Belastung mit 20 Gramm.	Erster Nadelausschlag ohne Reizung	Erster Nadelausschlag mit Reizung	Differenz beyder Ausschläge	Dauer der Reizung in Sekunden
	45	23	22	3
	36	32	4	3
	34	33	1	5
	34	30	4	3
	30	27	3	3
	28	27	1	5
	26	26	0	5

Gastrocnemius F.

Belastung mit 20 Gramm.				
	29	10	19	3
	25	10	15	3
	22	10	12	3
	20	11	9	5
	19	12	7	5
	18	15	3	5
	16	15	1	5
	16	15	1	5
	15	keine Contraction mehr.	0	

Gastrocnemius G.

Belastung	Erster Nadelausschlag ohne Reizung	Zeit
20 Gramm.	49	3 Uhr 48′
50 „	48	— 50
20 „	48	— 51
200 „	45	— 55
50 „	43	— 58
50 „	43	— 59
50 „	43	4 Uhr
200 „	42	— 2′
20 „	43	— 4′

(Fortsetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1853 Nr. 40.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 16. September.
Nro. 34. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1853.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Ueber die in dem physiologischen Kabinet der Universität München angestellten Untersuchungen während des laufenden Etatsjahres.

(Fortsetzung.)

Gastrocnemius H.

Belastung mit 20 Gramm.	Dauer der Reizung bis zum Abheben des Schließungsbausches	Erster Nadelausschlag	Größe der Verkürzung in Millim.	Zeitdauer der Pausen
	0	42		
	1 Sekunde	30	3,5	2 Minuten
	3 „	35	5	3 „
	5 „	29	6	3 „
	10 „	33	3	3 „
	0	32		3 „
	1 Sekunde	30	2	$2\frac{1}{2}$ „
	10 „	30	1	2 „
	0	30		2 „
	5 Sekunden	30	$\frac{1}{2}$	2 „
	2 „	30	$\frac{1}{2}$	2 „
	1 Sekunde	30	0	

Belastung d. h. Dehnung, Reizung und deren Folgewirkung Ermüdung, so wie der Mangel der Ernährung (Tod) schwächen den Strom des ruhenden Muskels. Hiebey ist die Dehnung weniger erfolgreich als die Reizung. Denn bey dem Muskel G brachte in 15 Minuten abwechselnde Dehnung durch 20, 50, 200, 50, 200 Gramm nur eine Verminderung des Muskelstromes um 6° hervor, während beym Muskel C mit constanter Dehnung durch bloß 20 Gramm viermalige Reizung in 10 Minuten den Strom um 5° vermindert hatte. Dort also eine Verminderung um 29, hier nur um 10 Procente des ursprünglichen Werthes. Aehnliches sieht man auch bey dem Muskel A und B: bey dem Einen betrug die Verminderung des ursprünglichen Werthes 28, bey dem Anderen 28,6 %, obwohl im einen Fall von den leichteren zu den schwereren, im zweyten von den schwereren zu den leichteren Lasten übergegangen wurde.

Gleichwohl ist der Grad der Dehnung im Verein mit anderen Einflüssen auf den Muskel nicht ohne Erfolg. Man sieht dieß daraus, daß in allen Fällen, wo die Belastung gleich erhalten wurde, in Folge von Reizung und Ermüdung die Stromstärke des ruhenden Muskels von Moment zu Moment abnimmt, während der gleichzeitige Wechsel von Gewichten hie und da Schwankungen während der Abnahme des Stromes im Ganzen zuläßt. Bey dem Muskel A mögen übrigens vielleicht auch andere Umstände zufällig mitgewirkt haben, während bey Muskel G die direkte Wirkung der Belastung unmittelbar beobachtet werden kann. Denn das plötzlich vermehrte Gewicht ruft immer eine sprungweise Abnahme der Stromstärke hervor.

Vergleicht man die Differenzen der Nadelausschläge, durch den ruhenden Muskel erzeugt, so findet sich jederzeit die größte Differenz unmittelbar nach der ersten Reizung, welche selbst 12 (H) und 14 (A) Grade erreichen kann, während Gewichte, die selbst um das Hundertfache auseinander sind, nur Differenzen von 1 oder 3 hervorzurufen im Stande sind (G).

Vergleicht man die absoluten Werthe der Ablenkung für den ruhenden und gereizten Muskel, so bilden diese im Allgemeinen Differenzen zu Gunsten des Stromes im ruhenden Muskel: Du Boi's Gesetz der negativen Stromschwankung. Faßt man die in den Tabellen aufgeführten Differenzen für sich in's Auge, so sieht man dieselben je öfter die Reizung wiederholt wurde, um so mehr abnehmen, und endlich Null werden (AEF). Die Differenzen nehmen aber nicht stetig, sondern sprungweise ab, und der größte Sprung folgt gewöhnlich der ersten Reizung. Selten und nur unter gewissen Umständen (E) ist die Abnahme der Differenz fluctuirend d. h. dazwischen wieder größer als nach früheren Contractionen. Die Abnahme der Differenzen überhaupt könnte erreicht werden durch einen constanten Werth der Ablenkung, wenn der Muskel contrahirt ist, dem sich der allmählich sinkende des nicht contrahirten näherte, oder durch ein allmähliches, gleichzeitiges Vermindern der negativen Stromschwankung bis zu dem Grad, wo dieselbe Null wird. Man sieht aus den Tabellen, daß das Letztere der Fall ist, die Zahlen für den gewöhnlichen Muskelstrom und die negative Stromschwankung bilden convergirende Reihen, wobey graphisch ausgedrückt, jederzeit die der ersteren eine stärkere Neigung hat als die der letzteren. Die Abnahme des gewöhnlichen Muskelstromes erfolgt also rascher als die der Stromschwankung. Stellen wir die Grenzwerthe für beyde in den einzelnen Tabellen und ihre Differenzen zusammen, so erhalten wir folgenden Ueberblick:

	A Diff.	B Diff.	E Diff.	F Diff.
I. Nadelausschlag ohne Reizung	54—38=15	63—45=18	45—26=19	29—15=14
I. Nadelausschl. während der Reiz.	38—34=4	44—35=9	26—23=3	15—10=5

Da beyde Reihen, wenn auch mit ungleicher Schnelligkeit, convergirten, so entstand die Frage, ob nicht unter Umständen eine jenseits des Convergenzpunktes auftretende Divergenz möglich ist, d. h. ob nicht Zustände der Muskeln, vorübergehend wenigstens, angetroffen werden können, in welchen die vom ruhenden Muskel ausgehende Nadelablenkung kleiner ist als die vom contrahirten ausgehende. Der Mukel E und H schienen eine solche Kreuzung zu zeigen. Denn die Nadelablenkung betrug bey Reizung des Nerv von E 27, unmittelbar darauf für den ruhenden Muskel 26. Bey H gab die Nadel im Falle der Reizung einen Ausschlag von 33° und unmittelbar darauf im Falle der Ruhe einen Ausschlag von 32°.

Hätte man diese zwey Paare von Beobachtungen für sich, herausgerissen aus der ganzen Reihe gemacht, so würde man zu dem Schluß kommen können, daß der Strom des Muskels sich während der Contraction verstärkt. Die wahre Ursache dieser Erscheinung ergibt sich aber sogleich aus der Betrachtung der ganzen Beobachtungsreihe, wobey man sieht, daß in Folge vorausgegangener häufiger oder langdauernder Reizung des Nerv die Ermüdung den Muskelstrom rasch sinken läßt, so daß diese innerhalb der Pause zwischen der letzten Contraction und der neuen Einwirkung des ruhenden Muskels auf die Nadel die Stärke des Muskelstromes unter den Werth der negativen Stromschwankung sinken läßt, denn diese führt bey abermaliger Reizung nicht wieder zu dem früheren Werth, sondern entsprechend dem DuBoi'schen Gesetz zu einem niedrigeren.

Bey allen diesen Versuchen mit vertikaler Aufhängung des Präparates bietet das Anlegen und die Handhabung der Zuleitungsbäusche manchfache, erst durch Uebung zu beseitigende Schwierigkeiten; auch ist ein oft zu großer Zeitverlust unvermeidlich. Hat man ein empfindliches Instrument wie das unseres Kabinets, welches bey günstigster Lagerung eines Muskelbündels von $\frac{1}{10}$ Millim. Querschnitt noch deutliche Ablenkung zeigt, wie wir uns bey vollkommner Gleichartigkeit der ganzen Vorrichtung überzeugt hatten, so läßt sich für Muskelversuche ein bequemes Auskunftsmittel durch Verkleinerung des Querschnittes der Zuleitungsbäusche treffen. Nachdem nehmlich die mit Salzwasser getränkten Dochte an dem Muskel angelegt waren, wurden immer mehr und mehr Fäden des Dochtes entfernt, und als wir endlich nur noch einen einzigen hatten, betrug die Nadelablenkung doch noch 5 — 8 — 10 Grade. Wo man also nicht allzu kleine Differenzen der Stromstärke zu erwarten hat, kann man sich selbst noch eines einzigen Fadens bedienen, dessen eines Ende in einem Bausch von Eyweißhäutchen eingewickelt, durch einen Faden auf den Muskel so aufgebunden wird, daß die Theile, welche nicht in Berührung mit diesem Zuleitungsfaden kommen sollen, etwa durch den Splitter einer entsprechend großen Glasröhre isolirt werden, in dessen Cavität man den Muskel oder die Sehne oder den Knochen ꝛc. legt.

III. Mikroskopie.

Da den Studierenden jetzt so vielfache Gelegenheit an unserer Universität gegeben ist, mikroskopische Objecte kennen und untersuchen zu lernen, hielt ich es bey den praktischen Uebungen nicht für nothwendig dieses Instrument mehr als gelegentlich benützen zu lassen. Meine eigenen Studien führten mich nur auf einige Objecte, von denen sogleich die Rede seyn soll und außerdem erweiterte ich meine Erfahrungen für die Anwendung des Sonnenmikroskops zu demonstrativen Zwecken, weil dieses Instrument in solcher Beziehung von Mikroskopikern von Fach, von Siebold, Kölliker, Müller, Buhl, Thiersch und Anderen als sehr brauchbar gefunden wurde, und bereits mehrfache Bestellungen bey unserem trefflichen Mechaniker Stollenreuther dahier eingelaufen sind, welcher diese Apparate mit den von mir angegebenen Vorrichtungen zu äußerst billigen Preisen anfertigt. *) Da sich beyläufig bemerkt der ganze Beleuchtungsapparat auch sehr zweckmäßig und häufig für andere Zwecke z. B. die physiologische Optik ꝛc. anwenden läßt, so dürfte dieses Instrument den physiologischen Instituten überhaupt sehr zu empfehlen seyn.

Um hier nicht überflüssige Wiederholungen machen zu müssen, verweise ich auf meinen Bericht in

*) Ein derartiges Mikroskop mit Fassung für Oberhäuser Linsensysteme kostet 5 Karolin.

diesen Blättern vom Wintersemester $18\frac{5}{5}\frac{1}{2}$. Abgesehen von der Möglichkeit das Mikroskop mit künstlichem (Gas) Licht zu beleuchten, kommt es bey unserem, nicht immer heiteren Himmel darauf an, mit möglichst wenig Umständen und Zeitverlust das Lokal zu verfinstern. Dieß geschieht in meinem Hörsaal mit fünf Fenstern in weniger als einer Minute. Ich benütze nehmlich dazu leichte Blindrahmen, welche auf beyden Seiten mit geschwärztem Papier überzogen sind, jedoch so, daß die dem Fenster zugekehrte Fläche weiß ist. An den Rändern ragen aufgenagelte breite Tuchenden vor und die Läden sind ähnlich wie Rouleaux aufgehängt, indem sich die an der oberen Latte eingefügten Zapfen auf der einen Seite in einer Oese, auf der anderen in einer aufwärts gekrümmten Gabel drehen. Entsprechend der Höhe der Läden sind in bestimmter Entfernung vom Fenster in der Decke Rollen eingeschraubt, über welche die von der Mitte des un eren Randes der Läden ausgehenden Schnüre zu je einer entfernteren Rolle laufen, um von dort aus durch Zwischenrollen in bekannter Weise in einer Schnur vereinigt zu werden, durch welche mit Einem Zug sämmtliche Läden niedergelassen oder gegen die Decke des Lokales aufgezogen werden können. Ist das Letztere geschehen, so sind die weißen Flächen dem Zimmerraum zugekehrt, was die Verdüsterung des Lokales verhindert. Zugleich kann unter Benützung derselben Rollen je ein Laden für sich geöffnet werden. Sind die Läden niedergelassen, so werden sie nur an die Mauerwandungen der Fensternischen angedrückt, wobey die Tuchenden sich ringsum in allen Fugen einklemmen, und jeden Lichtstrahl abhalten. Uebrigens ist bey hellem Sonnenschein absolute Verfinsterung gar nicht nothwendig; man erhält auf der 6 — 8 Fuß vom Instrument entfernten auffangenden Wand noch vollkommen klare Bilder, ja es kann das diffuse Licht des Zimmers als Lichtdämpfung für das Bild bey manchen Objecten mit Vortheil benützt werden. Nur wenn man das von weißen Wolken reflektirte Licht benützen will oder muß, ist eine möglichst große Verdunklung des Raumes nothwendig, oder wenn man neben den Objectivlinsen auch noch die schwächeren Okulare benützt.

Man stellt bekanntlich bey dem gewöhnlichen Sonnenmikroskop die Objecte vertikal, was seine leicht begreiflichen Nachtheile für alle Gegenstände hat, die in Flüssigkeit flottiren oder darin suspendirt sind und zwar wegen der Senkung, die unvermeidlich wird, so wie die Adhäsion zwischen Glas und Flüssigkeit nicht auf alle Theile der letzteren gleich wirken kann. Begnügt man sich mit etwas schwächerer Vergrößerung, nehmlich der der Linsen, so ist die vertikale Aufstellung leicht zu vermeiden und man kann die horizontale Lagerung des Objectes benützen. Indem man den die Klemmen (vgl. Bericht vom Sommersemester 1852) und die Objectivlinsen tragenden Kopf des Instruments abschraubt, und das durch die Sammellinsen desselben concentrirte Licht auf den Spiegel des gewöhnlichen Mikroskops fallen läßt, auf dessen Rohr man das erste Prisma des Zeichnungsapparates aufsteckt. Dadurch wird das Bild in horizontaler Richtung auf die Wand geworfen. Um das Mikroskop leicht und fest vor dem Beleuchtungsapparat aufzustellen, befinden sich in den Seiten der Fensternische zwey Stützen befestigt, auf welche ein Brett mit geeignetem Ausschnitt gelegt wird, welches den Schlitten trägt. So nenne ich zwey mit einem Falz versehene festgeschraubte Leisten, welche in diesen den Fuß des Mikroskopes aufnehmen, dessen Spiegel sodann dem Beleuchtungsapparat in geeigneter Weise genähert werden kann. Man bedarf jedoch zur Benützung dieses Apparates mehr Licht, kann auch nicht gut, eben wegen Lichtmangels, ein Okular in Anwendung bringen. Es ließe sich vielleicht hiefür eine bequemere und selbst wohlfeilere Einrichtung treffen, wenn man nehmlich die Sonnenstrahlen direkt durch eine größere Sammellinse, welche vom Innern des Zimmers aus regulirt werden könnte, auf den Planspiegel des ausserhalb des Ladens stehenden Mikroskopes würfe, wobey dann durch den Laden nur das horizontale kurze Rohr vor dem Prisma in den Zimmerraum hereinginge.

(Fortsetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1853 Nr. 41.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 19. September.
Nro. 35. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1853.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Ueber die in dem physiologischen Kabinet der Universität München angestellten Untersuchungen während des laufenden Etatsjahres.

(Fortsetzung.)

Eine weitere nothwendige Vorrichtung ist die Lenke. Um nämlich das Bild auf der auffangenden Fläche in voller Schärfe zu erhalten, ist eine an der Wand selbst zu machende genaue Einstellung nothwendig, da man während des Demonstrirens bald diesen bald jenen Theil des Objectes in den Focus zu bringen hat. Es muß also die Einstellung aus einer Entfernung von 5—6 Fuß oder jeder beliebigen eben so sicher von Statten gehen, wie bey der Beobachtung durch das gewöhnliche Mikroskop. Ich erreiche dieß sehr einfach auf folgende Weise. Auf der dem Mikroskop zugekehrten Seite der auffangenden Fläche befindet sich eine kleine, in Spitzen laufende Messingrolle, über welche zweymal eine Darmsaite geschlungen ist. Diese läuft von hier über ein kleines, an der Mikrometerschraube des Mikroskops befindliches Rädchen, über dieses ebenfalls zweymal geschlungen, und ist an ihren beyden Enden mit gleich großen Gewichten von ohngefähr $\frac{1}{4}$ Pfund beschwert. Jede Drehung der Rolle an der Wand bewegt die Mikrometerschraube und zwar eben so fein, als wenn man diese selbst in der Hand hätte. Auf diese Weise ist die oben gestellte Aufgabe gelöst.

Das Suchen der zu zeigenden Objecte erleichtert man sich sehr durch ein, auf einen kleinen Rahmen gespanntes Pflanzenpapier, welches man am Instrument stehend und den Objectträger hin und her schiebend in einer Entfernung von 5—6 Zoll vor dem Instrument aufstellt.

Als auffangende Fläche kann man eine transparente Papierscheibe oder eine undurchsichtige von feinem Kartenpapier wählen; die letztere bey einem kleineren, die erstere bey einem größeren Auditorium. Denn in allen Fällen verlangen die meist feineren Verhältnisse der Theile, welche man zeigen will, eine Besichtigung des Bildes aus größerer Nähe, und nur bey durchscheinender Wand ist dieß gleichzeitig einer beträchtlicheren Anzahl von Beobachtern möglich.

Unvermeidlich ist hiebey aber ein Farbenspiel an den Rändern der Objecte, durch das Korn des Papieres oder der matten Glastafel hervorgerufen, dessen einzelne ungleich große Theilchen nach dem Gesetz der dünnen Plättchen irisirende Farben erzeugen, welche bey undurchsichtiger glatter Wand nicht zum Vorschein kommen. Im ersteren Fall vermeidet man sie am besten, wenn man die Fläche etwas schief betrachten läßt.

Die undurchsichtige Wand hat auch noch den Vortheil, sehr transparente Objecte leichter zur Wahrnehmung zu bringen, weil diese eine möglichst große Abschwächung des Lichtes verlangen und bey dem zarten Schatten, welchen sie werfen, in Folge von Irradiation bey dem durchsichtigen Schirm für den Beobachter ganz verschwinden.

Es bedarf für den Mikroskopiker keiner Erwähnung, daß je durchsichtiger ein Object ist, das Licht um so mehr gedämpft werden muß, was bey unserem Instrument statt durch Blendungen durch das Entfernen des Brennpunktes der Beleuchtungslinsen, also durch Auseinanderschieben der betreffenden Röhren bewerkstelligt werden kann, oder auch durch Benützung unvereinigter Strahlen, wodurch man das Object in blauem oder orangem Licht erscheinen lassen kann.

Die Verbrennung oder Austrocknung der Präparate hat man auch bey stärkster Sonnenhitze nicht zu fürchten, wenn man sich des den Instrumenten beygegebenen, mit Gace überspannten Ringes zwischen Spiegel und erster Sammellinse bedient. Die weißen Fäden reflectiren sehr viel Wärme und die Zwischenräume lassen Licht genug durch, um klare Bilder zu erzeugen. Beobachtet man im Winter oder bey nicht ganz heiterem Himmel, so ist diese Schutzvorrichtung überflüssig und leicht zu entfernen.

Will man Gegenstände abbilden, und ist nicht auf Herstellung von Photographien eingerichtet, so zeichnet man sie auf das matte Glas, mit dem man das kleine Bild auffängt, und trägt es von da leicht und sicher auf Papier über, ohne die Augen so anzustrengen wie bey der Camera clara.

Was die mikroskopischen Objecte, welche ich einer besonderen Untersuchung zu bestimmten Zwecken unterwarf, anbetrifft, so hebe ich hier nur die in meinem Artikel „Hören“ in Wagner's Handwörterbuch besprochenen hervor. Ich habe bey Fischen wiederholt Theilungen der Primitivfasern des Akustikus auch zweyter und dritter Ordnung beobachtet, dagegen auf der Schneckentreppe bey Säugethieren vergebens nach solchen gesucht, auf's Neue aber hier einzelne Schlingen mit sehr dicht liegenden Schenkeln gefunden, ohne aber leugnen zu können, daß auch freye Endigungen vorkommen. Besonders interessirten mich aber wieder die wunderbaren Gebilde auf dem Spiralblatt der Schnecke. Ich kann nun aus eigner Anschauung die Angaben Corti's sämmtlich bestätigen, mit Ausnahme des Daches, welches auf den Zähnen der zweyten Reihe liegt, und den darunter befindlichen drey gestielten Zellen, indem ich das erstere noch nicht habe auffinden können, die letzteren wohl von oben gesehen habe, nicht aber in ihrer unveränderten Lage von der Seite, wo die Stiele allein sichtbar werden können. Ich muß vor Allem Corti darin beystimmen, daß die Zähne der zweyten Reihe zu den allerleicht zerstörbaren Gebilden gehören, welche der mikroskopischen Untersuchung nur unterworfen werden können. Ich sah sie bey Zusatz der indifferentesten Flüssigkeiten unter den Augen verschwinden, wenn ich so sagen darf, zerfließen; denn wären sie bloß durch Veränderung ihrer lichtbrechenden Eigenschaften in dem einen Menstruum verschwunden, so hätten sie in einem anderen wieder zum Vorschein kommen müssen, was aber bey allen möglichen in Anwendung gebrachten Reagentien nicht mehr der Fall war. Jeder chemische Körper, welcher in einem wasserhaltigen Medium, wie die Endolymphe doch ist, in fester Form erscheinen kann, dagegen durch den geringsten Ueberschuß von Wasser gelöst wird, muß mit der Flüssigkeit, in welcher er in der ersten Form existiren konnte, sehr nahe gleiches spezifisches Gewicht haben. Es wird also die Dichtigkeit jener Gebilde sehr wenig verschieden seyn von der Dichtigkeit der Endolymphe. In dieser Beziehung müssen alle Zähne der zweyten Reihe, an welcher Stelle des Spiralblattes wir sie untersuchen, gleich seyn; denn weder ich bemerkte irgend eine Parthie derselben, von welchen dieß weniger behauptet werden könnte, noch auch Corti hat einen derartigen Unterschied bemerkt. Die Zähne der ersten Reihe und die durchsichtigen zeigen dagegen in dieser Beziehung ein ganz anderes Verhalten. Sie sind den verschiedenen mehr indifferenten Reagentien viel weniger zugänglich und viel mehr consolidirt als die anderen. Treten überhaupt Beugungswellen der Endolymphe auf, d. h. vor- und rückwärts gehende Verschiebungen der ganzen Flüssigkeitssäule, entsprechend den Schwingungen der Steigbügelplatte und des Trommelfelles, so werden diejenigen Gebilde natürlich sich am nächsten denselben accomodiren können, welche annähernd das gleiche Trägheitsmoment wie die Flüssigkeitstheilchen haben. Da in neuester Zeit durch Weber auf's Neue die Ansicht von Beugewellen in dem Labyrinth verfochten wird, so habe ich einen kleinen Apparat construirt, in welchem ich nicht frey suspendirte Staubtheilchen (vgl. meinen vorjährigen Bericht),

sondern ähnliche Gebilde, wie sie auf dem Spiralblatt der Schnecke gefunden werden, zur Beobachtung benutzte. Ich habe 1‴ hohe, $\frac{1}{4}$″ Durchmesser haltende Glasringe schleifen lassen, in deren Innerem ich als Sehne ein kleines Stäbchen befestigte, welches aus einer äußerst dünnen Guttapercha-Platte geschnittene feinste Streifchen trug. Diese standen parallel dem Durchmesser des Ringes ganz frey zwischen möglichst feinen Häutchen, welche über den mit Wasser gefüllten Ring gespannt waren.

Auf diesem Ring war auf der einen Seite ein zweyter Glasring, ebenfalls mit einer Membran überspannt, aufgesetzt, an deren Innenfläche ein ganz leichtes kurzes Capillarröhrchen mit einem Korkstückchen aufgesetzt war, und mit dem anderen Ende, ebenfalls auf Kork aufsitzend, gegen die Membran des mit Flüssigkeit erfüllten Ringes anstieß. So hatte ich also eine Combination von Massen, wie sie in Trommelfell, Gehörknöchelchen und Schnecke gegeben sind. In diesem Fall sieht man allerdings bald an diesem bald an jenem der feinen Streifchen Erzitterungen, wenn man die das Trommelfell vorstellende Membran in transversale Schwingungen versetzt, wie z. B. durch die Zinken einer Stimmgabel. Bey schwächeren Erschütterungen z. B. durch verschiedene sehr starke Töne einer Zungenpfeife, konnte ich keinerley wahrnehmbare Oscillationen an ihnen hervorbringen, obgleich ich an einem feinen, aus einem Coconfaden bestehenden und mit einem Siegellacktröpfchen beschwerten Pendelchen, welches bis zur Mitte der Außenfläche der dritten Membran herabhieng, noch kleine hüpfende Bewegungen wahrnehmen konnte.

Wenn ich nach diesen Beobachtungen auch nicht mehr unabweisbar jede Beugungsschwingung der Zähne leugnen kann, so ist doch so viel gewiß, daß sie ungleich schwieriger innerhalb einer Flüssigkeit als unmittelbar hinter ihr entstehen, und daß ein außerordentlich starkes Mittönen des Trommelfelles bey den verschiedensten Tönen vorausgesetzt werden müßte, welches bey dem Widerstand der Gehörknöchelchen in Verbindung mit dem Wasser des Labyrinthes und der Schnecke kaum angenommen werden kann, wenn man auch von der ganzen Einrichtung nach Seebeck's Theorie (Dove's Repert. der Physik VIII.

S. 6 der Akustik) eine große Begünstigung für das Mittönen des Trommelfelles in Beziehung auf die Summe der verschiedenen hörbaren Töne finden kann. Die von Hyrtl festgestellte Thatsache, daß es Thiere gibt, bey welchen der Steigbügel unverrückbar in das ovale Fenster eingekeilt ist, zeigt wenigstens, daß, wenn man hier die ganze Schnecke nicht will als überflüssig ansehen, auf die an dem Trommelfell erregten und durch die Gehörknöchelchen sich fortpflanzenden Beugungsschwingungen sehr wenig gerechnet ist, und es muß bey der Eigenthümlichkeit der Formation, welche im Wesentlichen bey allen Säugethieren beybehalten ist, die Schnecke mit ihren Gebilden auf dem Spiralblatt nicht allein nicht ausschließlich, sondern nur für die Fälle der seltener vorkommenden Schwingungsamplitude der Töne als transversalen Schwingungen in ihrem Inneren zugänglich betrachtet werden.

Die ganz eigenthümlichen Folgen der Verletzung des Acusticus, welche wie Flourens zuerst gezeigt hat, mit Verletzungen des kleinen Gehirns oder der Hirnstiele übereinstimmen, und welche ich ebenfalls weiter verfolgt und im Allgemeinen habe bestätigen können (s. Artikel „Hören“ in Wagner's Handwörterbuch), die in gewisser Hinsicht nicht zu leugnende Aehnlichkeit zwischen den Zähnen des Spiralblattes und den Stäbchen und Zapfen der Retina läßt mich vermuthen, daß die letzteren in ähnlicher Weise Zwischenorgane zwischen den physikalischen Impulsen und dem Sinnesnerv seyn mögen, wie dieß bey dem Auge für das Verhältniß zwischen den Stäbchen und Optikusfasern in jüngster Zeit von Kölliker behauptet wurde; doch müßte diese Annahme erst noch von weiteren mikroskopischen Funden unterstützt werden.

Nachtrag zu dem Abschnitt „Mikroskopie“.

In der letzten Zeit dieses Semesters wurde von mir ein sehr interessantes Phänomen des Farbwechsels in Pigmentzellen der Nickhaut der Frösche beobachtet, welches in gleicher Weise auch an der ganzen Haut des Laubfrosches zu beobachten ist, und hier in einem offenbaren Zusammenhang mit dem bekannten Farbwechsel dieser Thiere (vom Grünen bis zum schwärzlichen Braun) steht. Das ganze

Phänomen, demnächst ausführlich in der Zeitschrift für wissenschaftliche Zoologie von Kölliker und von Siebold mitzutheilen, beruht auf der durch Veränderung der Dimensionen gewisser Pigmentzellen variirbaren Vertheilung einer, wie es scheint, viscіden Flüssigkeitsschicht zwischen den hellen, wenig bräunlich gefärbten Körnchen, sternförmiger oder unregelmäßig gestalteter Zellen mit elastischen Wandungen, wobey die jeweilige Dicke dieser Flüssigkeitsschicht wie in der Seifenblase die Farbe bestimmt, welche durch Veränderung des Druckes auf die Pigmentzelle in's Blaue, Grünliche, Violette, Rothe, zuletzt in's Bräunliche übergeht und im Verein mit einem unveränderlichen, in anderen Zellen eingeschloßnen goldgelben Farbstoff und dem Farbstoff der schwarzen Pigmentzellen die Natur der mit bloßem Auge sichtbaren Farbe bestimmt.

IV. Elasticitäts-Verhältnisse organischer Gewebe.

Seit Weber's classischen Untersuchungen über die Natur des Muskelgewebes ist die Aufmerksamkeit der Physiker und Physiologen in hohem Grad auf die elastischen Eigenschaften der organischen Gewebe gelenkt worden. Man hat erkannt, daß der Elasticitätsmodulus bey ihnen außer von ihrer Natur auch noch von äußeren Einwirkungen, nämlich denen der spannenden Kräfte abhängig ist, daß er als eine Function ihrer physikalischen und chemischen so wie mikroskopischen Eigenthümlichkeiten einerseits, und der Dehnung, welche an ihnen hervorgerufen wird, andererseits zu betrachten ist. Er ist also variabel mit den Dehnungsgraden bis zu einem gewissen Punkt, wo er seinem erreichbaren Maximum nahe für die ferneren Dehnungsgrade mehr weniger constant bleibt; denn bis zu diesem Punkt hin ist er in einem steten und zwar verhältnißmäßig raschen Wachsen begriffen. Für ein und dasselbe Gewebe läßt sich somit der Wechsel des Elasticitätsmodulus in der Form einer Curve darstellen, deren einzelne Punkte bestimmt sind durch den geordneten Werth der Gewichte oder Belastungen und der procentischen Verlängerungen. Man sieht leicht, daß die Bestimmung dieser Curve gerade von wesentlichem Nutzen für die Physiologie ist, indem die Ansprüche,

welche in Folge der wechselnden Bedingungen an ein Gewebe in dieser Beziehung gemacht werden, nicht constant, sondern sehr variabel sind. Es genügt demnach nicht eine beliebige Belastung zur Vergleichung verschiedener Gewebe von gleicher Länge und gleichem Querschnitt zu wählen, sondern es müssen bis an die Elasticitätsgränze hin diese Belastungen gewechselt und in nicht allzugroßen Abständen die Elasticitätsmoduli bestimmt und das Gesetz des Wechsels derselben festgestellt werden. Man denke an die höchst wechselnden Kräfte, denen die elastischen Gewebe der Respirationsorgane, der Blutgefäße u. s. w. Widerstand zu leisten haben, der aktiven und passiven Bewegungsorgane gar nicht zu gedenken, von denen der Wille oft so enorme und in jedem Augenblick präcise Leistungen verlangt! Man erkennt auch hier wieder die so vielfach sich geltend machende Schmiegsamkeit der thierischen Gewebe äußeren Einflüssen gegenüber, denen sich die organischen Kräfte erst bey einem gewissen Höhepunkt entgegenstemmen und innerhalb gewisser Gränze die Spitze zu bieten vermögen. So allein konnte auch nur auf der einen Seite ein auch den leisesten Anregungen folgender und von ihnen getragener Mechanismus hergestellt werden, welcher auf der anderen Seite ohne Aufgebot neuer für den Moment erst zu erzeugender Kräfte der Uebermacht schädlicher Einwirkungen Trotz zu bieten im Stande ist. Dieß konnte in unserem Fall nicht besser erreicht werden als durch eine Mechanik der kleinsten Theile in den organischen Geweben, wobey deren gegenseitige Anziehung in bestimmtem Verhältniß mit ihrer Entfernung von einander wächst.

(Fortsetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1853 Nr. 42.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 21. September.
Nro. 36. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1853.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Ueber die in dem physiologischen Kabinet der Universität München angestellten Untersuchungen während des laufenden Etatsjahres.

(Fortsetzung folgt.)

Es ist kein Zweifel, daß nicht bloß der mittlere oder ein bey einer bestimmten Belastung berechneter Elasticitätsmodulus ein und desselben Gewebes, sondern auch das Gesetz seines Wechsels bey verschiedenen Belastungen, welches ich der Kürze wegen die Elasticitätscurve nennen will, sich im Laufe der normalen Lebensprocesse ändert, und möglicher Weise in pathologischen Zuständen rascher oder allmähliger wechselt.

Kann man auch z. B. manche Arten des Pulses abhängig denken von den inneren Zuständen der Muskelfasern in den Gefäßen, so wird Niemand bestreiten, daß daran möglicher Weise auch die Veränderung der Elasticitätscurve der elastischen Faserlagen Schuld sey, wenn man bedenkt, von wie vielerley Umständen die Form eben dieser Curve und der absolute Werth je eines Punktes derselben abhängig ist.

Macht man nur einige der jetzt schon hervorzuhebenden Factoren namhaft, so weiß man, daß die Menge des Wassers, welches ein Gewebe führt, in dieser Hinsicht von großem Einfluß ist. Das Wasser ist aber nicht als reines Wasser von dem Gewebe imbibirt, sondern als ein solches, welches gelöste Stoffe enthält. Die Natur dieser Lösung, ihre Concentration sowohl als chemische Beschaffenheit, bestimmt die Gränze der Imbibition durch ein bestimmtes Gewebe. Jede Veränderung der Blutmischung oder der Beziehung der Blutgefäßwandungen zu dieser muß an diesen Gränzen etwas ändern, genug um in vielen Fällen von rückwirkendem Einfluß auf die elastischen Verhältnisse auch der Pulsaderwandungen zu seyn. Daß hier nicht eine Ueberschätzung stattfindet, werden die weiter unten mitgetheilten Zahlenwerthe bestätigen.

Ein weiterer Factor ist begreiflich die Struktur, die Anordnung der Fasern, mit sonst gemeinschaftlichen Charakteren, und die Dimensionen der wirksamen Elemente, woran übrigens selten in akuten, häufiger dagegen in chronischen pathologischen Processen Wesentliches geändert werden dürfte, wie etwa in atheromatösen Gefäßen, Aneurysma ꝛc.

Wichtiger ist ein anderer Factor, nämlich die chemische Constitution der Faser sowohl als der imprägnirten Flüssigkeiten; ja selbst die mechanische Mengung mit Stoffen, welche an sich, in chemischer Beziehung nämlich, sich ganz indifferent gegen das Gewebe zeigen, können dennoch von großem Einfluß auf die elastischen Kräfte seyn (vgl. unten).

In Beziehung auf das Erstere, so gibt sich die Einwirkung mancher Stoffe, welche die charakteristische Form der Gewebselemente nicht verändern, als eine solche, welche den Molekular- oder Aggregatzustand der kleinsten Theile ändert, schon optisch durch die Veränderung des Lichtbrechungsvermögens zu erkennen, wie dieses z. B. von der Es-

sigsäure und deren Einfluß auf das elastische Gewebe in mikroskopischer Hinsicht bekannt ist. Diese Säure übt denn auch einen sehr großen Einfluß auf den Elasticitätsmodulus aus.

Um also die Veränderung der Elasticitätscurve einzelner Gewebe durch verschiedene Einflüsse kennen zu lernen, wurden von uns nachstehende vorläufige Versuche gemacht, aus denen bereits die Wichtigkeit dieser Untersuchung deutlich genug hervorgeht, und welche ich unter Berücksichtigung des bisher nicht in allen Versuchen bestimmten absoluten und spezifischen Gewichtes fortsetzen lasse.

Was die Untersuchungsmethode anbetrifft, so wurden sämmtliche für die Arterienhäute aufgezeichneten Resultate an der Brustaorta ein und derselben Leiche (weiblicher Cadaver, 27 Jahre alt, mit chronischem perforirendem Magengeschwür) gewonnen. Es wurden dazu Riemen der Aortawandung benützt, welche alle zwischen den gleichen Querdurchschnitten des Rohres gelegen waren, in einzelnen Fällen dieselben Riemen zuerst frisch und dann, nachdem sie eine gewisse Zeit in dieser oder jener Flüssigkeit gelegen hatten, wieder untersucht. Die Riemen wurden nach dem Lineal mit einem scharfen Rasirmesser und genau parallelen Rändern geschnitten, die Länge zwischen den Klemmen gemessen, und der Querschnitt entweder gemessen oder aus spezifischem Gewicht und Länge berechnet. Die Beobachtung der Verlängerungen wurden an dem von mir construirten Spiegelapparat gewonnen, welchen ich in meinem Artikel „Stimme“ in Wagner's Handwörterbuch Bd. IV. S. 518 beschrieben habe. Dabey haben wir nur die unter einander vollkommen übereinstimmenden Ablesungen gelten lassen, und besonders auf die elastische Nachwirkung und das gleichmäßige Auflegen der Gewichte die größte Sorgfalt verwendet. Auch an diesen Untersuchungen haben sich Herr Muspratt und Elven betheiligt.

Ich schicke die Beobachtungen tabellarisch geordnet voraus.

Tab. I.

Belastung in Grammen.	Riemen frischer Aorta. I. Längsfasern. (F = 2,5075 □ Mill.) Länge:	Riemen frischer Aorta. II. Ringfasern. (F = 2,52 □ Mill.) Länge:	Dieselben Riemen 48 Stunden in kalter Essigsäure gelegen. III. Längsfasern (F = 3,6) Länge:	Dieselben Riemen 48 Stunden in kalter Essigsäure gelegen. IV. Ringfasern (F = 3,6 □ Mill.) Länge:
0	29 Millim.	30 Millim.	33.5 Millim.	29,5 Millim.
6,45	35,3 „	34 „	35,3 „	30 „
11,45	38 „	37 „	36,5 „	31,6 „
6,45	35,8 „	34 „	35,3 „	30 „
11,45	38,3 „	37 „	36,5 „	31,6 „
13,45	39,3 „	37,94 „	37,2 „	31,9 „
15,45	40,3 „	39 „	37,9 „	32,3 „
6,45	35,8 „	30 „	35,3 „	30 „
16,45	40,7 „	39,4 „	38 „	32,5 „
18,45	41,3 „	40,5 „	38,6 „	33 „
20,45	41,9 „	41,5 „	39,3 „	33,5 „
6,45	36,3 „	34,2 „	35,3 „	30 „
21,45	42,3 „	41,9 „	39,5 „	33,9 „
23,45	42,8 „	42,5 „	39,7 „	34,4 „
25,45	43,4 „	43 „	40 „	34,7 „
6,45	36,3 „	34,15 „	35,3 „	30 „
26,45	43,7 „	43,5 „	40,1 „	35 „
28,45	44,3 „	44,3 „	40,5 „	35,5 „
30,45	44,5 „	44,8 „	40,9 „	36 „
33,45	44,8 „	45,65 „	41,3 „	36,5 „
36,45	45,3 „	46,5 „	41,7 „	37 „
6,45	36,8 „	34,5 „	35,3 „	30 „
46,45	46,3 „	48 „	43,5 „	38,9 „
56,45	47,3 „	49,5 „	44,5 „	40,5 „
66,45	47,8 „	50,3 „	45,5 „	41,5 „
76,45	49,8 „	51,3 „	46,5 „	42,5 „
6,45	37,3 „	34,5 „	35,7 „	30,05 „
106,45	50,8 „	52,7 „	47,5 „	An der Klemme gerissen.
6,45	37,3 „	34,9 „		
156,45	52,3 „	54,5 „		
206,45	53,8 „	56,4 „		
6,45	38,1 „	35 „		
306,45	57,3 „	59,1 „		
6,45		35,5 „		

Tab. II.

Beobachtungen am Ligamentum Nuchae des Ochsen.

Belastung in Grammen.	A Strang (6 □ Mill. Querschnitt) des frischen Bandes 4 Stunden nach dem Schlachten.	B Dasselbe Stück (5 □ Millim. Querschnitt), 9 Stunden mit verdünnter Essigsäure gekocht.	C Ein Stück (32 □ Mill. Querschnitt) 4 Stunden in verdünnter Essigsäure gekocht und 19 Stunden in kalter Essigsäure macerirt.
0	26 Millim.	26 Millim.	35,6 Millim.
6,45	30 „	31 „	48,5 „
11,45	30,5 „	32 „	51,5 „
16,45	31 „	32,8 „	54,5 „
26,45	32 „	34,5 „	60,5 „
36,45	33 „	36,5 „	64,9 „
6,45	30 „	31 „	gerissen.
46,45	34 „	38,5 „	
56,45	35 „	40,3 „	
6,45	30 „	31 „	
66,45	36,2 „	gerissen	
76,45	37,5 „		
86,45	38,5 „		
106,45	40,2 „		
6,45	30 „		

Tab. III.

Elasticitäts-Moduli, berechnet nach der Formel $\frac{PL}{F\lambda,}$ wobey

P = Belastung, L = ursprünglicher Länge,
F = Querschnitt u. λ = procent. Verlängerung.

P in Grammen.	(1) I (2) frische Brust-Aorta. Bey Zug in der Richtung der Längsfasern	der Ringfasern.	II dieselbe 48 Stunden in kalter Essigsäure gelegen. (3) für die Längs-	(4) für d. Ringfasern.	III (5) dieselbe 36 Stunden in kalter Phosphorsäure geleg. (Längsfasern)	IV (6) Nr. III mit kohlensaurem Kalk imprägnirt.
11,45	14,24	17,17	35,73	36,97	14,6	20,56
36,45	25,8	26,3	41,36	39,7	22,8	30,20
56,45	35,7	33,2	47,76	42,3	28,3	43,42
76,45	40,56	42,72	54,7	48,1	34,2	55,35
156,45	77,6	76,45				
Mittel		39,17	44,88	41,76	24,9	37,38
		29,735				
a) aus allen Beobachtungen.	38,78					
b) aus den 4 ersten.	28,735					

(Fortsetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1853 Nr. 43.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 23. September.
Nro. 37. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1853.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Ueber die in dem physiologischen Kabinet der Universität München angestellten Untersuchungen während des laufenden Etatsjahres.

(Fortsetzung.)

Tab. IV.

Ligamentum Nuchae des Ochsen.			
P in Grammen.	(7) frisch.	(8) 9 Stunden mit verdünnter Essigsäure gekocht.	(9) 4 Stunden in Essigsäure gekocht u. 19 Stunden in kalter macerirt.
11,45	11,03	9,92	9,49
36,45	22,56	18,09	16,4
56,54	27,18	20,52	
76,54	28,8		
Mittel		16,17	12,94
a) aus allen Beobachtungen	22,39		
b) aus den 2 ersten:	16,795	14,005	12,94

Betrachtet man zuerst die mittleren Elasticitätsmoduli, welche innerhalb der gleichen Belastungsgränzen sich haben beobachten lassen, so findet man erstens zwischen den Fällen, in welchen der Zug in der Richtung der Längsfasern und denen, in welchen er in der Richtung der Ringfasern der Arterien gewirkt hat, weder bey der frischen noch der in kalter Essigsäure macerirten Haut einen erheblichen Unterschied, weßhalb denn auch bey den weiteren Versuchen nur Riemen, parallel den Längsfasern des Gefäßes geschnitten, benützt wurden. Der mittlere Modulus des ligamentum nuchae liegt dem der Arterie ziemlich nahe, jedoch tiefer. Nachdem die Arterienhaut 36 Stunden in kalter Phosphorsäure gelegen hatte, sank der Modulus bis nahe gegen den des frischen Nackenbandes, offenbar in Folge des Entziehens einer beträchtlichen Menge von Salzen; dann wurden dem Gewebe wieder Salze zugeführt, indem man es 30 Stunden in Kalkwasser liegen ließ, so wurde der erste Modulus nicht bloß wieder erreicht, sondern beträchtlich übertroffen. Es blieb vorläufig noch unerörtert, ob das Steigen des Modulus über sein ursprüngliches Maaß von der Infiltration mit phosphorsaurem Kalk oder von der Einmengung eines Niederschlages von kohlensaurem Kalk herrührte. Der Versuch wurde nämlich folgendermassen gemacht: das mit Phosphorsäure imprägnirte Stück wurde 30 Stunden in mehrmal erneuertes Kalkwasser gelegt, und darauf in dasselbe c. $\frac{1}{2}$ Stunde Kohlensäure geleitet, bis sich ein dichter Niederschlag in der Flüssigkeit gebildet hatte und vermuthen ließ, daß dasselbe auch in der von dem Gefäß imbibirten Flüssigkeit erfolgt war.

Man sieht also wenigstens, daß die Zumischung von Kalksalzen in der einen oder anderen Form den Elasticitätsmodulus beträchtlich zu erhöhen vermag, was bekanntlich auch bey Atherom der Fall ist.

Die kalte Essigsäure erhöht ebenfalls den Elasticitätsmodulus unter Vergrößerung des Querschnittes, was Folge des Quellens der Zwischengewebe ist, indem diese Flüssigkeit die Breite der eigentlich elastischen Fasern mikrometrisch nicht vergrößert.

Kochende Essigsäure dagegen vermindert, ohne die mikroskopischen Charaktere des elastischen Gewebes wesentlich zu verändern, den Modulus, welcher wenigstens nach den bisherigen Untersuchungen dann noch tiefer sinkt, wenn das Gewebe längere Zeit nachher in verdünnter Essigsäure macerirt wird.

Um einen Ueberblick über die Elasticitätscurve zu gewinnen, sind die Elasticitäts-Moduli in der folgenden Tabelle so geordnet, daß immer der niedrigste = 1 gesetzt ist. Die Nummern der Vertikalcolumnen beziehen sich auf die gleichen Vertikalcolumnen der letzten Tabelle. Die Columnen mit der Ueberschrift Diff. enthalten die Unterschiede je zweyer aufeinander folgender Moduli.

Gewichte in Grammen.	Nr. 1	Diff.	Nr. 2	Diff.	Nr. 3	Diff.	Nr. 4	Diff.	Nr. 5	Diff.	Nr. 6	Diff.	Nr. 7	Diff.	Nr. 8	Diff.	Nr. 9	Diff.
11,45	1		1	0,531	1	0,129	1	0,073	1	0,561	1	0,468	1	0,045	1	0,823	1	0,732
		0,81																
36,45	1,81		1,531	0,403	1,129	0,207	1,073	0,071	1,561	0,377	1,468	0 643	2,045	0,418	1,823	0,245	1,732	
		0,697																
56,45	2,507		1,934	0,546	1,336	0,194	1,144	0,325	1,938	0,404	2,111	0,589	2,463	0,148	2,078			
		0,333																
76,45	2,84		2,48	1,972	1,530		1,479		2,342		2,700		2,611					
		2,609																
156,45	5,449		4,452															
11,45	1,500		1,808		3,765		3,895		1,537		2,166		1,163		1,045		1	

In der letzten Horizontal-Columne sind die für das Gewicht 11,45 Gramm berechneten Moduli verglichen, für den in der ganzen Reihe gefundenen niedrigsten, nämlich 9,49 bey dem in Essigsäure gekochten ligamentum nuchae, dessen Werth = 1 gesetzt wurde. Berechnet man von da aus weiter, indem man die sämmtlichen zusammengehörigen Moduli in ihrem progressiven und relativen Wachsen in Verhältniß zu dem jedesmaligen Anfangs-Modulus setzt, welcher mit dem überhaupt gefundenen niedrigsten (von Nr. 9) verglichen ist, so erhält man alle Moduli in ihrem Steigen untereinander verglichen und auf jenen als Einheit bezogen, z. B. 1 : 1,81 (Nr. 1) = 1,500 : X; X = 2,715 für die Belastung mit 36,45 Gramm u. s. f., darnach ist folgende Tabelle berechnet.

Gewichte.	Nr. 1	Nr. 2	Nr. 3	Nr. 4	Nr. 5	Nr. 6	Nr. 7	Nr. 8	Nr. 9
11,45	1,500	1,808	3,765	3,895	1,537	2,166	1,163	1,045	1
36,45	2,715	2,77	4,1416	4,18	2,4	3,18	2,3783	1,905	1,732
56,45	3,7605	3,5	5,0301	4,456	3,0	4,5724	2,8645	2,1715	
76,45	4,260	4,483	5,7604	5,7607	3,6	4,848	5,85		
156,45	6,735	9,85							

Hieher gehört auch eine größere Reihe von Untersuchungen über die rückwirkende Elasticität des Lungengewebes und des Thorax in Beziehung auf den Akt der stummen sowohl als tönenden Exspiration. Dieses steht mit meinen fortgesetzten Studien über die Stimmbildung im Zusammenhang, bey welchen ich mir die Aufgabe gestellt, ihre Bedingungen an dem Lebenden unmittelbar zu erforschen und zu sehen, in welchem Umfang die in meinen früheren Berichten angedeuteten und in meinem Artikel „Stimme“ in Wagner's Handwörterbuch mittlerweile ausführlich mitgetheilten physikalischen und anatomischen Befunde sowohl überhaupt als individuell bey der Stimmbildung des Lebenden benützt und bestätigt werden.

Zur Ermittlung des pneumatodynamischen Druckes der Exspirationsluft bey der Erzeugung von Tönen wurde meine Aufmerksamkeit auf die verschiedenen Kräfte gelenkt, welche bey der Entwicklung dieses in seinem verlangten Werth so variablen Druckes betheiligt sind. Es sind offenbar dieselben von der Thätigkeit zweyer Gebilde abhängig, nämlich der elastischen Gewebe und der contraktilen Muskeln. Man hat den Antheil der ersteren wohl schon lange berücksichtigt, aber unterschätzt. Denn prüft man das Lungengewebe auf die Größe seiner elastischen Rückwirkung, so kommt man zu Werthen, welche dem Exspirationsdruck selbst bey der forcirteren Respiration nahe oder gleich kommen; noch viel beträchtlichere Größen liefert die Rückwirkung der sämmtlichen Thoraxtheile, bey deren Untersuchung natürlich die Todtenstarre noch nicht eingetreten seyn darf. Um die respektiven Werthe zu erhalten, wurde Luft in die Lunge geblasen, der Hahn des Tubulus darauf geschlossen, und an dem auf ihn senkrecht errichteten Manometer der Flüssigkeitsstand abgelesen, aus welchem sich unmittelbar die Pression der Luft in der Lunge bestimmen ließ. Dabey kann man bis auf 64 Mill. Queckſilberdruck und mehr kommen. Aus den Beobachtungsreihen und allgemeinen Betrachtungen, welche ausführlich in Vierordt's Archiv im 1. Heft des 13. Bandes mitgetheilt werden, ergibt sich unmittelbar, daß bey der ruhigen Respiration und noch mehr bey dem Singen in sehr beträchtlichem Grade die Inspirationsmuskeln während der Ausathmung thätig sind, indem sie durch ihre allmählig sinkende Contraction der rückwirkenden Elasticität der Respirationsorgane zur Er-

zeugung eines länger andauernden constanten Druckes die Waage halten.

Die progressive Abnahme des Contractionszustandes ist ebenso in der Natur der Muskelsubstanz gelegen (Weber*), wie die Abnahme des Elasticitäts-Modulus während der Entlastung des elastischen Gewebes. Diese glückliche Combination physikalischer Eigenschaften der beyden Gewebe sichert vor Allem die Oekonomie des Athems bey dem Gesang und den ungestörten Gang der Diffusion der Gase in dem allmählig nur sich entleerenden Luftreservoir, während der tonlosen Respiration.

In jenem Aufsatz habe ich auch auf die Wichtigkeit der Elasticitäts-Curve des Lungengewebes aufmerksam gemacht, ohne hier mehr als andeuten zu können, wie man durch Ermittlung dieser Curve auf Widerstände in den Lungen, mittlere Wanddicke und Veränderung der elastischen Kräfte des kranken und gesunden Lungengewebes zurückzuschließen im Stande ist.

(Schluß folgt.)

Verzeichniß

der in den Sitzungen der drey Classen der k. Akademie der Wissenschaften im Monat Juli 1853 vorgelegten Einsendungen an Druckschriften.

Von der Académie des sciences in Paris:

Comptes rendus hebdomadaires des séances. Tom. XXXVI Nr. 17 — 21. Avril, Mai 1853. Paris 1853. 4.

Von der allgemeinen geschichtsforschenden Gesellschaft der Schweiz in Basel:

a) Archiv für Schweizer'sche Geschichte. 8. 9. Bd. Zürich 1853. 8.

b) Die Regesten der Archive in der schweizerischen Eidgenossenschaft. II Bds. I. II. u. III. Heft. Chur 1851, 52, 53. gr. 4.

*) Vgl. dessen Artikel „Muskelbewegung" in Wagner's Handwörterbuch.

Von der naturforschenden Gesellschaft in Danzig:

Neueste Schriften. V. Bds. 1 Hft. Danzig 1853. 4.

Von der Société imperiale des naturalistes in Moskau:

Bulletin II. III. IV. Annee 1852. Mosk. 4852. 8.

Von der pfälzischen Gesellschaft für Pharmacie und Technik in Speyer:

Jahrbuch für praktische Pharmacie. Bd. XXXVI. Hft. V. May. Ludwigshafen 1853. 8.

Von der Chemical Society in London:

Quarterly Journal. Vol. VI. I. April I. 1853. Nr. XVI. Lond. 1853. 8.

Von der Société de l'histoire de France in Paris:

Bulletin Nr. 12. Decbr. 1852. Febr., März, April 1853. Paris 1853. 8.

Von der Asiatic Society of Bengal in Calcutta:

Journal Nr. CCXXXI, Nr. VII. 1852. New Series Nr. LVI. Calcutta 1852. 8.

Von der Geological Society in London:

Quarterly Journal. Vol. IX. May I. 1853. Nr. 34. Part. 2. Lond. 8.

Von dem landwirthschaftlichen Verein in Bayern:

Zeitschrift. Juli VII. 1853. München. 8.

Von der Academia Pontificia de' nuovi Lincei in Rom:

Atti. Anno V. Sessione III. del 13. Aprile 1852. Roma 1853. 4.

Von der k. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen:

Abhandlungen. 5. Band von den Jahren 1851 u. 1852. Göttingen 1853. 4.

Von dem Instituto di corrispondenza archeologica in Rom:

a) Annali. Vol. XXIV di tutta la serie. Roma 1852
b) Bulletino per l'anno 1852.
c) Monumenti inediti per l'anno 1852. Fasc. I., II.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 24. September.

Nro. 38. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1853.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der k. Hof- und Staatsbibliothek im J. 1853.

Zweytes Quartal. April — Juni.

(Fortsetzung.)

III. Historia.

L. J. Van Rhijn, Reis door den Indischen Archipel in het Belang der evangelische Zending. Rotterd. 1851.

A. Ziegler, Reise in Spanien. Bd. 1. 2. Leipz. 1852.

J. de Saint-Genois, Voyages faits en terre sainte par Thetmar en 1217, et par Burchard de Strasbourg, en 1175, 1189 ou 1225. Bruxelles 1851.

Dr. H. Gelzer, Protestantische Briefe aus Südfrankreich und Italien. Zürich 1852.

F. Werne, Reise durch Sennaar und Mandera, Nasub Cheli, im Lande zwischen dem blauen Nil und dem Atbara. Berlin 1852.

Th. Thomson, Western-Himalaya and Tibet. Lond. 1852.

And. Zambelli, Sull' influenze politica del Sacerdozio Indiano ed Egizio. Pavia 1852.

C. Janellius, Hieroglyphica Aegyptia. Neapoli 1830.

— — Veterum Oscorum inscriptiones et tabulae Eugubinae. Neapoli 1841.

— — Tentamen hermeneuticum in Etruscas inscriptiones. Neapoli 1840.

— — Tabulae Rosettianae hieroglyphicae et centuriae sinogrammatum polygraphicorum interpretatio. Neapoli 1830.

C. Jannellius, Fundamenta hermeneutica hierographiae crypticae veterum gentium. Neapoli 1830.

Dr. K. Fr. Hermann. Perseus und Andromeda. Göttingen 1851.

D. de Guidobaldi, Alessandro e Bucefalo bassorilievo Pompeiano, scavato nel 1849. Napoli 1851.

G. M. Fusco, di alcune iscrizioni di Pozzuoli e sue vicinanze. Napoli 1851.

J. Bonomi, Niniveh and its palaces. The discoveries of Botta and Layard, applied to the elucidation of holy writ. Lond. 1852.

G. Erbkam, Ueber den Gräber- und Tempelbau der alten Aegypter. Berl. 1852.

M. Raoul-Rochette, Mémoires d'Archéologie comparée Asiatique, Grecque et Etrusque. I. Mémoire. Par. 1848.

Dr. H. Brugsch, Die Adonisklage und das Linoslied. Berl. 1852.

F. Bourgade, Toison d'or de la langue Phénicienne. Par. 1852.

Bargès, Mémoire sur trente-neuf nouvelles inscriptions Puniques. Par. 1852.

F. A. Vossberg, Münzgeschichte der Stadt Danzig. Berl. 1852.

Dr. L. Mercklin, Ueber den Einfluß des Orients auf das griechische Alterthum. Dorpat 1851.

W. G. Cookesley, Explanatory index to the map of ancient Athens. Eton 1852.

L. Canina, Indicazione topografica di Roma antica in corrispondenza dell' epoca imperiale. Roma 1850.

M. de Ring, Mémoire sur les établissements romains du Rhin et du Danube. Vol. I. Par. 1852.

A. Thierry, Attila. Schilderungen aus der Geschichte des 5ten Jahrhundert. Leipz. 1852.

M. Willkomm, Die Strand- und Steppengebiete der Iberischen Halbinsel und deren Vegetation. Leipz. 1852.

(Schönhals) Erinnerungen eines österreich. Veteranen aus dem italienischen Kriege der Jahre 1848 und 49. Bd. 1. 2. Stuttg. 1852.

P. Tole, Codice degli statuti della repubblica di Sassari. Cagliari 1850.

Rapporto generale della pubblica esposizione dei prodotti naturali e industriali della Toscana. Firenze 1851.

G. Pepe, L'Italia negli anni 1847, 1848 e 1849. Torino 1850.

Seb. Donati, Nuovi miscellanei Lucchesi. T. 1. 2. Lucca 1775—84.

A. Burriél, Vita di Caterina Sforza Riario. Vol. 1—3. Bologna 1795.

J. Avolo, Dei Dazj de Sicilia nell' epoche antiche libri quattro. T. I. II. Messina 1840.

Solaro della Margarita, Memorandum storico-politico. Torino 1851.

G. Barbaro, Lettere al Senato Veneto. Vienna 1852.

Statistique de la France. Administration publique T. I. II. Agriculture. T. 1—4. Industrie. T. 1—3. Territoire, population. Documents statistiques de la France. Commerce extérieur. Par. 1835—1850.

V. Fouqué, Recherches historiques sur les corporations des archers, des arbalétriers et des arquebusiers. Par. 1852.

Th. Lavallée, Histoire de Paris jusqu'en 1850. Par. 1852.

Gl. Rossignol, Des libertés de la Bourgogne d'après les Jetons de ses états. Autun 1851.

A. La Butte, Histoire des Ducs de Normandie. T. I. Par. 1852.

S. Kaiser, Französische Verfassungsgeschichte von 1789—1852. Leipz. 1852.

Ed. de Beauverger, Des constitutions de la France et du système politique de l'empereur Napoléon. Par. 1852.

Pitre-Chevalier, Les révolutions d'autrefois. Chroniques de la Fronde 1648—1652. Par. 1852.

A. Janssen, Die Sagen Frankens. Lief. 1—3. Würzburg 1852.

C. Vocke, Chronik der Stadt Nordhausen. Nordhausen 1852.

G. Schneemann, Das Römische Trier und die Umgegend nach den Ergebnissen der bisherigen Funde. Trier 1852.

E. Meier, Deutsche Sagen, Sitten und Gebräuche aus Schwaben. Th. 1. 2. Stuttg. 1852.

H. Meidinger, Die deutschen Ströme in ihren Verkehrs- und Handelsverhältnissen mit statistischen Uebersichten. Abth. 1. Leipz. 1853.

L. Fr. v. Ledebur, Nordthüringen und die Hermunduren oder Thüringer. Berl. 1852.

Vic. de Bussierre, Histoire de la guerre des paysans. T. 1. 2. Plancy 1852.

G. D. Teutsch, Geschichte der Siebenbürger-Sachsen. Heft 1. 2. Kronstadt 1852.

V. Streffleur, Orographisch-hydrographische Studien über das Gebiet des österreich. Kaiserstaates. Wien 1852.

Dr. J. Rapp, Geschichte Tirols im Jahre 1809. Innsbruck 1852.

Colonisationsplan für Ungarn, Siebenbürgen, Slavonien, Galizien und Bukowina. Wien 1852.

S. Hirsch, Erinnerungen an den großen Kurfürsten und an seine Gemahlin Louise von Oranien. Berl. 1852.

Fr. Harkort, Die Preußische Handelsmarine und ihre Stellung zum Zollverein. Berl. 1852.

L. Feuerbach, Anselm Ritter von Feuerbach's Leben und Wirken. 2 Bde. Leipz. 1852.

J. Lauth, Die Geburt der Minerva auf der Cospianischen Schule. München 1852.

Das Recht der Kirche und die Staatsgewalt in Bayern seit dem Abschluß des Concordates. Schaffhausen 1852.

Fr. Beck, Ueber die Zeus-Idee in ihrer centralen Stellung zum hellenischen Götterkreise. München 1852.

C. Ammer, Ueber die mosaischen Schöpfungstage und ihr Verhältniß zur Geologie. Regensburg 1852.

F. Vogel, Memorabilia Tigurina von 1840—1850. Heft 1. Zürich 1852.

Abhandlungen des historischen Vereins des Kantons Bern. I Jahrg. Bern 1848.

L. Jenssen, Kirchen- und Schulbilder aus London. Oldenb. 1852.

M. A. Quetelet, Sur la statistique criminelle du royaume-uni de la Grande-Bretagne. Bruxell. 1851.

Dr. J. B. Weiß, Geschichte Alfred's des Großen. Schaffhausen 1852.

R. Torrens, Tracts on Finance and Trade. Lond. 1852.

J. Yonge-Akerman, Remains of Pagan Saxondom, principally from tumuli in England. Part I. Lond. 1852.

G. Waitz, Der neueste dänische Versuch in der Geschichte des Herzogthums Schleswig beleuchtet. Göttingen 1852.

S. Laing, Observations on the social and political state of Denmark and the duchies of Sleswick and Holstein in 1851. Lond. 1852.

Fr. Klee, Om Nordens aeldste Beboere og deres efterladte Minder. Kj'obenhavn 1852.

G. F. v. Jenssen-Tusch, Zur Lebens- und Regierungsgeschichte Christians VIII, Königs von Dänemark. Lief. 1. Altona 1852.

Acta Tomiciana. T. 1. 2. Posnaniae 1852.

P. Lanza, Degli Arabi e del loro soggiorno in Sicilia memoria. Palermo 1832.

P. Kleudgen, Die deutsche Kolonie Santa-Cruz, Provinz Rio Grande do Sul, Süd-Brasilien. Hamb. 1852.

Seymour Tremenheere, Notes on public Subjects, made during a tour in the United States and Canada. Lond. 1852.

Dr. Fr. v. Reden, Die Staaten im Stromgebiet des La Plata, in ihrer Bedeutung für Europa. Darmstadt 1852.

B. E. Philippi, Neueste Nachrichten über die Provinz Valdivia. Cassel 1852.

Fr. A. Neale, Narrative of a residence in Siam. Lond. 1852.

Ch. Morgan, The documentary history of the state of New-York, arranged by E. B. O'Callaghan. Vol. 1—3. Albany 1850.

R. J. Miltenberg, Die deutsche Colonie Donna Francisca in der südbrasil. Provinz Santa Catharina. Berlin 1852.

S. G. Goodrich, Les états-unis d'Amérique. Paris 1852.

Documents of the Assembly of the state of New-York. Vol. 1—6. Albany 1851.

J. F. Davis, China during the war and since the peace. Vol. 1. 2. Lond. 1852.

J. E. Erskine, A short account of the late discoveries of gold in Australia. Lond. 1852.

G. Butler Earp, The gold colonies of Australia. Lond. 1852.

G. Bossi, J Negri della nigrizia occidentale etc. Vol. 1—3. Torino 1851.

G. H. Rose, The Afghans, the ten Tribes and the kings of the East. Lond. 1852.

R. Godlonlon and E. Irving, A narrative of the Kaffir war of 1850—51. T. 1—4. Lond. 1851—52.

Boisrond-Tonnerre, Mémoires pour servir à l'histoire d'Haïti. Par. 1851.

Dr. A. Heising, Süd-Australien. Berl. 1852.

K. F. Ledderhose, Aus dem Leben der Fr. R. Moser, geb. Vischer. Heidelb. 1852.

Dr. Roth, Erinnerungeu an drey verdiente Gymnasiallehrer, J. A. Werner, Ch. F. Roth, Fr. J. Drück. Stuttg. 1851.

Dr. O. Krabbe, August Neander. Hamburg 1852.

J. J. Hottinger, Hans Conrad Escher von der Linth. Zürich 1852.

Holcroft's memoirs, written by himself. Lond. 1852.

Life of Lord Jeffrey, by Lord Cockburn. Vol. 1. 2. Edinb. 1852.

Milde, Feldzeugmeister Joh. Freyh. von Rath. Dresden 1852.

Memoir of the Duke of Wellington. Lond. 1852.

Dr. Fr. Lewitz, Mirabeau. Bd. 1. Breslau 1852.

Dr. O. Klopp, Leben und Thaten des Admirals de Ruiter. Hannover 1852.

A. Capelle, Vie du Cardinal P. Giraud, Archevêque de Cambrai. Lille 1852.

B. Szemere, Graf Ludwig Batthyany, Arthur Görgei, Ludwig Kossuth. Abth. 1. Hamb. 1853.

H. Rose, Gedächtnißrede auf Berzelius. Berl. 1852.

P. Drouilhet de Sigalas, De l'art en Italie. Dante Alighieri et la divine Comédie. Par. 1852.

M. Baudier, Histoire de la vie et de l'administration du Cardinal Ximénés. Par. 1851.

IV. Mathematica.

Dr. J. H. T. Müller, Betrachtungen über das Tetraeder mit seinen Berührungskugeln. Wiesbaden 1852.

C. Th. Meyer und M. H. Meyer, Lehrbuch der Axonometrie. Lief. 1. Leipz. 1852.

Fr. Bartholomaei, Resultate zu den Aufgaben in der Arithmetik. I. Die absoluten Zahlen. Jena 1852.

E. F. Apelt, Die Reformation der Sternkunde. Jena 1852.

Fr. Engel, Handbuch des gesammten landwirthschaftlichen Bauwesens. Bd. 1. Abth. 1.

A. Malberg, Die Literatur des Bau- und Ingenieur-Wesens der letzten 30 Jahre. Berlin 1852.

F. J. Brand, Kirchliche Baukunst. Paderborn 1852.

A. Reichensperger, Die christliche germanische Baukunst und ihr Verhältniß zur Gegenwart. Trier 1852.

Wilh. Lübke, Vorschule zur Geschichte der Kirchenbaukunst des Mittelalters. Dortmund 1852.

F. Freissauf von Neudegg, Das fortschreitende Bewegungsprinzip für Dampf- und Eisenbahn-Wagen auf ebenen und geneigten Bahnen. Wien 1852.

V. Physica.

Dr. H. Masius, Naturstudien. Leipzig 1852.

Dr. Joh. Müller, Grundriß der Experimental-Physik. 3te Aufl. Braunschweig 1852.

M. Faraday, Experimental researches in electricity. Lond. 1851.

E. Liais, Théorie mathématique des oscillations du baromètre etc. Par. 1851.

F. Reich, Neue Versuche mit der Drehwage. Leipzig 1852.

Dr. H. W. Dove, Die Verbreitung der Wärme auf der Oberfläche der Erde. 2te verm. Aufl. Berlin 1852.

W. Herbert, Amaryllidaceae. Lond. 1837.

K. Engesser, Flora des südöstlichen Schwarzwaldes u. s. w. Donaueschingen 1852.

H. Walpert, Alphabetisch-synonymisches Wörterbuch der deutschen Pflanzennamen so wie der pflanzlichen Erzeugnisse. Magdeb. 1852.

Dr. F. Unger, Versuch einer Geschichte der Pflanzenwelt. Wien 1852.

— —, Botanische Briefe. Wien 1852.

Dr. H. Schacht, Physiologische Botanik. Berl. 1852.

Dr. Kirschleger, Flore d'Alsace et des contrées limitrophes. Vol. I. Strasb. 1852.

J. Payer, Botanique cryptogamique. Par. 1850.

Dr. H. Karsten, Beytrag zur Entwickelungsgeschichte der Loranthaceen. Berlin 1852.

Dr. H. F. Bonorden, Handbuch der allgemeinen Mykologie. Stuttg. 1851.

O. Fr. von Hingenau, Uebersicht der geologischen Verhältnisse von Mähren und österreich. Schlesien. Wien 1852.

C. G. Giebel, Allgemeine Paläontologie. Leipz. 1852.

G. Fischer de Waldheim, Ommatolampes et trachelacanthus, genera piscium fossilium nova. Mosquae 1851.

F. Römer, Monographie der fossilen Crinoidenfamilie der Blastoideen u. s. w. Berlin 1852.

Dr. F. Römer, Die Kreidebildungen von Texas und ihre organischen Einschlüsse. Bonn 1852.

Dr. R. Kner, Neue Beyträge zur Kenntniß der Kreideversteinerungen von Ost-Galizien. Wien 1852.

E. v. Otto, Additamente zur Flora des Quadergebirges in der Umgegend von Dresden und Dippoldiswalde. Dippoldiswalde 1852.

Dr. G. Leonhard, Die Mineralien Badens nach ihrem Vorkommen. Stuttg. 1852.

L. Liebener und J. Vorhauser, Die Mineralien Tirols beschrieben. Innsbruck 1852.

E. v. Eichwald, Lethaea Rossica ou le monde primitif de la Russie. Abth. 1. Stuttg. 1852.

A. Delesse, Untersuchungen über den rothen Porphyr der Alten und über den rothen ägyptischen Syenit. Stuttg. 1852.

Dr. M. L. Frankenheim, Krystallisation und Amorphie. Breslau 1851.

Dr. E. L. Schubarth, Handbuch der technischen Chemie und chemischen Technologie. 4te umgearb. Aufl. Thl. 1—3. Mit Atlas. Berl. 1851.

Dr. F. L. Strumpf, Die Fortschritte der angewandten Chemie. Bd. 1. Abth. 1. Agriculturchemie. Berlin 1853.

F. Baedeker, Chemische Rechentafel nach den neueren Atomgewichtszahlen berechnet. Elberfeld 1852.

F. X. L. Hlubek, Bericht über die englische Landwirthschaft und die zu London 1851 ausgestellten landwirthschaftlichen Geräthe und Maschinen. Gratz 1852.

Dr. G. Heyer, Ueber die Ermittelung der Masse, des Alters und des Zuwachses der Holzbestände. Dessau 1852.

W. Hamm, Katechismus der Drainirung oder Entwässerung des Bodens durch unterirdische Abzüge. Leipzig 1852.

Dr. R. Haas, Die deutsche Seidenzucht. Leipz. 1852.

Dr. A. Jacquemart, Bibliographie forestière française. Paris 1852.

Dr. F. Stamm, Die Landwirthschaftskunst in allen Theilen des Feldbaues und der Viehzucht. Lief. 1. Prag 1852.

(Schluß folgt.)

Bulletin der Königl. Akademie d. W.
1853 Nr. 44.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 26. September.
Nro. 39. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1853.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Ueber die in dem physiologischen Kabinet der Universität München angestellten Untersuchungen während des laufenden Etatsjahres.

(Schluß.)

V. Vergiftungsversuche.

Die in den früheren beyden Berichten erwähnten Untersuchungen über den Einfluß der Leuchtgase auf den thierischen Organismus, welche ich mit Herrn Dr. Martin angestellt hatte, führten insoferne zu keinem sicheren Endresultat, als die damals allein mögliche Methode der Versuche immer zweifelhaft lassen mußte, welche Bestandtheile dieser Gasgemische eigentlich die charakteristischen Erscheinungen an den Thieren hervorriefen. Man wird sich erinnern, daß wir in der Weise operirten, daß atmosphärische Luft immer in gewissen Verhältnissen von diesem oder jenem Gas (Holzgas oder Kohlengas) beygemischt und diese verschiedenen Mischungen den Thieren zur Athmung geboten wurden. Dieses konnte wohl zu der Ermittlung der in sanitätspolizeylicher Hinsicht wichtigen Frage führen: bey welchem Gehalt der Luft eines Raumes an dem einen oder anderen Gas das Leben mehr gefährdet sey, allein von theoretischer Seite mußte dabey der Grund der Differenz und die Natur des eigentlich schädlichen oder absolut tödtlichen Princips immer versteckt bleiben. Deßhalb wurden diese Untersuchungen ausgesetzt und können jetzt erst wieder aufgenommen werden, nachdem Pettenkofer's sichere Analysen beyder Gasarten vorliegen, in welchen bereits schon die Fingerzeige für die Beurtheilung der Differenzen in torikologischer Beziehung gegeben sind. Dem gemäß werden die Untersuchungen jetzt in der Weise wieder aufgenommen, daß man je einen der Bestandtheile des Gasgemisches mit so viel atmosphärischer Luft mengt als die Summe der übrigen Gase der Analyse entsprechend enthält und in ihrem Verhalten gegen den thierischen Organismns prüft, hierauf einen zweyten u. s. f., dann eine Combination von zwey, drey ꝛc., wie sie in den bezüglichen Gasgemischen vorkommen, verbunden mit entsprechenden Mengen atmosphärischer Luft, bis man auf diejenige Combination trifft, durch welche die dem Holz- oder Kohlengas eigenthümlichen Wirkungen erzeugt werden.

Inzwischen wurden verschiedene Versuche mit dem ozonisirten Terpentinöl im Vergleich mit dem gewöhnlichen Terpentinöl an verschiedenen Thieren in Gemeinschaft mit Herrn Prof. Dr. Seitz angestellt. Als Resultat dieser Untersuchungen, welche an kalt- und warmblütigen Thieren gewonnen wurden, läßt sich in der Kürze Folgendes sagen: Das ozonisirte Terpentinöl erzeugt im Allgemeinen dieselben Wirkungen, wie das gewöhnliche, aber in auffallend potenzirtem Grad, und dieses nicht bloß in Beziehung auf Größe der pathologischen Veränderung durch eine bestimmte Dosis, sondern auch durch die Schnelligkeit, mit welcher dieselbe wirkt, wobey diese Dosis noch sehr viel kleiner seyn kann als diejenige, durch welche nach längerer Zeit und weniger ausgiebig die gleichen Erscheinungen durch das gewöhnliche Terpentinöl erzeugt werden.

In Folge deſſen treten wie überall, wo gewiſſe Veränderungen raſch erzeugt werden, noch andere ſekundäre Wirkungen auf, welche abhängig ſind von dem Moment der Zeit, das bey allen organiſchen Vorgängen eine ſo wichtige Rolle ſpielt.

Weiter kann ich den ſpäteren Veröffentlichungen dieſer Beobachtungen hier nicht vorgreifen.

VI. Diffuſionsverſuche.

Prof. Pettenkofer hatte mir die intereſſante Beobachtung mitgetheilt, daß das in einer oben geſchloſſenen Glasröhre befindliche Waſſer, das vollſtändig mit Kohlenſäure geſättigt iſt, in dem anfänglich über ihm befindlichen, mit Kohlenſäure gefüllten Raum der Glasröhre aufſteigt, wenn die untere offene Mündung der Röhre unter dem Niveau von Waſſer ſteht, welches atmoſphäriſche Luft abſorbirt hatte. Wir erklärten uns das Phänomen auf folgende Weiſe: Zunächſt diffundirt Kohlenſäure des Waſſers in der Glasröhre und atmoſphäriſche Luft des Waſſers, in welches jene taucht; ſofort wird wieder eine Portion der aufgenommenen Kohlenſäure an die über dem Waſſer ſtehende Atmoſphäre abgegeben, und die von dem Waſſer der Glasröhre heraufgenommene Kohlenſäure theilweiſe durch letztere erſetzt, ſo daß die Diffuſion zwiſchen den Gaſen der Flüſſigkeiten in und außerhalb der Glasröhre immer fortgehen kann. Wird nun dem in der Glasröhre enthaltenen Waſſer die vorher abſorbirte Kohlenſäure entzogen, ſo wird dieſelbe, ſo lange ſie gasförmig über dem Waſſer in der Glasröhre ſteht, immer wieder abſorbirt werden können, da ſie gleichſam von der Oberfläche des Waſſers, in welchem die Glasröhre ſteht, durch die in der letzteren ſtehenden Waſſerſäule hindurch abdunſtet. Es bildet ſich alſo von Moment zu Moment ein Vacuum, das jedoch im Augenblick ſeines Entſtehens wieder ausgefüllt wird durch das Waſſer, welches, getrieben von dem äußeren Barometerdruck, emporſteigt, und zwar bis zu einer Höhe, welche eben dieſem Barometerdruck (ſcheint es) und der Vollſtändigkeit des Gaswechſels entſpricht. Nach Beendigung des Verſuches zeigt ſich keine Spur mehr von Kohlenſäure in dem faſt ganz reducirten Luftraum oberhalb des Waſſers in der Glasröhre. Ich benützte dieſen Verſuch als Schema des Reſpirationsproceßes in meiner Vorleſung, indem ich die Glasröhre unten mit Membran ſchloß, das in ihr enthaltene kohlenſaure Waſſer als paryncheatöſe Flüſſigkeit, die Membran als Gefäßwandung der Capillaren das Waſſer des äußeren Gefäßes als Blut und die Oberfläche dieſes Waſſers als Lungenfläche betrachten ließ, wobey ſich der geſammte Gaswechſel einfach in dem Steigen der Flüſſigkeitsſäule des Glasrohres bemerklich machte. Dabey beobachtet man, daß die Membran ſehr ſtark convex nach innen in das Glasrohr gedrängt wird.

Nahm ich ſtatt der Schweinsblaſe ein Stück Cutis mit unverſehrter Epidermis oder Epidermisſtücke allein, ſo trat ganz dasſelbe ein: das Steigen der Waſſerſäule ſowohl als das ſtarke Vordrängen der Haut in den Innenraum der Röhre. Auch konnte das Erſtere nicht durch das Letztere erklärt werden. Denn die Elevation der Innenfläche der Haut über die urſprünglich horizontale Lage betrug kaum $\frac{1}{2}$ Centim., die Erhebung der Flüſſigkeitsſäule nach c. 12 Stunden 7—8 Centim. Die Einwärtsdrängung der Häute lieferte einen deutlichen Beweis dafür, daß ſie feſt genug aufgebunden und ohne Loch waren, das Steigen der Flüſſigkeitsſäule aber, daß die Epidermis für dieſe Fälle wenigſtens nicht impermeabel für Waſſer iſt.

Auszug aus dem Sitzungsprotokoll der hiſtoriſchen Claſſe der k. Akademie der Wiſſenſchaften, abgehalten am 18. Juni 1853.

In der Sitzung der hiſtoriſchen Claſſe am 18. Juni d. J. hielt der Claſſen-Secretär, Director Rudhart, einen kurzen Vortrag über die im k. ſchwediſchen Reichsarchive zu Stockholm befindlichen, auf die bayeriſche Geſchichte Bezug habenden Documente, welche der dortige apoſtoliſche Vicar Studach daſelbſt copiren laſſen will.

Bereits in einer der früheren Sitzungen hat der Claſſen-Secretär über den Stand dieſer Angelegenheit Bericht erſtattet.

Neuerdings jedoch ist in dieser Sache unter Vermittelung des Herrn Oberbibliothekars zu Würzburg, Dr. A. Ruland ꝛc. dd. 15. May l. Js. ein Brief Studach's dd. Stockholm, 4. May heurigen Jahres angelangt, mit welchem derselbe die Inhaltsanzeige von 70 Briefen des Herzogs Bernhard von Weimar an den Reichskanzler Oxenstjerna aus der Zeit vom 20. October 1633 bis 19. August 1634 übersendet, mit dem Beyfügen, daß er wegen einer begonnenen literarischen Arbeit, — Schilderung des König Olaf's des Heiligen und seiner Zeit, — und wegen seines vorgerückten Alters, mit dem Abschreiben obiger Briefe in extenso sich nicht befassen könne. In einem früheren Briefe an Ruland hatte er jedoch hierfür Hoffnung gemacht, was um so wünschenswerther gewesen wäre, weil Individuen, die für diese Arbeit des diplomatisch-genauen Copirens geeignet sind, in Stockholm nur sehr schwer zu treffen seyen. Indessen erbietet er sich am Schlusse seines Schreibens doch zur Besorgung der Abschrift, sey es aller oder nur der erheblichsten Briefe; was mit Dank anzunehmen wäre. Nur dürfte zu diesen Briefen, — mögen sie nun alle oder auswahlsweise für Bayern copirt werden, — derjenige noch hinzuzunehmen seyn, den Hzg. Bernhard von Weimar aus Donauwörth den 9. September 1633 an Oxenstjerna geschrieben, ein Brief, welcher die Bedenken des Hzgs. über Waldstein's Anträge ꝛc. ꝛc. enthalten soll. Es ist dieß ein Brief von entschiedener Wichtigkeit über Waldstein's Schuld oder Unschuld, den aber Studach in seinem mitgetheilten Verzeichniße ausgelassen. Auch das Inventar der Königin Christine von Schweden vom Jahre 1652 möchte zu copiren seyn, da dieß Verzeichniß wegen der von den Schweden aus Bayern geraubten Kunstschätze von Wichtigkeit zu seyn scheint.

Ob nun von sämmtlichen 70, eigentlich 71 Briefen diplomatisch-genaue Abschriften zu nehmen und nach Bayern zu senden wären, oder ob nur das historisch Bedeutsamste aus ihnen herausgehoben zu werden verdiene, das ist die Frage.

Für die Erwerbung der ganzen Sammlung spräche wohl zunächst der Umstand, daß sie, ungeachtet einiger wenig erheblicher Stücke, doch zur Vervollständigung des Bildes dienen würde, welches uns Bernhard's von Weimar Kriegsführung auf bayerischem Boden darstellt. Alle Briefe, — und dieß Moment ist geeignet, ihren Werth zu erhöhen, — sind bis jetzt noch ungedruckt, weder bey Röse, (Bernh. v. Weimar), — was nach sorgfältig vorgenommener Vergleichung derselben mit den Urkunden bey Röse sich ergeben, — noch bey Dudik, noch in dem neuesten Werke des Dr. L. Prowe: „Mittheilungen aus schwedischen Archiven und Bibliotheken, Berlin, 1853, 4to.“

Handelt es sich aber bloß um die Abschriftnahme der historisch-bedeutsamsten dieser Briefe, so dürften bloß die Nrn. 11, 17, 18, 24, 25, 26, 27, 31, 32, im Ganzen 9, und Bernhard's oben angezogenen Brief vom 9. September 1633, Donauwörth hinzugerechnet, 10 Briefe in extenso zur Abschrift kommen.

Ueber die weiteren Maßnahmen in dieser Angelegenheit wird nach dem Eintreffen der Briefe von Stockholm seiner Zeit Bericht an die hohe Classe erstattet werden.

In derselben Sitzung kam zur Vorlage:

Bemerkungen über die Genealogie und die Besitzungen der Grafen von Falkenstein und Neuburg von Dr. Buchinger, k. Hofrath.

Aus den fünf erlauchten Geschlechtern, welche zur Zeit der Agilolfinger im bayerischen Gesetzbuche besonders ausgezeichnet wurden, haben sich wahrscheinlichst Abkömmlinge in verschiedenen Verzweigungen mehrere Jahrhunderte erhalten, und namentlich dürfte dieß auch der Fall gewesen seyn in den Geschlechtern der Huosier und der Fagane am Fuße der bayerischen Hochgebirge, da lange noch nach der Karolinger Herrschaft ein südlicher Gau nach den Huosiern benannt blieb, und eine Ortschaft Fagen oder Vagen noch zeitlich besteht. Da nun daselbst während dem eilften Jahrhundert und weiterhin nach urkundlichen Ausweisungen nebst den Grafen von

Andechs und andern Grafen auch die Grafen von Falkenstein und Neuburg hausten, wovon die erstgenannte Burg oberhalb Rosenheim am Inn und den Berg Madron (St. Petersberg) und die andere an der Mangfall am Berg ober Vagen entlegen war, so wurden diese Grafen von mehrern Geschichtschreibern für Abkömmlinge der genannten ausgezeichneten Edelgeschlechter aus den Zeiten der Agilolfinger erachtet.

Die Geschichtforscher Lazius, Aventin und Wigileus Hund beginnen die Genealogie der Grafen von Falkenstein und Neuburg mit einem Grafen Patto, der noch um das Jahr **1040** lebte, und schliessen mit einem Grafen Sigboto, welcher i. J. **1272** von einem seiner Dienstmänner im Bade ermordet wurde. Auch Ritter von Lang *) folgte größtentheils dieser Darstellung, wandelte aber den Namen des Grafen Patto von Falkenstein in den Namen Siboto um, und verwarf die Stiftung des Klosters (Canonicatstifts) Weyarn durch einen Grafen Siboto von Neuburg, weil er eine das Alter eines spätern Grafen Sigboto bezeichnende Stelle im Cod. Falkensteinensi mißverständlich auf den Stifter von Kloster Weyarn bezog. In allen diesen Genealogien sind die Grafen von Falkenstein und die Grafen von Neuburg und Weyarn unausgeschieden aus einer von genanntem Grafen Patto ausgehenden Hauptlinie dargestellt. Hingegen kommen sie in zwey Hauptlinien ausgeschieden vor in den Stammtafeln der ausgestorbenen Regenten von Bayern (Leipzig bey Widman's Erben und Reich. **1778. XVI.** Tabelle) und in der genealogischen Tabelle über die Grafen von Neuburg und Falkenstein, welche dem Catalogo Religiosorum Weyarensium des Probsts Rupert Sigl von Weyarn beygefügt ist. **)

Probst Sigl legte seiner Genealogie die im Codex oder Saalbuch von Falkenstein *) enthaltene genealogische Stelle zum Grunde, welche also lautet:

„Comitis Sigbotonis (des zur Zeit des Herzogs Otto I. von Bayern lebenden Grafens Sigboto I. von Falkenstein) Pater dicebatur Roudolfus, Avus ejus Herrandus, Attavus (proavus) ejus Patto. Ejusdem Comitis Mater dicebatur Gertrut, Avus ejus Sigboto; Attavus ejus Gerolt. Filii Comitis Sigbotonis dicebantur Chouno et Sigboto. Mater vero eorum Hiltegardis."

Er unterschied hienach zwischen den alten Grafen von Falkenstein und den Grafen Neuburg und Wiare (Weyarn), erachtete aber, die in der angezogenen genealogischen Stelle des Cod. Falkensteinens. an die Spitze gestellten Grafen Patto (von Falkenstein) und Gerolt (von Neuburg) als Brüder betrachten zu müssen, und glaubte sich berechtigt, da die genannte Stelle keinen gemeinschaftlichen Stammvater beyder Grafen und Linien angibt, einen solchen durch Conjectur aufstellen zu dürfen, und nahm sonach zwey Grafen Patto an, einen ältern und einen jüngern, wovon der ältere zugleich der Vater des jüngern Grafen Patto und des Grafen Gerolt und mithin Stammvater des Gesammthauses Neuburg Falkenstein seyn sollte.

(Schluß folgt.)

*) Bayerns Gauen nach den Volksstämmen Allemanen, Franken und Bayern. Nürnberg **1831**. M. s. auch Bayerns Gaue von Karl v. Spruner ꝛc. **1831**.

) Ruperti II. Propositi Catalogus Religiosorum Weyarensium **1789. Typis editus **1797**.

*) Dieser Codex ist zwar im **VII.** Band der Monum. boic. abgedruckt aber so fehlerhaft, daß ein neuer Abdruck zu wünschen wäre.

Beylage zu Nro. 39 der Gelehrten Anzeigen (XXXVII. Band).

Tabula genialogica secundum Rupertum Sigl, Praepositum Canoniae Weyarensis.

Patto I.

Comes de Neuburg et Falkenstein. † ante 1017.
Uxor ex Stemate C. de Andex.

Geroldus C. de Neuburg et Wiare. Uxor Luitgardis.

Udalschalcus abbas Tegernseensis anno 1191 — 1210.

Sigebotus I. † 1136. Uxor Alhaidis de Sulzbach.

Frideruna, uxor generosi Hugonis in Norico Ripensi.

Sigebotus II., obiit improlis ante patrem.

Gertrudis, uxor Rudolphi de Falkenstein, heres unica Sigeboti I. de Neuburg.

Sigebotus I. de Falhenstein. Uxor Hildegardis filia Chunonis IV. de Meglingen.

Sigebotus II. Uxor Luitgardis filia Conradi II. de Valley.

Chuno I., obiit improlis post 1189.

Frideruna, uxor Engelschalki de Wasen.

Sigebotus III. obiit circa 1244. Uxor Adelhaidis.

Chuno II. obiit improlis post annum 1256. Uxor Elisabeth.

Sigebotus occisus in Balmeo anno 1272. Uxor Irmingardis.

Patto II. C. de Falkenstein.

Herrandus I., obiit 1101. Uxor ex familia Comitum de Pilstein.

Rudolphus † circa 1135. Gertrudis filia Sigeboti I. de Neuburg uxor Rudolphi.

Wolfkerus I., obiit improlis circa annum 1158.

Adelheidis, uxor Bertholdi de Potenstein in Austria.

Bernhardus dictus de Grueb. Uxor Mathildis, soror Ottonis I. de Valley.

Herrandus II. † circa 1154. Uxor Sophia de Meglingen.

Otto, Praepositus in Rotenbuch 1144. † post 1180.

Rupetus Abbas in Tegernsee 1155. † 1186.

G. filius.

N. filia.

N. filius.

N. filia. Maritus de Hohenfels.

Sigebotus de Antwurt seu V, obiit improlis.

Wolfker II., obiit improlis.

Juditha. Maritus ejus Nizo, Eques de Raitenbuch.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 27. September.

Nro. 40. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1853.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der k. Hof- und Staatsbibliothek im Jahre 1853.

Zweytes Quartal. April — Juni.

(Fortsetzung.)

V. Physica.

F. Göbell, Die Besteuerung und Zukunft der deutschen Rübenzucker-Fabrikation. Breslau 1852.

Agricultur-chemische Untersuchungen und deren Ergebnisse, angestellt und gesammelt bey der landwirthschaftlichen Versuchsstation der Leipziger ökonomischen Societät vom J. 1851|52. Leipzig 1852.

B. R. Scheibler, Ueber Guano. Liegnitz 1852.

Fr. Kirchhof, Handbuch der landwirthschaftlichen Betriebslehre. Dessau 1852.

E. Heyer, Beytrag zur näheren Würdigung des Flächenfachwerkes. Gießen 1852.

Dr. J. Gottlieb, Vollständiges Taschenbuch der chemischen Technologie. Leipzig 1852.

Schöttler, Ueber Dampfkessel-Explosionen. Magdeburg 1852.

J. Leidy, Special anatomy of the Gasteropoda of the united states. Philad. 1851.

Fr. G. Hope, Catalogo dei crostacei italiani etc. Napoli 1851.

Dr. L. Pfeiffer, Conspectus cyclostomaceorum emendatus et auctus. Cassellis 1852.

F. X. Fieber, Rhynchotographieen. Prag 1851.

C. Bergmann und R. Leuckart, Vergleichende Anatomie und Physiologie. Stuttg. 1852.

C. Vogt, Bilder aus dem Thierleben. Frankf. 1852.

L. Pfeiffer, Monographia pneumonopomorum viventium. Cassel 1852.

J. Müller, Ueber Synapta digitata und über die Erzeugung von Schnecken in Holothurien. Berlin 1852.

J. Müller, Ueber die Ophiurenlarven des Adriatischen Meeres. Berlin 1852.

G. Johnston, Einleitung in die Konchyliologie oder Grundzüge der Naturgeschichte der Weichthiere. Herausg. von H. G. Bronn. Lief. 1. Stuttg. 1853.

L. Kerl, Beschreibung der Oberharzer Hüttenprozesse. Clausthal 1852.

K. W. Tschewkin und A. D. Oserski, Rußland's Bergwerksproduktion. A. d. Russ. von Dr. C. Zerrenner. Leipzig 1852.

A. Gurlt, Bemerkungen über die neueren Fortschritte des Kupferhüttenprozesses in England. Freiburg 1852.

VI. Anthropologia.

R. Leubuscher, Ueber die Entstehung der Sinnestäuschung. Berlin 1852.

Dr. J. F. Siemers, Vorlesungen über Anthropologie, Physiologie und Diätetik. Leipzig 1852.

C. Crowe, The night side of nature or ghosts and ghost Seers. Lond. 1852.

S. Ruf, Psychische Zustände. Ein Beytrag zur Lehre von der Zurechnung. Innsbruck 1852.

Dr. C. G. Carus, Ueber Geiſtesepidemien der Menſchheit. Leipzig 1852.

M. Prisse d'Avennes, Miroir de l'Orient ou tableau historique des croyances, moeurs, usages ... de l'Orient Musulman et Chrétien. Livr. 1. Paris 1852.

A. F. Ozanam, Du progrès dans les siècles de decadence. Par. 1852.

J. Grimm, Ueber Frauennamen und Blumen. Berlin 1852.

K. Friedrich, Die Erziehung zur Arbeit. Leipzig 1852.

A. Grynäus Paedagogia sublimior theoretica et applicata. Pesth 1852.

Earl of Carlisle, Lectures and addresses in aid of popular education. Lond. 1852.

Ch. Palmer, Evangeliſche Pädagogik. Abth. 1. Stuttg. 1853.

J. Niggler, Das Turnen, ſein Einfluß und ſeine Verbreitung. Gekrönte Preisſchrift. Bern 1852.

P. R. von Bilguer und v. d. Laſa, Handbuch des Schachſpieles. 2te verb. Aufl. Berlin 1852.

F. Baucher, Methode der Reitkunſt. 4te Aufl. A. d. Franz. Berl. 1852.

VII. Philosophia.

Gratry, Une étude sur la sophistique contemporaine ou lettre à M. Vacherot. 2me édition. Paris 1851.

Basilidis philosophi Gnostici sententias ex Hippolyti libro *κατὰ πασῶν αἱρεσέων* nuper reperto ... ill. Jacobi. Berol. 1852.

L. A. Gruyer, Opuscules philosophiques. Bruxelles 1851.

Dr. A. Gladiſch, Die Religion und die Philoſophie in ihrer weltgeſchichtlichen Entwickelung und Stellung zu einander, nach den Urkunden dargeſtellt. Breslau 1852.

Dr. K. Fiſcher, Vorleſungen über Geſchichte der neueren Philoſophie. Bd. 1. Abth. 1. Stuttg. 1852.

H. C. Oerſtedt, Die Naturauffaſſung des Denkens und der Einbildungskraft. Hamburg 1852.

Dr. J. Kieſel, Der idealiſtiſch-realiſtiſche Prozeß des Bewußtſeyns. Würzburg 1852.

Will. Whewell, Lectures on the history of moral philosophy in England. Lond. 1852.

VIII. Aesthetica.

Italieniſcher Novellenſchatz. Ausgewählt und überſ. von A. Keller. Th. 1 — 4. Leipzig 1852.

Gedichte der Troubadours. Im Versmaß der Urſchrift überſetzt von K. L. Kannegießer. Tübing. 1852.

Amis et Amiles und Jourdains de Blaivies. Zwey altfranzöſ. Heldengedichte des Kerlingiſchen Sagenkreiſes. Herausgegeben von C. Hofmann. Erlangen 1852.

Dr. A. Boltz und Dr. H. Franz, Handbuch der engliſchen Literatur. Th. 1. Berlin 1852.

M. Gnizot, Shakspeare et son temps, étude littéraire. Par. 1852.

K. Gutzkow, Aus der Knabenzeit. Frankf. 1852.

B. Goltz, Ein Jugendleben. Th. 1. 2. 3. Leipzig 1852.

H. E. Marcard, Vermiſchte Schriften. Hamburg 1852.

Fr. Kugler, Belletriſtiſche Schriften. Bd. 1 — 5. Stuttgart 1852.

H. Eiſenlohr, Martin Luther. Bd. 1. 2. Stuttg. 1852.

Fr. Bodenſtedt, Gedichte. Bremen 1852.

Lieder Muskatblut's; erſter Druck beſorgt von Dr. E. v. Groote. Cöln 1852.

Heinzelein von Conſtanz von F. Pfeiffer. Leipzig 1852.

F. W. Hackländer, Bilder aus dem Soldatenleben. Bd. 1. 4te Aufl. Stuttg. 1852.

L. Eckardt, Vorleſungen über Göthe's Torquato Taſſo. Bern 1852.

Dr. E. Meier, Deutſche Volksmährchen aus Schwaben. Stuttg. 1852.

M. Lermontoff, Poetiſcher Nachlaß, überſ. von Fr. Bodenſtedt. Bd. 1. Berlin 1852.

J. Kraszewskiego, Ostatni z Siekierzyn'skich. Petersburg 1851.

M. Missirini, Iscrizioni italiane. Palermo 1834.

L. A. Gera, Veneziano, Delle iscrizioni italiane e latine. Centuria 1. 2. Venezia 1845 — 46.

Ant. Calegari, Inscriptiones. Patavii 1818.

J. W. Völker, Die Kunſt der Malerei. Leipzig 1852.

Apsley Pellat, Curiosities of glass making. Lond. 1849

A. Martin, Handbuch der Photographie. 3te Aufl. Wien 1852.

Catalogue of the collection of Assyrian, Babylonian, Indian, Peruvian and Mexican Antiquities formed by B. Hertz. Lond. 1851.

E. H. Langlois, Essai sur les danses des morts ... ouvrage compléte et publié par A. Pottier et Alfr. Baudry. Vol. 1. 2. Rouen 1851.

Les Danses des Morts, dissertations et recherches historiques etc. ... publiés par G. Kastner. Par. 1852.

St. de la Madelaine, Théories complètes du chant. Par. 1852.

E. Fr. Richter, Die Grundzüge der musikalischen Formen und ihre Analyse. Leipzig 1852.

— —, Die Elementarkenntniße zur Harmonielehre und zur Musik überhaupt. Leipzig 1852.

E. de Coussemaker, Histoire de l'harmonie au moyen age. Par. 1852.

J. B. Labat, Etudes philosophiques et morales sur l'histoire de la musique. T. 1. Par. 1852.

J. Fischhof, Versuch einer Geschichte des Clavierbaues. Wien 1853.

A. Barbereau, Etudes sur l'origine du système musical. I. Mémoire. Par. 1852.

IX. Politica.

S. Tremenheere, The political experience of the Ancients. Lond. 1852.

Sieben Gespräche über Staat und Kirche. Arnsberg 1852.

P. Paruta, Opere politiche. Vol. 1. 2. Firenze 1852.

Dr. C. W. Opzoomer, Conservatismus und Reform. A. d. Holländ. übers. von J. H. Hisgen. Utrecht 1852.

E. Kretzschmar, Der Kampf des Plato und die religiösen und sittlichen Principien des Staatslebens. Leipzig 1852.

Alph. Grün, Le vrai et le faux socialisme. Par. 1849.

E. Fabri, Die öffentliche Meinung und die Politik in ihrer Wechselwirkung. Erlangen 1852.

G. Schirges, Volkswirthschaftliche Studien. Frankf. 1852.

J. R. MacCulloch, A treatise on the circumstances which determine the rate of wages. Lond. 1851.

A. Zaleisky, Handbuch der Gesetze und Verordnungen für die Polizeiverwaltung im österreich. Kaiserstaate von 1740 — 1852. Lief. 1. Wien 1852.

Dr. J. Schladebach, Vorschläge zur Förderung der Kolonisation und des Gewerbfleißes in Deutschland. Dresden 1852.

C. Matthiae, Die Polizeigesetze des Herzogthums Braunschweig. Braunschweig 1852.

C. Frh. v. Phull, Versuch einer systematischen Anleitung für das Studium der Kriegs-Operationen. Stuttgart 1852.

Darstellung der Begebenheiten des deutsch-dänischen Krieges von 1848. Abth. 1. Berlin 1852.

H. Aster, Die Gefechte und Schlachten bey Leipzig im Oktober 1813. Thl. 1. Dresden 1852.

Ed. Kuchenbäcker, Vorlesungen über Kriegskunst und Kriegswissenschaft. Bd. 1. Leipzig 1852.

W. H. Gündell, Die Feuerwaffen der K. Hannoverschen Infanterie. Hannover 1852.

G. v. Hofmann, Das neue Percussions-Gewehr. Coblenz 1852.

X. Medicina.

H. Rohlfs, Umrisse zur Kritik der neueren deutschen Medizin. Th. 1. München 1851.

The American Journal of Insanity. Vol. I — VI. Utica 1844 — 50.

Dr. H. v. Andreä, Ueber den Zusammenhang zwischen Medizin und Philosophie. Frankf. 1852.

Dr. H. Häser, Lehrbuch der Geschichte der Medizin und der epidemischen Krankheiten. 2te umgearb. Aufl. Abth. 1. Jena 1852.

J. Moleschott, Der Kreislauf des Lebens. Physiologische Antworten auf Liebig's chemische Briefe. Mainz 1852.

F. Bidder u. C. Schmitt, Die Verdauungssäfte und der Stoffwechsel. Mitau 1852.

Dr. A. Fr. Hohl, Zur Pathologie des Beckens. Leipz. 1852.

J. Adam's, Anatomie und Pathologie der Vorsteherdrüse. A. d. Engl. von Dr. W. Keil. Halle 1852.

C. Kahl, Anleitung zur Behandlung der acuten Krankheiten mit Wasser. Hamb. 1852.

M. Huß, Chronische Alcoholskrankheit oder Alcoholismus chronicus. A. d. Schwed. übers. von G. van dem Busch. Stockholm 1852.

Dr. C. Kissel, Die direkte Kunstheilung der Pneumonieen. Eilenburg 1852.

Dr. G. Capsoni, Della influenza delle risaje sulla salute umana. Milano 1851.

Dr. A. Siegert, Das Eis innerlich gebraucht als Heilmittel gegen die asiatische Cholera. Leipz. 1852.

C. Morris, Lectures on scarlett fever. Philadelphia 1851.

A. Michaux, Mémoire sur les causes de la fièvre jaune. Par. 1852.

Dr. A. B. Maddock, Die Inhalationskuren. Weimar 1852.

Dr. H. Helfft, Krampf und Lähmung der Kehlkopfs-Muskeln. Berlin 1852.

Dr. C. F. Eichstedt, Ueber den Durchfall der Kinder. Greifswald 1852.

R. Dundas, Sketches of Brazil, including new views of tropical and European fever. Lond. 1852.

Dr. J. Fr. H. Albers, Lehrbuch der Semiotik. 2te Aufl. Leipzig 1852.

Dr. W. R. Weitenweber, Mittheilungen über die Pest zu Prag in den Jahren 1713 — 1714. Prag 1852.

Dr. L. Sachs, die Heilkraft des kalten Wassers auf wissenschaftl. Principien zurückgeführt. Berlin. 1849.

E. Pohl, die Melancholie nach dem neuesten Standpunkte der Physiologie und auf Grundlage klinischer Beobachtungen. Prag 1852.

Fr. W. Heidenreich, Die Verkürzung des Schenkels im Hüftgelenke. Ansbach 1852.

Dr. J. C. Jüngken, Ueber die Anwendung des Chloroforms bey Augenoperationen. Berlin 1850.

H. Schuster, Ueber Thoraxgeschwülste. Erlang. 1851.

Dr. J. H. Stütz, Aufsuchung der Gefäße und Nerven am menschlichen Körper. 2te Aufl. Wien 1852.

Dr. P. Landi, Della ottalmia catarrale epidemica. Firenze 1850.

Dr. W. Roser, Die Lehre vom Hornhaut-Staphylom. Marburg 1852.

Dr. Fr. Ph. Ritterich, Das künstliche Auge. Leipzig 1852.

Dr. Fr. Ravoth und Dr. Fr. Vocke, Chirurgische Klinik. Berlin 1852.

Dr. J. J. Bühring, Zur Pathologie und Therapie der Krankheiten des Hüftgelenkes und ihrer Ausgänge. Berlin 1852.

Dr. Werner, Grundzüge einer wissenschaftlichen Orthopädie. Abth. 1. Berlin 1852.

Dr. K. E. Hasse, Die Menschenblattern und die Kuhpockenimpfung. Zürich 1852.

Dr. G. Roß, Beyträge zur Orthopädie. Altona 1852.

L. Geist, Die Regeneration des Unterkiefers nach totaler Narcose durch Phosphordämpfe. Erlangen 1852.

Dr. G. v. Breuning, Heilart des Beinfraßes auf arzneilichem Wege. Wien 1852.

Homolle et Quevenne, Mémoires sur la digitaline. Par. 1851.

Dr. B. Schuchardt, Untersuchungen über die Anwendung des Magnesiahydrats. Göttingen 1852.

F. B. Chaumeton, Flore médicale. Vol. I — VIII. Par. 1844 — 1850.

Alibert, Des eaux minérales dans leurs rapports avec l'économie publique, la médecine et la législation. Par. 1852.

Dr. F. W. Scanzoni, Die geburtshilflichen Operationen. Wien 1852.

E. Winkler, Memoranda der gerichtlich-chemischen Prüfung auf Gifte. Weimar 1852.

Dr. J. M. F. de Saive, Die Inokulation, ein Schutzmittel gegen die Lungenseuche des Rindviehs. Köln 1852.

XI. Jus.

Fr. Freiesleben, Handbuch der Berggesetzgebung des Königreiches Sachsen. Leipzig 1852.

Het Nederlandsch Wetboek van Koophandel van 1830 en de Code de Commerce. Utrecht 1851.

Dr. C. H. L. Brinckmann, Lehrbuch des Handelsrechts. 1te Hälfte. Heidelb. 1852.

Bericht über den Handel und die Industrie von Berlin in den Jahren 1850 u. 51, erstattet von den Aeltesten der Kaufmannschaft von Berlin. Berl. 1852.

Dr. C. A. Schmidt, Der prinzipielle Unterschied zwischen dem römischen und germanischen Rechte. Bd. 1. Rostock 1853.

Dr. A. C. Holtius, Abhandlungen civilistischen und handelsrechtlichen Inhalts, übers. von Dr. S. Sutro. Utrecht 1852.

Fr. Ritschel, Legis Rubriae pars superstes. s. l. et a.

W. Parbs, Berichtigungen mit Ergänzungen z. G. F. Puchta's Pandekten-Vorlesungen. Schwerin 1852.

R. Ihering, Geist des Römischen Rechts auf den verschiedenen Stufen seiner Entwickelung. Th. 1. Leipzig 1852.

Dr. F. L. Keller, Der Römische Civilprozeß und die Actionen in summarischer Darstellung. Abth. 1. Leipzig 1852.

Dr. R. Stintzing, Das Wesen von Bona fides und titulus in der Römischen Usucapionslehre. Heidelb. 1852.

A. Brinz, Kritische Blätter civilistischen Inhalts. Erlangen 1852.

C. C. F. Hiersemenzel, Vergleichende Uebersicht des heutigen Römischen und Preuß. gemeinen Privatrechts. Thl. 1. Berlin 1852.

H. Grapow, Zusammenstellung der Bestimmungen für das Bauwesen im Preußischen Staate aus den Jahren 1845 — 1852. Berlin 1852.

L. Eggert, Das heutige Gewerbewesen in den K. Preußischen Staaten. Berlin 1852.

Vogelmann, Die Zehentablösung im Großherzogthume Baden. Karlsruhe 1838.

Alex. a Daniels de Saxonici speculi origine. Berol. 1852.

(Schluß folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1853 Nr. 45.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 28. September.
Nro. 41. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1853.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Bemerkungen über die Genealogie und die Besitzungen der Grafen von Falkenstein und Neuburg von Dr. Buchinger k. Hofrath.

(Schluß.)

Der ältere Graf Patto, welcher im Jahre 1010 nach Urkunden des Klosters Tegernsee, dessen Fiskal — Advokat war, und durch Heyrath zur Grafschaft Falkenstein gelangt seyn soll, soll schon um das Jahr 1017 gestorben seyn, da um diese Zeit seiner in Monum. boic. nicht mehr gedacht wird, der jüngere aber, der auch Vogt des Klosters Tegernsee war, und im Jahre 1040 urkundlich vorkömmt, soll vor dem Jahre 1042 verlebt haben, da in diesem Jahre schon ein gewisser Luitprand als Advokat von Tegernsee bezeichnet wird.

Hier wird nun bemerkt werden dürfen, daß im Jahre 1025 bey einer zu Regensburg zwischen der verwittibten Kaiserinn Kunigunde und dem Bischof Engelbert von Freysing erfolgten wichtigen Tauschverhandlung drey Grafen Gerolt als Zeugen auftraten, nähmlich ein Graf Gerolt im Obersundergau, ein anderer Graf Gerolt und der gleichnamige Sohn eines dieser Grafen *), wornach es also nicht wohl wahrscheinlich ist, daß der vom Prälaten Sigl angenommene Graf Patto der ältere hier als Vater eintreten konnte.

Es beruhet auch die ganze Conjectur des Prälaten allein auf der Voraussetzung, daß die im Cod. Falkensteinens. in der mehrgedachten genealogischen Stelle an der Spitze findlichen Grafen Patto und Gerolt Blutsverwandte gleichen Grades und sonach Brüder seyen. Allein es scheint an hinlänglicher Sicherheit zu Annahme solcher Blutsverwandschaft und Brüderschaft zwischen beyden genannten Grafen zu fehlen, da sie nach der genealogischen Tabelle des Cod. Falkensteinens. vielmehr als Glieder verschiedener Geschlechter und Häuser erscheinen, die erst in eines übergiengen, als Graf Rudolf, der Enkel des Grafens Patto von Falkenstein, die Enkelinn des Grafens Gerolt von Neuburg und Weyarn, nähmlich die Gräfinn Gertrud, Erbtochter des Grafens Siboto, der das Kloster Weyarn stiftete, und ohne männliche Nakommenschaft verstarb, ehlichte. Der Coder wollte wohl nur die Ahnen des Grafens Siboto I. von Falkenstein einerseits und die Ahnen der Gräfinn Getrud von Neuburg, seiner Gemahlinn, anderseits darstellen, erwähnt aber nichts von gleicher Abstammung beyder Häuser, woraus auf eine Blutsverwandschaft zwischen ihren Gliedern nothwendig zu schliessen wäre.

Es scheinen sich demnach hier zwey Häuser von verschiedener Abstammung darzustellen, und da nach der Geschichte des Klosters Wessobrun v. J. 1753, S. 82 Falkenstein noch im Jahre 955 eine Besitzung der Grafen von Andechs war, so ist es wahrscheinlich, daß das Haus Falkenstein ein Zweig hie-

*) Complicatio Dnae Cunigundae Imperatricis atque Engelberti Episcopi Frisingens. apud Meichelbek. Pars I. pag. 219. M. s. auch Prof. Buchner's bayerische Geschichte, III. Buch S. 173 u. 174.

von war, wie auch Herr Ritter v. Koch-Sternfeld schon geäussert hat. *) Die Grafen von Neuburg aber mochten von dem erlauchten Geschlechte der Fagana abstammen, welchem Schloß und Ort Fagen an der Mangfall ihren Namen verdanken dürften, und unfern welchen die Nachkommen sich eine neue Burg (das vorm. Schloß Neuburg) erbauten, auf das alte Fagen aber Ministerialen oder Lehenmänner setzten, die davon ihren Namen erhielten, aber nicht mit dem alten Edelgeschlechte dieses Namens verwechselt werden dürfen, so wie auch urkundlich unter den Grafen von Dachau Ministerialen von Dachau vorkommen.

Wenn nun zwar mit des Prälatens Sigl-Conjectur hinsichtlich eines gemeinsammen Stammvaters der Grafen von Falkenstein und jener von Neuburg und Weyarn nicht Jedermann verstanden seyn dürfte, so verdient gleichwohl im Allgemeinen seine Genealogie genannter Grafen zuversichtlich den Vorzug vor allen übrigen derley Genealogien in Hinsicht auf Gründlichkeit und Ausführlichkeit, und da der Catalogus Religiosorum Weyarensium, worin diese Genealogie tabellarisch vorgetragen, selten und wenig verbreitet ist, so wird der hier angefügte Abdruck dieser tabellarischen Darstellung sich rechtfertigen lassen.

Die Hauptbesitzungen der Grafen von Neuburg und Falkenstein bestanden, nachdem auf Weyarn ein Augustiner-Stift begründet worden, noch in den Grafschaften und Herrschaften Neuburg, Falkenstein, Hademarsberg (Hartmansberg) und Herrantstein. Graf Siboto I. von Falkenstein dessen Vater Rudolf durch die Vermählung mit der Erbtochter des Grafens Siboto von Neuburg die Grafschaft Neuburg erlangt hatte, nannte sich auch im Cod. Falkensteinens. einen Grafen von Neuburg, von Falchenstein von Hademarsperch und von Herrantstein, Sohn des Grafens Rudolf. Für jede Grafschaft stand am Sitze derselben eine eigene Procuratie. Auch hatte der Graf die Vogtey in Aibling *) und zahlreiche zum Theil sehr ansehnliche Lehengüter.

Zu den ansehnlichsten und größern Lehen gehörte zuvörderst die schon genannte Herrschaft Hademarsberg in den Umgebungen des Simsees und des Chiemsees, welche vom Bisthum Trient zu Lehen gieng. Weitere größere Lehen waren Hausleiten in Oesterreich vom Hochstift Passau, eine große Zahl von Gütern von den Grafen von Burghausen, Sulzbach, Craiburg, Wasserburg ꝛc. die Cometie Luichental vom Herzog von Bayern, die Vogteyen über die erzbischöfl. salzburgischen Güter bey Chiemsee, über des Stiftprobst's Güter daselbst und über die Probstey-Güter zu Wiare (Weyarn), die Vogtey auf dem Berg S. Petri (Madron) vom Bischof zu Freysing, die Lehen vom Pfalzgrafen Otto den jüngern Bruder des Herzogs Otto I. von Bayern zu hundert Mansus und noch viele andere Güter, wie sie im Cod. Falkensteinens. und hiernach in des Ritters v. Lang Schriften über Bayerns Gauen aufgeführt sind.

Durch Vermählungen gelangten die Grafen von Falkenstein und Neuburg in Schwägerschaft mit vielen adelichen Häusern in Bayern und Oesterreich, namentlich mit den Grafen von Sulzbach durch Adelheid der Gemahlin des Grafens Siboto von Neuburg, des Stifters der Canonie zu Weyarn, mit den Grafen von Beilstein durch des Grafens von Falkenstein Herrant I. Gemahlinn, mit den Grafen von Potenstein in Oesterreich durch die Gräfinn Adelheid von Falkenstein, mit den Grafen von Valley durch des Grafen Bernhard von Falkenstein genannt von Grueb Gemahlin, mit den Grafen von Meglingen durch die Gemahlinen der Grafen Sigeboto I. und Herrant II. von Falkenstein, mit den Grafen von Valley durch die Gemahlinn des Grafens Sigboto II., mit den edlen von Wasen durch die Gräfinn Frideruna von Falkenstein, ferner mit den edlen von Hohenfels und Raitenbuch ebenfalls durch Falkensteinische Gräfinnen.

*) Das Reich der Longobarden in Italien, eine akademische Abhandlung 1839. S. 8.

*) Also nicht den Ortsbesitz wie in einer neuern historischen Schrift vorkömmt.

Mehrere dieser Verschwägerungen hatten auch ansehnliche Erwerbungen an Gütern zur Folge. Ein eigener Eintrag im Falkensteiner Codex oder Salbuch gibt Nachricht über das von Engelschalk von Wasen seiner Gemahlinn Frideruna Gräfinn v. Falkenstein zugewiesene Vermögen an Leuten und Gütern zu Wasen (in civitate Wasin). Auch die österreichische Herrschaft Herrantstein ist, wie Rupert Sigl mit voller Ueberzeugung asserirt, durch Verschwägerung der Grafen von Falkenstein und der Grafen von Beilstein an erstere übergegangen *), nähmlich durch eine ehliche Verbindung des Grafen Herrans I. von Falkenstein mit einer Gräfinn von Beilstein. Auch bezieht sich hierauf eine im Cod. Falkensteinens. vorkommende Verhandlung zu Niwenurfar (Neuurfahr) wornach Graf Siboto I. von Falkenstein für den Fall seines Todes seiner Frau und seinen Söhnen das Castell Herrantstein und alle seine Güter in Oesterreich zusicherte, und worin Behuf's dieser Disposition Graf Chounrad von Beilstein aller bisher gemachten Ansprüche und Klagen auf das Patrimonium des vorgedachten Grafens Siboto von Falkenstein in der Herrschaft Herrantstein und auf alle Zugehörungen verzichtete.

Nachdem das gräfliche Haus Falkenstein und Neuburg gänzlich erloschen war, kamen dessen bayersche Herrschaften und Güter größtentheils an das Haus Wittelsbach und das Herzogthum Bayern. **)

*) M. s. über die Grafen von Beilstein die Abhandlung über die Grafen von Burghausen, Schalla und Beilstein in den akademischen Denkschriften historischer Klasse VJ. B. 2. Abtheilung. — In dieser Abhandlung finden sich einige Druckfehler, welche hiemit berichtiget werden. M. l. Hönharter Wald statt Hohenwarter Wald. S. 425 in der Note lies 50 Häuser statt 50 Einwohner. S. 426 lies Willibirg Gemahlin des Herzogs Conrad in Mähren statt in Kärnthen. S. 416 lies Ennsthal statt Emsthal und allenthalben Enns statt Ems. S. 464, die hier benannten Orte gehören in das Gasteiner Thal.

**) Hademarsberch hat jedoch der Bischof von Trient schon circa 1263 an den Herzog von Bayern verliehen, also nach des Grafens Chuno II. Tode.

Falkenstein wurde von den Herzogen Rudolf und Ludwig für ein Rechnungsguthaben und eine Ablösungssumme i. J. 1310 an Rudolf von Haslung verpfändet, nachdem es bisher schon von Chunrad Haslung onerös besessen war. Späterhin i. J. 1501 kamen Schloß, Herrschaft und Gericht von Falkenstein durch Verkauf an die Kinder des Hanns Hofer, Gilg, Christoph und Dorothea. Herzog Albrecht bekam hiefür 8500 fl.; Herzog Wilhelm kaufte aber die Herrschaft wieder an sich. In der Folge kam die Herrschaft an die Herrn von Hund, und 1570 erscheinen Hanns Jörg und 1573 Wolf Dietrich Hund. (Güterbeschreibung) als Besitzer. Dann folgten Christoph Freyh. v. Ruepp und die Grafen von Preysing, und i. J. 1780 kommt Joh. Nar Xaver Graf von Preysing auf Altenpreysing vor.

Vagen erscheint i. J. 1413 als ein den Herzogen in Bayern lehenbarer Sedelhof mit Tafern und Dorfgericht daselbst im Besitz von Peter den Schalchdorfer, der diese Realitäten seinem Bruder Ulrich verkaufte. Sie verblieben bey den Schalchdorfern bis in den Eingang des XVI. Jahrh., in welchem anno 1508 ein Ulrich Schalchdorfer an den Veit Marlrainer die eine Hälfte und anno 1516 Jörg Schalchdorfer resp. dessen Vormundschaft an den Herzog Wilhelm von Bayern die andere Hälfte verkaufte. Die erstgedachte Hälfte kam späterhin an die Grafen von Lösch, welche in der Güterbeschreibung der Jahre 1570—1597 vorkommen. Im Jahre 1780 erscheint Joseph Ferdinand Graf zu Reinstein und Tattenbach als Inhaber der Hofmark Valley, Holz- und Feldolling, Wattenstorf, Marlrhain und Marhofen.

Sowohl Falkenstein als Vagen erscheinen noch im J. 1806 unter dem Pfleggericht Aibling, und in genanntem Jahr namentlich auch Hartmansberg (das alte Hademarsberch) als Hofmark und Vogteygericht im Besitz von Joh. Valentin Reichsgrafen von Hörl, k. Generalmajor.

Verzeichniß

der in den Sitzungen der drey Classen der k. Akademie der Wissenschaften im Monat July 1853 vorgelegten Einsendungen an Druckschriften.

(Schluß.)

Von dem Verein zur Beförderung des Gartenbaues in den k. preußischen Staaten:

Verhandlungen, 44. Lieferung. Berlin 1853. 4.

Von der Gesellschaft für vaterländische Alterthümer in Basel:

Mittheilungen V. Der Münzfund von Reichenstein. Basel 1852. 4.

Vom Herrn W. M. T. G. Morton in Washington:

Anaesthesia 2. Sess. 32. cong. Wash. 8.

Vom Herrn Dr. Soherer, Professor der Chemie in Freiberg:

Lehrbuch der Metallurgie, mit besonderer Hinsicht auf chemische und physikalische Prinzipien. 2ten Bandes 1. u. 2. Liefr. Braunschweig 1853. 8.

Vom Herrn J. G. H. Schwellengrebel in Bonn:

Neue verschiedene Coordinaten-Systeme im Zusammenhang untersucht. Bonn 1853. 4.

Vom Hrn. Christoph August Brandis, Professor in Berlin:

Aristoteles, seine akademischen Zeitgenossen und nächsten Nachfolger. Erste Hälfte. Berlin 1853. 8.

Vom Hrn. Paolo Volpicelli in Rom:

Saluzione Algebrica. Roma 1853. 4.

Vom Hrn. Manuel Johnson in Oxford:

Astronomical observations in the year 1851. Vol. XII. Oxford 1853. 8.

Vom Hrn. Macedo Melloni, Professor in Neapel:

Considerazioni ed esperenzie intorno al magnetismo delle Rocce. Napoli 1853. 4.

Vom Hrn. Jodok Stülz, Chorherr von St. Florian in Wien:

Das Leben des Bischofs Altmann von Passau. Wien 1853. gr. Fol.

Von dem Herrn. Dr. v. Schlichtegroll, k. Hofrath hier:

Ueber die Salbücher des Mittelalters. Münch. 1853. 8.

Von dem Herrn Bibliothekar Dr. Krabinger hier:

J. Caecili Cypriani episcopi Karthaginiensis et martyris libri de catholicae ecclesiae unitate et de habita virginum. Tubingae 1853. 8.

Von dem Herrn Major von Sprunner hier:

Leitfaden zur Geschichte von Bayern. Bamberg 1853.

Von dem Herrn Piccolos in Paris:

Supplement a l'anthologie grecque contenant des épigrammes et autres poesies légères inedites. Paris 1853. 8.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 29. September.

Nro. 42. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1853.

K. Hof- und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der k. Hof- und Staatsbibliothek im Jahre 1853.

Zweytes Quartal. April — Juni.

(Schluß.)

XI. Jus.

F. Walter, Deutsche Rechtsgeschichte. Lief. 1. Bonn 1852.

H. Siegel, Das deutsche Erbrecht nach den Rechtsquellen des Mittelalters. Heidelb. 1853.

Rechtsdenkmale aus Thüringen. Herausg. von A. L. J. Michelsen. Lief. 1. Jena 1852.

Ad. Holtzmann, Ueber das Verhältniß der Malberger Glosse zum Text der lex salica. Heidelb. 1852.

C. Chr. Eigenbrodt, Ueber die Natur der Bede-Abgaben. Gießen 1826.

Frz. Löher, Das System des Preuß. Landrechts. Paderborn 1852.

Vollständige Sammlung der seit 13. März 1848 im Justizfache erschienenen Gesetze und Verordnungen. Bd. 1. Jahrgang 1848. Wien 1852.

Dr. A. Th. Michel, Darstellung der Gewährleistung nach dem österreich. Privatrechte. Prag 1849.

M. Hahn, Die direkten Steuern Oesterreichs. Wien 1852.

Corpus juris consuetudinarii regni hungarici. T. 1. 2. Budae 1844 — 46.

M. Taillier, Recherches sur l'histoire des institutions politiques et civiles du moyen age (du IX au XVI siècle). Bruxelles 1850.

M. Quantin, Recherches sur le tiers-état au moyen-age. Par. 1851.

J. Levita, De la réforme hypothécaire en France et en Prusse. Par. 1852.

Dr. C. S. Zachariä von Lingenthal, Handbuch des französischen Civilrechts. 5te verm. Aufl. Herausg. von Dr. Anschütz. Bd. 1. Heidelb. 1852.

A. Giordano, Commento sulle leggi civili del regno delle due Sicilie. Vol. I — V. Napoli 1848 — 51.

L. Volpicella, Gli antichi ordinamenti marittimi della città di Trani. Potenza 1852.

New-York Code. First report of the commissioners of the Code. Book 1. Chapters 1. 2. 3 and 4. Albany 1849.

Laws of the state of New-York. Albany 1851.

Guil. Staundforde, Les Plees del Coron, anno domini 1574. Lond. 1573.

W. Hawkins, A treatise of the Pleas of the crown. Vol. 1. 2. Lond. 1822 — 24.

Ant. Fitzherbert, La Grande abridgement. Lond. 1577.

Laws of the state of North-Carolina, passed by the general session of 1850 — 51. Raleigh 1851.

H. v. Brauchitsch, Geschichte des spanischen Rechts. Berlin 1852.

W. Wills, An essay on the principles of circumstantial evidence. 3 Ed. Lond. 1850.

Das österreich. Strafgesetz vom 27. Mai 1852 und die Verordnungen über die Gerichts-Competenz. Wien 1852.

K. W. Hahn, Das Holzdiebstahl-Gesetz vom 2. Juni 1852. Breslau 1852.

Dr. F. V. Ziegler, Die Verbrechensunfähigkeit juristischer Personen. Mitau 1852.

Dr. A. Mayer, Das Strafverfahren im Großherzogthum Baden nach dem Gesetze vom 5. Febr. 1851. Lief. 1. Freiburg 1852.

Dr. Rich. John, Ueber Landzwang und widerrechtliche Drohungen. Göttingen 1852.

A. Frantz, Der Preußische Strafprozeß nach den positiven Gesetzen und legislatorischen Quellen. Heft 1. Quedlinb. 1852.

E. J. Ameke, Das Preußische Strafrecht. Abth. 1. Das Strafverfahren. Glogau 1852.

Dr. C. Trummer, Von der criminellen Behandlung des Bankerotts. Hamburg 1852.

A. v. Orelli, Die Jury in Frankreich und England. Zürich 1852.

C. F. Müller, Die Preuß. Strafprozeß-Ordnung in ihrer jetzigen Gestalt. Berlin 1852.

A. Hye, Das österreich. Strafgesetz über Verbrechen, Vergehen ꝛc. Lief. 1—4. Wien 1852.

Gesetz, den Diebstahl an Holz und anderen Waldprodukten betreffend. Vom 2. Juny 1852. Berlin 1852.

Ferd. Kramer, Briefe über Criminalrecht. Dresden 1852.

V. v. Haynau, Blätter aus der Mappe eines Criminalisten. Heft 1. Marburg 1852.

A. Bell, Historical sketches of feudalism, british and continental. Lond. 1852.

Dr. H. Zoepfl, Die weibliche Lehenerbfolge in Fuldische und Pfalz-Fuldische Mannlehen und Burglehen. Stuttg. 1852.

Dr. G. B. Sartori, Della storia de feudi e della legislazione, miglioramento e svincolo. Venezia 1852.

A. Ipsen, Die alten Landtage der Herzogthümer Schleswig-Holstein von 1588—1675. Kiel 1852.

Entwurf eines Gesetzes wegen Aufhebung der Fideicommisse, des Lehnsverbandes und der Stammgüter. Quedlinb. 1852.

L. Schaumann, Die rechtlichen Verhältnisse der legitimen Fürsten, des Usurpators und des unterjochten Volkes. Cassel 1821.

L. Gr. v. Pfeil, Das Wesen des modernen Constitutionalismus und seine Consequenzen. Berlin 1852.

K. F. Günther, Der Concurs der Gläubiger nach gemeinem deutschen Rechte. Leipz. 1852.

Fr. Gesell, Leitfaden zum deutschen gemeinen Civilprozeß. Berlin 1852.

L. Liebgott, Das Preußische Depositat-Verfahren. Berlin 1852.

XII. Theologia.

M. T. Ruyneau de S. George, Essai philosophique et historique sur le christianisme au 19. siècle. Par. 1851.

The holy Bible, translated into the Burmese from the original tongues. 2. Edit. Maulmain 1840.

Barth's Bible Stories. Translated into Marathi. Bombay 1852.

Dr. F. Larsow, Die Festbriefe des heiligen Athanasius, Bischof's von Alexandria. A. d. Syrischen übers. Leipzig 1852.

Rhabanus Maurus, de laudibus sanctae crucis ed. A. Henze. Lips. 1852.

Des heiligen Agobard Abhandlungen wider die Juden. A. d. Latein. übers. von E. Samosch. Leipzig 1852.

Tertulliani quae supersunt omnia ed. F. Oehler. T. I—III. Lips. 1853.

Ph. Fr. Keerl, Die Apokryphen des alten Testaments. Leipzig 1852.

E. M. Hengstenberg, Die Opfer der heiligen Schrift. Berlin 1852.

Fr. Delitzsch, Die Genesis. Leipzig 1852.

Dr. J. A. B. Lutterbeck, Die neutestamentlichen Lehrbegriffe oder Untersuchungen über das Zeitalter der Religionswende. Bd. 1. Mainz 1852.

Dr. F. X. Dieringer, Dogmatische Erörterungen mit einem Güntherianer. Mainz 1852.

H. E. F. Guericke, Versöhnliches über brennende Kirchenfragen der Zeit. Leipzig 1852.

J. E. Gladstone, What is Tractarianism; three lectures. Lond. 1852.

W. Beyschlag, Evangelische Beyträge zu den alten und neuen Gesprächen über Staat und Kirche. Berlin 1852.

The Gospel and the great Apostasy. Prize Essay. Lond. 1852.

M. Jocham, Moraltheologie. Th. 1. Sulzbach 1852.

Dr. Fr. Liebetrut, Die Sonntagsfeyer. Zweyte gekrönte Preisschrift. Hamb. 1851.

Dr. G. A. Keferstein, Die Einführung des rhythmischen Chorals. Apolda 1851.

G. Pfahler, Gregor der Große und seine Zeit. Bd. 1. Frankf. 1852.

P. Gonzati, La basilica di S. Antonio di Padova. Fasc. 1. 2. Padova 1851.

W. Drumann, Geschichte Bonifacius des Achten. Th. 1. 2. Königsb. 1852.

Dr. D. Schenkel, Die kirchlichen Gegenstände der Gegenwart. Darmstadt 1852.

Ch. MacFarlane, The Catacombs of Rome. Lond. 1852.

M. Müllbauer, Geschichte der katholischen Missionen in Ostindien. Gekrönte Preisschrift. Berlin 1852.

J. Müller, Historische Denkmäler in den Klöstern des Athos. Wien 1850.

J. Ch. Fässer, Geschichte der Münster'schen Wiedertäufer. Münster 1852.

Dr. A. Tholuck, Der Geist der lutherischen Theologen Wittenbergs im Verlaufe des 17. Jahrhunderts. Hamburg 1852.

G. de Félice, Histoire des protestants de France. Par. 1851.

A. Dammann, Geschichtliche Darstellung der Einführung der Reformation in den ehemals gräflich Schaumburgischen Landen. Hannover 1852.

Dr. K. Ch. Becker, Beyträge zu der Kirchengeschichte der evangelisch-lutherischen Gemeinde zu Frankfurt a/M. mit besonderer Beziehung auf Liturgie. Frankf. 1852.

Dr. Ferd. Kampe, Geschichte der religiösen Bewegung der neueren Zeit. Bd. 1. Leipzig 1852.

J. H. Schulte, Das Leben des hl. Bonifacius, des Apostels der Deutschen. Münster 1852.

A. André, Cours alphabétique et méthodique de droit canon dans ses rapports avec le droit civil ecclésiastique. T. 1. 2. Par. 1852.

Dr. K. Hase, Die evangelisch-protestantische Kirche des deutschen Reiches. 2te Aufl. Leipzig 1852.

J. W. Fr. Höfling, Grundsätze evangelisch-lutherischer Kirchenverfassungen. Erlangen 1851.

Dr. C. Knies, Die katholische Hierarchie in den großen deutschen Staaten seit 1848. Halle 1852.

Dr. C. F. Göschel, Der Dualismus evangelischer Kirchenverfassung. Stettin 1852.

Der paritätische Staat und die Forderungen der Bischöfe der oberrheinischen Kirchenprovinz. Mainz 1852.

Dr. K. A. Schneider, Zur Verständigung über die Emancipation der Kirche, insonderheit der evangelisch-protestantischen. Berlin 1852.

Korb, Der geistliche Sühneversuch in Ehescheidungssachen, nach der Verordnung vom 28. Juni 1844. Berlin 1852.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der k. Hof- und Staatsbibliothek im Jahre 1853.

Drittes Quartal. Juli — September.

I. Encyclopaedia.

(Historia litteraria. Academica.)

P. Burke, The law of international Copyright between England and France. Lond. 1852.

Novelle letterarie pubblicate in Firenze, l'anno 1740 — 1769. T. 1 — 30. Firenze 1740 — 1769.

Dr. J. G. Tiarks, Die Universität Cambridge. Heidelberg 1852.

L. Livet, Etudes sur la litterature française à l'époque de Richelieu et de Mazarin. I. Bois-Robert. Par. 1852.

G. Prezziner, Storia del pubblico studio e delle società scientifiche. Vol. 1. 2. Firenze 1810.

Seraf. Mazzetti Bolognese, Memorie storiche sopre l'universitá e l'istituto della scienze di Bologna. Bologna 1840.

Dr. R. Holzapfel, Mittheilungen über Erziehung und Unterricht in Frankreich. Magdeb. 1852.

Storia letteraria della Liguria. T. 1 — 4. Genova 1824 — 1826.

J. F. Hautz, Die Juristenfakultät der Universität Heidelberg unter der Regierung des Kurfürsten Friedrich III. von der Pfalz, vom J. 1559 — J. 1576. Leipzig 1853.

Ang. Fabronius, Historiae academiae Pisanae. Vol. 1 — 3. Pisis 1791 — 95.

F. G. Eichhoff, Tableau de la littérature du Nord au moyen age. Par. 1853.

Geschichte der K. K. Hof-Staats-Druckerey in Wien. Wien 1851.

Verhandelingen van de Hollandsche Maatschappij der Wetenschappen te Haarlem. Deel 1. Haarlem 1851.

J. Arneth, Archäologische Analekten. Wien 1851.

Transactions of the China Branch of the Royal Asiatic Society. P. 1. 2. Hongkong 1848 — 1852.

A. Trendelenburg, Leibnitz und die philosophische Thätigkeit der Akademie im vorigen Jahrhundert. Berlin 1852.

Mémoires de la société archéologique de l'Orléannais. T. I. Orléans 1851.

Ant. Mazzarosa, Opere. T. 1 — 4. Lucca 1841 — 42.

Jos. Droz, Oeuvres morales. Vol. 1. 2. Par. 1826.

Fr. v. Raumer, Vermiſchte Schriften. Bd. 1. Leipzig 1852.

Adr. Balbi, Scritti geografici, statistici e vari. T. 1 — 5. Torino 1841 — 42.

II. Philologia.

Fr. Miklosich, Vergleichende Grammatik der ſlaviſchen Sprachen. Bd. 1. Gekrönte Preisſchrift. Wien 1852.

H. A. Zwick, Grammatik der Weſt-Mongoliſchen, das iſt Oirad oder Kalmükiſchen Sprache. Königsfeld 1851.

Dr. K. W. Lucas, Formenlehre des joniſchen Dialektes im Homer. Bonn 1853.

V. Nannucci, Teoria dei nomi della lingua italiana. Firenze 1847.

F. Diez, Zwey altromaniſche Gedichte berichtigt und erklärt. Bonn 1852.

Cariſch, Wörterbuch der rhätoromaniſchen Sprache in Graubünden. Chur 1852.

E. L. Rochholz, Deutſche Arbeits-Entwürfe zur Bildung des Denk- und Sprachvermögens. Mannheim 1853.

Hoffmann von Fallersleben, Hannover'ſches Namenbüchlein. Hannover 1852.

R. L. v. Heufler, Ein botaniſcher Beytrag zum deutſchen Sprachſchatz. Wien 1852.

W. Grimm, Zur Geſchichte des Reims. Berlin 1852.

Dr. W. Williams, A dictionary of the New-Zealand Language. Lond. 1852.

Dr. A. Boltz, Neuer Lehrgang der Ruſſiſchen Sprache. Th. 1. 2. Berlin 1852.

Dr. H. Steinthal, Ueber die Entwickelung der Schrift. Berlin 1852.

J. M. Hulákovsky, Abbreviaturae vocabulorum, usitatae in scripturis praecipue latinis medii aevi, tum etiam slavicis et germanicis, collectae. Pragae 1852.

H. Ewald, Entzifferung der neupuniſchen Inſchriften. Göttingen 1852.

R. Unger, Analecta Propertiana. Halis 1850.

G. W. Nitzſch, Die Sagenpoeſie der Griechen. Buch 1. Braunſchw. 1852.

Aeschyli tragoediae ex recens. Dindorfii. T. 1 — 3. Oxford 1851 — 52.

Dr. Al. Hecker, Commentationis criticae de anthologia graeca pars prior. Lugd. Bat. 1852.

E. J. Kichl, Aeschylea. Spec. I. Leyden 1850.

R. Volkmann, De oraculis Sibyllinis diss. Lips. 1853.

Fr. Weissgerber, Curae Theocriteae ad Adoniazusas spectantes. P. 1. 2. Frib. 1852.

Dr. L. Lange, Das Syſtem der Syntax des Apollonios Dyskolos. Göttingen 1852.

Euripidis Troades ed. A. Kirchhoff. Berl. 1852.

Dr. G. Deuſchle, Die platoniſche Sprachphiloſophie. Marb. 1852.

Batrachomyomachia Homero vulgo attributa. Textum ad fidem codd. rec. A. Baumeister. Göttingen 1852.

A. C. Harris of Alexandria, Fragments of an oration against Demosthenes respecting the money of Harpalus. London 1848.

A. Meinecke, Vindiciarum Strabonianarum liber. Berlin 1852.

J. Frei, Der Rechtsſtreit zwiſchen P. Quinctius und S. Näpius. Zürich 1852.

J. Florus, Epitome de Tito Livio bellorum omnium annorum DCC libri II. Rec. O. Jahn. Lips. 1852.

J. Th. Kreyssig, Curae secundae ad T. Livii historiarum reliquias ex palimpsesto Toletano erutas. Meissen 1852.

Tragicorum latinorum reliquiae, rec. O. Ribbeck. Lips. 1852.

Lateiniſche Mythographen, überſ. von Dr. B. Bunte. Heft 1. Lactantius Placidus. Bremen 1852.

Abraham Ben David Halevi aus Toledo, Das Buch Emunah Ramah oder der erhabene Glaube. In's Deutſche überſ. von S. Weil. Frankf. 1852.

Dr. J. M. Joſt, Adolph Jellinek und die Kabbala. Leipzig 1852.

Ad. Jellinek, Auswahl kabbaliſtiſcher Myſtik. Heft 1. Leipzig 1853.

Confucius et Mencius. Les quatre livres de philosophie morale et politique de la Chine. Trad. du chinois par M. G. Pauthier. Par. 1852.

Ch. Schier. Vade-Mecum oriental. Dresd. 1852.

A chronicle of the family of Râja Krishnachandra of Navadvipna, Bengal. Ed. and translat. by W. Pertsch. Berl. 1852.

Kschêtra tattua depikâ. Calcutta 1839.

Fel. Nève, Les Pourânas, études sur les derniers monuments de la littérature Sanscrite. Par. 1852.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 30. September.

Nro. 43. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1853.

The Indian Archipelago; its History and present State. By H. St. John. London 1853. 2 Vol. 8.

Die Zerlegung der Erde in gewisse Theile ist nicht zufällig entstanden, und, wie hie und da behauptet wird, von den ältesten Zeiten bis auf den heutigen Tag gedankenlos herabgeführt worden. Sie ist aus den physischen Verhältnissen der Länder, aus den geistigen ihrer Bewohner hervorgegangen. Sowohl die besondere Gestaltung und Lage wie die innere natürliche Beschaffenheit scheidet die östlichen und westlichen Gegenden der Erde, Asien und Europa, dann beyde wieder von der großen kontinentalen Halbinsel Afrika. Die Erfindungen und Einrichtungen unserer Tage beseitigen zum Theile diese natürlichen Verschiedenheiten und bringen die früher entferntesten Länder in beständige Verbindung. Gegenden und Völker treten in den Vordergrund des bürgerlichen und Geschäftslebens, welche bis vor wenigen Jahren bloß von den Fachgelehrten beachtet wurden. Dieß ist namentlich der Fall bey Ost-Asien und dem östlichen Archipelagus. Daher die große Anzahl Werke, welche jährlich über jene Länder erscheinen. Des Werk von Temminck über die Niederländischen Besitzungen im indischen Archipelagus haben wir bereits in diesen Anzeigen (Sept. 1851) ausführlich besprochen. Eine ähnliche Beachtung verdienten jetzt auch die gelehrten Reisewerke der Herren Van Honvell (Reis over Java, Madura en Bali. Door van Hoëvell. Amsterdam 1849 und 1851 2 Bde. 8) und Van Rhijn (Reis door den Indischen Archipel. Door van Rhijn. Rotterdam 1851), wenn der enge Raum unserer Anzeigen hinreichen würde. Wir müssen uns auf die Geschichte des indischen Archipelagus von St. John beschränken.

Herr St. John ist ein fleißiger Schriftsteller. Kaum ist seine Geschichte der britischen Eroberungen in Indien vollendet — ein unbedeutendes für das große Publikum bestimmtes Werk, — so erscheint die vorliegende Geschichte einer großen Inselmasse, verschieden nach Naturbeschaffenheit und Bewohner, nach Religionen und Kulturzuständen. Crawfund's bekanntes, auch in die deutsche Sprache übersetztes Werk ist dadurch keineswegs beseitigt worden. Es wird für die frühern Zeiten immer Quelle bleiben. St. John geht über die alten Begebenheiten und ehemaligen Kulturzustände leicht und schnell hinweg, um desto größern Raum für die neuesten Ereignisse und die Gegenwart zu gewinnen. Singapor und Raffles, Borneo und Brooke erregen mit Recht die vorzüglichste Beachtung.

Die ursprünglichen Zustände der indochinesischen Bevölkerung, der Bewohner des östlichen Inselreiches und Australiens — welche großentheils zu einer einzigen Menschenrace gehören, — vor ihrer Berührung mit den verschiedenen Culturvölkern der Erde, mit den Chinesen, den Hindu, Arabern und Europäern, erkennt man heutigen Tages noch an den nicht unbedeutenden Resten der Berg- und Waldbevölkerung. Sie blieben innerhalb der Querthäler und Schluchten, innerhalb der Moore und Urwälder geschützt, frei von dem Andrange der auf die Küsten-

striche und Flachlande eindringenden Bildungsweisen. So die Nagas in Assam, die Kukis nordöstlich von Tschittagong, die Ahong der Insel Nias und mehrere andere Barbaren innerhalb der malayischen Halbinsel und der australischen Inselwelt, gemeinhin Arafura oder Harafura, richtiger Alfores oder Alforias, was freie Leute bedeutet, geheißen. Wilde Kraft und körperliche Ueberlegenheit gelten ihnen als die einzigen Vorzüge des Menschen. Nur die Köpfe erschlagener Feinde oder wenigstens ein einziger befähigen zur Heirath. Diese Wilden machen Einschnitte in ihre Körper, welche wie Ordenszeichen sich mehren im Verhältniß zum Verdienste, zur Zahl der Ermordeten. Den bösen Geistern opfern sie Menschen, Schweine und Geflügel, um Unheil abzuwenden. Malt sich doch auch sonst Jeder den Gott nach seinem eigenen Bilde. Die Gesittung, welche Mariner auf Tonga und Cook auf Tahiti gefunden haben, gehört schon zu einer vorgerücktern Stufe einheimischer Bildung.

Wann die indischen Kolonisationen begonnen und wie weit sie sich in östlicher Richtung verbreitet haben, wird wohl niemals mit Sicherheit bestimmt werden können. Ihre Anfänge fallen sicherlich bereits in die Jahrhunderte kurz vor unserer Zeitrechnung. Die reichen Naturerzeugnisse dieser Länder, worunter auch die häufig vorgefundenen edlen Metalle, haben wohl bereits in sehr frühen Zeiten die Chinesen und Hindu herangezogen. Ein chinesisch buddhistischer Mönch Fahien landet, auf der Rückkehr von Indien in sein Vaterland (414 u. Z.), zu Jefoti oder Java, Dwipa und findet die Insel von ketzerischen Brahmanen bewohnt. Buddhisten wurden hier keine gefunden. In den folgenden Zeiten des Herrscherhauses Tang wanderten Chinesen in zahlreichen Haufen nach Java und werden deßhalb hier immer noch Tongleute genannt. Der verständige auf Gewinn und Wohlleben sinnende Bewohner der Mittelreichs hält sich aber fern von jedem Glaubenseifer; fremde Völker zu bekehren ist seine Sache nicht; die zahlreichen chinesischen Ansiedler sind deßhalb nirgendwo umgestaltenden Einflusses gewesen, obgleich sie hie und da, wie auf Borneo, sogar selbstständige Reiche gegründet haben. Ganz anders der Hindu, vorzüglich der Hindu buddhistischen Glaubens. Die „heilbringende“ Lehre des Schakianumi allenthalben zu verkünden ist ihm, wie dem Christen die Verbreitung des Evangeliums, vorgeschrieben. Von Kalinga auf der Ostseite der indischen Halbinsel — des Talingana unserer Tage — scheint vorzüglich die Verbreitung der Kultur und Religionen über die ostasiatischen Inselgruppen selbst bis zu den Papuas ausgegangen zu seyn. Kling heißen jetzt noch die Hindu bey den Javanern, Malayen und Bugis. Die griechischen Kauffahrer hörten in den Häfen Malabars von dieser ausgedehnten nach Osten sich erstreckenden Welt aus dreyzehn bis vierzehn hundert Inseln und haben uns mehrere hierauf bezügliche, jetzt erst vollkommen verständliche Nachrichten und Namen überliefert. Sie kennen Javadiv und wissen, daß das Wort Gersteinsel bedeutet; sie kennen Theile Sumatras und Borneos, Banka und die Sundainseln, Sindä bei Ptolomäus; die im äußersten Osten gelegenen Maniola erinnern sogar an Manilla der Philippinen. Ihre fischessenden Aethiopier, die wilden schwarzen Leute östlich des goldenen Chersonnes sind die Papua oder Negritos Australiens. Es nahm wohl der Grieche den Namen Aethiopes, Land der Aethiopier in demselben ausgebreiteten Sinne wie wir Schwarze und Land der Schwarzen. Diese auch den Arabern des neunten Jahrhunderts bekannten Schwarzen, — Papua, d. h. Krauslockige, nennt sie der Malaye, — erstrecken sich von der malayischen Halbinsel durch die Louisiaden und Salomons zu den neuen Hebriden bis nach den Fidschi Inseln, — ihre äußerste Gränze im Osten. Die Fidschi sind die gebildetsten der ganzen östlichen Negerrace; sie stehen nicht weit hinter ihren Nachbarn auf den Freundschaftsinseln zurück. Solche Nachrichten führten zu der Annahme einer gränzenlosen Ausdehnung Asiens nach Osten und Mittag, welche, wie Marcian sich ausdrückt, selbst ein mit göttlicher Kenntniß versehener Mann nicht bestimmen könne. Sie wurde von den arabischen und europäischen Reisenden des Mittelalters, namentlich durch die Berichte Marco Polo's bestätigt und gab die nächste Veranlassung zu dem folgereichen Irrthum des Weltentdeckers Kolumbus.

Seit dem achten und neunten Jahrhundert besuchen arabische Kaufleute und Geistliche die südöstlichen Länder und Inseln Asiens. Sie gründen Ansiedelungen an den Küsten und gewinnen dem Islam zahlreiche Anhänger, welche sich gegen die indische Civilisation, gegen die indischen Religionen — Brahmanismus und Buddhismus standen hier im gleichen Ansehen — erheben, und sie bis auf wenige sprechende Reste zu Boden schlagen. Java wurde erst gegen 1374 zum Islam bekehrt. Stumme Zeugnisse in den Litteraturen und Schriftformen, in den Bauwerken und Gesetzgebungen sind in großer Masse vorhanden. Die Inseln Lombok und Bali, deren Name selbst indisch ist und die mächtige bedeutet, wurden am wenigsten von den muselmännischen Einflüssen berührt. Das Hinduwesen hat sich hier so ziemlich erhalten; selbst Bruchstücke der epischen Dichtungen und Vedas wurden in den letzten Jahren vorgefunden. Die östlichen Malayen bewahren noch einen Kastenunterschied, wovon unter den westlichen keine Spuren mehr vorhanden sind. Man unterscheidet dort drey Kasten: die Herrscher, Bauersleute und Hörige, welche Frohndienste zu leisten haben und mit den Namen Marna, Ahar und Ahka, Worte ungewisser Bedeutung und Abstammung, bezeichnet werden. Die Araber kämpften und kämpfen ohne Unterlaß gegen diese Reste des Heidenthums. Sie hatten kurz vor der Ankunft der Portugiesen die Molukken erobert und ihren Einfluß bis nach Neu-Guinea und vielleicht noch weiter gegen Südosten verbreitet. Ein Theil der Papua bekennt sich zum Islam.

Nach der Einnahme Malakas durch die Portugiesen (1511) mindert sich alsbald der Handel, sowie die Bevölkerung des Ortes. Der Sultan entflieht mit den angesehensten Männern nach Johor, das bald der mächtigste einheimische Staat wird der Halbinsel, so daß alle Fürsten des Malayen-Landes und der umliegenden Inseln sich zu einer Art Lehensabhängigkeit verpflichten. Obgleich nun Johor niemals die Oberherrlichkeit der Portugiesen anerkannte, so behaupteten doch die Gebieter Malakas, ihnen gebühre von Rechtswegen die Herrschaft über alle Länder der Malayen und so auch über Johor. In derselben Weise sprachen und handelten die Holländer, welche sich 1640 des Platzes bemächtigen und ihn bis zum Jahre 1795, wo er in die Hände der Engländer fällt, behaupten. „Ihnen gehöre alten Traktaten gemäß die Herrschaft über die Staaten der malayischen Halbinseln; kein anderes Volk habe das Recht, in diesen der niederländischen Compagnie zinspflichtigen Gebieten eine Niederlassung zu gründen, mit ihren Lehensträgern Verbindungen anzuknüpfen oder gar Traktate zu schließen.“ Diese Ansprüche sind jedoch von den Engländern niemals anerkannt worden. Nach Gutdünken handelten sie, nach Gutdünken schlossen sie Bündnisse mit den verschiedenen Sultanen der malayischen Halbinsel. Und so mißachtete auch Raffles die wiederholten Einreden Hollands bey der Gründung seiner neuen Pflanzstadt Singhapura.

Drei Jahre lang verweigert die Staatsregierung Großbrittaniens, eben dieser holländischen Ansprüche wegen, die Niederlassung öffentlich und förmlich anzuerkennen. Nun wächst aber das neue Singapor eben so schnell unter Raffles, wie das alte unter Sri Tribuana; die ganze englische Handelswelt ist rege und die Regierung wird durch die öffentliche Stimme zu entschiedenen Schritten gezwungen. Die große Verantwortlichkeit der Unternehmung während aller dieser Zeit liegt auf der indischen Regierung, besonders aber auf Raffles, dem Statthalter von Bengalen. Erst 1823 wurden die Unterhandlungen mit den Niederländern ernstlich betrieben, die endlich den Handels- und Tauschvertrag vom 17. März 1824 herbeygeführt haben. Der König der Niederlande entsagt aller Widerrede wegen der Besitznahme Singapors; er überläßt die Besitzungen auf dem Festlande an England und verpflichtet sich mit keinem der einheimischen Fürsten der malayischen Halbinsel Bündnisse zu schließen. Hingegen verspricht England weder südlich der Straße Singapors eine Niederlassung zu gründen, noch mit den einheimischen Fürsten der südlich gelegenen Länder und Inseln Verträge einzugehen. Alle Beamten der beyden Regierungen werden angewiesen, ohne ausdrückliche Vollmacht des betreffenden Staates, auf keiner der Inseln im östlichen Meere Pflanzstädte anzulegen oder mit den einheimischen Fürsten Bünde zu schließen, wodurch mittelbar oder unmittelbar die Unterthanen des einen oder andern Reiches vom Handelsverkehr mit diesen einheimischen Staaten

ausgeschlossen werden möchten. Die vorhandenen Verträge der Art sind und bleiben aufgehoben.

Die Insel Singpor an der Südwestküste der Halbinsel Malaka und von ihr nur durch eine schmale Straße getrennt, erstreckt sich in ihrer größten Ausdehnung sieben und zwanzig englische Meilen in der Länge, fünfzehn in der Breite und im Umfange zwey hundert sechs englische Quadratmeilen. Auf dem wellenförmigen Flachlande ragen mehrere Hügel empor von kaum zweyhundert Fuß — der Bokit, Tima oder Zinnhügel allein steigt zu fünfhundert neunzehn — welche wie das übrige Land, mit Bäumen, Gestrupp und Gräser überzogen sind, die einerseits nach Indien und anderseits nach Australien zeigen. Der Boden ist allenthalben sehr fruchtbar. Die betriebsamen chinesischen Ansiedler bebauen das Erdreich in der Nähe der europäischen Stadt, ziehen Früchte und Gemüse, welche sie um theures Geld den Seefahrern und den Einheimischen, namentlich den Telinga und Malabaren, die sich einzig und allein vom Handel und Taglohn ernähren, verkaufen. Man versprach sich Anfangs sehr viel von Anlegung der Gewürzplantagen; doch sind die Versuche, der mit Pfeffer allein ausgenommen, ungünstig ausgefallen. Hingegen wurde in den Pfefferpflanzungen, bereits im Jahre **1833** auf **1834** acht bis zehntausend Pikul geerndtet. Jetzt (**1852**) ist von den **144** tausend Acker Landes ein Viertel mit Muskat, Gewürz und andere Bäumen, mit Kakao, Gambier, Pfeffer, Zucker und Reis angebaut.

Die Bevölkerung der Ortes ist so bunterley wie die Länoer und Inseln, mit denen Verkehr stattfindet und so verschieden die Waaren sind, welche hier zu Markte gebracht werden. Es sind Europäer, Indobritten, Armenier, Juden, Araber, Malayen, Chinesen, Hindu, Javanen und andere Bewohner der verschiedenen Inselgruppen des östlichen Archipelagus. Ebenso mannigfach sind die Religionen, zu denen sie sich bekennen.

Es steigt die Einwohnerzahl in regelmäßiger Zunahme um ein bis zweytausend Seelen jährlich, so daß die Kolonie, noch bevor sie fünf Jahrzehente erreicht, von 3—**400** armseliger malayischer Fischer und Seeräuber auf eine Bevölkerung von hundert

tausend Seelen angewachsen seyn wird. Diese Bevölkerung, so schnell sie steigt und so groß sie auch ist, steht aber nur in einem geringen Verhältniß zu ihrem Einflusse. Singapor ist das Alexandria der alten Welt. Alle Erfindungen und wissenschaftlichen Einrichtungen, wie Sternwarte und magnetisches Observatorium, finden hier einen leichten und schnellen Eingang. Nicht bloß ein Mittelpunkt des Handelverkehrs für die Völker des südöstlichen Asiens und der zahlreichen Inselwelt ward hier errichtet, sondern es berühren und mengen sich auch die Religionen und Bildungsformen, die Einrichtungen und Literaturen des Morgen- und Abendlandes. Hier tauscht der Chinese und Anamese, der Malaye und Bugis, der Siamese und Javane und die zahlreichen ursprünglichen Insassen, Binua geheißen, ihre heimischen Erzeugnisse gegen fremde Waaren und lernen nebenbey die Sprache, die Sitten und Institutionen der meerbeherrschenden angelsächsischen Race. Bereits sind in malayischen und chinesischen Werken, in Botschaften aus Anam und Siam, überraschende Zeugnisse enthalten von der bedeutenden Wirkung der folgenreichen Schöpfung des edeln Sir Stamford Raffles.

James Brooke ist ein würdiger Nacheiferer seines großen Vorbildes, Stamford Raffles. Auf einer Reise von Calcutta nach China besuchte Brooke (**1830**) mehrere Inselgruppen zwischen Asien und Australien und erkennt bald, daß man hier durch besonnene Thätigkeit große Verdienste und unsterblichen Ruhm erwerben könne. Die Bestrebungen Raffles dienten dem tapfern Hauptmann — er hatte sich im Kriege gegen Birma ausgezeichnet und den Dank der Regierung erworben — allenthalben zum Vorbild. Der indische Archipelagus bleibt von nun an der Leitstern seines Lebens.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 3. Oktober.

Nro. 44. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1853.

Zeitschrift des Vereins für thüringische Geschichte und Alterthumskunde. Erstes Heft. Jena 1852. Zweites Heft 1853.

Zu den erfreulichsten Erscheinungen der Gegenwart gehört ohne Zweifel die immer mehr wachsende Theilnahme an der Erforschung unsrer vaterländischen Geschichte. Eine Menge von historischen Vereinen hat sich in den verschiedenen Theilen Deutschlands gebildet und strebt mit rühmlichem Eifer und oft bedeutendem Erfolg, der deutschen Geschichte durch die Erforschung und Feststellung des Einzelnen eine dauerhafte Grundlage zu bereiten. Zwar wird sich nicht läugnen lassen, daß bey einzelnen dieser Vereine noch keine rechte Klarheit über ihre Aufgabe und die Mittel zu deren Lösung sich findet. Statt der nothwendigen und einzig fruchtbaren Beschränkung auf das bestimmte Gebiet sehen wir bisweilen ein unergiebiges Schweifen ins Weite und völlig unbrauchbare Versuche über tiefgehende allgemeine Fragen der deutschen Geschichtserforschung. Man würde sich diese allgemeinen Erörterungen trotz des unpassenden Ortes gefallen lassen, wenn sie nur wenigstens von Männern ausgiengen, die sich ihres Gegenstandes einigermaßen mächtig zeigten. Aber bedauern muß man die weggeworfenen und nützlicheren Dingen entzogenen Druckkosten; wenn man gleich den ersten Seiten solcher Abhandlungen ansieht, daß ihre Verfasser auch nicht einmal mit den Elementen der Wissenschaften bekannt sind, deren gründliche Kenntniß zur Erörterung der von ihnen gewählten Aufgabe unerläßlich ist. Auch hier wird man endlich, wie auf anderen Gebieten, zu der Einsicht gelangen, daß es der gute Wille allein nicht thut. Diese Ueberzeugung hat sich schon jetzt fast überall Bahn gebrochen, und wir sehen mit Freuden, wie in den verschiedensten Theilen Deutschlands die historischen Wissenschaften und eine richtig geleitete Lokalforschung sich die Hand bieten. Unter dem vielen Trefflichen, was die letzten Jahre auf diesem Gebiet zu Tage gefördert haben, will ich nur beyspielsweise die wahrhaft großartigen Unternehmungen der Wiener Akademie erwähnen, von deren Ergebnissen Th. von Karajan in den Sitzungsberichten der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften (Philos. hist. Classe Bd. VIII. S. 331—371) vor kurzem Rechenschaft gegeben hat.

In die Zahl der vorzüglichsten und bestgeleiteten historischen Vereine ist im Lauf des Jahres 1852 ein neugegründeter Verein für Thüringische Geschichte und Alterthumskunde eingetreten. Sein Mittelpunkt ist Jena, und die vorzüglichsten Gelehrten der dortigen Universität befinden sich im Ausschuß des Vereins. Es liegen bis jetzt zwey Hefte von der Zeitschrift des Vereins vor und die darin enthaltenen Abhandlungen kann man zum Theil als Muster derartiger Arbeiten bezeichnen. Das erste Heft giebt zuvörderst Rechenschaft über die Gründung des Vereins. Ein Vortrag des Herrn Geh. Justizrath Michelsen (S. 4—8) bespricht die Entstehung des Vereins und seine Stellung zu den benachbarten Vereinen in Halle, Altenburg und Meiningen. Prof. H. Rückert (damals in Jena, jetzt in Breslau) bezeichnet darauf näher die Zwecke und Aufgaben des Vereins (S. 8—16). Auf die Statu-

ten und das Mitgliederverzeichniß folgt sodann eine Abhandlung des Prof. B. Stark in Jena über die Aufgabe des Vereins im Gebiete der thüringischen Denkmälerkunde und Kunstgeschichte (S. 31—48). Auch wer die Arbeiten des Verfassers auf den verschiedensten Gebieten der Archäologie nicht kannte, würde doch dem vorliegenden Aufsatze sogleich anmerken, daß hier ein Mann spricht, der mit der liebevollen Erforschung und sorgfältigen Beachtung der lokalsten Einzelheit eine gründliche Einsicht in das ganze Gebiet verbindet. Wir dürfen hier nicht näher auf die Art eingehen, wie der Verf. mit kundiger Hand die verschiedenen Richtungen darlegt, nach denen hin die Thätigkeit des Vereins sich zu erstrecken habe. Aber hervorheben wollen wir, wie richtig der Verfasser die höchst wünschenswerthe und zum Gedeihen des Werkes nothwendige Theilnahme recht vieler Einzelnen charakterisirt (S. 39 fg.), und dabey doch fest im Auge behält, wie die eigentliche Erforschung des so gesammelten Materials nur von dem mit Erfolg betrieben werden kann, der gründliche Kenntnisse in der allgemeinen Kunstgeschichte besitzt.

S. 49—58 theilt Hr. Rückert ein bisher ungedrucktes poetisches Bruchstück aus Thüringen mit. Es findet sich in einer Handschrift aus dem Anfang des 14. Jahrhunderts, gegenwärtig auf der Universitätsbibliothek zu Jena, und enthält ein Gespräch zwischen der Jungfrau Maria und dem Menschen über die Bekehrung. Daß der Herausgeber es diplomatisch treu wiedergibt, ist sehr zu billigen. Denn nur so wird sich allmählich die Geschichte der Hochdeutschen Sprache von der Blüthe des Mittelhochdeutschen bis zum Emporkommen des Neuhochdeutschen lichten.

Den Rest des Heftes füllen ein interessanter urkundlicher Beitrag zur Geschichte der synergistischen Streitigkeiten aus dem Jahr 1559 (S. 59—68) und sehr gut gestellte Anfragen.

Das in diesem Jahr (1853) erschienene zweyte Heft der Zeitschrift enthält wieder sehr beachtenswerthe Arbeiten. Die erste Abhandlung desselben (Nr. VII. des Ganzen) bezieht sich auf eine der Hauptaufgaben des Thüringischen Vereins, die auch für die meisten anderen Vereine in vorderster Linie steht, nämlich auf die Sammlung und Sichtung der eigentlichen Geschichtsquellen des Landes. Eine der wichtigsten Quellen der Thüringischen Geschichte ist die deutsch abgefaßte Chronik, die dem Johannes Rohte zugeschrieben wird. Sie reicht bis zum Jahr 1440 und um eben diese Zeit muß sie auch verabfaßt worden seyn. Sie ist zwar schon längst herausgegeben in Mencken's Scriptores Rerum Germanicarum (Tom. II, col. 1633 sq.). Aber wer sich mit der Geschichte des Mittelalters gründlicher beschäftigt, der weiß auch, wie mangelhaft und unzuverlässig diese älteren Ausgaben unserer Geschichtsquellen meistentheils sind; und man würde sehr irren, wenn man glaubte, Pertz und seine Mitarbeiter hätten etwa nur in den älteren Zeiten des Mittelalters so viel aufzuräumen gefunden, späterhin werde es schon lichter. Gerade die beyden letzten Jahrhunderte des Mittelalters werden noch die angestrengtesten Arbeiten in Anspruch nehmen. Dazu liefert der hier besprochene Aufsatz des Hrn. Prof. Michelsen in Jena: „Ueber eine handschriftliche Chronik Thüringens aus dem 15. Jahrhundert“ einen neuen Beleg. Die Universitätsbibliothek zu Jena (Buder'sche Manuscriptensammlung fol. Nr. 145) besitzt einen Codex aus dem Ende des 15. Jahrhunderts, dessen größten Theil eine Thüringische Chronik in deutscher Sprache füllt. Diese Chronik ist in der Hauptmasse dieselbe, wie die von Mencken a. a. O. herausgegebene, die dem Joh. Rohte zugeschrieben wird. Aber die Vergleichung der Jenaer Handschrift mit dem Menckenschen Text führt zu mehreren Ergebnissen, die theils für die Beurtheilung des Menckenschen Textes, theils für die weitere Bereicherung der Thüringischen Geschichtsquellen von Werth sind. Der Hr. Verf. hat nämlich den Jenaer Codex einerseits mit Mencken's aus einem Weißenfelser Codex geflossenen Text und andrerseits mit einer vortrefflichen, gleichzeitigen Handschrift der Rohteschen Chronik in der Kirchenbibliothek zu Sondershausen verglichen. Daraus ergeben sich nun folgende Resultate: Der Jenaer Codex ist ein Apographum von der durch den Rathsmeister Kammermeister zu Erfurt, der 1467 starb, abgeschriebenen und bis zum Jahre 1466 fortgesetzten Rohteschen Chronik. Denn daß derselbe nur bis 1459 reicht, kommt daher, daß er am Ende defekt ist. Die

Kammermeisterſche Fortſetzung der Rohteſchen Chronik iſt zwar auch bey Mencken (Scriptores Tom. III. col. 1185 sq.) gedruckt, aber ebenſo nachläſſig und mangelhaft wie die Rohteſche Chronik ſelbſt (S. 81).

(Schluß folgt.)

The Indian Archipelago; its History and present State. By H. St. John. London 1853. 2 Vol. 8.

(Schluß.)

„Ein Aufruf erging an die engliſche Nation, in jugendlicher begeiſternder Sprache abgefaßt, um den ſchlummernden Geiſt der Civiliſation auf den öſtlichen Inſeln zu erwecken.“ Raffles Maßregeln zu Java und Singapor ſollen zur Herrſchaft über den ganzen Archipelagus erhoben werden. Für dieſen Zweck wolle er gerne alle Glücksgüter und ſelbſt das Leben opfern.“ Borneo und Celebes, die Sulu und Molukken, Neuguinea und die Inſeln der Südſee, ſind ſie nicht Namen ohne Sinn, Namen, woran noch keine Begriffe haften? Welch ein reiches Feld für Entdeckungen! Muth und Ausdauer können hier unſterblichen Ruhm erringen.“ Wiederholte vergebliche Verſuche um die Mittel zur Ausführung des Vorſatzes zu erreichen, ſchrecken nicht zurück und ſo gelangte Herr Brooke nach Jahre langen Bemühungen in der Weiſe tüchtiger Männer zum Ziele. Brooke konnte endlich (1838) im fünf und dreißigſten Jahre ſeines Alters nach den Gegenden ſeiner Thätigkeit abgehen und ſeine neue Laufbahn antreten.

Singapor ward zum Ausgang und Mittelpunkte des Unternehmens erkoren. In der Zeit waren die barbariſchen Fürſten und Bewohner im Weſten Borneos, nach Neuholland die größte Inſel der Erde, wie gewöhnlich in allen unabhängigen Ländern dieſer Gegenden im Kampfe begriffen. Muda Haſſim, Onkel des Sultan von Burni und Radſchah zu Sarawak, ſucht den engliſchen Gaſtfreund zu bewegen, auch ſeine Mittel und Kräfte gegen die Aufſtändiſchen zu richten. Herr Brooke machte Schwierigkeiten. Er könne mit feigen und widerſpenſtigen, mit verrätheriſchen und ſchlecht bewaffneten Heerhaufen wie die Malayen — die Chineſen ſeyen beſſere Leute — der Meuterey, welche bereits vier Jahre dauert, nicht Meiſter werden, in keinem Falle aber eine geordnete Regierung herſtellen und erhalten. Muda-Haſſim, ein ſchwacher, arbeitsſcheuer Mann, erwiedert: hätten die Engländer erſt die Gegner unterworfen, dann würde er gerne Herrn Brooke die Regierung des Landes Sarawak übertragen, unter der einzigen Bedingung eines beſtimmten Abzuges an den Einnahmen für den Sultan und ſeinen Bruder. „Ich erkundigte mich alsbald“, ſo lauten die klingenden liſtigen Worte des Sachſen unſerer Tage, „ob der Radſchah auch hiezu berechtigt wäre?“ Allerdings, antwortet die malayiſche Umgebung, und Brooke glaubt jetzt gerne den Leuten, welche er kurz vorher als Lügner und Verräther erkannt und geſchildert hatte. Der gewiſſenhafte Mann wollte jedoch zuvor die Ruhe herſtellen, ehe er in die Annahme des geſchenkten Fürſtenthums willigte. Könnte es doch ſcheinen, man wolle von der Verlegenheit des Freundes Muda Vortheil ziehen, was ein Mangel an Großmuth und Zartſinn, deſſen der Kapitän in keiner Beziehung, unter keinen Verhältniſſen fähig wäre. In demſelben Augenblicke haben ſich aber, wie er uns ſelbſt erzählt, die beyden Freunde zu einem lügneriſchen Vertrage geeinigt, um den Landesherrn in Burni zu betrügen. Herr Brooke, hieß es darin, wolle bloß als Kaufmann des Gewinnes wegen zu Sarawak verbleiben.

Die Mittel zur Bekämpfung des Aufſtandes kamen, in Verbindung mit Kaufleuten zu Singapor, welche ſich große Vortheile von einem Verkehr mit Borneo verſprachen, ſchnell zuſammen. Nun gebrauchte der Radſchah Ausflüchte; er ſchien gar nicht

gesinnt, das gegebene Wort zu erfüllen. Muda Hassim mochte vielleicht, wie Brauch ist der Malayen, bloß eine höfliche Rede gesprochen, oder zu spät die Tragweite seines Unternehmens erkannt haben. Die Mittel des Zwanges stehen bereit und der Kapitän begibt sich aller nutzlosen Zartheit und heuchlerischer Großmuth. Die Kanonen der Schiffe sind scharf geladen und Matrosen bis zu den Zähnen bewaffnet, ziehen gegen die gebrechlichen Hütten des Radschah, seines Harems und übrigen Gesindels. Da geht Alles, nach dem naiven Ausdrucke im Tagebuche des Sir James, mit freudiger Eile von Statten; der Vertrag wird aufgesetzt; Herr Brooke ist Statthalter von Sarawak; seine Macht ist unbeschränkt und Muda Hassim der Schatten des fremden Gebieters. Kanonen werden gelöst und Flaggen aufgezogen; die Genossen des neuen Flibustierhäuptlings huldigen ihrem Gebieter und ergeben sich der Freude. So ist's geschehen am denkwürdigen Tage des 24. Sept. 1841.

Fürst James sann nun in vollem Ernste auf Ordnung und Gesetz. Gleichberechtigung und Arbeitsamkeit sind die Grundlage der neuen Regierung; der Malaye darf den Dajak nicht mehr unterdrücken; es nähre sich ein Jeder im Schweiße seines Angesichtes; Alle zahlen eine bestimmte auf Jahre zum Voraus festgesetzte Abgabe. Kurz nach der Besitzergreifung wird (10. Januar 1842) in malayischer Sprache ein vollständiges Grundgesetz erlassen, das verdient, seinem wesentlichen Inhalte nach mitgetheilt zu werden.

James Brooke, Esquire und Radschah des Landes Sarawak verkündet allen Leuten folgende Ordnung:

Mord, Raub und andere schändliche Verbrechen werden nach dem Gesetzbuche des Landes bestraft; kein überwiesener Schuldige entgeht der bestimmten Strafe.

Allen Leuten ist gestattet, seyen es Malayen, Chinesen oder Dajak, Handel zu treiben und zu arbeiten nach eigenem Gutdünken. Der Gewinn gehört dem Arbeiter.

Die Straßen sind frey. Sämmtliche Einwohner können Gewinn suchen zu Wasser und zu Land; die Boote mögen kommen und gehen ohne Aufenthalt, ohne Hinderniß.

Der Handel mit allen Gegenständen ist frey, Spießglas allein bleibt ausgenommen; nur der Radschah handelt mit diesem Metall; er zahlt dafür einen geeigneten Preis. Niemand ist gezwungen es herbeyzuschaffen.

Niemand darf die Dajak beunruhigen, sie unter dem oder jenem Vorwand des Besitzes berauben. Steuern werden von öffentlich bestellten Einwohnern erhoben; außer den Staatslasten kann ihnen nichts und von Niemand abverlangt werden.

Die Regierung wird die Umlage bestimmen, damit Jeder wisse, wie viel er jährlich dem Staate schuldet.

Gewicht, Maaß und Münze soll ebenfalls bestimmt werden. Zum Vortheil der Armen ist eine geringe Scheidemünze eingeführt.

Der Radschah hält streng auf Ordnung und Zucht; die Widerstrebenden entgehen sicherlich der Strafe nicht; Bösgesinnte sorgen nur für sich, wenn sie schnell das Land verlassen und andere Heimat aufsuchen.

Herr St. John erzählt dann ausführlich die Besitzergreifung von Lakuan, die Kämpfe gegen die Seeräuber, bis herab auf die neuesten Ereignisse in jenen herrlichen Gegenden der Erde.

C. F. Neumann.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 5. Oktober.

Nro. 45. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1853.

Geschichte der Magyaren von Johann Grafen Mailáth, 2te sehr vermehrte und ververbesserte Auflage. 1ter und 2ter Band. Regensburg, Manz, 1852. 3ter Band. Ebendaselbst. 1853. 8.

Der gelehrte Herr Verfasser vorstehender in 2ter Auflage erschienenen Geschichte der Magyaren ist theils durch belletristische theils durch strengwissenschaftliche Werke dem deutschen Publikum rühmlichst bekannt. Abgesehen von seinen Magyarischen Gedichten, Sagen und Volksmährchen, von seiner gleichfalls in mehreren Auflagen publicirten ungarischen Sprachlehre, seiner trefflichen Mnemonik, anderer Schriften nicht zu erwähnen, sey hier nur von seinen historischen Leistungen und vorzüglich von seiner für die Heeren-Uckert'sche Staatengeschichte bearbeiteten „Geschichte des österreichischen Kaiserstaates, Hamburg, 5 Bände 8“, die Rede, von welchem Werke Heeren alsbald nach dem Erscheinen des I. Bandes an den Unterzeichneten äußerte, daß diese Arbeit unter allen bisher erschienenen Bänden der Staatengeschichte bey weitem die gelungenste sey. Vorher schon war Herr Graf Mailáth durch seine magyarische Geschichte in 5 Bänden von 1828—1831 8. auf eine Weise dem Publikum bekannt, daß er mit seiner Darstellung der ungarischen Geschichte alle seine Vorgänger in Bezug auf Klarheit und Bündigkeit übertraf. Dieß will sehr viel bedeuten, wenn man erwägt, daß aus dem Magyaren-Volke viele und tüchtige Männer hervorgetreten sind, die theils die Geschichte ihrer Nation, theils einzelne Theile derselben zum Gegenstand ihrer Untersuchung und Darstellung sich gewählt hatten. Wer die ziemlich umständlichen Notizen, die der fleißige k. k. Consistorialrath Joh. Christian v. Engel im I. Bande seiner Geschichte des Ungrischen Reichs, neue wohlfeile Ausgabe, Wien 1834 (es ist an dieser angeblich neuen Ausgabe nur der Titel neu, das Werk aber schon in den Jahren 1812—1814 8. zu Wien, Ghelen'sche Erben gedruckt worden) unter der Aufschrift „Vorläufige Bemerkungen über ungarische Geschichtsforschung und Geschichtsschreibung“ auf 48 enggedruckten Seiten, geschrieben, nicht lesen mag, der kann sich aus des Herrn M. vorliegendem Werke Band III. von pag. 477 bis zu Ende überzeugen, daß es der magyarischen Nation an eifrigen und gelehrten Männern auf dem Gebiete ihrer vaterländischen Geschichte zu keiner Zeit gefehlt hat; ich darf nur die „beyden Grundpfeiler“ der ungarischen Historie (Mail. III. 495) Georg Pray und Stephan Katona hier anführen, neuerer Leistungen zu geschweigen.

Wenn der Titel des vorstehenden Werkes dasselbe als eine 2te sehr vermehrte und verbesserte Auflage angibt, so ist dieß nicht, wie bey so manchen Produkten der neueren und neuesten Presse als buchhändlerisches Lockmittel hingesetzt, sondern die Vermehrungen und Verbesserungen begegnen uns bey dem Durchlesen des Buches und dem Vergleichen mit der I. Auflage in Wirklichkeit, ungeachtet in den 3 bis jetzt vorliegenden Bänden die Geschichte gerade so weit fortgeführt ist, wie in den 5 Bänden der I. Auflage, nämlich bis zum Tode

Karls VI., (als König von Ungarn Karl III.) Oct. 1740. Der Herr Verfasser hatte dieß ermöglicht durch das Hinweglassen der der 1ten Auflage beygegebenen weitwendigen Abhandlungen *), wodurch für den Text der Geschichte größerer Raum gewonnen wurde. Dagegen zeigen die der neuen Auflage beygegebenen Abhandlungen wieder, wie bey so vielen Stellen des vorliegenden Werkes, des Herrn Verfassers praktischen Sinn in Auffassung desjenigen, was einer gesunden Historiographie nöthig ist. Anstatt der doch zu keinem festen Ergebniß führenden Untersuchungen über den Ursprung der Magyaren; wie sie den 5 Bänden der 1ten Auflage beygegeben sind, hat es Herr M. vorgezogen, uns im I. Bande der neuen Auflage mit 2 Abhandlungen zu beschenken, deren praktische Bedeutung in die Augen springt; die 1te behandelt das „Colonisationssystem der magyarischen Könige (Arpádischen Stammes) bis zum Entstehen der königl. Freystädte unter Sigmund 1405". Die 2te stellt „Ungarns Handel und Industrie im Mittelalter" dar. Der II. Band setzt in seiner 1ten Beylage die „Verhältnisse Dalmatiens zu Ungarn" aus einander, die 2te Abhandlung enthält „Bruchstücke aus der magyarischen Rechtsgeschichte", denen sich als 3te Beylage desselben Bandes die „Krönung Ladislaus V., (im May 1440. Es ist der 1457, 23. November verstorbene Ladislaus Posthumus) anschließt; der III. Band endlich enthält die schon oben erwähnte kurze Schilderung „Magyarischer Geschichtsschreiber" als Beylage.

*) Z. B. gleich im I. Bande: „Ueber den parthischen Ursprung der Magyaren von Fèjer, übersetzt von Mailáth, im II. Stephan Horwath's Abhandlung von den altungrischen Stammgeschlechtern, gleichfalls in Mailáth'scher Uebersetzung, im IV. eine nahezu die Hälfte des Bandes einnehmende Schilderung, betitelt: Umrisse aus den ältesten Geschichten der magyarischen Nation", wieder von Grafen Mailáth übertragen aus dem ungarischen; im V. endlich eine sehr große 157 Druckseiten umfassende Schrift von Horvath „die Jaszen, als magyarisch redende Nation und Pfeilschützen" — durch Draudt in's Deutsche übersetzt.

Die Eintheilung der magyarischen Geschichte in ihre Perioden, wie sie in dieser neuen Auflage enthalten ist, unterscheidet sich von jener der 1ten Auflage nur wenig. So endet der I. Band derselben mit dem Aussterben des arpádischen Mannsstammes 1301 Januar, und eben damit schließt der I. Band der neuen Auflage, der als Unterabtheilungen folgende Abschnitte in sich faßt:

1. Von der ältesten Zeit bis zur aurea bulla v. X — 1222.

2. Von der aurea bulla bis zum Erlöschen der Arpáden v. 1222 — 1301.

Während die Schlacht bey Varna (1444) als Epoche machend den II. Band der 1ten Auflage abschließt, geht in der neuen Auflage die Periode vom Absterben des Arpádischen Stammes (1301) gleich bis zu Ludwigs II. Untergang in der Schlacht bey Mohacz, 29. August 1526 mit folgenden Unterabtheilungen fort:

1. Die Anjous v. 1301 bis Ende des XIV. Jahrhunderts.

2. Von Sigmund bis auf Ludwig II., von Ausgang des XIV. Jahrhunderts bis 1526.

und im III. Bande sind die Könige des österreichischen Hauses von 1526 bis zum Tode Carls VI. (III.) Oktob. 1740 vorgeführt als Unterabtheilungen

1. von 1526 — 1687 Einführung der Thronfolge nach dem Erstgeburtsrecht,

2. 1687 — 1740 bis zum Tode Carls III.

Der IV. Band wird dann die Ereignisse der 5ten und letzten Periode von (1740) der Regierung Maria Theresia's bis zu den Vorgängen der Revolution von 1848/49 erzählen, dem, sicherem Vernehmen nach, im V. und letzten Bande die genetische Darstellung der ungarischen Revolution bis zur Capitulation von Komorn (1849) folgen soll.

Hat die erste Auflage, wie erwähnt mit Maria Theresia's Regierungs-Beginn die magyarische Geschichte abgeschlossen, so erhalten wir aus der Feder eines eingebornen und trefflichst unterrichteten Magyaren gerade die Geschichte der Neuzeit bis zu unsern Tagen in 2 weitern Bänden! Wir haben alle Ursache, dieses Herabführen der ungarischen Geschichten bis zu uns, von der Feder eines Mannes,

der so tief in alle Verwicklungen, Machinationen und Intriguen geschaut, für einen großen Gewinn als Beytrag zu unserer so viel bewegten Zeitgeschichte zu betrachten, da der Herr Verfasser, wie in seinem ganzen Werke, so auch hier in dieser Abtheilung durch die strengste Unpartheilichkeit und Wahrheitsliebe sich auszeichnen dürfte, und wir nehmen schon jetzt keinen Anstand, die geneigten Leser dieser Blätter auf diese Arbeit, die seit Geraumen im Manuscripte bereits beendigt ist, und es bald auch im Drucke seyn dürfte, im Voraus aufmerksam zu machen.

(Fortsetzung folgt.)

Zeitschrift des Vereins für thüringische Geschichte und Alterthumskunde. Erstes Heft. Jena **1852**. Zweites Heft **1853**.

(Schluß.)

Die Jenaer Handschrift stimmt nun bis zum Anfang des **15.** Jahrhunderts mit dem Text der Rohteschen Chronik, wie er in dem angeführten Sondershäusischen Codex vorliegt, nur daß ihr Schreiber eine Anzahl universalhistorischer Kapitel absichtlich ausläßt. Aber mit dem Anfang des **15.** Jahrhunderts ändert sich dieß. Von da an finden sich in der Jenaer Handschrift namhafte und für die Geschichte Thüringens wichtige Zusätze. „Der Rohtesche Text ist zwar in die Darstellung durchgehends wörtlich aufgenommen, aber dermaßen vervollständigt und erweitert, daß die Chronik vom Anfange des **15.** Jahrhunderts an in der That eine andre wird.“ (S. **90**). So das Verhältniß der Jenaer Handschrift zum Sondershäuser Text der Rohteschen Chronik. Was nun ihr Verhältniß zu Mencken's Druck betrifft, so lauten die Bemerkungen des Verfassers wenig tröstlich für den, der sich bis jetzt noch einzig und allein auf jenen Druck angewiesen sieht (S. **80**; **83**). Gerade für die Jahre **1402—1440**, also in dem Zeitraum, für welchen natürlich die

vorliegenden Geschichtswerke weit mehr eigentliche Quelle sind als für die ältere Geschichte, zeigt Mencken's Druck eine Menge von Lücken und Auslassungen (S. **80**; **81**).

In der zweyten Abhandlung dieses Heftes (Nr. **VIII**, S. **91—128**) stellt der erste Kenner der Geschichte des deutschen Ordens, Johannes Voigt in Königsberg, zusammen, was ihm seine Studien in gedruckten und ungedruckten Quellen über die deutsche Ordens-Balley Thüringen ergeben. Gerade diese Balley hat ein besonderes Interesse, weil hier in Thüringen der deutsche Orden sich zuerst auf deutschem Boden heimisch machte. Schon ehe das erste Jahrzehnt seit der Stiftung des Ordens verflossen war, im Jahr **1200**, erhielt der Orden eine mildthätige Schenkung zu Halle an der Saale; und aus dem Bereich der Thüringischen Balley stammte der ruhmreiche Ordens-Meister Hermann von Salza, der Liebling Kaiser Friedrich's **II.** Wir dürfen diese Abhandlung als ein rechtes Muster bezeichnen, wie solche Gegenstände in den Zeitschriften historischer Vereine zu behandeln sind. Der erste Kenner des ganzen Gegenstandes theilt aus seinen reichen Sammlungen das mit, was Thüringen betrifft und somit in den Bereich dieser Zeitschrift fällt. Auch in Thüringen selbst, so gründliche Geschichtsforscher es besitzt, wird schwerlich Jemand zu finden seyn, der gerade für diesen Gegenstand das gesammte Material in solchem Maaß beherrscht, wie der berühmte Geschichtschreiber Preußens. Wohl aber kann nun der einheimische Thüringische Specialforscher zur Ergänzung das mittheilen, was ihm bey seinen anderweitigen Studien über die Geschichte des deutschen Ordens in Thüringen unter die Hand kommt. Und darum bittet nun auch der Verfasser der vorliegenden Abhandlung gleich am Eingang und am Schluß seiner Arbeit. Unter den reichhaltigen Mittheilungen des Verfassers ist von besonderem Interesse, was er über die Bewirthschaftung der Thüringischen Ordensgüter im **14.** und **15.** Jahrhundert sagt (S. **104** fg.) So insbesondere die Nachrichten über den ergiebigen Weinbau, der um das Jahr **1450** im Thal der Thüringischen Saale getrieben wurde. Was der Verf. S. **109** fg. aus urkundlichen Quellen über den Zustand der Thüringer

Balley im 15. Jahrhundert mittheilt, läßt von neuem einen Blick in die tiefe Versunkenheit thun, in welche der Orden gerathen war, längst ehe die Reformation sein Hauptland säkularisirte.

Es folgt unter Nr. IX. (S. 129—160) ein reichhaltiger Vortrag von Michelsen über die Kiffhäuser Kaisersage. Die Entstehung dieser Sage, die zu den berühmtesten in Deutschland gehört und dem jetzt lebenden Geschlecht durch Rückert's schönes Gedicht wieder nahe gebracht worden ist, hatte Voigt (1838) auf das Auftreten des letzten falschen Barbarossa im Jahre 1546 zurückführen wollen. Daß dem nicht so sey, wußte man jetzt freylich auch außerhalb des Kreises Thüringischer Specialforscher aus den Nachweisungen, die J. Grimm in der deutschen Mythologie (2. Ausg.) S. 906 fg. giebt. Aber was dort, dem Zwecke des Buches gemäß, im Zusammenhang mit den Sagen von anderen bergentrückten Helden und Göttern gesagt wird, das bringt Herr Michelsen auf sehr einleuchtende Weise in Verbindung mit der beglaubigten Geschichte des 13. Jahrhunderts. Das nämlich bedurfte keines Beweises, daß die Sage von dem im Berge wohnenden Kaiser, der zu seiner Zeit wiederkommen werde, weit über das 16. Jahrhundert zurückreiche. Nur das war zu untersuchen, wie weit sich die Spuren verfolgen lassen, daß gerade der Kiffhäuser zum Wohnsitz des entrückten Kaisers gemacht wurde und zwar gerade Kaiser Friedrich's. Der Hr. Verf. wendet sich nun zunächst gegen Voigt's Annahme und weist nach, daß schon um das Jahr 1440 die Sage von dem Hausen Kaiser Friedrich's auf dem Kiffhäuser seit lange umgieng. Er thut dieß durch Mittheilung einer merkwürdigen Stelle aus der Sondershäuser Handschrift von Rohte's Chronik zum Jahr 1261. In Mencken's Druck fehlt die Stelle. Es heißt da bey dem Auftreten des ersten falschen Friedrich und A.: „Von diszem keiszer Frederiche dem ketzer crhub sich eyne nuwe ketczerey, die noch heymelichen vnder den cristen ist, vnde die glouben des gentczlichen, das keiszer Frederich noch lebe vnde lebinde bleiben sulle bis an den jungisten tagk, vnde das keyn rechtir Keiszer noch om worden sey adir werden sulle, vnde das her wander zcu Kuffhuczen yn Doringen vf dem wusten slosze vnde ouch vf andern wusten burgen die zcu dem reiche gehören, vnde rede mit den lewten vnde lasze sich scu geczeiten sehin.“ (S. 135). Aus dieser Stelle ergiebt sich zugleich, daß nicht Friedrich Barbarossa, sondern Friedrich II. in der ursprünglichen Gestalt der Sage der auf dem Kiffhäuser wohnende Kaiser war. Er ist also auch der keiser Friderich, von dem das Bruchstück aus dem 14. (nicht 15., wie es S. 133 aus Versehen heißt) Jahrhundert spricht, das Grimm myth. S. 908 mittheilt. Der Verf. bringt die Entstehung dieser Sage in den traurigen Zeiten des Interregnums und ihre Ausbildung und Festwurzelung gerade in Thüringen mit der damaligen Geschichte dieses Landes sehr anschaulich in Zusammenhang (S. 137 fg.). Die vielen falschen Friedriche (der Verf. zählt deren fünf auf) erklärt der Verf. vielmehr für eine Folge als für die Veranlassung des weitverbreiteten Volksglaubens. Noch im J. 1546 trat ein solcher vorgeblicher Kaiser Friedrich auf dem Kiffhäuser auf. Die Aktenstücke, die der Verf. darüber zusammenstellt, zeigen, daß auch damals noch Friedrich II. für den auf dem Kiffhäuser fortlebenden Kaiser galt (S. 154; vgl. 159.). Aber noch in demselben Jahr 1546 bezieht ein politisches Zeitgedicht die Sage auf Kaiser Friedrich Barbarossa (S. 153).

Der Rest des Heftes giebt außer den nöthigsten Nachrichten über die Geschichte und die Thätigkeit des Vereins eine Anzahl kleinerer historischer Mittheilungen. Wir wollen darunter nur aufmerksam machen auf einige Briefe Churfürst Friedrich's des Weisen und Forbian's von Feilitzsch in Betreff der Verhandlungen mit Miltitz im Jahr 1520, die Droysen (S. 173 fg.) aus dem Weimarischen Archiv mittheilt. In Nr. 5 (S. 176) Z. 2 wird zu lesen seyn: negstuerschienen.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 7. Oktober.

Nro. 46. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1853.

Geschichte der Magyaren ꝛc.

(Fortsetzung.)

Was die Zugabe an Lithographieen angeht, so bietet der vorliegende I. Band der neuen Auflage neben dem daselbst befindlichen Plane der Mongolenschlacht (1241) auch noch die Abbildung des arpadischen Stammbaumes; der II. Band gibt die Schlachtplane von Varna und Mohacz, während die ältere Ausgabe (II. Bd.) nur den Ersteren mittheilt, den Letzteren (Mohacz) aber erst der III. Band uns gibt. Der III. Band endlich theilt eine Charte Ungarns zur Zeit Bethlen Gabors mit, auf welcher durch Farben das türkische, siebenbürgische und österreichische Gebiet ausgeschieden ist; das andere Chärtchen, die politische Eintheilung des türkischen Theiles von Ungarn nach Hadszi Chalfa findet sich zwar im V. Bande der ersten Auflage, aber die so eben erwähnte aus Bethlen Gabors Zeit ist am Anfange des IV. Bandes derselben Auflage zu suchen.

Versuchen wir es nun, aus den 3 vor uns liegenden Bänden der großen Masse des dortselbst vorgetragenen Historischen Einzelnes zu entnehmen, um des Herrn Verfassers Art und Weise der Auffassung seines Gegenstandes näher zu bezeichnen.

Was die Origines der Magyaren angeht, hält sich Herr M. diesen vielbesprochenen Gegenstand kurz vom Leibe, indem er hierüber, unseres Dafürhaltens, ganz richtig bemerkt, daß weder die hunnische noch die finnische, weder die türkische noch die parthische Abstammung erwiesen werden kann, wiewohl die meisten Wahrscheinlichkeitsgründe für die finnische Abstammung sprechen; (cf. Zeuß, die Deutschen und die Nachbarstämme, p. 746, der die finnische Abstammung der Ungern auf Grund ihrer Sprache außer Zweifel gesetzt erachtet). Die ersten bekannten Sitze in Dentumoger (Dontömagyar) waren hart am Don, dann, nach Vertreibung derselben durch die Petschenegen (*Πατζινακῖται* des Constant. Porphyrog. de administr. imp. c. 38.) an den Donaumündungen (*Ἐτὲλ καὶ Κουξοῦ* = Atelkusu, d. i. das Land zwischen den Wassern). Unter den vom Constantin Porphyrog. aufgezählten 5 Flüssen sind der Prut (*Βροῦτος*) und der Seret (*Σέρετος*) leicht erkennbar. Aber auch hier wieder durch die Petschenegen, den Verbündeten des Bulgarenkönigs Simeon vertrieben, zogen sie in das nach ihnen benannte Land ein. Ob sie den Weg über Kiew, dann um's Jahr 995 durch das heutige Galizien über die Karpathen genommen, wie Herr M. S. 4 angibt, scheint bezweifelt werden zu dürfen, da Arnulf im Kriege mit Swjatopluk, den Marahanen-Fürsten und verbündet mit dem Slawen-Häuptling Brazlaw in Pannonien, auch noch, — es war im J. 892 — als Hilfsvölker ungarische Krieger in seinem Heere zählte, die also, ohne daß sie des Berufens bedurft, bereits in jenen Gegenden sich befunden hatten. (Herm. Contr. ad a. 892). Auch verwüsteten sie nach dem Zeugnisse des Zeitgenossen Regino im J. 894 das (Marahanische) Reich der Söhne Zwentibold's (Swjatopluk). Herr M. vermittelt die Meinung derjenigen, welche die Magyaren von Süden her einwandern, und die Behauptung derer, die sie von Norden über die Karpathen her einziehen lassen, durch die An-

nahme, daß die in Pannonien kämpfenden Ungarn nach ihrer Heimkehr zu den Zurückgebliebenen und von den Bulgaren und Petschenegen bedrängten Hinterbliebenen in Atelkusu den Kampf mit den Petschenegen aufgenommen, von diesen aber besiegt und aus ihren Wohnsitzen verdrängt worden seyen, so daß ihnen nur der Weg nach Norden übrig geblieben, den sie auch über Kiew, dann an die Karpathen ziehend, diese überschreitend, eingeschlagen und auf diese Weise in dem fortan ihren Namen führenden Lande (Magyar ország) sich niedergelassen. Den Ort, wo sie nach langer Mühsal zuerst ausruheten, nannten sie Munka — Mühe, — damit die überstandenen Beschwerden andeutend, (d. heutige Munkács). Eine Schilderung derjenigen Fürsten, die von Siebenburgen bis an das rechte Donau-Ufer über die verschiedenen Theile des Landes zu dieser Zeit herrschten, folgt hierauf. (S. 4.) Nach 40tägiger Ruhe beginnen die Ungarn unter ihrem Arpád, des Almos Sohn, die Eroberung des Landes; und in kurzer Zeit waren sie theils durch ihre Tapferkeit und Klugheit, theils durch die Uneinigkeit und Furcht ihrer Gegner, Herrn des Landes zwischen Theiß und Donau; nachdem ihnen schon vorher durch einen Sieg über Gelo von Siebenbürgen, der in der Schlacht gefallen, auch dieses Land gehorchte. (S. 5—7.) Auch Glodo's Reich, von Orsova bis zur Maros reichend, wurde den Tapferen zur Beute, (S. 7—8.) und bald hatte Maroth's Herrschaft zwischen der Máros und der Theiß, bis zur Máros gleiches Schicksal; im Süden war das ganze linke Donau-Ufer magyarisch. Arpád überschritt selbst die Raab und machte der Marahanen-Herrschaft auf dieser Seite ein Ende (S. 8, 9).

Das neue Reich der Ungarn, begründet auf den Trümmern so vieler Herrschaften, sollte bald ein gefährlicher Nachbar Deutschlands, oder, wie es damals noch hieß, der Francia orientalis, aber auch Italiens werden. Fast jedes Jahr ist durch die Verheerungszüge dieses wilden Reitervolkes bey den gleichzeitigen Chronikern bis zur Lechfeldschlacht (August 955) bezeichnet. — Der Tod Arpáds, des Stammvaters des nach ihm benannten magyarischen Königsgeschlechtes fällt in den Beginn der länger als ein halbes Jahrhundert andauernden Plünderungszüge seines Volkes (um d. J. 907). Ein verhängnißvolles Jahr für Deutschland und insbesondere für Bayern, da die Magyaren, obwohl unter der Herrschaft eines 13jährigen Knaben — Zoltán — stehend, in der Gegend von Presburg nach 3tägiger würgender Schlacht die Deutschen auf's Haupt schlugen. Da fiel derjenige Mann, der bisher den Ungarn den tapfersten Widerstand geleistet, der Markgraf und Herzog Luitpold von Bayern, der große Ahnherr unseres Königshauses, (Es ist wohl nur ein Lapsus Calami, wenn Herr M. denselben als den Ahnherrn der Agilolfinger bezeichnet; der der Wittelsbacher ist er unstreitig. Ein ähnliches Versehen finden wir S. 34, wo zum J. 995 bey der Vermählung Gislas mit Stephan diese erstere eine Schwester Kaiser Ottos, statt Heinrichs (II.) genannt ist), und sogleich sehen wir alles Land von der Enns und dem Inn bis über den Lech, von den auf behenden Rossen vordringenden und durch Niemanden mehr aufgehaltenen Ungarn überschwemmt, ausgeplündert und verheert. Die Kampfesweise derselben ist nach Kaiser Leo dem Weisen in seinem Buche von der Taktik sehr anschaulich geschildert. (S. 15, 16). Gewiß ist, daß sie durch ihre alles niederwerfende Tapferkeit über ganz Deutschland entsetzlichen Schrecken verbreiteten, so daß dadurch die Widerstandsfähigkeit der deutschen Völker gebrochen und nur hinter festen Mauern Schutz gegen so fürchterliche Feinde zu finden war. So mußte selbst noch König Heinrich I. verfahren, und erst ein 9jähriger Waffenstillstand mit den Magyaren gab ihm Zeit und Gelegenheit, in seinen Völkern wieder kriegerische Zuversicht und Vertrauen auf die eigene Tapferkeit zu wecken, welches die siegreiche Schlacht bey Merseburg (934) erhöhte, bis die Lechfeldschlacht (955) unter Heinrich's Sohn und Nachfolger Otto I. den verderblichen Invasionen der Magyaren nach Deutschland endlich ein Ziel steckte; denn nach Griechenland sehen wir die Ungarn 3mal einfallen (958, 961 und 962), aber sie wurden jedesmal geschlagen. Der Schilderung dieser Raubzüge der Magyaren weiß Herr M. immer, sey es in den Noten, sey es im Texte selbst, anziehende Particularitäten beyzugeben.

Kurz nach diesen kriegerischen Excursionen und

zum Theil noch während derselben ward byzantinischer Seits der Versuch gemacht, bey dem wilden Volke die Wohlthaten des Christenthums einzuführen. Ehe Herr M. diese Christianisirung erzählt, schildert er die früheren religiösen und sittlichen Zustände der Magyaren, soweit das Dunkel jener Zeiten es zuläßt, in treffenden Zügen. Von Byzanz zuerst, seit Gyula und seine Tochter Sárolta dort dem Christenthume waren gewonnen worden, dann von Deutschland her um vieles wirksamer drang die Christuslehre allmählig in das Volk ein. Sárolta, die Christin, mit großer Schönheit und Festigkeit des Charakters begabt, war dem Magyaren-Fürsten Geisa vermält, der nach seines Vaters Taksony's (Toxus) Tod dem Volke gebot. Das Kriegsunglück seit der Lechfeldschlacht und seit den byzantinischen Zügen hatte die Bevölkerung, welche bey ihrem Einzug in Ungarn angeblich eine Million Seelen stark gewesen seyn soll, worunter 215,000 Bewaffnete *), sehr geschmälert, so daß Fortsetzung der Kriege mit den Nachbarvölkern die gänzliche Ausrottung befürchten ließen. Geisa begreift, daß Aussöhnung mit den Nachbarn das Beste sey, und auf sein Zureden bequemten sich nach und nach die Magyaren, die „Bedürfnisse des Lebens aus den Erzeugnißen des Bodens und durch Handel zu gewinnen." Daß Geisa so verfuhr, war vornehmlich der Einwirkung seiner Gattin zuzuschreiben. Jedenfalls schien durch Angewöhnung an eine ruhige, den Beschäftigungen der Bodencultur zugewandte Lebensweise der projectirten Einführung des Christianismus die Bahn geebnet.

Geisa zog, bey der Ueberzahl der heidnischen Magyaren, Fremde in sein Reich; Italiener und vorzüglich viele Deutsche, die sich im Lande ansiedelten, auch knüpfte er Verbindungen mit auswärtigen Fürsten an, um durch deren Hilfe sein Unternehmen zu stützen. So hatte er Alles für die Christianisirung vorbereitet, da übereilte ihn (997) der Tod; seinem Sohne und Nachfolger blieb die Vollendung des Begonnenen. Dieser, Vaik genannt, erhielt in der Taufe den Namen Stephan. Herr M. nennt ihn den größten Mann, den die ungarischen Geschichten aufzuweisen haben. Sein Geburtsjahr wird verschieden angegeben. Einige setzen 983; die Bollandisten (A. A. SS. Septb. T. I. p. 487 col. 1. nro. 122), deren Abhandlungen über die Vita S. Stephani von Chartuitius (Bischof Hartwich) sehr beachtenswerth sind, nehmen das Jahr 984, Herr M., nach Katona, das Jahr 979 als das wahrscheinliche seiner Geburt an. Nach letzterer Annahme wäre Stephan beym Tode seines Vaters 18 Jahre alt gewesen. Sogleich regte sich der Haß der Nationalen gegen die eingedrungenen Fremdlinge, zumeist gegen die Deutschen. Der Führer dieser, der alten heidnischen Lehre ergebenen, zahlreichen Parthey war Stephan's Anverwandter, der Graf Kupa von Simegh. Aber auch die bedrohten Deutschen schaarten sich um des jugendlichen Stephan's Person, und der Bayer Wenzelin von Wasserburg übernahm den Heerbefehl im Kriege gegen die Rebellen. Vor dem durch Kupa belagerten Weszprim kam es zur Schlacht, in welcher Wenzelin siegte und den Kupa tödtete. Die heidnischen Magyaren ergriffen die Flucht, Kupa's Leiche wurde geviertheilt und nach den 4 Weltgegenden durch das Reich gesendet. Mit diesem Siege war auch der Sieg des Christenthums über Heidenthum und Barbarey entschieden.

Herr M. hat (S. 30, 31) die Folgen kurz berührt, welche die von Byzanz ausgegangene Christianisirung Ungarns gehabt haben würde. „Welche Wendung", sagt er, „hätte die Geschichte des Ostens erhalten, wenn in die Wagschale des alternden byzantinischen Reiches eine neue kraftvolle, kriegerische Nation geworfen worden wäre? Hätte der 50jährige, die edelsten Kräfte beyder Länder verzehrende Kampf zwischen Magyaren und Griechen stattgehabt? Was wäre das Loos der ersten Kreuzzüge gewesen, hätten die Magyaren die Gesinnungen der Griechen getheilt? Wäre je ein lateinisches Kaiserthum in Constantinopel entstanden? Hätten die Türken so schnell und so leicht in Europa festen Fuß gefaßt?

Wie hätte sich endlich die Geschichte von Deutschland entwickelt, hätten die Magyaren nicht ein Menschenalter über mit Ottokar um die Steiermark gestritten? wäre dieser übermächtige Fürst in der „herrenlosen schrecklichen Zeit" nicht durch magyarische

*) Siehe Joseph Chowanetz, die Geschichte Ungarns. Hamburg und Gotha, 1847. 8. p. 7.

Schwerter gehindert worden, alle Kräfte seiner weiten blühenden Länder nach Willkühr zu verwenden? Wohl sind dieß Fragen, die Niemand genügend beantworten kann; sie beweisen aber hinlänglich, daß der Sieg der griechischen Kirche den darauffolgenden Jahrhunderten eine andere Gestalt gegeben hätte?" So der Herr Verfasser, der die Motive der beyden Kirchen, der lateinischen und griechischen dahin angibt, daß die Byzantinen aus Politik die Bekehrungsversuche unternommen, um die gefürchteten Magyaren von Einfällen in ihr Land abzuhalten; während die Lateiner die Ueberwundenen bekehren wollten, aus religiösen Absichten. Auch ist nicht zu übersehen, daß eine beträchtliche Anzahl der durch halbhundertjährige Raubzüge gewonnenen Gefangenen, fast sämmtlich der römischen Kirche angehörte.

Der Einfluß solcher Massen auf ihre Herrn läßt sich schwerlich abläugnen. Mit dem Siege des Christenthums aber wurde eine ganz neue Ordnung der Dinge in Ungarn begründet; und ihr wahrer Begründer ist Stephan der Heilige! — Dieser Herrscher ist nicht nur der Befestiger des Christenthums in Ungarn durch den Bau und die Dotirung von Kirchen und Klöstern ꝛc.; sondern auch der Gesetzgeber für sein Volk auf Jahrhunderte hinaus geworden; so daß alle nachfolgenden Könige sich auf seine Anordnungen berufen, sie bestätigen, erläutern oder ändern, oder an dieselben anknüpfen. Und doch sind selbst die im ungarischen Gesetzbuche befindlichen Gesetze Stephans, so, wie sie jetzt vorliegen, erst von einem späteren Sammler aus verschiedenen Verordnungen des heiligen Königs unvollständig genug zusammengetragen. Der Herr Verfasser benützt diese Gelegenheit, hier ein Bild der magyarischen Staatsverfassung und Staats-Verwaltung unter den Arpáden zu geben ohne sich mit der Frage zu befassen, wieviel davon bereits vor Stephan bestanden, wie viel Er eingeführt, und was und wieviel erst nach ihm hinzugebildet worden. Es hat die höchste Wahrscheinlichkeit für sich, meint Herr M., daß wenigstens Keime dessen, was in der ungarischen Verfassung mit den Einrichtungen des Orients gemein ist, vor Stephan bestanden. Dahin rechnet er jenen Bund, den die Magyaren, die alten Sitze verlassend, um sich neue zu suchen mit ihrem Führer Almos geschlossen haben sollen. Ob er in Wirklichkeit gerade so geschlossen worden, mag dahin gestellt seyn; der Anonymus Belae Regis Notarius (über dessen Zeit, — wahrscheinlich unter Bela II. († 1141 13. Febr.) — siehe Band III. 478, 480) gibt dieses aus 5 Punkten bestehende Pactum, cap. VII. Als er schrieb, mußten die 5 Punkte desselben der Grundpfeiler der ungarischen Verfassung seyn; denn, bemerkt Herr M. sehr richtig hierzu, sonst hätte er sie nicht als alten Bund aufstellen können, auch wenn er den ganzen Vorfall erfunden hätte. (Vergleiche Engel. I. p. 62 — 64, Chowanetz p. 4). Die Schranke, welche den magyarischen Herrschern gesetzt war, reicht bis in die ältesten Zeiten hinauf; sagt doch der 3te Punkt des Pactums: „Weder Jene, die sich freywillig Almos zum Führer gewählt, noch ihre Nachkommen, sollen je vom Rathe des Führers und den Ehren des Reiches ausgeschlossen werden." — Schwerlich läßt es sich bestimmen, wie lange die Fürsten und Könige in den auf Arpád folgenden Zeiten sich bloß mit ihrem Adel allein, oder, nach Einführung des Christenthums mit den Bischöfen und den Angesehensten des Reiches sich berathen, und ob der Adel, war er einmal berufen, forthin ohne Unterbrechung bey dem Landtag erschienen. Daß das Land, oder richtiger gesagt, das Volk seine Vertreter hatte, die, einberufen, den Rath des Herrschers bildeten, ist bereits im 1ten Jahrhunderte der Könige, also vom letzten Jahre des 10ten bis Ende des 11ten Jahrhunderts, (von 1000, 15. August — 1101) nachzuweisen. Unter Bela I. (v. 1061 — 1063) wurden von jeder Villa 2 ältere beeidete Männer durch königliche Herolde in des Königs Rath berufen. Später unter Andreas II. (1205 — 1235) erschienen alle Edelleute auf dem Landtage; unter seinem Nachfolger Bela IV., (1255 — 1270) ward bestimmt, daß jedes Comitat 2 Abgeordnete zu schicken habe; dabey blieb es.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 10. Oktober.

Nro. 47. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1853.

Geschichte der Magyaren ꝛc.

(Schluß.)

Die Landtage wurden alljährlich zu Stuhlweissenburg gehalten. Der Herr Verfasser geht nun des Näheren auf Geschäftsverwaltung, Landeseintheilung, Verwaltung der Gerechtigkeit ein, und schildert die 5 Klassen der Bewohner Ungarns (Leibeigene, Bauern, freye Gemeinden, Lehensträger, Edelleute) mit ihren verschiedenen Verpflichtungen und Rechten, sodann die zu ihrer Zeit in Bezug auf Heerverpflegung und Vertheidigungsanstalten trefflichen Einrichtungen, den Gang der Gerichtsverhandlungen, bespricht die königlichen Einkünfte, das Münzwesen, und verweist des Handels wegen auf seine, dem I. Bande als Beylage zugegebene Abhandlung „über Ungarns Handel und Industrie im Mittelalter“, (S. 271 — 318). Alle diese innern Zustände des magyarischen Reiches betreffen bloß die Zeiten der arpádischen Herrscher. Alsdann erst wird die Regierungsgeschichte des heiligen Königs Stephan I. vorgetragen, seine Kriege mit dem Dynasten Achtum (Ochtum), mit Gyula, dem Herrn von Siebenbürgen, mit Kean, dem Bulgarenherzog, sein Kampf gegen die eingefallenen Bissenen; aber auch gegen die nach Ungarn vorgedrungenen deutschen Heere des Königs Conrad II., welcher sich mit den Böhmen verbunden hatte. Auch die Familienverhältnisse werden angegeben; Stephan hatte das Unglück, seinen wohlgerathenen und trefflich erzogenen Sohn Emerich in der Blüthe seines Alters zu verlieren; dieser Mangel eines männlichen Erben stürzte das Land später in große Verwirrung; selbst wider sein Leben hatten sich 4 bedeutende Männer verschworen. Gisla, seine Schwester, wußte bey dem herannahenden Ende Stephans den Thron ihrem Sohne Peter zuzuwenden, den auch die Stände des Reiches auf des Königs Betrieb als ihren Herrn anerkannten. Bald darauf, und zwar an selbem Datum, an welchem er vor 38 Jahren war gekrönt worden, (15. August) starb er 1038; ihm bleibt das ungeschmälerte und große Verdienst, das Christenthum eingeführt, und das Reich auf bleibende, Jahrhunderte hinaus dauernde Weise geordnet zu haben.

Allerdings hat sich der Cultus dieses von der katholischen Kirche als heilig verehrten Königes auch auf die Scandinavische Halbinsel erstreckt, wie dieß denn die Bolandisten (Sept. Bd. I. pag. 559, col. 1 — 561) nachgewiesen haben. Allein auch in Deutschland, ganz insbesondere im Bisthume Bamberg, dessen Gründer bekanntlich Heinrich II., der Heilige, Stephan's Schwager war, bestand noch in der Mitte des XIII. und im XIV. Jahrhunderte eine eigene kirchliche Feyerlichkeit an des Ungarn-Königs, dazumal noch am 20. August begangenem Tage; ja in der Kathedrale zu Bamberg ward nach dem dortigen Chordirektorium aus der Mitte des 13. Jahrhunderts dieser Tag auf höchst feyerliche Weise begangen. Denn es heißt daselbst „Stephani confessoris et Regis. Altare Sci Stephani ornetur, ad Vesperas ambe Campane magne pulsentur, panchlachen (Siehe Schmeller, Wörterb. II. 420, voce „Lachen“) ponantur, Crux magna exponatur etc. Im Chordirectorium vom J. 1379 kömmt die Notiz vor: „Stephani regis et confessoris officium ad missam“: „os justi“ sicut de

S. Heinrico, Kyrie le., oratio: „omnipotens sempiterne Deus". Secunda de S. Maria epistola: „justus Cor." *) — Die Frage, ob die Reiterstatue im Dome zu Bamberg links an der Wand beym Aufgang zum Georgen-Chor Conrad III. († 15. Febr. 1152 zu Bamberg), oder aber den hier in Rede stehenden Ungarn-König, Stephan I. vorstelle, verdiente in der That auf's Neue untersucht und entschieden zu werden. Zwar trägt der zu Pferde sitzende König eine Krone auf dem Haupte, wie man sie Statuen von Königen im XII. Jahrhunderte, (denn aus dieser Zeit scheint mir die Reiterstatue zu seyn), aufzusetzen pflegte; auch ist das lange Gewand des Reiters unverkennbar ein königliches. Was mich aber im Zusammenhalte mit obigen Stellen aus den Bamberger Dom-Chor-Directorien auf die Vermuthung bringt, die Bildsäule könnte wohl Kaiser Heinrichs II. Schwager, den unter die Zahl der Heiligen aufgenommenen Magyaren-König vorstellen, das ist zunächst der Umstand, daß der Reiter auf einem Sattel sitzt, der ihm bis auf die Hälfte des Rückens reicht. Auf Reitersigillen und sonstigen Monumenten habe ich diese Art von Sattel nicht gefunden.

Es ist nicht wohl möglich, dem Herrn Verfasser in den nun folgenden geschichtlichen Darstellungen Schritt für Schritt zu folgen, weil dadurch unsere Anzeige über Gebühr sich ausdehnen würde. Wir müssen uns daher begnügen, nur noch Einiges aus diesem Bande auszuheben.

Nach den Zeiten des Thronstreites, der bald nach Stephan's des Heiligen Tod erfolgte, und bis 1088 andauerte, sehen wir die Byzantiner in Ungarns Angelegenheiten sich einmischen. Eine Eigenthümlichkeit, die nicht leicht bey andern kriegerischen Völkern vorkommen dürfte, ist wohl das Hinwegbleiben der Magyarischen Könige von der Schlacht. Bald nach Ladislaus I. († 1095), der großen kriegerischen Ruf sich erworben, hören die arpádischen Könige auf, ihre Völker selbst in das Treffen zu führen. Zwar die Arpáden Koloman (v. 1095 — 1114) und Stephan II. (v. 1114 — 1131) ziehen noch an der Spitze ihrer Heere, aber schon unter Bela II. dem Blinden (1131 — 1141) wird es Sitte, einem Heerführer unter den Augen des Königs den Krieg zu überlassen; fast scheint es, als ob die Magyaren das Leben ihrer Fürsten zu kostbar hielten, um es den Wechselfällen einer Schlacht auszusetzen. So sah Bela IV. (v. 1235 — 1270) der Schlacht bey Kroissenbrunn (1260, 11. July) von einem Hügel zu, nicht weil er, wie Hormayr, Geschichte Wiens, Band III. S. 23 sagt, wenig Lust bezeigte, das blutige Spiel mitzumachen, sondern weil es die Landessitte so mit sich brachte. Die goldene Bulle, vom J. 1222, welche die erfolgreiche Opposition der magyarischen Magnaten dem Könige Andreas II. abrang, der sich vergeblich bemühte, der gesunkenen königlichen Gewalt aufzuhelfen, war 600 Jahre hindurch die Grundfeste der ungarischen Constitution, und alle Könige des Landes haben auf sie den Krönungseid geschworen. Unter ihren 31 Artikeln ist wohl der letzte, der 31te, weitaus der wichtigste, weil er die bekannte Resistenz-Klausel enthielt, die erst im Jahre 1687 förmlich aufgehoben wurde. Man würde sich irren, wenn man glaubte, die durch König Stephan den Heiligen ertheilte Verfassung sey durch die goldene Bulle aufgehoben worden; knüpft doch selbst die Einleitung zu derselben unmittelbar an diese Constitution Stephans an, nur die Rechte des Adels hat die Bulle erweitert. Die Schilderung der Verhältnisse des päpstlichen Stuhles zum ungarischen Reiche zur Zeit des Investiturstreites unter Gregor VII. und vorzüglich jene des Einwirkens Innocenz III. in Bezug auf Aufrechthaltung der Kirchenzucht ist sehr gelungen. In weltlichen Dingen bestand er auf Vollzug des Kreuzzuges, empfahl Emerichs Erben und Nachfolger Ladislaus, das Kind, dem Wohlwollen sowohl des Vormunds als der Bischöfe Ungarns, und war überhaupt bemüht, für die Ruhe des Landes zu sorgen.

Unter der im Lande losbrechenden Verwirrung in der Periode von 1222 — 1240, — zum Theile eine Folge der goldenen Bulle — bemerken wir die durch des Königs Geldnoth erzeugte Begünstigung der Juden und Ismaeliten, (über letztere siehe Zeuß pag. 754, 755), die Aemter bey der Münze, Salz

*) cf. Ussermann, Ep. Babenbergensis p. 171 in fine.

und andern königlichen Gefällen erhielten und abgaben frey wurden, welche alsdann im Gefühle ihrer Bevorzugung keck das Haupt erhoben, und die Christen auf jegliche Weise bedrückten, bis endlich der Erzbischof Robert von Gran dieser unleidlichen Bedrückungen halber das Interdict über Ungarn aussprach, hiervon nur den König aus dem Grunde ausnehmend, damit er Zeit zur Besserung habe. Erst am 20. August 1233 sehen wir nach Aufhebung des Interdictes die Juden, Saracenen und Ismaeliten wieder in ihre vorige Stellung zurückgedrückt. Eine Tochter des Königs Andreas II. († November 1235), von seiner ersten Gemahlin, (er hatte deren bekanntlich 3, siehe I. S. 161), der grausam ermordeten meranischen Gertrud († 1214), (die von Staindel und Andern ihrem Bruder, dem Bischof Ecbert von Bamberg, aufgebürdeten Verbrechen hat ein Ungar, P. Xistus Schier in seiner historia de Reginis Hungariae p. 181 seqq. gründlich zurückgewiesen, Siehe Ussermann Episc. Bbgens. p. 142), — sie hieß Elisabeth, — war an den Landgrafen — (nicht Markgrafen) von Thüringen vermählt. Ihr Vater erlebte noch ihre Heiligsprechung. Nach ihres Mannes, des Landgrafen Ludwigs Tode zu Otranto, 11. Septbr. 1227, fand die von ihrem Schwager verfolgte und beraubte, bey ihrem Ohm, dem Bischof Ecbert von Bamberg ein Asyl auf dem Schlosse Botenstein (Städtchen und Landgerichtssitz Pottenstein bey Gössweinstein im Kreise Oberfranken), woselbst sie sich bis zur Ankunft der Gebeine ihres Gemahls aufgehalten. —

Die Sendschreiben des Papstes an den energischen Bela IV. (von 1235 — 1270) sind nicht von Gregor IV., was ein Fehler des Setzers zu seyn scheint, sondern von dem damals auf dem päpstlichen Stuhle von 1227 — 1241, 21. August sitzenden Gregor IX. ausgefertigt. Unter dem vorbenannten König hatte der Mongolen-Einfall statt.

Dieß wilde Nomadenvolk der asiatischen Hochebene hatte sich unter der Herrschaft Temudschin's (Dschingiskhan) alle Landstriche vom japanischen bis zum kaspischen Meere hin unterworfen, und Otkai, des Dschingiskhan Sohn, setzte die Eroberungen fort. Zuerst warf sich Otkais Neffe Battu auf die Polovczer, die die Russen um Hilfe anflehten. Letztere brachten die ein Freundschaftsbündniß anbietenden mongolischen Gesandten um. Der Sieg im nun ausbrechenden Kriege entschied sich für die Mongolen. Bald lag ganz Rußland den Siegern offen. Moskau wurde niedergebrannt, ebenso verfuhren die Mongolen mit 14 großen russischen Städten und unzähligen Dörfern. Die Bewohner der Stadt Wladimir wurden nach dem heldenmüthigsten Widerstand vernichtet. Kiew erlitt gleiches Schicksal. Schon vorher hatten sich russische Fürsten nach Ungarn geflüchtet. Nun wälzte sich das große Mongolen-Heer gegen Polen, Schlesien, Mähren und — Ungarn. Ein Theil von Battu's Heer blieb in Polen zurück, mit dem 2ten drang Battu selbst nach Ungarn vor, und der 3te schickte sich an, Schlesien und Mähren zu überziehen. Vor den Thoren von Liegnitz verlor Herzog Heinrich von Schlesien Sieg und Leben. Vor Olmütz ließen durch einen Ausfall der tapfern Besatzung unter Sternberg am 21. Juny 1241 tausende von Mongolen das Leben, den Sieg und den Führer. Auch Wien umschwärmten sie, wichen aber vor Friedrichs des Streitbaren, des letzten Babenbergers, Heere zurück gegen Ungarn.

Der Herr Verfasser beschreibt nun, ganz in das Einzelnste gehend, die Zustände zwischen König Bela IV. und seinen unzufriedenen Großen, die Vorbereitungen, welche der Erstere zum Empfang eines so furchtbaren Feindes treffen ließ, die ungeheure Schnelligkeit der Bewegung des Mongolen-Heeres, die Schilderung dieses Volkes und dessen Kriegsweise, die Angesichts so furchtbarer Feinde sich geltend machenden Kämpfe zwischen Magyaren und den vom Könige Bela IV. begünstigten, früher eingewanderten Cumanen *); endlich die würgende

*) Die Distrikte Groß- und Klein-Kumanien an der Theiß waren die ersten Wohnsitze dieses um das Jahr 1238 von Bela IV. aufgenommenen Volkes und obige Distrikte haben noch jetzt ihre Bewohner aus jener Zeit. Siehe I. p. 163, not. 14.

Entscheidungsschlacht auf der Haide von Mohi, 6 Meilen von Tokay. Der König floh den Karpathen zu und wurde nur durch den aufopfernden Heldenmuth seiner Diener, des Polen Adam, der Magyaren Andreas Forgács und seines Bruders ꝛc. aus den Händen der grimmigen Feinde gerettet, die jetzt als Sieger in der 1700 □ Meilen großen ungarischen Ebene auf's entsetzlichste hausten, während der König an die dalmatinischen Küsten sich zurückzog und dort allmählig wieder Kräfte sammelte; aber auch dorthin drangen die Wilden, und er flüchtete mit seiner Familie nach Trau. Die Mongolen aber zogen über Bosnien und Serbien nach Bulgarien, um dort auf immer zu verschwinden *), denn die durch Otkai's Tod herbeygeführten Ereignisse riefen sie nach Asien zurück, worauf Bela endlich nach dem grauenvoll verwüsteten Ungarn zurückkehren konnte. Seine trefflichen Anstalten retteten das Magyaren-Reich, welches nach dem Mongolen-Einfall der Auflösung nahe war. Auch die Städte des Landes dankten ihm ihr Emporkommen, die Geschäfte erhielten geregelten Gang, die Bevölkerung nahm durch seine klugen Maaßregeln zu, die Bergwerke wurden auf's Neue betrieben, aber auch die Landesfreyheiten bestätigt, und doch das königliche Ansehen befestigt. Als Mensch erscheint Bela eben so liebenswürdig, wie er als König preiswürdig ist; dennoch führte gegen den nur allzumilden Vater sein Sohn und Nachfolger Stephan V. frevelhaften Krieg; dafür sollte dessen Regierung nur von kurzer Dauer seyn, denn er starb, um den geraubten Sohn wieder zu bekommen, vor Müdigkeit und Erhitzung, im Alter von 31 Jahren!

Daß die Schilderung des Tages, welcher die Größe des Hauses Habsburg begründete, — der 26. August des Jahres 1278, — in einer Geschichte Ungarns nicht fehlen durfte, ist klar, zumal die Magyaren, Rudolfs von Habsburg Bundesgenossen im

*) Doch siehe p. 218, wo zum Jahre 1285 ein neuer Mongolen-Einfall erzählt ist, der für die invadirenden höchst unglücklich ablief, denn 100,000 Mongolen waren zu Grunde gegangen.

Kriege gegen Ottokar mit einem mächtigen Heere (20,000 Mann) sich eingefunden hatten. Der Ausgang ist allbekannt. Nachdem Rudolf seine Söhne mit Oesterreich belehnt hatte, wurden er und seine Nachfolger Ungarns unmittelbare Nachbarn, und 248 Jahre später überkam sein Geschlecht selbst die Krone dieses Reiches.

Mit dem Erlöschen des arpadischen Mannsstammes in der Person des Königs Andreas III., des Venetianers *), im Januar 1301 zu Ofen — sein Tod war ein plötzlicher — schließt Herr M. den ersten Band seines magyarischen Geschichtswerkes, indem er noch einen kurzen Rückblick auf den arpádischen Zeitraum wirft. Auch wir beschließen hiermit unsere Anzeige, indem wir uns die Besprechung der beyden andern, nicht minder gediegen gearbeiteten Bände, welche die Geschichte Ungarns bis 1740 vortragen, in einem 2ten Artikel vorbehalten. Schließlich glauben wir nochmals auf die neueren und neuesten Zeitereignisse der ungarischen Geschichte in des Herrn Grafen von Mailáth Bearbeitung die Leser dieser Blätter aufmerksam machen zu sollen.

Dr. G. Th. Rudhart.

*) Er war zu Venedig von einer Venetianerin, Catharina Thomasina Morosini geboren, daher dieser Beyname.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 12. Oktober.

Nro. 48. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1853.

Beyträge zur Statistik des Königreichs Bayern. II. Leistungen der Sicherheitspolizey und Strafrechtspflege. Aus amtlichen Quellen herausgegeben von Dr. F. B. W. v. Hermann. München 1853. In Commission der lit. art. Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Fol. 147 Seiten.

Wir glauben uns nicht zu täuschen, wenn wir den Inhalt dieses zweyten Heftes amtlicher Mittheilungen über statistische Verhältnisse Bayerns für wichtig genug halten, um auch den Lesern der gelehrten Anzeigen näher gerückt zu werden. Dasselbe gibt einen Ueberblick der Strafrechtspflege in den 7 Kreisen dießseits des Rheins von 1832/33 bis 1847/48, in der Pfalz bis 1849/50, sodann die Leistungen der Sicherheitspolizey in den Jahren von 1835/36 bis 1849/50. Unseres Wissens ist noch nirgend in solcher Vollständigkeit versucht worden, einen Ueberblick der Polizeythätigkeit während einer längeren Zeit zu geben. Und doch dürfte die Kenntniß der polizeylich anstößigen und strafbaren Handlungen fast noch mehr Anhaltpunkte zur Beurtheilung der sittlichen Verhältniße eines Landes bieten, als die Strafrechtspflege selbst. Denn von der Polizey werden die ordnungswidrigen Handlungen gewissermaßen im ersten Beginne aufgefaßt und reprimirt, oder doch weitere üble Wirkungen derselben nach Möglichkeit abgeschnitten. In ihren Bereich fallen daher nicht bloß Verbrechen und Vergehen gröberer Art, die größeren Theils in denjenigen Volksklassen vorkommen, in welchen sittliche und ökonomische Verwahrlosung sich am häufigsten findet, sondern auch alle Gattungen Frevel, Ruhestörungen und Ordnungswidrigkeiten, die häufig für so unwichtig gehalten werden, daß sie sich selbst unter den Klassen der Bevölkerung finden, in welchen Bildung und Wohlstand von Ungehörigkeiten abhalten sollten. In einem Lande, das wie Bayern glücklicherweise im Vergleiche mit andern Ländern nur eine geringe Anzahl von eigentlich der öffentlichen Armenpflege anheimgefallenen Personen enthält, ist die Bekämpfung des Bettels und des arbeitslosen Umherschweifens für die Sicherheitspolizey von gedoppelter Wichtigkeit, da man behaupten kann, überall bestehe ausreichend Gelegenheit zur Ernährung durch Arbeit, es sey daher nirgend Betteley durch Noth geboten. Gerade die Bewegung der Bettler und Landstreicher in einer längeren Reihe von Jahren, wie sie in dem angeführten Werke vorliegt, gewährt daher einen tieferen Blick in die sittlichen Zustände der unteren Volksklassen. Es bedarf keines Beweises, daß alle diese Mittheilungen und namentlich die letztere ausser dem allgemeinen Interesse an den Volkszuständen zugleich von mehr als einer Seite praktische Winke der Verwaltung an die Hand geben. Wir glauben daher vorerst einige Resultate der vorliegenden Tafeln über die Leistungen der Sicherheitspolizey hier zusammenstellen zu sollen, fügen derselben noch einige Betrachtungen über die vorgekommenen Selbstmorde bey, und behalten uns vor, über die Resultate der Strafrechtspflege später zu berichten.

Die polizeylichen Mittheilungen in der vorliegenden Schrift sind in drey Tafeln zusammengefaßt:

1) Thathandlungen gegen die öffentliche Ordnung und Sicherheit,

2) Leistungen der Sicherheitswachen und

3) aufgegriffene Bettler und Vaganten.

Die Auffassung der Thathandlungen gegen die öffentliche Ordnung und Sicherheit ist allerdings je nach der Aufgabe, welche die Gesetze der polizeylichen Thätigkeit vorschreiben, in verschiedenen Ländern nothwendig sehr verschieden. Selbst die Volkssitte und das Herkommen haben hierauf Einfluß, indem es von ihnen theilweise abhängt, ob man von der Thätigkeit der Polizeybehörden mehr oder weniger erwartet und in welchem Maaße andererseits diese Thätigkeit durch die Mitwirkung der Bürger unterstützt wird. Große Differenzen zeigen sich in dieser Beziehung zwischen England und deutschen Staaten. Auch in Bayern selbst besteht durch die Verschiedenheit der Gesetzgebung in der Pfalz und dießseits des Rheins eine erhebliche Verschiedenheit, weil nach der in der Pfalz geltenden französischen Gesetzgebung manche Handlungen als Vergehen bestraft werden, welche in den 7 älteren Kreisen unter die Verbrechen gereiht sind, während dort zugleich eine Reihe von Handlungen den Vergehen angehören, welche dießseits des Rheins nur zur polizeylichen Cognition sich eignen. Sodann liegt auch ein bedeutender Unterschied in dem materiellen Anlaße zu mancher Art von Frevel, wie denn die Zahl der Forstfrevel in den verschiedenen Kreisen constant desto größer ist, je höher der Holzpreis steht, und demgemäß in der Pfalz die höchste Zahl zeigt. Abgesehen von diesem materiellen Grunde ist es aber namentlich jenem Unterschied in der Gesetzgebung zuzuschreiben, wenn während der vorliegenden 15 Jahre in der Pfalz durchschnittlich des Jahrs ein Reat auf 5 Personen, dießseits des Rheins erst auf 14 trifft. Ueberhaupt kommt während der 15 Jahre, wenn die Reate, bey denen die Thäter entdeckt wurden, in's Auge gefaßt werden auf die folgende Zahl von Einwohnern

	in der Pfalz	dießseits des Rheins
1 Staatsverbrechen od. Vergehen	2481	6079
1 Privatverbrechen od. Vergehen	572	383
1 Polizeyübertretung	5	14.

Dabey darf man indeß nicht auser Augen lassen, daß es sich hierbey lediglich vom polizeylichen Standpunkt handelt. Hält man dieß fest, so zeigen die Tafeln von Seite 2 — 37 in den einzelnen Kreisen eine criminell strafbare Handlung

in Oberbayern auf	12	Polizey-Uebertretungen
in Niederbayern auf	10	„
in der Oberpfalz auf	36	„
in Oberfranken auf	49	„
in Mittelfranken auf	34	„
in Unterfranken auf	50	„
in Schwaben u. Neub. auf	30	„
in der Pfalz auf	86	„.

Die Fälle, bey denen die Thäter ermittelt wurden, verhalten sich zu der Zahl der Anzeigen bey Criminalvergehen wie 1 : 2, bey Polizey-Uebertretungen wie 1 : 1,19, was der Natur der Sache entspricht.

Faßt man die einzelnen polizeywidrigen Handlungen in's Auge, so ergibt sich folgendes:

1. Polizey-Uebertretungen.

Kreis	Zahl der jährlich abzuwandelnden Contravenienten nach 15jährigem Durchschnitte	Es erwies sich als das günstigste Jahr	mit	Hingegen als der ungünstigste Jahrgang	mit	Dermaliger Stand nach den Ergebnissen des letzten Jahres
Niederbayern	4,856	$18\frac{38}{39}$	2,813	$18\frac{47}{48}$	7,848	in Abnahme
Unterfranken	8,759	$18\frac{49}{50}$	7,358	$18\frac{45}{46}$	10,948	desgl.
Oberpfalz	8,867	$18\frac{36}{37}$	5,470	$18\frac{45}{46}$	12,645	desgl.
Oberfranken	10,526	$18\frac{35}{36}$	5,875	$18\frac{42}{43}$	12,856	desgl.
Schwaben	12,703	$18\frac{48}{49}$	7,678	$18\frac{44}{45}$	15,376	in Zunahme
Oberbayern	14,023	$18\frac{37}{38}$	12,757	$18\frac{35}{36}$	16,689	in Zunahme
Mittelfranken	17,342	$18\frac{48}{49}$	11,523	$18\frac{42}{43}$	20,678	in Abnahme
Pfalz	37,862	$18\frac{47}{48}$	20,125	$18\frac{39}{40}$	52,605	in Abnahme

2. Holz-Frevel.

Die Gesammtzahl der in Bayern jährlich vorkommenden Holzfrevel beläuft sich auf 268,975 und es treffen hievon auf 1000 Einwohner

in Niederbayern	1	Frevel
in Oberbayern	3	„
in Schwaben	14	„
in Mittelfranken	39	„
in der Oberpfalz	45	„
in Oberfranken	71	„
in Unterfranken	112	„
in der Pfalz	200	„.

Dabey ist zu bemerken, daß in der Pfalz und Unterfranken die Zahl der Holzfrevel in Abnahme begriffen ist, während sie in den 6 übrigen Kreisen zunahm.

3. Entziehung der Militärpflicht, dann Desertion.

Die Fälle der Entziehung der Militärpflicht, welche jährlich in Bayern vorkommen, belaufen sich durchschnittlich auf 378 in Summa.

In der Pfalz trifft eine derartige Contravention

	auf 2,277	Einwohner
in Unterfranken	„ 19,352	„
in der Oberpfalz	„ 25,706	„
in Mittelfranken	„ 28,904	„
in Oberfranken	„ 35,330	„
in Oberbayern	„ 57,794	„
in Niederbayern	„ 60,060	„
in Schwaben	„ 78,427	„.

Dagegen beträgt die Gesammtzahl der jährlichen Desertionen 285, wornach 1 Desertion trifft

	bei dem Militärstand von Mann	auf Soldaten
in der Pfalz	15,220	122
in Mittelfranken	7,144	223
in Oberfranken	4,292	252
in Unterfranken	6,826	296
in Niederbayern	4,718	314
in Oberpfalz	6,213	443
in Oberbayern	21,711	542
in Schwaben	12,191	608.

Das Verhältniß in den verschiedenen Kreisen ist folgendes.

Kreis	Entziehung der Militärpflicht.				Desertion.					
	Durchschnittszahl aus 15 Jahren	Günstigster Jahrgang	Ungünstigster Jahrgang	Dermaliger Stand nach den Ergebnissen des letzten Jahres	Durchschnittszahl aus 15 Jahren	Günstigster Jahrgang	Günstigster mit	Ungünstigster Jahrgang	Ungünstigster mit	Dermaliger Stand.
Oberbayern	12	$18\frac{46}{47}$	$18\frac{40}{41}$	in Zunahme	40	$18\frac{45}{46}$	26	$18\frac{48}{49}$	68	in Abnahme
Niederbayern	9	$18\frac{35}{36}$	$18\frac{39}{40}$	in Zunahme	15	$18\frac{46}{47}$	9	$18\frac{43}{44}$	23	in Zunahme
Oberpfalz	18	$18\frac{38}{39}$	$18\frac{47}{48}$	in Abnahme	14	$18\frac{41}{42}$	9	$18\frac{46}{47}$	26	in Zunahme
Oberfranken	14	$18\frac{38}{39}$	$18\frac{49}{50}$	in Zunahme	17	$18\frac{49}{50}$	5	$18\frac{48}{49}$	31	in Abnahme
Mittelfranken	18	$18\frac{36}{37}$	$18\frac{49}{50}$	in Zunahme	32	$18\frac{39}{40}$	14	$18\frac{49}{50}$	47	in Zunahme
Unterfranken	30	$18\frac{37}{38}$	$18\frac{46}{47}$	in Zunahme	23	$18\frac{36}{37}$	13	$18\frac{46}{47}$	44	in Zunahme
Schwaben	7	$18\frac{47}{48}$	$18\frac{36}{37}$	in Zunahme	20	$18\frac{40}{41}$	8	$18\frac{35}{36}$	39	in Zunahme
Pfalz	270 (aus 11 Jahren).	$18\frac{35}{36}$	$18\frac{40}{41}$	in Abnahme	124 (aus 11 Jahren).	$18\frac{43}{44}$	66	$18\frac{39}{40}$	233	in Zunahme

Hiebey wird nicht außer Acht zu lassen seyn, daß die Pfalz durch ihre Lage das Begehen derartiger Reate vorzugsweise erleichtert.

4. Schwärzen.

In sämmtlichen Kreisen des Königreichs ergeben sich jährlich im Durchschnitt 233 Fälle des Schwärzens, die sich für die einzelnen Kreise in der Art vertheilen, daß auf Oberbayern 49
„ Niederbayern 40
„ die Oberpfalz 31
„ Oberfranken 17
„ Mittelfranken 2
„ Unterfranken 10
„ Schwaben 33
„ Pfalz 51

treffen. Hier äußert nothwendigerweise die Lage des Kreises gegen die Gränze und der Umfang seines Handels einen sehr bedeutenden Einfluß, weßhalb sich auch eine Bestrafung wegen Schwärzens

in der Pfalz auf 11,529 Einwohner
in Niederbayern „ 13,513 „
in Oberbayern „ 14,153 „
in der Oberpfalz „ 14,926 „
in Schwaben „ 16,636 „
hingegen in Oberfranken „ 29,097 „
in Unterfranken „ 58,057 „
in Mittelfranken „ 260,143 „

berechnet.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. Oktober.

Nro. 49. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1853.

Beyträge zur Statistik des Königreichs Bayern.

(Fortsetzung.)

5. Hausiren.

Obwohl hinsichtlich der Handhabung des Hausir-Verbots in der Pfalz und in den 7 älteren Kreisen dießseits des Rheins kein gleichmäßiges Verfahren stattfinden kann, indem die gewerblichen Verhältniße der Pfalz auf ganz verschiedener Basis ruhen, so wurde doch die Vergleichung der einzelnen Kreise unter einander auch auf die Pfalz ausgedehnt, um dabey die Differenz desto anschaulicher zu machen. Das Hausirverbot wird durchschnittlich in einem Jahre von 3346 Personen übertreten; hievon treffen

940	Contraventionen	auf	Oberfranken,	mithin	1	Fall	auf	519	Einwohner.
441	„	„	die Oberpfalz,	„	„	„	„	1039	„
499	„	„	Schwaben,	„	„	„	„	1093	„
376	„	„	Mittelfranken,	„	„	„	„	1372	„
474	„	„	Oberbayern,	„	„	„	„	1459	„
312	„	„	Unterfranken,	„	„	„	„	1869	„
225	„	„	Niederbayern,	„	„	„	„	2348	„
79	„	„	die Pfalz,	„	„	„	„	7443	„.

Wenn die Pfalz, welche hinter keinem der dießseitigen Kreise bezüglich des Kontingents der Bettler und Vaganten zurückbleibt, nur eine so geringe Zahl von Bestrafungen wegen Hausirens zeigt, so mag der Grund wohl darin liegen, daß in den 7 älteren Kreisen auf die Einrede der Bettler, daß sie nicht gebettelt, sondern nur Kleinigkeiten, z. B. Schwefelhölzchen ꝛc. ꝛc. verkauft hätten, häufig eine Bestrafung wegen Hausirens eintritt, während in der Pfalz auf eine derartige Ausrede kein besonderer Werth gelegt wird, sondern eine Verurtheilung wegen Bettelns erfolgt, mithin nur in eclatanten Fällen die Verordnung vom 10. Juny 1816 über den Hausirhandel zur Anwendung kömmt.

6. Bettler und Vaganten.

Die Zahlen der Bettler und Vaganten in den Tafeln über die Thathandlungen gegen die öffentliche Ordnung und Sicherheit können nur in den 7 älteren Kreisen nahe genug mit den in den Tafeln über die Leistungen der Sicherheitswachen und den Tafeln über die aufgegriffenen Bettler und Vaganten übereinstimmen, dagegen muß die kleine Zahl der Bettler und Vaganten in Tafel I in der Pfalz auf

diejenigen bezogen werden, die zuchtpolizeylicher Bestrafung unterlagen. Eine Vergleichung der Pfalz und der dießseits-rheinischen Kreise kann daher nur auf Grund der Tafeln über die Leistungen der Sicherheitswachen und die aufgegriffenen Bettler und Vaganten vorgenommen werden. Die Tafeln über die Leistungen der Sicherheitswachen, welche auch die Ausscheidung der Bettler und der Vaganten enthalten, zeigen zugleich, daß nur etwa $\frac{2}{5}$ von den in der Tafel über Bettler und Vaganten aufgeführten Individuen den Bettlern, über $\frac{3}{5}$ den Vaganten angehören, was beweist, daß das Motiv der Armuth weit seltener zum Umherschweifen veranlaßt als Arbeitsscheue und andere üble Beweggründe.

Hiernach wurden im 15jährigen Durchschnitte in Bayern jährlich 76,712 Vaganten und Bettler aufgegriffen; hiezu sind noch 1884 Individuen zu zählen, die jährlich von auswärts eingeschoben werden, während 8069 Personen in's Ausland über die Gränze geliefert werden; es berechnet sich daher im Inlande die Aufgreifung eines Bettlers oder Vaganten auf 62 Einwohner oder etwa 1,61 auf 100 Einwohner. Von dieser Zahl treffen auf

1) Oberpfalz u. Regsbg.	in	minimo	7216,	in	maximo	16,962	Bettler	u.	Vaganten	also	1	Fall	auf	je	48	Perf.
2) Oberfranken	„	„	6164,	„	„	12,891	„	„	„	„	„	„	„	„	50	„
3) Pfalz	„	„	6556,	„	„	21,065	„	„	„	„	„	„	„	„	51	„
4) Oberbayern	„	„	9397,	„	„	15,457	„	„	„	„	„	„	„	„	61	„
5) Schwaben	„	„	7020,	„	„	12,421	„	„	„	„	„	„	„	„	63	„
6) Niederbayern	„	„	5971,	„	„	9,792	„	„	„	„	„	„	„	„	70	„
7) Mittelfranken	„	„	5109,	„	„	8,593	„	„	„	„	„	„	„	„	97	„
8) Unterfranken	„	„	3083,	„	„	6,259	„	„	„	„	„	„	„	„	147	„.

Ueber die Hälfte dieses Proletariats besteht aus Männern, $\frac{1}{3}$ aus Frauen, $\frac{1}{9}$ aus Kindern. Am Ungünstigsten zeigte sich der Jahrgang $18\frac{46}{47}$ mit 114,056 Bettlern und Vaganten, am besten der Jahrgang $18\frac{40}{41}$ mit 62,778. Bezüglich der von auswärts eingeschobenen Bayern erscheint das Jahr $18\frac{43}{44}$ mit 1310 Individuen als das günstigste; das Jahr $18\frac{37}{38}$ mit 2400 Köpfen als das übelste.

Der hohe Stand der Getreidepreise im Jahre 1846 läßt ohne Zweifel die Theuerung als die Hauptursache der bedeutenden Anzahl der Bettler und Vaganten jenes Jahres annehmen. Auch die Zahl der ausländischen Vaganten, die aus Bayern über die Gränze geschafft wurden, hat in jenem Jahre ihren höchsten Stand erreicht, nämlich 12,705; als in gleichem Grade günstig zeigt sich das Jahr $18\frac{40}{41}$, mit nur 6129. Nach 15jährigem Durchschnitte treffen von den in Bayern angehaltenen ausländischen Vaganten jährlich auf

Oesterreich	circa	2599	Personen
Preußen	„	986	„
Frankreich	„	852	„
Hannover	„	41	„
Sachsen	„	537	„
Würtemberg	„	1006	„
Baden	„	540	„
Hessen	„	955	„
die Schweiz	„	108	„
andere Staaten		445	„
Summa:		8069	„

Vom Jahre $18\frac{75}{76}$ bis $18\frac{49}{50}$ ist die Gesammtzahl der in Bayern aufgegriffenen Bettler und Vaganten von 69,592 auf 75,501 gestiegen, ebenso hat während jenes Zeitraumes die Zahl der ausländischen, in Bayern aufgegriffenen Bettler und Vaganten um 1120 zugenommen, während die Zahl der aus dem Auslande zurückgelieferten Bettler im Hinblicke auf die Ergebniße des letzten Jahres um

510 fiel. — Die Zahl der Bettler wird von jener der Vaganten im Allgemeinen übertroffen, indem durchschnittlich im ganzen Königreiche jährlich um 7075 mehr Vaganten als Bettler zur Abstrafung kommen. Nach den einzelnen Kreisen dießseits des Rheins trifft mit Rücksicht auf die Bevölkerung derselben die höchste Zahl.

a) Der Bettelmänner auf Oberbayern,
b) der Bettelweiber „ die Oberpfalz,
c) der Bettelkinder „ Oberfranken.

α) Der vagirenden Männer auf Oberbayern,
β) „ „ Weiber „ die Oberpfalz,
γ) „ „ Kinder „ Niederbayern,

hingegen die niederste Zahl

a) der Bettelmänner } auf Unterfranken,
b) der Bettelweiber }
c) der Bettelkinder auf Schwaben.

α) Der vagirenden Männer }
β) „ „ Frauen } auf Unterfranken.
γ) „ „ Kinder }

Hiebey ist noch zu bemerken, daß die Zahl der wegen Vagirens bestraften Kinder fast um die Hälfte geringer ist, als die Summe der wegen Bettels aufgegriffenen Kinder; und daß, während die Zahl der Bettelweiber mit jener der vagirenden Weiber fast gleich steht, die Zahl der männlichen Vaganten jene der Bettler jährlich um circa 7645 übersteigt, und ausschließlich der Pfalz um 9984 Köpfe. Im Ganzen ist eine Zunahme dieser gefährlichen Schicht der Bevölkerung in Bayern nicht ersichtlich, indem mit Ausnahme von Oberbayern und der Pfalz während der letzten Jahre in keinem Kreise die durchschnittliche Zahl der Bettler und Vaganten erreicht wurde. Rühmend ist bereits in der Vorrede zu dem vorliegenden Hefte der statistischen Tabellen anerkannt, daß die Thätigkeit der Sicherheitswachen während der Vorgänge des Jahres $18\frac{47}{48}$ nicht im Geringsten abnahm. Hält man die Ergebnisse der Aufgreifung von Bettlern und Vaganten mit der Volkszahl der einzelnen Kreise zusammen, so ergibt sich folgendes:

1) Die Pfalz zählt zwar den Ziffern nach weniger Aufgreifungen von Bettlern und Vaganten als Oberbayern, nämlich die Summe von 6397 aufgegriffenen Bettlern, 7731 Vaganten jährlich; allein mit Rücksicht auf die Bevölkerung steht sie dem letzteren Kreise nach, indem in der Pfalz

1 Bettler auf 91 Einwohner
1 Vagant auf 76 Einwohner

trifft. Hinsichtlich der darunter begriffenen Frauensperson ist zu bemerken, daß nicht auch sie unter den 8 Kreisen den ungünstigsten Platz behaupten, sondern bezüglich des Bettelns von den Kreisen Oberpfalz und Oberbayern; bezüglich des Vagirens von den Kreisen Oberpfalz, Oberbayern, Niederbayern und Oberfranken überwogen werden.

2) Oberpfalz und Regensburg. Dieser Kreis zählt durchschnittlich

a) 4305 Aufgreifungen wegen Bettelns und
b) 5654 „ „ Vagirens

und steht daher

ad a. Den Kreisen Oberbayern, der Pfalz und Oberfranken,

ad b. den Kreisen Oberbayern und der Pfalz nach; allein mit Rücksicht auf die Bevölkerung ist die Oberpfalz in einer ungünstigeren Stellung, indem sie schon auf den 106ten Einwohner einen Bettler und auf den 81ten Einwohner einen Vaganten rechnet. Auch finden sich in der Oberpfalz verhältnißmäßig die meisten bettelnden und vagirenden Weiber.

3) Oberbayern. Auf Oberbayern trifft die höchste Summe der Straffälle, nämlich von 6405 Bettlern und 7949 Vaganten. Im Hinblicke auf die Bevölkerung nimmt dieser Kreis in vorliegender Sache den 3. Platz ein, indem sich auf je 108 Einwohner 1 Bettler und auf je 87 Einwohner 1 Vagant ergibt. Bezüglich der Bettelkinder steht Oberbayern den Kreisen Oberfranken und Niederbayern, rücksichtlich der vagirenden Kinder auch noch der Oberpfalz nach. Die Zahl der bettelnden und

vagirenden Weibspersonen ist nur von jener der Oberpfalz übertroffen.

4) Oberfranken hat durchschnittlich während eines Jahres 4,400 Contraventionen wegen Bettelns und 4,790 Contraventionen wegen Vagirens abzuwandeln, so daß sich auf 111 Einwohner 1 Straffall wegen Bettelns und auf 102 Einwohner 1 Straffall wegen Vagirens ergibt. Dieser Kreis zählt die höchste Zahl der Bettelkinder und ist hinsichtlich der vagirenden Kinder nur von Niederbayern überwogen.

5) Niederbayern. Bey 3,723 Straffällen wegen Bettelns und 5,446 Straffällen wegen Vagirens berechnet sich ein solcher der ersten Art auf 142 Einwohner und ein Straffall wegen Vagirens auf 97 Einwohner. An der gehörigen Ueberwachung der Kinder scheint es in diesem Kreise am meisten zu fehlen; denn Niederbayern nimmt, was die Zahl der vagirenden Kinder anbelangt, unter sämmtlichen Kreisen die ungünstigste Stellung ein, indem sich deren Zahl zu der ganzen Einwohnerschaft wie 1 : 926 verhält. Bezüglich der Bettelkinder ist nur Oberfranken in einer schlimmeren Lage, indem in letzterem Kreise schon auf 474 Einwohner 1 Bettelkind trifft, während in Niederbayern sich erst auf 816 Einwohner ein solches berechnet.

6) Schwaben und Neuburg weist jährlich
4,021 Aufgreifungen wegen Bettelns,
4,932 „ „ Vagirens
nach, es zählt die mindeste Zahl von Bettelkindern, nämlich auf 2,051 Köpfe nur 1 Bettelkind und wird auch hinsichtlich der vagirenden Kinder nur von Unterfranken übertroffen, in welchem letzteren erst auf 6,945 Köpfe, in Schwaben 1 Bettelkind auf 4663 Köpfe kommt. Nicht dasselbe günstige Verhältniß waltet in diesem Kreise bey den Männern, da im Ganzen auf 135 Einwohner die Bestrafung eines Bettlers, auf 110 Einwohner die Bestrafung eines Vaganten kömmt.

7) Mittelfranken. Sowohl die Bestrafungen wegen Bettelns als wegen Vagirens, — erstere mit 3,139, letztere mit 3,694 Contraventionen — liefern im Zusammenhalte mit der Zahl der Einwohner und den Verhältnissen der übrigen Kreise ein ganz günstiges Resultat. In Mittelfranken trifft eine Strafe wegen Bettelns auf 164 Personen, wegen Vagirens auf 139 Personen. Der Hang zum Vagiren zeigt sich vorzugsweise geringer bey den Frauenspersonen des Kreises; ein besonderes Mißverhältniß zwischen den Bettel-Männern, Frauen und Kindern ist nicht ersichtlich.

8) Unterfranken. Dieser Kreis zeichnet sich gleichwie durch eine geringe Zahl von anderen Polizeyübertretungen durch die mindeste Zahl der Bettler und Vaganten aus. Es kommen daselbst im Durchschnitte jährlich

a) 2,103 Bestrafungen wegen Bettelns und
b) 1,372 „ „ Vagirens

vor und trifft

ad a. eine solche auf 277 Einwohner und
ad b. „ „ „ 425 Einwohner.

Unterfranken behauptet diesen Vorzug auch in den einzelnen Unterabtheilungen mit Ausnahme der Rubrik der Bettelkinder, deren Zahl, wie bereits oben erwähnt wurde, sich in Schwaben durchschnittlich niederer herausstellt, und zwar um 31 Köpfe pr. Jahr.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 17. Oktober.

Nro. 50. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1853.

Beyträge zur Statistik des Königreichs Bayern.

(Fortsetzung.)

In Zahlen ausgedrückt, gestaltet sich das Verhältniß der einzelnen Kreise folgendermaßen:

Auf 1000 Seelen treffen Aufgreifungen

in dem Kreise	von Bettlern			von Vaganten			Gesammt-Summe
	Männer	Weiber	Kinder	Männer	Weiber	Kinder	
Pfalz	4,71	3,46	4,16	8,69	2,75	1,72	25,49
Oberpfalz	3,16	5,10	1,26	6,84	4,69	0,74	21,79
Oberbayern	4,31	3,66	1,29	7,29	4,01	0,64	21,20
Oberfranken	3,49	3,41	2,10	5,65	3,22	0,93	17,80
Niederbayern	2,87	2,10	1,22	5,81	3,73	1,08	16,81
Schwaben	4,31	2,84	0,48	6,13	2,71	0,21	16,68
Mittelfranken	3,13	2,07	0,88	4,32	2,54	0,29	13,24
Unterfranken	2,10	0,98	0,52	1,60	0,62	0,14	10,65

Es bedarf kaum der Bemerkung, daß die Zahl der Vaganten und der Bettler im Ganzen wohl nicht größer ist, als die Zahl der Bestrafungen, da wegen Vagirens und Bettelns dieselben Individuen oft genug mehr als einmal im Jahre zur Strafe gezogen werden.

Leistungen der Sicherheitswachen.

Das große Ziel, auf welches die Polizey hinarbeiten muß, ist die Verhütung von Verbrechen. Durch entsprechende Präventiv-Maßregeln werden Sicherheit der Person und des Eigenthums und öffentliche Ruhe zunächst besser gewahrt, auch alle anderen Aufgaben der polizeylichen Einrichtungen erfolgreicher gelöst, als es durch die Entdeckung und Bestrafung derjenigen Personen möglich ist, denen es gelang, ein Verbrechen zu vollführen. Das Polizeypersonal muß daher durch Wachsamkeit und Thätigkeit stets dahin trachten, daß die Verübung von Verbrechen, wenn sie nicht ganz gehindert werden kann, wenigstens so viel als möglich erschwert werde. Fallen in einem Distrikte häufig Uebelthaten vor, so darf man unter übrigens gleichen Umständen wohl annehmen, daß die Polizey in demselben größerer Energie bedürfe, während eine geringe Anzahl von Vergehen als ein Beweis ihrer entsprechenden Wirksamkeit betrachtet werden kann. In den letzten 15 Jahren belief sich im ganzen Königreiche im Durchschnitte die Zahl der verwendeten Sicherheitsmannschaft auf 3829 Mann. Dieselben brachten jährlich zu Verhaft

8,218 Personen wegen Verdachts der Begehung von Verbrechen oder Vergehen und
159,712 Personen wegen Polizey-Uebertretungen.

Im Ganzen nahmen diese Sicherheitswachen 167,930 Arretirungen vor, so daß wegen Verbrechen oder Vergehen auf 535, wegen Polizeyübertretungen auf 27 Einwohner eine Arretirung vorgenommen wurde. Die sonstigen Dienstesverrichtungen der Sicherheitsmannschaft erreichten eine durchschnittliche Zahl von 1,083,732; folglich berechnen sich auf den einzelnen Bediensteten 44 Verhaftungen, nämlich

2 wegen Verdachts eines begangenen Vergehens oder Verbrechens,
42 wegen Polizeyübertretungen, dann
280 sonstige Dienstesverrichtungen. Dieser Dienst erweist sich als sehr anstrengend, besonders wenn man erwägt, wie viel dabey Nachtwachen gefordert werden. Im Ganzen berechnet sich in Bayern auf je 1150 Einwohner ein Diener der Sicherheitswache. Diese Zahl dürfte sehr gering erscheinen; doch ist dabey nicht ausser Berücksichtigung zu lassen, daß eines Theils durch das Militär und die Landwehr, andern Theils durch das für besondere Zwecke aufgestellte Aufsichtspersonale, wie z. B. Flurschützen, Gemeindediener, Waldaufseher, Stillwächter ꝛc. ꝛc. eine wesentliche Erleichterung dieses so beschwerlichen Dienstes eintritt. Die Stadt London hat über $\frac{1}{3}$ mehr Wachmannschaft als das ganze Königreich Bayern. In Irland unterhält die Regierung eine Polizeymannschaft (außer dem Militär) von etwa 12,000 Mann.

Es möchte zwar noch einer besondern Untersuchung bedürfen, ob und in welchem Grade die auf einem kleinen Flächenraume zusammengedrängte Menschenmasse eine vermehrte Zahl von Aufsichtsbeamten im Vergleiche mit einer gleich großen, aber in ausgedehnteren Distrikten wohnenden Einwohnerzahl in Anspruch nimmt; allein jedenfalls wird man zu dem Resultate gelangen, daß in unseren größeren Städten, wie z. B. München und Nürnberg, die Anzahl der verwendeten Sicherheitsmannschaft eine sehr geringe ist.

Zwar hat in England der Polizeymann außer der Aufgabe, die Uebelthäter zu verhaften, noch mancherley andere Obliegenheiten, wodurch er sich dem Publikum nützlich erweist und dessen Vertrauen und Wohlwollen gewinnt; da aber unsere Polizey bey weitem mehr nach dem Muster der französischen organisirt ist, die eine ungleich größere Zahl von Bediensteten kennt, als die Englische, so dürfte eine Vermehrung der Polizeymannschaft in Bayern besonders dann räthlich erscheinen, wenn an dieselbe die gleichen Anforderungen gestellt werden sollte, welche die Londoner Polizey zu erfüllen hat.

Die geringste Zahl von Arretirungen kam vor
a) wegen Verbrechen und Vergehen im Jahr $18\frac{36}{37}$,
b) wegen Polizeyübertretungen im Jahr 1840; die höchste Zahl hingegen bey beyden Zweigen im Jahr $18\frac{46}{47}$, welches eine Gesammtzahl von 213,617 Ar-

retirungen nachweist. Die sonstigen Dienstesverrichtungen sind während der letzten 15 Jahre von 989,677 auf 1,185,754 gestiegen, was für den einzelnen Mann eine Vermehrung von 38 ergibt. Im Vergleiche mit dem Jahrgange $18\frac{48}{49}$ haben zwar die Arretirungen wegen Polizeyübertretungen um 25,700 sich vermehrt, allein daß im Jahre $18\frac{48}{49}$ die Sicherheitsmannschaft ihre Pflicht erfüllte, geht daraus hervor, daß das Gesammtresultat ihrer Arretirungen nicht hinter dem Ergebniß anderer Vorjahre zurückblieb, ja sogar bezüglich der Verhaftungen wegen Verbrechen und Vergehen die Resultate vom Jahre $18\frac{49}{50}$ überstieg.

Selbstmorde.

Die Tafel 37 enthält eine Uebersicht der Selbstmorde, welche in einem achtjährigen Zeitraume, nämlich während der Jahre 1844 — 51 in Bayern verübt wurden. Die Untersuchung, welche bey Selbstentleibungen stattfindet, hat nur den Zweck zu ermitteln, ob ein Verbrechen oder ein Selbstmord begangen worden ist, sie muß in dem Augenblicke geschlossen werden, wo mit Grund anzunehmen ist, daß ein Verbrechen nicht vorliege. Die Selbstentleibung ist nach der bayerischen Gesetzgebung weder Verbrechen noch Vergehen, sondern dem Gebiete der Polizey zugewiesen. Die Verordnung vom 19. May 1809 (Rggsbl. pag. 865) setzte außer Zweifel, daß der Selbstmord keine strafrechtlichen Folgen mehr habe, und die Anmerkungen zum Strafgesetzbuche Bd. II. pag. 3 sagen auf das Bestimmteste, daß „die Bestrafung des Selbstmordes vom Strafgesetzbuche ausgeschlossen sey, daß der Selbstmörder zwar Pflichten gegen sich, aber nicht Rechte anderer Personen verletze, also in das Strafgesetzbuch nicht aufgenommen werden konnte. Der Standpunkt, aus welchem daher zunächst diese Erhebungen betrachtet werden müssen, ist ein polizeylicher und medizinischer; denn offenbar hat eine polizeyliche Vorsorge bey demjenigen einzutreten, von welchem die Begehung eines Selbstmordes zu besorgen ist, und Niemand wird zweifeln, daß die Geisteskraft desjenigen Menschen sehr gesunken seyn muß, der sich nicht mehr stark genug fühlt, die Lasten des Lebens zu tragen.

Vom höchsten Interesse sind aber diese Materialien für die Untersuchung der Fragen, welche gewichtige Motive vorgelegen haben müssen, um Jemanden so weit zu bringen, durch Selbstentleibung aus dem Leben zu scheiden, ob und welcher Antheil der Schuld hiebey den staatlichen Einrichtungen, der religiösen und moralischen Bildung, den climatischen Verhältnissen, der Lebensweise und dem Nationalcharakter beygemessen werden kann. Die Gesammtzahl der Selbstmorde während der 8jährigen Periode beträgt 2329, von denen 488 dem weiblichen, 1841 dem männlichen Geschlechte angehörten. — Im Durchschnitte entziffert sich ein Selbstmord auf 15,599 Individuen, und für das gesammte Königreich alljährlich eine Summe von 291 derartigen Unglücksfällen, ein Verhältniß, das den Resultaten des Jahrs 1846 am nächsten kommt, und im allgemeinen mit den Ergebnissen in anderen Ländern ziemlich übereinstimmt.

Betrachtet man die verschiedenen Kreise des Königreichs, so lassen sie folgendes Resultat ersehen.

Nach den durchschnittlichen Berechnungen trifft

in Oberfranken	pr.	Jahr	ein	Selbstmord	auf	8,505	Personen,	näml.	48	Männer	und	11	Frauen.	Summa 59
„ Mittelfranken	„	„	„	„	„	10,053	„	„	42	„	„	13	„	„ 55
„ Schwaben	„	„	„	„	„	15,636	„	„	29	„	„	8	„	„ 37
„ Pfalz	„	„	„	„	„	15,906	„	„	32	„	„	7	„	„ 39
„ Unterfranken	„	„	„	„	„	17,288	„	„	27	„	„	8	„	„ 35
„ Oberbayern	„	„	„	„	„	18,837	„	„	30	„	„	8	„	„ 38
„ Oberpfalz	„	„	„	„	„	34,849	„	„	12	„	„	3	„	„ 15
„ Niederbayern	„	„	„	„	„	41,444	„	„	11	„	„	3	„	„ 14

Hieraus ergibt sich, daß in den Provinzen mit überwiegend protestantischer Bevölkerung die meisten Selbstmorde vorkommen, und daß z. B. Oberfranken mehr als 4mal so viel Verirrungen dieser Art zählt als Niederbayern. Es ist schwer, sich über die Ursachen hievon schlüßig zu machen, da aus der Tabelle hiefür keine Anhaltspunkte hervorgehen; im Gegentheile zeigt dieselbe, daß nur ein Dritttheil der sämmtlichen Selbstmörder in anerkannt ungünstigen Familien- und Vermögensverhältnißen, in guten Umständen aber mehr als die Hälfte derselben lebte; — ferner, daß in den Kreisen mit protestantischer Bevölkerung der überwiegenden Mehrzahl jener Unglücklichen das Zeugniß eines religiös sittlichen Charakters und günstigen Vermögensstandes nicht versagt werden konnte.

Da nach der vorliegenden statistischen Tafel im Allgemeinen die Hälfte der Selbstmörder entweder seelengestört oder körperlich krank war, dann die Zahl der Personen von religiössittlichem Charakter die Uebelbeleumundeten nahezu um die Hälfte überwog, so dürfte man zu der Schlußfolgerung kommen, daß die eigentlich nächsten Motive zur Begehung der That um so schwerer auf den Betheiligten gelastet haben müssen, mithin von einer Verschärfung der bestehenden Vorschriften über die Begräbnißart der Selbstmörder u. dgl. mehr, ein anderes Resultat nicht möchte zu erwarten seyn. Hinsichtlich der Geschlechtsverschiedenheit ist zu bemerken, daß die Kreise Mittel- und Unterfranken ausgenommen, die Zahl der Selbstmorde der Männer jene der Frauenspersonen um das Vierfache übersteigt, und daß durchschnittlich pr. Jahr 61 Frauen und 230 Männer sich selbst entleiben. Im mittel- und unterfränkischen Kreise hingegen ergibt sich zwischen den Manns- und Frauens-Personen eine Verhältnißzahl von 3:1. Weiter ist beachtenswerth, daß sich das Verhältniß der Verheiratheten zu den Ledigen ganz gleich herausstellt, indem während jenes 8jährigen Zeitraums 1,149 Unverheirathete und 1,150 Verehelichte sich das Leben nahmen, was nach der Anzahl beyder Klassen im ganzen Königreiche so ziemlich dieselbe Zahl von Selbstmorden für beyde Klassen ergibt. Es scheinen daher die Sorgen des ehelichen Lebens nicht schwerer zu lasten als bey den Unverehelichten

die Schwierigkeiten, einen geregelten Erwerb zu finden, vielleicht auch die gesetzliche Beschränkung der Ansässigmachung und Verehelichung, so daß der Ledige, von dem man präsumiren sollte, er sey eher im Stande den Wechselfällen des Lebens zu widerstehen, als ein Familienvater, — gleichwohl es eben so oft vorzieht, Hand an sich selbst zu legen. Es wäre zu wünschen gewesen, daß die Tabelle eine speciellere Ausscheidung des Alters enthielte, indem für die Erkennung der Motive zu einer solchen That der Zeitraum von 20 — 50 Jahren als zu weit gegriffen erscheint. Ein Alter von 30 — 50 Jahren läßt einen zu ausgedehnten Zwischenraum, um darauf ein sicheres Urtheil gründen zu können. Bey weitem die meisten Selbstmorde fallen in diesen Zeitraum, besonders in die Zeit von 30 auf 40 Jahren.

Erfahrungsgemäß wird der Selbstmord im hohen Alter wieder häufiger, besonders in Folge der Verwirrtheit, an welcher Greise oft leiden, daher würde eine strengere Ausscheidung der Altersverhältnisse zu genaueren weiteren Untersuchungen Anhaltpunkte geben können.

Von den 291 Selbstmördern, welche nach der Durchschnittsberechnung jährlich in Bayern vorkommen, gehörten

1) 105 dem Bauernstande,
2) 126 dem Bürgerstande und
3) 60 anderen Ständen an.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 19. Oktober.

Nro. 51. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1853.

Kritischer Commentar zu Plato's Phädon von Hermann Schmidt, Director des Gymnasiums zu Wittenberg. Zweite Hälfte. Halle, Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses. **1852.**

Als Nachtrag zu unserer Anzeige in Band XXXIII. Nr. 72 ff. dieser Blätter, worin wir die erste Hälfte des vorliegenden kritischen Commentars zum Phädon nebst mehreren anderen zur platonischen Literatur gehörigen Schriften besprochen haben, bringen wir die nunmehr erschienene zweyte Hälfte zur Kenntniß der Leser dieses Blattes. Was wir bey jener Gelegenheit über Zweck und Werth dieses Commentars bemerkt haben, gilt natürlich auch von dieser zweyten Hälfte, in welcher 41 Stellen behandelt werden, die, sey es von Seiten der Lesart oder Erklärung, der kritischen Erörterung Raum geben. Werden solche, die nur zum Nothbehelf eine handsam zugerichtete Auskunft suchen, ihre Rechnung nicht finden, so wird derjenige Leser des Dialogs, dem es um eine gründliche Einsicht in Sinn und Zusammenhang des Gelesenen zu thun ist, und der rücksichtlich des Zeitaufwandes nicht rigoroser denkt als Sokrates im Theätetos, den kritischen Commentar nicht leicht unbefriedigt aus der Hand legen. Denn sollte er auch in dem einen oder andern Fall schließlich der Ansicht des Verfassers nicht beypflichten können, so wird er doch, besser orientirt über den eigentlichen Grund der Schwierigkeit und die verschiedenen Wege, die zur Lösung derselben theils wirklich eingeschlagen worden sind theils eingeschlagen werden können, selbst leichter den richtigen Weg des Verständnisses finden. In den meisten Fällen aber wird er an Hrn. Schmidt einen zuverlässigen Wegweiser haben, der ihn theils von verführerischen Irrwegen zurückhält, theils auf manches bedeutsame Moment, das er früher vielleicht unbeachtet gelassen, aufmerksam macht.

In den Kreis seiner kritischen Erörterung zieht der Verfasser auch, wie schon bey jener früheren Gelegenheit bemerkt worden, die Frage nach der Wahrheit des von Platon Gesagten, wo ein Zweifel gegen dieselbe entweder erhoben worden ist oder mit Grund erhoben werden kann. Dieses Bestreben verdient nach zwey Seiten hin Dank und Anerkennung. Denn begegnet es einerseits bisweilen den Sprachgelehrten, daß sie sich zu leicht bey einem bloß äußerlichen Verständniß des Gelesenen beruhigen und höchstens noch die Schönheit der Darstellung und den künstlerischen Werth der Composition in's Auge fassen, so verfallen anderseits diejenigen, denen es überall bloß um den philosophischen Gehalt zu thun ist, öfter als billig in den Fehler, daß sie, noch ehe sie sich Zeit und Mühe genommen, in den Gedankengang des Schriftstellers einzudringen und seine Meynung wahrhaft zu verstehen, theils voreilig nur ihre eigenen Ansichten überall wiedererkennen, theils abschätzig über den Inhalt urtheilen und dem Schriftsteller leichthin Sophistereien aufbürden, die lediglich in ihrer eigenen Einbildung und vorgefaßten Meynung bestehen. Natürlich ist es nicht möglich, alle solche Ansichten, die sich irgendwo verlautbar gemacht haben, zu berücksichtigen. Der Verfasser be-

schränkt sich auf eine Reihe solcher Schriften, die bey der Erklärung des Phädon zunächst in Betracht kommen, deren Verzeichniß man in der Vorrede zum ersten Theile findet. Daß aber Herr Sch. es sich auch nicht zur Aufgabe macht, in allem und jedem Falle die Richtigkeit der von Platon unternommenen Beweisführung zu vertreten, dieß zeigt z. B. die Erörterung, welche sich an die Stelle 106 E (S. 74—88 des Comm.) knüpft. Diese bildet den Abschluß des letzten Ganges, mit welchem Sokrates die Einwendungen des Kebes zu widerlegen und seine eigene Ueberzeugung von der unvergänglichen Fortdauer der Seele zu rechtfertigen sucht. Die Seele, sagt er, bringt Leben in jeden Körper, in den sie eingeht; das Leben ist also ein wesentliches Attribut der Seele, und sie kann das dem Leben entgegengesetzte, den Tod, eben so wenig in sich aufnehmen, wie das Feuer sich je mit dem Kalten und die Dreyheit mit dem Geraden verträgt. Tritt demnach der Tod an den von der Seele belebten Körper heran, so macht die Seele, als die den Tod nicht in sich aufzunehmen vermag, demselben Raum, sie bleibt ἀθάνατος, während der Leib, als der sterbliche Theil, dem Tode verfällt. Als ἀθάνατος aber muß die Seele auch ἀνώλεθρος seyn, d. h. sie ist der Zerstörung nicht unterworfen. Diese Folgerung nun ist in alter und neuer Zeit vielfach angefochten und als als ein bloßer Machtspruch erklärt worden. Hr. Sch. führt eine Reihe solcher Bekämpfungen auf und widerlegt sie dadurch, daß er den Grund und Sitz des Mißverständnisses in einer unrichtigen Auffassung platonischer Worte nachweist. Demgemäß legt der Verfasser den Gang der platonischen Beweisführung mit sorgfältiger Abgränzung der einzelnen Momente dar, wobey mit Recht bemerkt wird, daß diese strenge Auseinanderhaltung der angegebenen Momente für die richtige Auffassung der platonischen Argumentation durchaus nothwendig sey und die Vernachlässigung derselben auch auf die Inhaltsangaben nachtheilig wirke, wie dieß an einigen Beyspielen dargethan wird. Gleichwohl glaubt der Verfasser selbst, daß die Beweisführung Platons an einem Fehler leide, nur nicht „an einem so plumpen und auf der Hand liegenden, als der ihm von jenen Beurtheilern vorgeworfene seyn würde, sondern an einem versteckteren, durch die Sprache selbst herbeygeführten und deßhalb verzeihlicheren.“ Dieser Fehler wird nun darin gefunden, daß Platon dem durch den Gang der Untersuchung geforderten und durch die Sprachtheorie zugelassenen Begriff von ἀθάνατος „untodt oder nicht todt“ den in der Sprachpraxis allein gültigen „untödtbar, unsterblich“ substituirt habe. Müssen wir nun zugeben, daß ein Fehler, an dem die Sprache selbst ihren Antheil hat, in der That viel entschuldbarer ist als ein rein individueller, ganz und lediglich dem Einzelnen zufallender, da doch jeder Mensch nur in und mit seiner Sprache denkt und es überaus schwierig ist, sich über die in ihr liegende Schranke hinauszusetzen: so ist anderseits auch anzuerkennen, daß solche Erscheinungen des Sprachgebrauches, wie diese gleich ursprüngliche Umwandlung des Begriffes von ἀθάνατος, besonders bey einer so philosophisch-schöpferischen Sprache, wie die griechische ist, immer große Aufmerksamkeit verdienen und zu der Frage berechtigen, ob der Grund nicht doch ein innerer, in dem Begriffe selbst liegender ist. Bleiben wir jedoch bey der in unserer Stelle gemachten Anwendung stehen, so ergibt sich die Frage, ob das, was ebenso wesentlich untodt oder lebendig ist, wie die Drey ungerade und das Feuer warm ist, nicht auch als untödtbar oder unsterblich gedacht werden muß. Auch die Drey ist nicht bloß ungerade, sondern kann auch nie und nimmer gerade werden, sie ist dem Geraden absolut unzugänglich und kann nie aufhören ungerade zu seyn, sie müßte denn selbst vernichtet werden. Vor dieser Möglichkeit kann sie nun freylich die Eigenschaft der Ungeradheit nicht bewahren und wir werden sie als unvernichtbar oder unvergänglich nach platonischer Lehre nur dann denken dürfen, wenn wir sie als Idee und somit an der Ewigkeit der Ideen theilhaftig denken. Ist nun die Seele ebenso lebendig wie die Drey ungerade, also dem Tod ebenso unzugänglich wie die Drey dem Geraden, so kann sie eben so wenig je todt werden, wie die Drey je gerade werden kann. Was nicht todt werden kann, kann nicht sterben, und das nennen wir doch unsterblich, ein lebendiges, das nicht sterben kann. Demgemäß können wir Hrn. Sch. nicht beystimmen in der Annahme, Platon habe „an die Stelle des durch Analogie gewonnenen Begriffes

untodt oder nicht todt;.. den durch den Sprachgebrauch in ἀθάνατος hineingelegten Begriff untödtbar, unsterblich treten lassen und so der Seele .... durch ein von ihm selbst unbemerktes Hinübergleiten aus dem durch Theorie gewonnenen Begriffe eines Wortes in den durch die Praxis festgestellten, die Unmöglichkeit, vernichtet zu werden und unterzugehen, vindicirt.“ Wie sorgfältig Platon zu Werke geht und wie behutsam er es vermeidet, irgend ein Moment in dem dialektischen Gang der Untersuchung zu überspringen oder einen voreiligen Schluß zuzulassen, dieß geht auch daraus hervor, daß er nach dem gewonnenen Resultate, daß die Seele ἀθάνατος sey, noch untersucht, ob auch ἀνώλεθρος. Daß dieses letztere aus dem ersteren folgt, gibt auch Hr. Sch. zu, wenn man ἀθάνατος in dem Sinne von unsterblich nimmt, wozu Platon nach unserer Meynung in dem angegebenen Zusammenhang berechtigt war. Wer den Beweis nun gleichwohl nicht gelten lassen wollte, der müßte — nicht die Beweisführung, sondern die Prämissen, aus denen sie hervorgeht, angreifen. Platon selbst ist weit entfernt, die Unzweifelhaftigkeit derselben zu überschätzen; vielmehr läßt er seinen Sokrates, als Simmias zwar nicht die Richtigkeit der Argumente bestreitet, aber seine Zustimmung doch nur unter dem Vorbehalt der Schwäche menschlicher Einsicht erklärt, nicht nur diesem Vorbehalt seinen Beyfall geben, sondern auch noch die Ermahnung daran knüpfen, die Voraussetzungen, selbst wenn sie ihnen, den Anwesenden, ganz zuverlässig schienen, doch noch sorgfältiger zu untersuchen, um ihre Ueberzeugung dadurch zu befestigen. Solche Aeußerungen, deren Wichtigkeit für die künstlerische Motivirung des Dialogs in die Augen fällt, sind nicht selten auch für den philosophischen Gehalt von größter Bedeutung. So auch in dem vorliegenden Falle. Platon gibt zu verstehen, daß kein Beweis, möchte er auch mit der größten mathematischen Strenge geführt seyn, eine feste Zuversicht gewährt, wenn ihm nicht jene innere Ueberzeugung, jener unerschütterliche Glaube zu Hülfe kommt, von welchem Sokrates ausgeht und auf den er immer wieder zurückkommt, der sich als der belebende Odem durch die ganze Beweisführung durchzieht. Diese selbst ist nur eine nach vielen Seiten sich entwickelnde Darlegung der wahrhaft philosophischen Denkweise über das irdische Leben hienieden und den Tod, als den Uebergang zu einem reineren, höheren Daseyn, jener Ansicht, die sich in den schönen Versen des Angelus Silesius ausdrückt:

„Ich sage, weil der Tod allein mich machet frey,
Daß er das beste Ding aus allen Dingen sey.“

Diese Ansicht versucht der platonische Sokrates seinen philosophischen Freunden in mannichfachen Wendungen durch dialektische Erörterung näher zu bringen und in ihrer eigenen Ueberzeugung zu befestigen, indem er theils an ihre sonstigen Ueberzeugungen anknüpft, theils widerstrebende Ansichten von dem Wesen der Seele als in sich unhaltbar nachweist. Solche Erörterungen treten nun freylich nicht mit der zwingenden Gewalt mathematischer Beweise auf, aber sie wirken fort mit stiller Macht in den Gemüthern derjenigen, die überhaupt einer gleichen Gesinnung und Denkweise fähig sind. Denn wer freylich in den Grundvoraussetzungen, in den ethischen und metaphysischen Principien dieser Denkweise widerstrebt, wer z. B. etwa die Ueberzeugung hegte, daß der Tod überhaupt mächtiger sey als das Leben, daß völlige Vernichtung das Ziel alles Lebens sey: da gälte, was Platon anderswo sagt: *οἷς οὕτω δέδοκται καὶ οἷς μή, τούτοις οὐκ ἔστι κοινὴ βουλή, ἀλλ' ἀνάγκη τούτους ἀλλήλων καταφρονεῖν, ὁρῶντας τὰ ἀλλήλων βουλεύματα.*

(Schluß folgt.)

Beyträge zur Statistik des Königreichs Bayern.

(Schluß.)

Da aber diese Stände sich der Zahl nach in Bayern wie 7 : 3 : 0,75 stellen, so sollten sich die Selbstmorde verhalten

1) nach dem Maaße der im Bauernstande vorkommenden Fälle wie 105 : 45 : 12,
2) nach dem Maaße der im Bürgerstande vorkommenden Fälle wie 294 : 126 : 31,
3) nach dem Maaße der in anderen Ständen vorkommenden Fälle wie 560 : 240 : 60.

Demnach kommen im Bürgerstande mehr als doppelt so viele Selbstmorde vor, als unter der Landbau treibenden Bevölkerung, unter den übrigen Ständen (mit Inbegriff des Militärs) aber fast doppelt so viel als unter den Gewerbe- und Handel treibenden und über 4mal so viel als unter dem Bauernstande.

Nach der Durchschnittsberechnung wählten jährlich 143 den Tod durch Strang,
71 „ „ „ Wasser,
53 „ „ „ Feuergewehr,
18 „ „ „ Stich- u. Schneidwerkzeuge,
6 „ „ „ durch andere Mittel.

Der Tod des Erhängens und Ertrinkens wird wohl schon der leichten Ausführbarkeit, geringen Vorbereitung und Wohlfeilheit wegen gewählt.

Aber außer diesen Rücksichten kommt gewöhnlich noch ein anderes Motiv dazu, aus welchem diesen beyden Todesarten der Vorzug gegeben wird, nämlich die Scheu vor Körperverletzung. Manche sorgen noch, ehe sie diesen Schritt unternehmen, für ihren Leichnam, ziehen z. B. die besten Kleider an u. dgl. mehr, und wollen sich daher selbst im Tode nicht mit zerschmetterter Hirnschale denken. Bey einer Vergleichung der verschiedenen Kreise ergibt sich, daß die meisten Selbstertränkungen in Mittelfranken vorkommen, nämlich durchschnittlich des Jahrs 16. Dieser Kreis zählt übrigens auch die meisten Selbstmorde der Frauenspersonen (13 pr. Jahr), die vorzugsweise diese Todesart wählten. Ihm reiht sich der schwäbische Kreis an; am seltensten sind Selbstertränkungen in der Oberpfalz (durchschnittlich nur 2) und in Niederbayern (durchschnittlich 3).

Zu dem Strang griffen die Selbstmörder am häufigsten im Kreise Oberfranken (jährlich 33) im Kreise Mittelfranken (jährlich 28). Zu dem Feuergewehr nahmen sie am öftesten ihre Zuflucht im Kreise Oberfranken (jährlich 9); in der Pfalz (jährlich 9). Zu Stichwaffen hingegen im Kreise Unterfranken und Oberbayern (jährlich 3). Sonstige Selbstentleibungsarten kamen die meisten in Mittelfranken und Oberbayern vor.

Im ganzen Königreiche fielen die meisten Selbstmorde (in Summa 334) im Jahre 1851, die wenigsten (in Summa 259) im Jahre 1848 vor; in den einzelnen Kreisen hingegen:

in Oberbayern	die	meisten	(50)	im	Jahre	1851,	die	wenigsten	(31)	im	Jahr 1847,
in Niederbayern	„	„	(18)	„	„	1848,	„	„	(9)	„	„ 1851,
in der Pfalz	„	„	(47)	„	„	1847,	„	„	(28)	„	„ 1845,
in der Oberpfalz	„	„	(19)	„	„	1846,	„	„	(9)	„	„ 1849,
in Oberfranken	„	„	(73)	„	„	1851,	„	„	(52)	„	„ 1848,
in Mittelfranken	„	„	(82)	„	„	1847,	„	„	(38)	„	„ 1849,
in Unterfranken	„	„	(42)	„	„	1851,	„	„	(28)	„	„ 1848,
in Schwaben	„	„	(47)	„	„	1845,	„	„	(28)	„	„ 1848.

Im Hinblicke auf die in der Tabelle aufgeführten Resultate des Jahrs 1851 ist zwar in den Kreisen Schwaben und Neuburg, dann in Niederbayern eine Abnahme der Selbstmorde ersichtlich; allein im ganzen Königreiche hat deren Zahl zugenommen, besonders in den Kreisen Mittelfranken, Oberfranken und Oberbayern, so daß es rathsam erscheint, die tiefer liegenden Ursachen hievon näheren besonderen Untersuchungen zu unterwerfen.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 21. Oktober.

Nro. 52. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1853.

Additamenta der Flora des Quadergebirges in der Gegend von Dippoldiswalde, enthaltend meist noch nicht oder wenig bekannte Pflanzen, von Ernst v. Otto. Dippoldiswalde. **27** S. gr. **4** mit **7** Tafeln (ohne Jahreszahl, die Vorrede ist vom Februar **1852** datirt).

Von vorliegender Schrift sind zwar schon mehrere Anzeigen, nämlich in Gersdorf's Repertorium und im Aprilhefte des Jahrgangs 1853 des Jahrbuch's der Mineralogie und auch wohl in andern Zeitschriften erschienen; aber, so viel uns bekannt, ohne nähere Vergleichung mit den von Andern, namentlich Geinitz, Göppert und Glocker bekannt gemachten Beobachtungen. Durch die Gefälligkeit des Verf. erhielten wir mehrere Originalien der in sehr saubern Abbildungen von ihm dargestellten Pflanzen, mit welchen wir eine Reihe von Originalien aus dem Schlesischen Quadersandstein vergleichen konnten, welche das Naturalienkabinet in Stuttgardt Hrn. Professor v. Glocker in Breslau verdankt. — Wir haben nur, ehe wir diese Vergleichung unternehmen, über den Inhalt der Schrift zunächst zu bemerken, daß der Verf. nach einer kurzen Bezeichnung der geognostischen Verhältnisse der Umgegend von Wendischcarsdorf speciell die Schichtenfolge des dortigen Wolfschen Quadersandsteinbruchs angibt, in welchem er die meisten der von ihm beschriebenen fossilen Pflanzen aufgefunden hat. Wir führen über diesen Fundort nur an, daß sich in demselben 4 Schichten unterscheiden lassen, aber in keiner derselben Meeresbewohner wahrzunehmen sind, die doch in einem nicht sehr entfernten Quaderbruche in großer Menge sich finden. Die davon versuchte Erklärung, daß hier einst die Küste des Meeres nicht ferne gewesen seyn, die Brandung aber die Anhäufung von Thierresten an der Küste verhindert haben dürfte, stimmt nicht gerade mit den sonst beobachteten Verhältnissen der Anschwemmung durch die regelmäßigen Bewegungen der Ebbe und Fluth und durch andere Strömungen *) zusammen. Es steht dieser Erklärung aber insbesondere die uns von Hrn. v. Martens mitgetheilte Erfahrung entgegen, daß nämlich die Brandung die Mollusken nicht abschreckt, die gerade in der Nähe der Küsten am häufigsten sind, und daß das Ausmünden eines Flußes nur eine andere Fauna veranlaßt, daß ferner an Sandküsten keine einschaligen Muscheln vorkommen und auch von zweyschaligen zwar viele Individuen, aber nur wenige Arten. Was nun die abgebildeten Petrefacten selbst betrifft, so bemerken wir darüber Folgendes. Auf der Iten Tafel ist ein großes Exemplar der Keckia annulata Glocker abgebildet, welche wir schon aus der colorirten Abbildung Glocker's **) kennen und von der wir auch von Hrn. Dr. Glocker selbst Exemplare erhalten haben. Wir gestehen

---

*) Vergl. die Abhandlg. von Davis upon the geological action of the Tide and other Currents of the Ocean in den Memoirs of the American Acad. of Arts and Sciences, new Series. IV. Band. — Und the Low of the Floud Tide. im III. Bande der Smithsonian contributions to knowledge.

**) Nova Acta Naturae Curios. Tom. XIX. Suppl. 2. Tab. IV.

jedoch, daß wir deſſen ungeachtet dem Petrefact noch nicht mit Beſtimmtheit eine lebende Pflanze an die Seite zu ſtellen wußten. Am eheſten ſcheint die Keckia mit Spongien durch die Form überhaupt und die Theilung der Aeſte überein zu kommen, während der ſchiefe Blätterdurchgang der Subſtanz im Innern nach der Glockeriſchen Abbildung weniger zu letztern paßt, übrigens in unſern Exemplaren nicht deutlich hervortritt.

Die auf Tab. II. dargeſtellte Keckia cylindrica des Verf. iſt der Spongia oculata Linn. (Sp. lanuginosa Esper, Halichondria oculata Johnston) ſehr ähnlich. Derſelben Art gehören auch wohl die Tab. III. abgebildeten ſogenannten Algen zu. Es nähert ſich ihr auch Tab. IV. Fig. 2. — Die Fig. 1 Tab. IV. mit Keckia vesiculosa bezeichnet, hat zwar einige Aehnlichkeit mit Fucus vesiculosus, wir finden übrigens keinen entſcheidenden Grund, ſie nicht auch den Spongien anzureihen, was auch von dem Fig. 3, 6 und 7 abgebildeten, als Keckia nodulosa bezeichneten Petrefact gilt, da z. B. Spongia cervicornis Pallas demſelben in der Form ziemlich ähnlich iſt.

Immerhin ſcheint es uns ſehr zweifelhaft, ob die urſprüngliche Anſicht des Verf.: ſie zu den Spongien zu zählen oder die von Göppert, ſie zu den Algen zu ordnen, die richtige iſt; jedenfalls haben jene Exemplare nur eine entfernte Aehnlichkeit mit Fucus vesiculosus.

Die Abbildungen der in Fig. 5 a. b. Tab. IV. dargeſtellten Petrefacte, welche als dem Palmacites varians Reuss *) verwandt angenommen werden, ſind zu wenig characteriſtiſch für Palmholz, als daß ohne Vergleichung der Originalien darüber ein Urtheil gefällt werden könnte. In der Fig. 7 Tab. V wird ein Palmblatt vermuthet, wofür die Aehnlichkeit mit Fig. 4 Tab. 52 von Göppert l. c. einigermaſſen ſpräche. Wir haben ein ähnliches durch Scheidewände ausgezeichnetes Petrefact aus dem Süßwaſſerkalke von Mombach vor uns, das vielleicht dem Stengel einer Sagittaria oder eines Schilfs **) oder eines Calamiten angehörte. Jedenfalls ſcheint die Palmenähnlichkeit von Fig. 6 und 7 ſehr zweifelhaft.

*) Verſteinerungen der böhmiſchen Kreideformation II. p. 47 Tab. 48 Fig. 2 und 3.

**) Giuseppe Menechini Ricereche sulla Struttura del Caule nelle Plante monocotyledoni. Padova 1836. Tab. VIII. Fig. 1.

Daß die Tab. V. Fig. 1 — 6 und vielleicht auch die Fig. 9 — 11 abgebildeten Bruchſtücke von Zweigen, Früchten, Holz und Wurzel Coniferen zugehört haben, iſt uns gleichfalls wahrſcheinlich. Sie reihen ſich zum Theil den auch in anderen Formationen, namentlich den im Vogeſenſandſteine vorkommenden Coniferen (Voltzien und Albertien) an, die auch im Keuperſandſteine einzelne Repräſentanten haben.

Das Blatt Tab. V. Fig. 8 mag immerhin einer dicotyledonen Pflanze angehören. Die Fig. 10 Tab. V dargeſtellten kugelförmigen Körper kommen mit den Fig. 1 Tab. XXIV. von Geinitz dargeſtellten *) überein, der die Kugeln von einem Pilze (Sclerotites) ableitet, eine Anſicht, welche anfangs auch Göppert theilte, ſpäter aber (l. c. p. 112) ſie vorläufig als zufällige Bildungen anſehen zu müſſen glaubte. Abgeſehen davon, daß damit eigentlich keine Anſicht ausgeſprochen iſt, ſcheint denn doch das häufige Vorkommen dieſer kugelförmigen Körperchen an Exemplaren verſchiedener Fundorte nicht bloß als zufällig angenommen werden zu können, ſondern als ein dem Quaderſandſteine vielleicht eigenthümliches Vorkommen angenommen werden zu dürfen. Wir glauben daher die von Göppert l. c. p. 15 angeführte Vergleichung mit Lycogale wieder aufnehmen zu ſollen, indem das Petrefact wenigſtens der von Nees **) auf Holz abgebildeten Lycogale ſehr ähnlich iſt. Eine Reihe von Exemplaren aus dem Quaderſandſtein von Moletein unweit Mähriſch-Tribau, welche das k. Naturalienkabinet gleichfalls Hrn. v. Glocker verdankt, ſcheint nämlich eher für dieſe Anſicht zu ſprechen. An mehreren Exemplaren läßt ſich deutlich erkennen, daß dieſe rundlichen Körper auch im Innern ganz aus Sandſteinmaſſe beſtehen; ſie ſind auf der Oberfläche lichtgelb, wie die anliegenden Holzüberreſte und die Maſſe des Sandſteins großentheils ſelbſt.

*) Characteriſtik der Schichten und Petrefacte des ſächſiſchen Kreidegebirgs. 1842. 3. Heft.

**) Nees und Henry, Syſtem der Pilze, 1te Abthlg. Tab. 8.

Manche derselben sind etwas plattgedrückt, entsprechend der festweichen Substanz vieler Pilze. Zugleich ist ihre Oberfläche meist ziemlich glatt, an einigen aber auch etwas höckerig, wie die mancher Kugeln von Schwefeleisen. Der Zersetzung dieser oder irgend einer andern Verbindung von Eisen ist auch ohne Zweifel die ockergelbe Farbe der meisten Exemplare zuzuschreiben. An einem Exemplare hatte sogar die Gesteinsmasse sowohl als die kugelförmigen Körperchen eine rostrothe oder beynahe zinnoberrothe Farbe angenommen. Für Ausfüllungen von Bohrlöchern von Pholaden kann ich diese kugligen Formen nicht halten, indem sie viel zu gedrängt und nicht selten über einander gehäuft sind. Die entschieden durch Ausfüllung von Bohrlöchern entstandenen rundlichen Formen, welche nicht selten in der Molasse Oberschwabens, sogar noch in dem angebohrten Holze steckend, gefunden werden, stellen sich ganz anders und namentlich mehr getrennt dar. Auf welche Beobachtungen Hr. v. Geinitz diese mir nur kurz von Hrn. v. Otto brieflich mitgetheilte Ansicht stützt, ist mir unbekannt, inzwischen scheint für den vegetabilischen Ursprung dieser Körper auch das Vorkommen solcher rundlicher Erhöhungen auf der Oberfläche eines von Hrn. v. Otto mir mitgetheilten Exemplars des Tab. VI. Fig. 2 von ihm abgebildeten Stammes der Spongia saxonica Gein. (Cylindrites spongioides Goepp.) zu sprechen. Die eine der muthmaßlichen Pholaden bezeichnet Geinitz nach einer mir von Hrn. v. Otto mitgetheilten Notiz mit Pholas sclerotites Gein., die andere mit Amphisbaenea gastrochaena Goldf., wobey ich mir nur erlaube, auf die weniger geeignete Benennung hinzuweisen, indem der Name Amphisbaena einer bekannten Schlangenart zugehört.

Von den Tab. VII. dargestellten Foßilien mögen Fig. 1 und 2 holzartige Körper seyn. Fig. 3 ist ohne Zweifel eine, den im Keupersandstein vorkommenden, entsprechende Bildung, welcher nichts Organisches zu Grunde liegt. *)

*) G. Jäger, über die regelmäßigen Formen der Gebirgsarten. 1846. Tab. II. Fig. 18. Tab. VII. Fig. 9.

Die Tab. VI. Fig. 1 und 4, 5, 6 abgebildeten Petrefacten *) haben bereits durch die von Göppert mitgetheilte genaue Untersuchung vollständigerer Exemplare (l. c. Tab. 46 Fig. 1 — 6) ihre Bestimmung erhalten, indem sie Göppert unter seinem Cylindrites spongioides begreift. Die kleinen, undeutlich rhomboidalen Formen auf der vergrößerten Oberfläche Fig. 6 sind auch auf den von Glocker erhaltenen Exemplaren aus der Grafschaft Glatz zu erkennen. Der Verf. rechnet die Fig. 1, 2, 3 Tab. VI. zu Spongia saxonica Geinitz; ob jedoch Fig. 2 und 3 auch zu Cylindrites spongioides Goeppert gezählt werden könne, scheint uns noch zweifelhaft. Göppert führt diese Formen unter den Petrefacten des Quadersandsteins nicht auf, indeß die Fig. 1 Tab. XXIII. von Geinitz beynahe ganz mit Tab. VI. Fig. 3 von Otto übereinkommt. Die auf Fig. 2 der Geinitzischen Tafel bemerkten rundlichen Flecken entsprechen ganz den auf Fig. 1 ebendaselbst angedeuteten, und man ist daher auf die Annahme geleitet, daß Fig. 2 nur als Ast zu Fig. 1 gehöre. Die Fig. 2 von Geinitz hat aber durch die knotigen Anschwellungen die größte Aehnlichkeit mit Fig. 1 der Tab. VI. von Otto, und mit Fig. 1—6 der 46. Tafel von Göppert, nur ist die Zeichnung der Oberfläche der letzteren etwas verschieden, die von Glocker erhaltenen Originalien kommen aber sehr nahe mit letzterer überein, so weit sich dieß bey der Undeutlichkeit der Zeichnungen überhaupt beurtheilen läßt, welche daher nicht wohl eine sichere Diagnose gewähren können. Zu der Gattung Münsteria Sternb., welcher Göppert seinen Cylindrites spongioides vergleicht, gehört dieses Foßil offenbar nicht, wohl aber dient die Münsteria flabellaris und M. Hoessii Sternb. zur Erläuterung der Münsteria Schneideriana Goepp. Tab. LI. Fig. 3 und zur Deutung der Keckia annulata Glockers, mit welcher jene Sternbergischen Münsterien

*) Nach einer von Hrn. v. Otto brieflich mitgetheilten Note soll Göppert die Tab. VI. Fig. 4, 5, 6 als Coniferensprossen ansehen. Wir müssen dieß dahin gestellt seyn lassen, glauben aber, daß die Fig. 6 dargestellte vergrößerte Schuppe sich wohl den auf Fig. 1 nur wenig deutlich ausgedrückten Umrissen der Oberfläche anschließen dürfte.

vielleicht identisch sind. — Von der Spongia saxonica Geinitz (Cylindrites spongioides Goepp.) hatte das königl. Naturalienkabinet 1834 mehrere Exemplare von Hrn. Geh. Medicinalrath v. Otto in Breslau aus dem Quadersandsteine der Herrschaft Glatz erhalten, welche ganz die von Göppert l. c. Tab. 46 Fig. 1—5 dargelegte Beschaffenheit haben. Ein später durch Hrn. Hagebach aus der Molasse von St. Gallen erhaltenes Exemplar kommt mehr mit dem von Göppert Tab. 48 Fig. 1 dargestellten Exemplar, aber auch mit den im Liassandsteine vorkommenden wurzelähnlichen Ausbreitungen, noch mehr aber mit Stigmarien aus der Kohlenformation überein, wie sich dieß aus der Vergleichung mit der Abbildung der Stigmaria bey Buckland *) ergibt, indem namentlich auf Fig. 8 und 10 dieselbe dichotomische Theilung und die die Mitte des Stamms einnehmende, der Länge nach verlaufende Rinne sich findet, wie an den Stämmen der Spongia saxonica Gein., welche v. Otto Tab. VI Fig. 2 abgebildet hat. Die regelmäßigen Punkte auf der Oberfläche der Stigmaria dienen, wie dieß aus den Abbildungen Bucklands Tab. 56 Fig. 10 und 11 erhellt, zur Anheftung von Wurzelfasern, wovon aber die Exemplare aus dem Quadersandsteine keine deutliche Spur zeigen.

Durch die von Hrn. v. Otto und seinen Vorgänger mitgetheilten Beobachtungen scheint die interessante Thatsache bestätigt zu werden, daß in den verschiedenen Sandsteinen wenigstens einzelne analoge Pflanzenformen vorkommen, und dadurch der Einfluß des Bodens auf die Flora bestätigt wird, wenn dieser gleich verschiedenen Formationen angehört. Die Flora des Quadersandsteins scheint mehr der Flora am Strande des Meeres als einer eigentlichen Meeresflora vergleichbar, der nur in beschränkterem Maaße die Producte des Brackwassers oder der Lacustren-Flora in den Vorkommnissen des bunten Sandsteins, des Keupers und selbst des Liassandsteins einiger Gegenden zur Seite stehen würden.

(Schluß folgt.)

*) Bridgewater Bücher Tab. 56 Fig. 8—11.

Kritischer Commentar zu Plato's Phädon.

(Schluß.)

Von den Ergebnissen der kritischen Thätigkeit des Verfassers für die Herstellung des Textes erwähnen wir nur Beyspiels halber, daß Hr. Sch. in der Stelle 111 B. die Lesart *φρονήσει* wieder zu Ehren bringt, statt welcher alle neueren Herausgeber, mit Ausnahme von Beck und Bekker, nach dem Vorgang Heindorf's die Lesart des einzigen Cod. August. *ὀσφρήσει* aufgenommen haben. Wir halten diese restitutio für durchaus recht und gerecht. Auch 109 D. vertheidigt der Verf. die Lesart der Handschriften: *τὸ δὲ εἶναι ταὐτόν* noch entschiedener als Ref. es gethan, indem er nicht nur die von dem neuesten Herausgeber in den Text aufgenommene Conjectur Baiter's — Hr. Sch. sagt Vögelins (?) — *τὸ δὲ δεινότατον*, sondern auch Heindorf's von Stallbaum gebilligtes *τοιοῦτον*, das Ref. als eher zuläßig erklärte, als dem Zusammenhang unangemessen zurückweist. Können wir dieses in Bezug auf Heindorf's Conjectur auch jetzt noch nicht so unbedingt zugeben, so halten wir doch jedenfalls die Beybehaltung der handschriftlichen Lesart aus inneren und äußeren Gründen für geboten, ebenso wie wir 93 B. in den Worten *ἑτέραν ἑτέρας ψυχῆς ἐπὶ πλέον .... αὐτὸ τοῦτο εἶναι ψυχήν* die Einschaltung von *ψυχήν* vor *ψυχῆς* mit Hermann und Hr. Sch. nicht gerade für nöthig erachten, obwohl wir dem von Hermann aufgestellten Grunde zur Rechtfertigung jener Lesart, dem Hr. Sch. auf's allerentschiedenste beystimmt, auch jetzt noch nicht beypflichten können. Denn daß an der andern Stelle (93 D.) *ψυχήν* Prädicat sey, also nicht mit *ἑτέραν* verbunden werden dürfe, dem widerstreitet nach unserer Ansicht die dem *ἑτέραν ἑτέρας* parallele Stellung des *ψυχῆς* nach *ψυχήν*.

C.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 24. Oktober.

Nro. 53. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1853.

Allgemeine Palaeontologie. Entwurf einer systematischen Darstellung der Fauna und Flora der Vorwelt, zum Gebrauche bey Vorlesungen und zum Selbstunterrichte, von C. G. Giebel. I. Abtheilung: Palaeozoologie. 2te Auflage. II. Abtheilung: Palaeophytologie. Leipzig 1852. 413 S. gr. 8.

Die im Jahre 1846 erschienene Palaeozoologie des Verfassers hatte einen so guten Absatz gefunden, daß die Bearbeitung einer neuen Auflage nöthig wurde. Der Verf. benützte diese Gelegenheit, um nicht bloß seine frühere Arbeit zu verbessern und die in Folge der fortschreitenden Entdeckungen nothwendig gewordenen Ergänzungen zuzusetzen, sondern er fügte der Charakteristik der urweltlichen Thiere in der neuen Auflage auch die der fossilen Pflanzen bey. Dadurch war auch eine Abänderung des Titels nöthig geworden und die neue Ausgabe ist demnach als „allgemeine Palaeontologie“ bezeichnet.

Dem Verfasser, der unter allen dermalen lebenden Naturforschern wohl die größte literarische Produktivität entwickelt, muß die Gabe einer klaren und geordneten Darstellung zugestanden werden, und somit wird sich diese neue, wesentlich erweiterte und verbesserte Auflage zum Gebrauche bey Vorlesungen und zum Selbstunterrichte noch vortheilhafter als die erste benützen lassen. Mit Recht hat der Verf. keine Abbildungen beygefügt, denn solche stehen einer allgemeineren Verbreitung eines Lehrbuches hinderlich im Wege und bey dem großen Eingange, den Bronn's **Lethaea geognostica** und Quenstedt's Handbuch der Petrefaktenkunde mit ihren Abbildungen gefunden haben, wird es überdieß den Lernbegierigen meistens nicht schwer fallen, das eine oder das andere dieser Werke in schwierigen Fällen zu Rathe ziehen zu können.

Der Verf. ist bey Anordnung seines Stoffes zunächst vom geognostischen Standpunkte ausgegangen, indem er 3 Perioden annimmt, wovon die erste das Uebergangs-, Steinkohlen- und Kupferschiefer-Gebirge, die zweyte die übrigen Flötzformationen und die dritte die Tertiär- und Diluvialgebilde umfaßt. Da nun die organischen Typen häufig nicht bloß auf die eine dieser Perioden beschränkt sind, sondern in die andern übergreifen, so sind dadurch Wiederholungen nöthig geworden, die vermieden worden wären, wenn der Verf., wie es Quenstedt gethan, gleich von vorn herein die rein zoologische und botanische Systematik zu Grunde gelegt hätte. Andrerseits ist es dagegen anzuerkennen, daß nach dieser Anordnung die successive Entwicklung der urweltlichen Organismen nach größeren geologischen Abschnitten zur klareren Ansicht gebracht werden kann.

Die Hauptgattungen der urweltlichen Thiere und Pflanzen sind kurz, doch für den ersten Bedarf ausreichend charakterisirt; in gleicher Weise ist eine oder auch mehrere Arten von jeder Gattung aufgeführt. Die Kürze der Beschreibungen hat es dem Verf. möglich gemacht, eine große Anzahl von typischen Formen aufzählen zu können, was für den Anfänger zur Orientirung, insbesondere in einer Sammlung, von großem Vortheil ist. Wir können daher diese „allgemeine Palaeontologie“ für den angekündigten Zweck auf's Beste empfehlen.

Report of a Geological Survey of Wisconsin, Jowa and Minnesota, and incidentally of a portion of Nebraska Territory. Made under instructions from the United States Treasury Department. By David Dale Owen, United States Geologist. Philadelphia 1852. 638 S. gr. 4 nebſt Atlas.

Während in früheren Zeiten die Anlegung wiſſenſchaftlicher Anſtalten und die Ausführung wiſſenſchaftlicher Unterſuchungen in den Vereinigten Staaten von Nordamerika faſt ganz ein Werk der Privaten war, haben nunmehr auch die Regierungen der einzelnen Staaten, wie die Centralregierung der Union ſich derſelben kräftigſt angenommen und mehrmals ſolche mit großen Geldmitteln ausgeſtattet. Einen neuen Beweis hievon gibt die geognoſtiſche Unterſuchung der Staaten von Wisconſin, Jowa und Minneſota, die im Auftrage des Finanz-Departements der Union ausgeführt wurde und nicht geringe Koſten veranlaßt haben mußte, da dem Staatsgeognoſten D. D. Owen nicht weniger als eilf Aſſiſtenten, darunter namhafte Männer, beygegeben waren. Wenn nun gleich die Regierung bey dieſem Unternehmen zunächſt nur einen praktiſchen Zweck vor Augen hatte, ſo iſt daneben doch auch zugleich eine wiſſenſchaftliche Aufgabe gelöst worden, und ſie hat nicht angeſtanden auch zu deren Veröffentlichung beträchtliche Geldmittel zu verwilligen.

Der in Unterſuchung genommene Bezirk iſt der größte, der bisher in Amerika überhaupt einer geognoſtiſchen Erforſchung unterworfen wurde, indem er zwey und ein halb mal ſo groß als ganz Großbrittannien iſt. Er umfaßt die Staaten Wisconſin, mit Ausnahme des öſtlichen Theils am Michigan-See, ferner Minneſota und Jowa; zur Vervollſtändigung der geognoſtiſchen Nachweiſungen mußte auch ein Stück von Nord-Illinois und Nord-Miſſouri in den Kreis der Unterſuchungen gezogen werden. Da ein großer Theil des hier umſchriebenen Bezirkes noch völlige Wildniß iſt, ſo hatte die Expedition häufig mit großen Strapazen und Entbehrungen zu kämpfen, wozu überdieß die Cholera kam, die ein Mitglied derſelben hinwegraffte. Um ſo mehr Anerkennung verdient es, daß Owen und ſeine Mitarbeiter, trotz ſolcher ungünſtigen Verhältniſſe, ihre Aufgabe in der gelungenſten Weiſe gelöst haben.

Es kann für einen größeren Kreis von Leſern kein Intereſſe haben, wenn wir in's ganze Detail dieſer Unterſuchungen ſpeciell eingehen wollten; es genügt, hier die Hauptreſultate, welche gewonnen wurden, darzulegen.

Die älteſte unter den verſteinerungsführenden Gebirgsformationen, welche ermittelt wurde, iſt der untere, der ſiluriſchen Gruppe angehörige Sandſtein, der auf der Oſtſeite des obern Miſſiſſippi, nördlich des Wisconſin-Flußes, zu Tage kommt und ohne Zweifel auch das weitausgedehnte Fluthland und die rothen Mergel und Schiefer der Gegend am obern See unterteuft.

Auf dieſen Sandſtein folgt der untere dolomitiſche Kalkſtein (**Magnesian Limestone**), der zu beyden Seiten des obern Miſſiſſippi, ſüdweſtlich von jenem, erſcheint und theilweiſe in ſchmalen Gürteln innerhalb der tiefen Flußeinſchnitte oder ſelbſt an der Oberfläche zum Vorſchein kommt. Zunächſt über ihm liegt der obere dolomitiſche Kalkſtein, der ſich im Süden ausbreitet, ſonſt aber weder nach ſeinem chemiſchen noch phyſiſchen Verhalten von ihm verſchieden iſt. Hinſichtlich ſeiner chemiſchen Conſtitution wie ſeiner ſchroffen pittoresken Felſenbildungen kommt dieſer Kalkſtein mit dem Dolomite unſers Juragebirges überein.

Südweſtlich tritt dann der Cedernkalkſtein (**Cedar Limestone**) auf, der als gleichzeitig mit der Devoniſchen Gruppe der engliſchen Geognoſten angenommen wird. Ueber ihn lagert ſich der Kohlenkalkſtein und die große Steinkohlen-Formation von Jowa und Miſſouri.

Der übrige Diſtrikt, der hauptſächlich gegen den obern Lauf des Miſſiſſippi mit ſeinen Zuflüßen und am rothen Fluße liegt, iſt mit angeſchwemmtem Lande überdeckt. Letzteres nimmt nicht nur ein größeres Areal als irgend eine der vorhin angege-

benen Formationen ein, sondern fast so viel als alle miteinander zusammengenommen.

Unter allen diesen Formationen liegen die Urgebirgs- und Trapp-Felsarten, die aber nur in beschränkter Weise zu Tage treten, entweder in den Stromeinschnitten oder als Kuppen.

Die Reihe der Felsarten reicht demnach auf diesem großen Flächenraum vom Granite an nur bis zu den obern Gliedern der Steinkohlen-Ablagerung hinauf; alle andern, mit Ausnahme des aufgeschwemmten Landes, fehlen gänzlich. Der geognostische Bau dieses Terrains ist daher einfacher als dieß in Deutschland der Fall ist.

Was den in großer Mächtigkeit und weiter Verbreitung auftretenden rothen Sandstein des obern Sees anbelangt, dessen geognostische Stellung bey gänzlichem Mangel an Versteinerungen und bey nicht ganz evident ermittelten Lagerungsverhältnißen von den amerikanischen Geognosten sehr verschieden angegeben worden ist, so betrachtet ihn Owen als ein unteres Glied seiner ersten Formation, des untern Sandsteines.

Die geognostische Untersuchung der genannten Staaten hat übrigens Owen nicht allein publizirt, sondern Dr. Norwood, Col. Whittlesey und Dr. Shumard haben ihren Antheil daran selbstständig bearbeitet und hier zur Vorlage gebracht.

Die in den sogenannten Mauvaises terres des Territoriums von Nebraska gesammelten fossilen Ueberreste von Säugthieren und Schildkröten sind von Dr. Joseph Leidy in einem besondern Abschnitte beschrieben (S. 539 — 572); sie sind für die Palaeontologie von großem Interesse. Sie liegen in eigenthümlichen Ablagerungen, welche Leidy der Eocenperiode des Tertiärgebirges zutheilt. Unter den ihm übergebenen fossilen Resten hat er 8 Arten von 6 Gattungen der Säugthiere und 4 Arten Schildkröten von der Gattung Testudo erkannt. Den Raubthieren gehört unter jenen nur der Machairodus an; alle andern Säugthier-Ueberreste zählt Leidy zu den Pachydermen, wie Palaeotherium und Rhinoceros, oder zu dieser Ordnung in Verbindung mit Merkmalen von Wiederkäuern, wie die von ihm neu errichteten Gattungen Oreodon und Eucrotaphus, oder zu der nämlichen Ordnung in Verbindung mit entschieden carnivoren Charakteren, wie seine Gattung Archaeotherium. Die 8 Arten urweltlicher Säugthiere heißen: Oreodon Culbertsonii und gracilis, Palaeotherium [?] Proutii, Rhinoceros occidentalis und nebrascensis, Archaeotherium Mortoni, Eucrotaphus auritus und Machairodus primaevus. Die 4 Arten Schildkröten bezeichnet Leidy als Testudo nebrascensis, Oweni, Culbertsonii und hemisphaerica.

In einem Nachtrage führt Leidy noch andere Formen von derselben Lokalität auf, nämlich 1) Poebrotherium Wilsoni, mit Dorcatherium nahe verwandt, 2) Agriochoerus antiquus, eine erloschene Wiederkäuer-Form, die an Anoplotherium anknüpft, 3) Archaeotherium robustum, 4) Anchitherium Bairdii und 5) Testudo lata.

Zuletzt folgen noch 5 besondere Anhänge, von folgenden Verfassern bearbeitet.

1) Beschreibung neuer Gattungen und Arten fossiler wirbelloser Thiere von D. D. Owen. Sie gehören zu den Trilobiten mit den neuen Gattungen: Dikelocephalus, Lonchocephalus, Crepicephalus und Menocephalus, ferner zu den Mollusken und den Foraminiferen; letztere nur in einer Art repräsentirt, aus der er die neue Gattung Selenoides errichtet.

(Schluß folgt.)

Additamenta der Flora des Quadergebirges in der Gegend von Dippoldiswalde, ꝛc.

(Schluß.)

In dieser Beziehung führen wir an, daß in dem gelblichweißen Liassandsteine von Pfrondorf in der Nähe von Tübingen abgesonderte, einfache, meist gebogene Cylinder sich finden, welche Spongien, namentlich der Spongia tubulosa Montagu (Halichondria Montagni Flemming und Johnston) sehr ähnlich sind und welche wir daher längst unter dem Namen Spongites cylindricus in dem k. Naturalien-

cabinet aufgestellt haben; daß ferner auf manchen Platten des Liassandsteins der Fig. 3 Tab. VI von Otto ähnliche, bis in feinere Zweige zertheilte Formen sich finden, welche mit dickeren und verhältnißweise noch breiteren Aesten und Stämmen zusammenhängen. Diese sind auf ihrer unteren Fläche mehr oder weniger plattgedrückt, während die feinsten Aestchen mehr cylinderförmig und nicht selten auf kurze Strecken gerade sind und sich dichotomisch theilen, so daß sie dem Fucoides bollensis Ziet. ähnlich sind, sich aber durch ihre von der Gesteinsmasse mehr abgehobene cylindrische Form unterscheiden. Bisweilen findet man auch wohl von der Oberfläche des eine abgesonderte Schichte bildenden festeren Liaskalkes oder von der ihn bedeckenden weicheren, thonreicheren Sandsteinschichte einen in die Höhe gerichteten Stummel mit einigen horizontal sich wurzelartig ausbreitenden Aesten. Ich glaubte daher schon längst dieses Fossil mit der oben angeführten Stigmarie Buckland's in Parallele stellen zu sollen, nannte es aber vorläufig Schoinophyton (Strickpflanze), um damit einfach die äußere Form desselben zu bezeichnen, da diese zugleich mehr für die pflanzliche Natur desselben spricht, indem die maschenartige Verbindung der Aeste zunächst an die Analogie mit Conferva bullosa Linn., die Vertheilung der Aeste aber mehr an die Analogie der Verzweigung einer Wurzel oder eines Stammes, als an die einiger Radiaten erinnert.

Mit letzteren, namentlich Ophiuren, hat sogar ein anderes auf der Oberfläche des Liassandsteins vorkommendes Fossil auf den ersten Blick mehr Aehnlichkeit, das aus ziemlich gleich (1 bis 2‴) breiten flachen Fäden besteht, welche 2 durch eine schmale Rinne getrennte, gedrehte Schnüre darstellen, und dadurch allerdings einige Aehnlichkeit mit dem Bau der Ophiuren haben, aber in der Zusammensetzung des Ganzen sehr von diesen, namentlich auch durch den Mangel einer Scheibe abweichen, indem diese Fäden vielfach unter sich zu Maschen verbunden, mehr einem weiten Netze von Schnüren gleichen. Ich habe dieses Fossil vorläufig Schoinophyton contortum genannt. Diesen Formen glaube ich die maschenartigen Erhabenheiten, welche mit Thierfährten auf dem Heßberger Sandsteine vorkommen, anreihen zu sollen, indem ich sie mit Rüppell *) allerdings für petrificirte einfache Pflanzen halte, welche colossalen Conferven etwa zu parallelisiren seyn möchten **).

Im Ganzen scheint also aus den voranstehenden Beobachtungen sich zu ergeben, daß in verschiedenen Gebirgsarten, namentlich den Quadersandstein, dem Liassandsteine, dem Keupersandsteine (und vielleicht nach einigen Exemplaren auch im Muschelkalke) einfache vegetabilische Bildungen vorkommen, welche durch ihre vorzugsweise Erstreckung in die Länge, ihre ästige Vertheilung oder maschenartige Verbindung, und ihre gleichartige oder durch Anschwellungen hin und wieder vermehrte Dicke sich auszeichnen, und somit im Ganzen eine strickartige Form haben, weßhalb ich sie vorläufig mit dem Namen Schoinophyton (liasicum, contortum, Hessbergianum) bezeichne, dem übrigens füglich auch ein Schoinozoon zur Seite stehen könnte, da bey der Einfachheit dieser Organismen sogar der Uebergang von der einen Form des Lebens zur andern nach den jetzt gemachten Beobachtungen nicht unerwartet wäre.

Dr. G. Jäger.

---

*) Museum Senkenbergianum. 3ter Bd. p. 218.

**) Daß sie nicht durch Ausfüllung von Rissen entstanden seyen, ergibt sich unzweifelhaft aus ihrer mehr 4kantigen Form, während die Ausfüllungsmasse von Rissen nothwendig eine 3seitige Form annehmen müßte.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 26. Oktober.

Nro. 54. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1853.

Die sensorischen Functionen des Rückenmarkes der Wirbelthiere, nebst einer neuen Lehre über die Leitungsgesetze der Reflexionen, von Eduard Pflüger. Berlin 1853. 145 S. gr. 8.

Die Wichtigkeit der in dem Titel angekündigten Gegenstände überhebt uns jeder Darlegung der Gründe, welche uns bestimmen, diese Arbeit einer näheren Betrachtung vom theoretischen und einer Revision vom experimentellen Standpunkte aus zu unterwerfen, in welch letzter Beziehung wir dem Verfasser einen Gefallen zu erweisen scheinen; denn er wünscht selbst (S. XIII der Vorrede), „daß die Bestätigung der Resultate seiner Experimente nicht lange auf sich warten lasse". Beobachtung und Schlußfolgerung sind aber zwey verschiedene Dinge. Das Resultat der Beobachtung ist eine sinnenfällige Thatsache, die Schlußfolgerung eine Unterordnung des sinnlichen Befundes unter die Summe des Bekannten nach einem Prinzip, welches man den subjectiven Standpunkt nennt.

Daß auf diesen in unserem Falle Alles ankommt, sieht man aus dem schon so lange geführten und in jüngster Zeit wieder heftig erneuten Kampf ob der Frage: ist die Seele eine Function des Körpers, oder sind Seelenthätigkeit und materielle Vorgänge in dem Leib zwey differente Functionsreihen?

Aus dieser Rücksicht müssen wir den Grundgedanken des Verfassers, seinen Standpunkt, zuerst fixiren, und thun dieß mit seinen eigenen Worten, da Worte bey dieser Frage leider oft das Meiste ausmachen.

Er sagt (S. X der Vorrede): „Das Bewußtseyn ist Leben und Werden. Ihm kommt kein Seyn zu. Leben ist Bewegung. Die Ursachen, welche diesem Leben zu Grunde liegen, sind bestimmte, welche nicht Grund seyn können, daß in einem und demselben Zeitdifferenzial Etwas geschehe und zugleich auch nicht geschehe. Diese Bewegung, die Bewußtseyn genannt wird, ist ein Theil des Ganzen; dieses Leben ein Theil des großen Lebens der Welt. Wie im Ocean eine Woge die andere treibt....., so geht die große Kette des Bedingenden und Bedingten, das wiederum Bedingendes zu anderem Bedingten wird, durch das ganze All und mit Millionen Armen reichen sich die Massentheilchen die Hände, und stoßen sich wiederum ab. Und während die Unendlichkeit im Kleinsten wie im Großen schweigend und demuthsvoll sich dem Gesetz beugt, sollte die verschwindend kleine Function eines Theilchens vom Ganzen, weil es Bewußtseyn heißt, und die Basis unseres Eigendünkels bildet, sich allein auflehnen wollen gegen die große Herrschaft, eine zweyte Welt bildend zum Hohne der ersten".

„Das im Raume ausgedehnte Bewußtseyn findet sich nur da, wo centrale Nervensubstanz in ihrer Integrität besteht, und hört auf zu seyn, wenn diese Integrität bis zu einer gewissen Gränze aufgehoben ist".

„Will man immer noch das immaterielle Wesen (die Seele) halten, so muß zugegeben werden, daß erst aus dessen Wechselwirkung mit der bestimmt organisirten Materie des Cerebrospinalmarkes Bewußtseyn möglich werde. Was bleibt aber noch an

dieser „Seele“, wenn sie nach Zerstörung der Nervensubstanz nicht mehr empfinden, nicht denken, nicht wollen kann? Es müßte ein Etwas bleiben, das Alles eingebüßt hat, wodurch es das ist, was es eigentlich vorstellen soll. Könnt Ihr aber wohl und wollt Ihr ein Etwas Seele nennen, was nicht empfindet, nicht weiß, nicht urtheilt, nicht mehr will? Und thätet Ihr es, was wäre Euch damit gedient?“

„Erst nachdem man klar ist über den Standpunkt, welchen man zur Lösung unserer Fragen fixiren muß, d. h. über jenen Standpunkt, der kein anderer ist als die Erkenntniß, daß nimmermehr problematische Prämissen, sondern absolut nur Thatsachen zu sicheren und wahren Schlüssen benutzt werden dürfen, wird es möglich, den von Kürschner und Anderen für unentwirrbar gehaltenen Knoten zu lösen und Licht zu bringen in ein Gebiet, das bisher Dunkel und Ungewißheit umschleiert hat“.

Wir brauchen die Schule nicht zu nennen, zu welcher sich der Verfasser mit diesen seinen Worten bekennt, und anzudeuten, daß wir noch einen anderen Standpunkt gegenüber den Thatsachen, welche für sich gar nichts sagen, für möglich halten, ohne mehr „problematische Prämissen“ zu beanspruchen als er.

Um aber unseren Standpunkt mit dem seinigen confrontiren zu können, bedürfen wir der Thatsachen, welche auch wir entgegen jeder in der Luft schwebenden sogenannt philosophischen Grundlage in vollstem Maaß respectiren.

Wir übergehen das I. Capitel „der geschichtlichen Notizen“ und wenden uns zum II., „dem allgemeinen Ueberblick über die „scheinbar“ willkührlichen Bewegungen enthaupteter Wirbelthiere oder bloßer Wirbelthierstücke.“

Ohne eine Aufzählung aller einzelnen Beobachtungen, welche ohnedieß von allen Experimentatoren bey Gelegenheit dieser Untersuchungen gemacht seyn dürften, und welche ich selbst wenigstens bey nackten Amphibien, Fischen und Vögeln sehr vielfach bestätigt gefunden habe, will ich sie sämmtlich späterer Betrachtungen wegen hier nur classificiren.

Es sind erstens Bewegungen, welche nach der Decapitation und gewöhnlich nach Verfluß einer Pause von selbst, d. h. ohne nachweisbaren äußeren Reiz entstehen. Zweytens Bewegungen, welche auf äußeren Reiz entstehen, und in ihrer Form den Bewegungen mehr oder weniger genau entsprechen, welche das nicht geköpfte Thier gezeigt hat. Drittens Bewegungen, welche vor der Decapitation begonnen haben, und sich nach der Decapitation ohne Unterbrechung fortsetzen. Sämmtliche Bewegungen haben das gemein, daß sie erstens häufig auch ausbleiben, und daß viele nur unter dem Zusammenfluß gewisser Summen entfernterer, außer dem Organismus gelegner Bedingungen eintreten, z. B. Klima ꝛc.

Das III. Capitel gibt eine Kritik der vorhandenen Beweise für die Ausschließlichkeit des Gehirns als Organ des Bewußtseyns, wobey jene Beweise in fünf Gruppen gebracht und der Kritik des Verfassers unterworfen sind. Die erste Gruppe umfaßt die Beweise für die Untheilbarkeit der Seele, für deren Einheitlichkeit, die zweyte die für die Unfreywilligkeit der Bewegung decapitirter Thiere, die dritte für die Zwangsmäßigkeit der bey decapitirten Thieren auftretenden Bewegungen, die vierte für die Empfindungslosigkeit des kopflosen Rumpfes, die fünfte für den ausschließlichen Antheil des Gehirns am Bewußtseyn, so weit dieselben aus pathologischen Thatsachen gewonnen werden können.

Zu 1.) Die experimentelle Beweisführung gründet sich auf die Wahrnehmung, daß nach querer mechanischer Trennung des Rückenmarks mit dem Messer, oder Unterbrechung der Leitung durch Paraplegie, nur das mit dem Kopf versehene Stück des Organismus bewußter Empfindung und willkührlicher Bewegung fähig ist, das andere dagegen nicht, obgleich in diesem noch Reize Reaktionen herbeyführen.

Der Kritik des Verfassers müssen wir insofern beypflichten, als diese Beobachtungen mehr nicht direkt beweisen, als die Unterbrechung der Leitung eben durch die Continuitätstrennung des Markes, und erwähnen nur vorläufig, daß sie auch nicht die Schlußfolgerung unseres Verf. rechtfertigen, daß das eine Centralbewußtseyn eines Thieres durch Theilung des Rückenmarkes in so viele Bewußtseyncentra zerlegt werden könne, als das Centralmark in Stücke zerlegt ist.

Zu 2.) Die hieher gehörigen Experimente zeigen direkt erstens, daß unter gewissen Bedingungen ohne mechanische Reizung der peripherischen Nerven in dem kopflosen Rumpf Bewegungen beginnen können, sehr häufig aber auch nicht beginnen. Daß aber auch, was der Verfasser verschweigt, niemals ohne vorausgegangene Reizung eine Bewegung beginnt, wenn bey Fröschen jenseits einer gewissen Gränze (III — IV Wirbel) die Trennung des Rückenmarkes vorgenommen wurde, daß die Bewegungen, welche auftreten, nicht unbestimmte Zuckungen in gleichgiltig welchen Muskelmassen sind, sondern combinirte zum Entstehen einer Locomotion der Gliedmassen in dieser oder jener Richtung. Ob die Bewegungen spontan oder nicht spontan sind, ist weder durch die Versuche noch durch die Kritik des Verfassers bewiesen.

Zu 3.) Ueber diesen für die Schlußfolgerungen wichtigsten Punkt kommen wir von experimenteller Seite aus am leichtesten hinweg, denn die Bestimmung einer Gesetzmäßigkeit ist bloß Sache der Abstraction, die Resultate von Experimenten und die einfache Beobachtung lehrt gar nichts. Der allgemeine Standpunkt der Naturwissenschaften verbietet uns, wie wir in Uebereinstimmung mit dem Verfasser behaupten, die Gesetzmäßigkeit eines beobachteten Vorganges irgendwo in der Natur zu leugnen.

Zu 4.) In Uebereinstimmung mit dem Verfasser müssen wir behaupten, daß wenn man häufig nach der Decapitation gegen äußere Reize keine Reaction sonst empfindlicher Theile wahrnehmen kann, man daraus keinen Beweis gegen die Empfindungslosigkeit decapitirter Thiere ableiten darf, sondern nur schließen, es bringe die Decapitation häufig mit sich, daß das Nervensystem eine derartige Erschütterung erfahre, bey welcher jeder Reiz der sonst allgemein ausgedrückt, eine Reaction hervorzurufen im Stande ist, erfolglos bleiben könne.

Zu 5.) Das Argument für den ausschließlichen Sitz des Sensoriums in dem Gehirn wird in der Beobachtung gesucht, daß bey apoplectischen Ergüssen in der einen Hemisphäre Lähmung und Empfindungslosigkeit auf der entgegengesetzten Körperhälfte auftrete; dem setzt der Verfasser entgegen, daß es nicht erwiesen ist, ob nicht auch sympathisch die entsprechende Rückenmarkshälfte dabey afficirt sey, wie umgekehrt bey Rückenmarksleiden das Gehirn so häufig in Mitleidenschaft gezogen werde, zumal keine sicheren Beobachtungen vorlägen, daß bey hemiplektischen von anästhesirten Stellen aus Reflexbewegung veranlaßt werden kann.

Die Mehrzahl der Fälle, welche der Verfasser für die sympathische Betheiligung des Gehirns an Rückenmarksleiden und an Störungen im Bereich des Sympathicus, an dauernder Compression eines peripherischen Nervenstammes anführt, können kaum mit jener hypothetischen Sympathie des Rückenmarks bey Gehirnapoplexie paralleliſirt werden; denn bey Wurmreiz und Onanie sind die Ursachen pathologischer Erscheinungen dauernd, und die Gehirnerscheinungen treten erst allmählich und spät, im letzteren Fall von unten nach oben fast meßbar fortschreitend (wie z. B. bey der Tabes dorsalis) ein, während beym apoplectischen Erguß im Moment der Ruptur und des Gehirndruckes auch die Paralyse auftritt. Nur zwey von dem Verfasser angeführte Fälle können damit verglichen werden: Verlust des Bewußtseyns bey Rückenmarksrupturen, wo übrigens an eine mechanische Fortpflanzung des mechanischen Impulses durch Zerrung bis zum Gehirn hin auch gedacht werden könnte, und Verlust des Bewußtseyns durch einen Schuß in das Rückenmark, wobey aber nicht gesagt ist, ob das Bewußtseyn verloren blieb oder wiederkehrte.

(Fortsetzung folgt.)

Report of a Geological Survey of Wisconsin, Jowa and Minnesota, etc.

(Schluß.)

2) Beschreibung einer neuen Gattung und 22 neuer Arten Crinoideen von Owen und Shumard. Die neue Gattung heißt **Megistocrinus.**

3) Summarische Angaben der fossilen Gattungen und Arten von Owen. Im Ganzen finden sich in den Gebirgsformationen vom untern Sandsteine an bis hinauf zur Steinkohlen-Bildung in gedachter Beziehung folgende Verhältnisse:

Trilobiten	mit	33	Arten	in	14	Gattungen
Crinoideen	„	29	„	„	14	„
Cephalopoden	„	21	„	„	10	„
Gastropoden	„	22	„	„	10	„
Heteropoden	„	5	„	„	4	„
Pteropoden	„	3	„	„	1	„
Acephalen	„	15	„	„	9	„
Brachiopoden	„	124	„	„	25	„
Foraminiferen	„	3	„	„	2	„
Polyparien	„	46	„	„	21	„

Von den silurischen Versteinerungen, die von der Höhe des obern dolomitischen Kalksteins bis zum untern Sandstein sich erstrecken, fand Owen unter 144 Arten 23 identisch mit solchen in den untern silurischen Schichten von Europa. Unter 63 devonischen Arten erkannte er 13 als übereinstimmend mit europäischen. Von 120 Arten aus der Steinkohlen-Formation zeigten sich 24 identisch mit solchen aus Europa. Auffallender Weise ist nirgends vom Vorkommen fossiler Pflanzen die Rede.

4) Chemische Untersuchungen von Owen. Sie betreffen einige neue Mineralien, worunter sich eines befindet, in welchem er eine neue Erde vermuthet. Der Basis dieser Erde gibt er den Namen Thalium, die Erde selbst bezeichnet er als Thalia, und das Mineral, aus welchem sie gezogen ist, als Thalit. Die Analyse einiger fossilen Knochen von Nebraska ergaben als bemerkenswerthes Resultat, daß sie 2 — 3 Procent Fluorine, 2 — 4 Procent organische Substanz und 31 — 37 Procent phosphorsauren Kalk enthielten.

5) Verzeichniß der lebenden Pflanzen in Wisconsin und Minnesota von Parry. Es werden hier 727 Arten in systematischer Ordnung aufgezählt.

6) Systematisches Verzeichniß von Vögeln, die im nördlichen Wisconsin und Minnesota beobachtet wurden, von H. Pratten. Der Verf. führt 95 Arten auf, die am St. Peter's-Fluße und seinen Zuflüßen brütend gefunden wurden. Der größere Theil derselben hat eine weite geographische Verbreitung, nur 2 Arten, Emberiza pallida und Icterus xanthocephalus, scheinen dem Westen eigenthümlich.

7) Tafel der stratigraphischen und geographischen Verbreitung der in den vorhin genannten silurischen, devonischen und Kohlenkalkstein-Formationen aufgefundenen Versteinerungen, von Owen. Mit Einrechnung von noch nicht beschriebenen 3 neuen Gattungen und 29 Arten, sind hier 330 Arten nach ihrer stratigraphischen und geographischen Verbreitung aufgezählt, zugleich mit Bezug auf Synonymik und Literatur. — Eine andere Tafel zählt schließlich noch die in andern Unionsstaaten und in Großbrittannien vorkommenden Aequivalente der geognostischen Formationen von Wisconsin, Iowa und Minnesota auf.

Eine besondere Beachtung verdient noch der dem Textbande beygegebene Atlas. 27 in Stahl gestochene Tafeln desselben sind der Darstellung der fossilen Ueberreste gewidmet, worunter 9 auf die der Säugthiere und Schildkröten kommen. Sie sind mit großer Sorgfalt und Nettigkeit ausgearbeitet, einige nach Daguerrotypen, 8 andere nach einem neuen Verfahren in der Medaillons-Linirung, welch' letztere als sehr gelungen zu erklären sind. Dann folgen zahlreiche geognostische Durchschnitte und Profile, eine kleine Karte der mauvaises terres in Nebraska und zuletzt die große colorirte geognostische Karte des ganzen untersuchten Gebietes. Ausserdem sind in dem Texte zahlreiche und sehr sauber behandelte Hölzschnitte eingedruckt.

Diese kurze Anzeige wird hinreichen, um darzuthun, daß dieses Werk für die Geognosie wie für die Palaeontologie von gleich wichtiger Bedeutung ist, und daß es daher die besondere Beachtung der Männer vom Fache verdient. Zugleich werden diese der Centralregierung der Union Dank wissen, daß dieselbe nicht bloß die praktisch wichtigen, sondern auch die rein wissenschaftlichen Resultate, welche durch diese Untersuchungen gewonnen wurden, hat veröffentlichen lassen und überdieß in der splendidesten Ausstattung.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 28. Oktober.

Nro. 55. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1853.

Die sensorischen Functionen des Rückenmarkes der Wirbelthiere, ꝛc.

(Fortsetzung.)

Fassen wir in den letzten Fällen jene Alteration der Gehirnthätigkeit auch als rein sympathisch die des Rückenmarkes begleitend auf, so ist diese Sympathie keine so unvermeidliche und scheint deßwegen auch meist noch durch andere Ursachen vertreten werden zu können. Weder bey Säugethieren noch Fröschen kann man in Folge plötzlicher Durchschneidung des Rückenmarkes, mit möglichster Vermeidung der Blutverluste, etwas anderes als heftige Schmerzäußerungen herbeyführen, nie aber Verlust des Bewußtseyns, Sopor, Coma, Convulsionen in den höheren Rumpftheilen oder dem Kopf, nichts mit einem Wort, was die vorausgesetzte Sympathie des Gehirnes bezeugte, während Druck auf eine bloßgelegte Hemisphäre unvermeidlich und ohne Ausnahmsfälle sofort die Lähmung der entgegengesetzten Körperhälfte erzeugt. Endlich erinnere ich an Weber's schöne Untersuchungen Hemiplegischer in R. Wagner's Handwörterbuch Band III S. 517 — 520, wo er zeigt, daß nur die Tastorgane der einen Seite und die sie bewegenden Muskeln gelähmt werden, wofür Weber die Erklärung gibt, daß die Nerven der Arme, Beine, Zunge, Lippen, Kiefer sich hoch hinauf in das große Gehirn zu begeben scheinen, während die Nerven der den Rumpf bewegenden Muskeln tiefer unten in der medulla oblongata ihren Mittelpunkt zu haben scheinen, welcher Schluß aus den Beobachtungen eben nicht gezogen werden könnte, wenn diese nicht selbst auf die rein lokale Wirkung des Blutdruckes ohne Erzeugung einer Mitleidenschaft des halben Rückenmarkes hindeuteten. Was heißt überhaupt Sympathie zwischen Rückenmark und Gehirn? Wenn ein centrales Ende einer motorischen Faser angeregt wird, und es pflanzt sich dieser am centralen Ende angeregte Zustand in der Continuität der Faser bis an das peripherische fort, in Folge dessen eine Zuckung entsteht, so spricht Niemand von einer Sympathie zwischen den beyden Endpunkten der Fasern. Ausdehnung eines an einem Punkt einer Faser angeregten Zustandes (ganz gleichgiltig welches, ob Erregung oder Paralyse) über diesen Punkt hinaus in der Continuität einer Faser ist nicht Sympathie. So bleiben also nur zwey Fälle der Sympathie übrig: die eine besteht zwischen nicht anatomisch unter einander zusammenhängenden Fasern, welche durch graue Substanz in einen gegenseitigen Rapport gesetzt sind, und die andere zwischen Gruppen nervöser Elemente, welche durch Kreislaufsverhältniße unter von einander abhängige Ernährungsbedingungen gestellt sind. An erstere wird man bey einer Sympathie zwischen Hirn und Rückenmark lieber denken, als an letztere, weil die formelle Erfüllung der Ernährungsbedürfniße im Allgemeinen weniger bekannt ist. Nun gibt es keine Gründe, welche uns bestimmen könnten, eine Sympathie zwischen rechter Rückenmarkshälfte und linker Hirnhälfte durch die graue Substanz vermittelt vorauszusetzen, wie sie faktisch so exclusiv vorkommt, sondern diese Erscheinung allein abhängig zu denken von dem anatomisch nachgewiesenen Faserverlauf in gekreuzter Richtung. Vorliegende hervorgehobene Fälle könnten also nicht auf Rechnung einer Sympathie gebracht werden, welche viel häufiger Läh-

mungserscheinungen in ganzen Querschnitten als in Längshälften des Rückenmarkes voraussetzen ließe, sondern nur auf Rechnung einer Fortpflanzung des am centralen Ende erzeugten Zustandes über die continuirliche Bahn der alterirten Nervenfasern.

Nun aber lehren die experimentellen Befunde, daß sich die durch den mechanischen Reiz (Druck ꝛc.) erzeugten Veränderungen nie über den Ort der Reizung hinaus fortpflanzen, sondern nur ihre Zuckung oder Empfindung vermittelnde Wirkung. Denn eine durch Druck paralysirte Nervenfaser verliert nur an dem Ort, wo sie gedrückt worden, die Erregbarkeit, nicht aber an anderen davon entfernten Punkten. Man weiß, wie lange durchschnittene Nerven an ihrem mehr peripherischen Ende ihre volle Reizbarkeit behaupten! Wo sind bey der Apoplexie die Gründe dafür, daß die sensoriellen Rückenmarksfasern darum ihre sensorielle (?) Fähigkeit einbüßen müßten, weil sie dieselben an ihrem centralen Ende im Gehirn verloren haben? Zu diesem Schluß hätte der Verfasser um so weniger kommen dürfen, als er sensorielle Function mit Nerventhätigkeit als molekulären Vorgang in der Nervensubstanz vollkommen identificirt, und also voraussetzen muß, daß beyde in gleichem gesetzlichen Verhältniß zu den materiellen Bedingungen stehen.

Gehen wir nun auf eine summarische Würdigung der im **III.** Capitel ausgeübten Kritik ein, so folgen auch wir dem Wahlspruch des Verfassers: mit Theorien kann nichts bewiesen werden, eben deßhalb, weil in den Naturwissenschaften Theorie der den Vorgang vollkommen deckende Ausdruck für die Beobachtung ist, also nicht Basis, sondern Schlußstein einer Untersuchung seyn kann.

Ich will den Gang der Betrachtungen sogleich andeuten, welchen wir zu verfolgen haben. Zuerst muß uns eine Würdigung des Standpunktes des Verfassers von empirischer Seite aus beschäftigen, dann eine Würdigung der Nothwendigkeit seiner Schlußfolgerung als Bestätigung seiner prinzipiellen Voraussetzung, endlich eine Vergleichung zweyer diametral entgegengesetzter Gesichtspunkte gegenüber der Perspective des Thatsächlichen.

Der Standpunkt für die Beurtheilung irgend einer Erscheinung kann in den Naturwissenschaften nur durch Respektirung aller sich unmittelbar aufdrängenden Wahrnehmungen von Thatsachen gewonnen werden. Ebenso kann die Richtigkeit eines Standpunktes nur von dieser Seite her geprüft werden. Damit ist der Verfasser auch ganz einverstanden. Eine nicht zu leugnende Thatsache ist das Bewußtseyn. Thatsache ist, daß vor diesem Bewußtseyn sich eine bestimmte Menge von Vorgängen ereignen, welche unter dem Namen „psychischer“ das Gemeinschaftliche haben, daß sie der unmittelbaren Wahrnehmung als Ereignisse entgegentreten, deren Vorläufer oder deren nachfolgende Processe auf dem materiellen Gebiet des Leibes demselben Bewußtseyn absolut verborgen bleiben. Thatsache ist, daß alles, was uns bewußt, in uns vorgeht in einem continuirlichen, von eben unserem Bewußtseyn verfolgbaren Ablauf sich fortspinnt. Dieser Ablauf hat etwas Gesetzliches, d. h. die Kette von Ursache und Wirkung läßt sich in ihm von seinem Anfang an verfolgen. Wo aber liegt der Anfang? Nach der Annahme des Verfassers in der Molekularbewegung der organischen Substanz, und zwar deßwegen, weil Thatsachen vorliegen, denen zufolge Alteration oder Zerstörung gewisser organischer Massen und Verschwinden des Bewußtseyns gleichzeitig auftritt. Denn mehr lehren die Thatsachen nicht. Nun aber wissen wir von den Vorgängen in unserem Leib, welche das Bewußtseyn erzeugen sollen, absolut gar nichts. Betrachten wir, im Sinne des Verfassers, das Bewußtseyn als den physikalischen Effect einer gewissen Summe und Constellation materieller Ursachen, so wird die Bedingungsgleichung für diesen Vorgang aus commensurablen Größen bestehen müssen. Dem glaubt der Verf. Genüge gethan zu haben mit den Worten: „Leben ist Bewegung; Bewußtseyn ist Leben — also ist Bewußtseyn Bewegung“ und hiernach sind beyde: Stoffbewegung und Bewußtseyn gegen einander meßbar und sonach wäre eine Gleichung zwischen ihnen zulässig. Allein man sieht, daß jener Ausspruch eben nichts als ein Vergleich und noch dazu ein vager Vergleich seyn kann. Jede Bewegung ist allein meßbar durch die Richtung und die Geschwindigkeit;

Richtung und Geschwindigkeit sind aber allein bestimmbar durch die Raumverhältnisse. Das Bewußtseyn bewegt sich aber allein in „Zeitdifferenzialen“, nicht in Raumdifferenzialen, und aus diesem Grund ist eine derartige Gleichung nicht zulässig. Indessen wollen wir auf den Vergleich des Verfassers weiter eingehen. Er stellt sich das Bewußtseyn vor als eine Bewegung, die natürlich nicht als Abstractum sich bewegen kann, sondern an einer Masse und eben an der Masse einer gewissen organischen Substanz auftritt. An einer Bewegung ist weiter nichts zu unterscheiden als Richtung und Geschwindigkeit. Nun wünschte ich nur erklärt zu haben, wie es kommt, daß bey einer bestimmten Richtung und Geschwindigkeit eine Massenbewegung mit einem Schlag erst eine bewußte werden kann, während alle diejenigen Bewegungsgeschwindigkeiten und Richtungen, aus denen die des Bewußtseyns resultirte, so ganz und gar des Bewußtseyns entbehren können, oder bestimmter: wie es komme, daß man, wenn die Bewegung eines Stoffes Bewußtseyn wird, von dem Stoff, dessen Bewegung dieß eben wird, eben so wenig irgend etwas wahrnimmt als von der ganzen Menge von vorausgehenden Stoffbewegungen, als deren Resultante zuletzt das Bewußtseyn als Stoffbewegung auftritt.

Eine den Thatbestand deckende Theorie, welche der Verfasser immer mit Hypothese verwechselt, ist die, daß bey gewissen Vorgängen auf leiblichem Gebiet bestimmte Phänomene, die wir bewußte nennen, auftreten, deren Zusammenhang nicht nach dem gewöhnlichen und häufigsten Verhältniß der Ursache und Wirkung aufgefaßt werden kann, sondern seine Berechtigung in einem höheren Gesetz haben muß, das uns bey vielen anderen Naturerscheinungen ebenfalls in den Grundphänomenen des Geschehens entgegentritt, und Lotze zur Aufstellung seiner occasionalistischen Theorie berechtigt, ohne daß damit, irgend einer Thatsache entgegen, aus der Luft gegriffene andere als aus der Summe der Thatsachen hervorgehende Behauptungen aufgestellt wurden, welche der Verfasser so oft als „theoretische“ Trugbilder zu beschwören bemüht ist.

Wenn wir uns also bemühen „das immaterielle Wesen der Seele zu halten“, so thun wir das nicht auf bloß vorgefaßter Meynung, sondern auf Grund der an dem Bewußtseyn selbst unmittelbar wahrgenommenen Erscheinungen, gegenüber allen in der materiellen Welt beobachteten Vorgängen. Wer diesen Standpunkt aufgibt, hat vor Allem den Beweis zu liefern, daß das Entstehen des Bewußtseyns aus der Stoffbewegung als eine bloße Modification derselben hervorgehe, will er nicht sowohl auf theoretischem als vielmehr bloß auf hypothetischem Standpunkt stehen. Wir wollen aber vorläufig unserer Anschauungsweise nicht das Vorrecht einräumen, sondern nur verlangen, daß diese als Hypothese der des Verfassers gleich gestellt werde. An den in der Schrift besprochenen Thatsachen wollen wir beyde prüfen, und das als Entscheid gelten lassen, was überall gilt, daß von zwey Hypothesen diejenige zu adoptiren ist, gegen welche die wenigsten Thatsachen sprechen, daß aber, wenn durch beyde alle Thatsachen gleich gut erklärt werden können, die den Vorzug verdient, welche außer für den einen Kreis der Beobachtungen auch noch für weitere und davon entferntere Befriedigung gewährt.

Wir gehen deßhalb zu dem zweyten Punkt über, nämlich zur Untersuchung der Nothwendigkeit in der Schlußfolgerung, welche der Verfasser auf Grund der einzelnen Beobachtungen hin gezogen hat.

Was also erstlich die Frage nach den Bewegungen Enthaupteter in Beziehung auf deren Charakter anbetrifft, so fällt diese mit der Frage nach der charakteristischen Eigenschaft der willkührlichen Bewegungen zusammen. Ausgangspunkt einer willkührlichen Bewegung ist eine bewußte Vorstellung des Bewegungseffectes; Vermittlung ein uns gänzlich unbekannter Mechanismus, welcher in Folge dieser Vorstellung unbewußt sich in Thätigkeit setzt und den vorgestellten Effect verwirklicht. Anregung zu jener bewußten Vorstellung geben offenbar andere Vorstellungen, welche in bestimmten Beziehungen unter Anderem zu einem Empfindung vermittelnden Vorgang in dem Bereich der sensiblen Nervenmassen stehen. Wir nennen die davon ausgehenden Vorstellungen Vorsätze zu Handlungen, und diese willkührlich, wenn ein vernünftiger Zweck vor dem menschlichen Bewußtseyn, durch irgend welche geistige Motive gerechtfertigt, in ihnen erkannt werden kann.

Nun wird behauptet, ein decapitirtes Thier zeigt 1) Bewegungen, welche ohne alle nachweisbare Veranlassung mit selbstständigem Anfang spontan auftreten; 2) eben so oft fehlen derartige Bewegungen; 3) ein bestimmter lokalisirter Reiz erzeugt Bewegungen, welche durch bestimmte Combinationen den applicirten Reiz zu entfernen versuchen, also gegen den Ort des Reizes und die Natur des Reizes gekehrt sind; 4) werden bey diesen Bewegungen zur Abwehr des Reizes die Mittel gewählt, welche überhaupt noch disponibel sind, und nicht Versuche gemacht, Muskelkräfte aufzubieten, deren Wirkung sich nicht gegen jene Reize kehren könne. Bey dieser großen Aehnlichkeit in der Form derartiger Bewegung mit der willkührlichen, müsse auch die Veranlassung dazu die gleiche seyn, nämlich ein gegen eine bewußte Empfindung anstrebende, unter den Mitteln vernünftig wählende Willenskraft. So ist die Schlußfolgerung, als deren letzte Consequenz folgt, daß im Rückenmark und zwar in jedem Stückchen desselben die Summe der Kräfte vorhanden sey, welche im gewöhnlichen Leben Seele genannt wird.

Nun kann jeder Andere leichter als der strenge Materialist spontane Bewegungen annehmen; denn der letztere betrachtet in der Seelenthätigkeit, die zur Bewegung führt, ja nichts anderes als die Resultante einer Summe von materiellen physikalischen Vorgängen, ebenso wie das Ausbleiben einer Bewegung die Folge von einander sich das Gleichgewicht haltenden physikalischen Kräften und Bewegungen ist. Muß er consequenter Weise die sogenannte spontane Bewegung immer auf schon vorhandene, und sich unaufhörlich ablösende Bewegungen der organischen Materie beziehen, so kann er in der scheinbaren Spontaneität am wenigsten einen Beweis dagegen finden, daß diese Bewegungen etwas anderes wären, als Folgen materieller Veränderungen, welche auch nach der Decapitation vor sich gehen, und von denen jetzt erst weiter entschieden werden muß, ob sie von Empfindung und Vorsatz begleitet sind oder nicht. Der Verf. weicht aber von dieser Consequenz ab, indem er aus der scheinbaren Spontaneität der Bewegung auf die Abwesenheit materieller Ursachen der Bewegung schließt, und damit beweisen will, daß diese Bewegungen Folge sensorieller Thätigkeiten des Rückenmarkes sind.

Zu 3.) Es ist nicht zu leugnen, daß die Bewegungen decapitirter Thiere häufig in einer bestimmten Beziehung zu dem Ort stehen, an welchem der Reiz applicirt wurde; nicht allein in sofern bey Reizung einer bestimmten Hautstelle damit in nächster Beziehung stehende Muskelgruppen contrahirt werden, sondern auch in soferne, als gegen den bestimmten Ort eines Reizes durch entferntere Muskeln etwa die Extremitäten bewegt werden. Ich habe mich an decapitirten Fröschen häufig überzeugt, daß, wenn man sie an der Wirbelsäule festhält, der eine oder andere Fuß bald gegen die Bauch-, bald gegen die Rückenfläche reibend bewegt wurde, je nachdem man den heißen Luftstrom mit einem Löthrohr gegen die Bauch- oder Rückenfläche des Rumpfes richtete. Betrachtet man diese Bewegungen als Folge bewußter Empfindung, so setzt dieß voraus, daß jedes Stück Rückenmark innerhalb des Bereiches der Nerven, welche mit ihm in Zusammenhang gelassen wurden, das Vermögen besitze, eine Empfindung zu lokalisiren. Die Raumvorstellung kann allein dann die Reaction gegen einen lokalen Reiz dirigiren. Materialistisch kann die Raumvorstellung von der räumlichen Anordnung der Nervenelemente im Rückenmark nicht getrennt werden. Ist also ein Querschnitt des Rückenmarks befähigt die Raumvorstellung ebenso zu vermitteln wie die Explication der Nervenelemente im Gehirn, so muß wegen der ganz differenten Anordnung derselben in einem beliebigen Rückenmarksabschnitt und dem Gehirn die Raumvorstellung des ersteren eine ganz andere seyn als die des letzteren, und es können die Resultate dieser Raumvorstellungen in Beziehung auf die Lokalisirung eines Punktes, von welchem der Reiz entfernt werden soll, nicht die gleichen seyn, wenn einmal die vom Gehirn vermittelte und ein anderesmal die von einem Rückenmarkstück vermittelte Raumvorstellung Reiz und Reaction lokalisiren soll.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 31. Oktober.

Nro. 56. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1853.

Die sensorischen Functionen des Rückenmarkes der Wirbelthiere, ꝛc.

(Fortsetzung.)

Gleichwohl sind diese Resultate so sehr ähnlich, daß die Bewegungen des kopflosen Thieres mit denen des nicht geköpften als Ausflüsse derselben geistigen Thätigkeit betrachtet werden, während, wenn sie dieses wären, gerade das Umgekehrte stattfinden müßte, da ja überall, also auch für die „Geistmoleküle“ dasselbe Gesetz gelten muß.

In's Abentheuerliche schweift aber die Phantasie, wenn erzählt wird (S. 22), eine Salamandra maculata habe, nachdem sie geköpft war, „sich auf die Vorderfüße hoch erhoben, den Hals in die Luft gereckt, als ob dieser seinen Kopf suche (sic!), sich nach rechts und links, wahrscheinlich suchend, gewendet, dann sich ruhig (resignirt über den unersetzlichen Verlust) hingesetzt, hierauf aber sey sie (nachdem sie sich von ihrer Ueberraschung erholt) mit kräftigen (stolzen) Schreitbewegungen zwey Zoll weit marschirt (als wollte sie sagen „es geht auch ohne Kopf!“). Welche Rückerinnerung kann das Rückenmarkbewußtseyn von dem Kopfbewußtseyn haben, wenn beyde im ganzen Thier vorhanden, sich doch so corrigiren mußten, daß das Rückenmarksbewußtseyn immer von dem des Gehirnes beherrscht, für das vollständige Thier gar nicht vorhanden war. Woher sollte das Rumpfbewußtseyn auf einmal die Stelle kennen, wo der Kopf gestanden hat, da ihm alle Mittel fehlen vorn, hinten, oben und unten zu unterscheiden, weil dieses nur willkührlich angenommene Beziehungen zwischen Gesichts- und Tastvorstellungen oder Erinnerungen an Bewegungen oder Bewegungstendenzen sind; welche als bestimmte termini den Thieren überhaupt nicht bewußt sind.

Da nun auf den Kopf bezügliche Tastvorstellungen und Gesichtsvorstellungen am Rumpfe nicht mehr vorkommen können, aus den Versuchen selbst aber und der Parallele mit den Bewegungen Schlafender von dem Verfasser geschlossen wird, daß der sensoriellen Thätigkeit des Rückenmarkes die Erinnerung gänzlich fehle, so ist die Deutung jener Bewegung des Nackenstreckens, nicht aber diese selbst, eine willkührliche, und zwingt uns so wenig eine sensorielle Thätigkeit im Rückenmark anzunehmen, als die fliehenden, drängenden, ausweichenden Bewegungen der Staubtheilchen bey der Braun'schen Molekularbewegung. Ist nun die Annahme einer Willkühr bey Bewegungen tiefer gelegener Rumpftheile oder Extremitäten gegen abgetrennte, höher oben gelegne, oder den Kopf absolut nicht möglich, so fragt es sich, ob sie gerechtfertigt ist bey Bewegungen innerhalb des Bezirkes noch zusammenhängender Theile und in Rücksicht auf die Beziehungen dieser Theile unter einander.

Zu jedem vollständigen Willensakt, welcher durch einen beliebigen Angriff gegen Empfindung vermittelnde Organe angeregt ist, gehört die Fähigkeit, Ort und Art des Angriffes und den Plan der Vertheidigung durch eine gesetzmäßige Kette von Vorstellungen vor dem Bewußtseyn zu verknüpfen. Es sind dazu folgende Vorstellungsreihen absolut nothwendig: erstens eine solche, aus welcher die Lokalisirung der gereizten Stelle entspringt; eine zweyte, welche aus der Summe der Erfahrungen, also allein

mit Hilfe des Gedächtnisses an Erlebnisse, die Natur irgend eines Reizes als gleich oder ähnlich einem anderen schon in seiner Wirkung auf den Körper erprobten, oder durch irgend welche Bewegungsmittel entfernten bestimmt; eine dritte, welche die Art und Weise der Entfernung dieses Reizes durch zu Gebote stehende physiologische Mittel überschlägt, und eine vierte, welche als Vorstellung eines physiologischen Effectes sich unmittelbar mit der wirklichen Bewegung verknüpft.

Materialistisch ist das Bewußtseyn eine Resultante, und da ihre Componenten materiell sind, kann sie selbst auch nur materiell seyn. Das Bewußtseyn des Ganzen muß, wenn, wie der Verfasser will, diese Resultante aus jedem Stück der Centralorgane hervorgehen kann, Summe oder Produkt dieser einzelnen Resultanten seyn. Jedes Stück des Rückenmarkes kann also nur ein Stück Bewußtseyn erzeugen, und es ist an sich weder zu entscheiden noch von Belang zu wissen, ob ein solches Stück ein Bruchtheil der Intensität oder des Inhaltes des Ganzen ist, da vernünftiger Weise das Bewußtseyn keiner Gradation fähig gedacht werden kann und in Beziehung auf dasselbe kein Inhalt zu klein seyn kann. Es führt also die materialistisch aufgefaßt nothwendige Construction des Bewußtseyns aus der Verknüpfung einer gewissen Anzahl von materiellen Processen zu einem Absurdum.

Das Bewußtseyn kann demnach nur eine einzige Bedingungsgleichung haben, welcher entweder Genüge gethan wird, oder nicht. Vorausgesetzt es würde dieser Gleichung auf jedem Querschnitt des Rückenmarkes eben so Genüge gethan wie in dem unversehrten Ganzen, so müßte natürlich in jedem Querschnitt unverkümmert das Charakteristische des Bewußtseyns erhalten bleiben. Das Bewußtseyn ist von seinem Inhalt, d. h. von den Vorstellungen gar nicht zu trennen. Ob deren viele oder wenige sind, ist ganz gleich, und Niemand kann bestreiten, daß Vorstellungen zu vermitteln, ebenso Sache eines Rückenmarkabschnittes wie des Gehirnes seyn könnte, weil eben überhaupt beyde Prozesse nicht nach dem Gesetze von Ursache und Wirkung mit einander verflochten sind. Vorstellungen, weder für das Subject noch für Andere durch etwas sonst erkennbar, existiren nur als bewußte. Alles, was in Folge von Ursachen geschieht, deren Wirkung in der Form einer Vorstellung sich nicht bis zu dem Bewußtseyn emporringen kann, ist nicht durch Vorstellungen vermittelt, somit also auch nicht durch einen Willensakt, weil dieser als Ausgangspunkt eine Vorstellung haben muß. Damit aber ist keineswegs geleugnet, daß dem, was geschieht, mehr als ein bloß physischer Prozeß und Mechanismus zu Grunde liegen könne. Wäre es doch eine Thorheit annehmen zu wollen, daß, wie ich das z. B. selbst erlebt habe, ein vollständig Narkotisirter Seiten lange Gebete recitire, bloß in Folge eines mechanischen Spieles von Kräften, welche die Nerven der Sprachorgane wie eine mit Spitzen besetzte Walze der Drehorgel irritirte. Oder man denke an die gar nie materiell, d. h. durch die Verhältnisse der physikalischen Apparate bedingte Abschätzung von Größe, Richtung, Entfernung der im Raum befindlichen gesehenen Gegenstände. Diese geschieht unbewußt, unläugbar durch einen zwischen dem physischen Akt und der bewußten Abschätzung gelegenen vollkommen und unbewußt ablaufenden geistigen Prozeß. Kann somit nie als Kriterium für eine geistige Thätigkeit ohne Ausnahme ihr Ablauf vor dem Bewußtseyn verlangt werden, so muß dieses doch unzweifelhaft bey einem jeden wirklichen Willensakt geschehen. Alle Bewegungen Schlafender, Delirirender, Narkotisirter und Enthaupteter können aus diesem Grund nicht zu den willkührlichen gerechnet werden, wenn sie unter der Form auftreten, wie sie der Verfasser besonders hervorhebt, indem er bey ihnen eine Umneblung, eine Verminderung des Bewußtseyns als charakteristisch angibt, während doch eine Gradation an dem Bewußtseyn gegenüber je einer Vorstellung undenkbar ist. Leugnen wir also jetzt noch nicht die Möglichkeit einer psychischen Thätigkeit, welche an einem beliebigen Rückenmarksquerschnitt und dessen physiologischer Thätigkeit Anknüpfungspunkte finden könne, so sehen wir doch keinen aus den Thatsachen hervorgehenden Zwang, den physiologischen, allein wahrnehmbaren Effekt, einem dem Rückenmarksabschnitte inwohnenden bewußten Willensimpuls zuzuschreiben; im Gegentheil!

Zweytens: Es verlangt das einfachste Raisonnement die Fähigkeit, den Ort des Angriffes zu loca-

lisiren. Auch diese Fähigkeit ist streng materialistisch gebunden an die localen Verhältnisse der materiellen Punkte der Centralorgane, aus deren Wechselwirkung eben als Resultante jene Fähigkeit und die Lokalisirung im speziellen Falle entspringt. Die Unmöglichkeit einer derartigen Entwicklungsweise der Raumanschauung hat Lotze in seiner medizinischen Psychologie schon zu schlagend dargethan, als daß ich darüber hier noch Worte verlieren sollte; nur genüge nochmal anzudeuten, daß die bey dem Enthaupteten zu beobachtenden Bewegungen, so ferne sie sich eben so verhalten wie die nicht Enthaupteter, unmöglich auf vorausgegangener Lokalisation durch physische Mittel, wie es der Verf. allein wollen kann, beruhen können, weil sie dann eben ganz andere seyn müßten, da das Material für die Lokalisation, die Elemente der Centralorgane, auf jedem Querschnitt des Rückenmarkes anders gruppirt sind als im Gehirn. Somit fällt also auch das zweyte Requisit einer willkührlichen Bewegung gegenüber einem irritirenden Impuls weg.

Drittens: Die Erkenntniß der Qualität eines bestimmten Impulses ist unter allen Umständen abhängig von der Fortdauer des Gedächtnisses, wenigstens bey dem Menschen, wie man das stufenweise bey der allmähligen Entwicklung der Kinder so deutlich verfolgen kann. Die Instinkthandlungen neugeborner Thiere setzen eine andere Anordnung in der Verknüpfung geistiger und leiblicher Prozesse voraus. Wir brauchen nicht auf die Construction des Gedächtnisses aus physischen Vorgängen, wie sie der Materialist allein sich denken kann, einzugehen; der Verfasser hebt auch in dieser Beziehung hervor, daß diese Kraft in den einzelnen Rückenmarksabschnitten auf ein Minimum reducirt sey, und doch kennt Jeder die blitzschnellen Bewegungen, welche das geköpfte Thier zur Abwehr oder zum Entfliehen macht, und wer sich einmal in dem Moment beobachtet hat, wo er plötzlich und unversehens zu fallen Gefahr lief, wird schwerlich zu dem Glauben veranlaßt, daß er calculirt habe, wie er früher einmal bey ähnlicher Gelegenheit balancirt habe, um das Gleichgewicht zu erhalten, oder wieder zu gewinnen. Der Kranke, der auf Befehl des Arztes die Zunge herausstreckt, (was NB. gewöhnlich durch Berühren der Lippen oder der Zunge des Kranken erst verständlich gemacht wird), soll sich in diesem Augenblick erinnern, was er in frühern Stadien der Krankheit auf diesen Befehl hin gethan hat und im nächsten „vergessen“, daß er die Zunge herausgestreckt hat, und sie deßwegen nicht zurückziehen (?!)

Der abgeschnittene Schwanz der Eidechse kehrt sich von der brennenden Flamme ab, nie ihr zu, dieß kann ich bestätigen. Das Gedächtniß ist auf das Minimum in diesem Schwanz reducirt, wie der Verfasser behauptet. Nehme ich die Flamme eine kurze Zeit weg, und nähere sie wieder, so weiß natürlich der Schwanz mit seinem schwachen Gedächtniß nicht mehr, daß der neue Reiz derselbe ist wie kurz vorher; warum sucht er sich nicht gegen ihn zu wehren, wie der geköpfte Frosch, welcher sich gegen die Instrumente und Hände seines Peinigers abwehrend stemmt, bis er mit seinem unklaren Bewußtseyn merkt, daß er besser thut zu entfliehen als nutzlos sich zu wehren?

Auch hieraus sieht man wieder, wie wenig Recht man hat, derartige Bewegungen als Ausfluß eines Willensaktes zu bezeichnen.

Viertens: Die Wahl der Mittel richtet sich allerdings nach der Summe der disponiblen Werkzeuge zur Abwehr oder der Flucht. Für nichts ist Klarheit des Bewußtseyns und Gedächtnißes als Grundlage einer willkührlichen Handlung so nothwendig als hiefür. Beydes ist aber nach des Verfassers Aussage in dem kopflosen Rumpf im höchsten Grad verdunkelt. Wir wollen dieß nicht einmal voraussetzen; wir wollen annehmen, Bewußtseyn und Gedächtniß wirke ohne Beeinträchtigung seiner Schärfe im Rückenmark wie im Gehirn fort, so wird doch offenbar die Wahl der Mittel, abhängig von der Kenntniß eben der Summe noch disponibler Mittel, als ein nothwendiger Akt bey der willkührlichen Handlung gefordert seyn. Gibt man zu, daß das Rückenmarksbewußtseyn und die sensorielle Thätigkeit desselben überhaupt so ausgiebig sey als die der unversehrten Centralorgane zusammen, was thatsächlich doch nicht der Fall ist, so wird man noch weniger behaupten können, diese psychischen Kräfte seyen potenzirt im Rückenmark

allein enthalten. Dieß müßte man aber thun, wenn man z. B. annähme, ein Stück Rückenmarksbewußtseyn kenne die physischen Mittel zur Ausführung eines Willensaktes; denn dieß vermag weder das Hirnbewußtseyn noch dieses mit dem Rückenmarksbewußtseyn, so lange beyde zu Einem im unversehrten Ganzen verknüpft sind. Wer ist trotz aller sublimen Forschungen der Neuzeit im Stande anzugeben, welche centralen Punkte und Nervengruppen er mit seinem Willen primär erregen muß, um dieses oder jenes auszuführen? Welcher Gelehrte ist so weit Anatom, daß er bey jeder Bewegung vorher überschlägt, welche Muskeln er, und in welchem Maaß er sie contrahiren muß, um eben die gewollte Bewegung auszuführen? Gewiß können wir von einem Frosch oder anderem Thier oder gar jedem beliebigen Rückenmarkstück eines solchen nicht tiefere Einsicht in diese Verhältnisse voraussetzen. Und doch wäre dieß zu thun absolut nothwendig, wenn wir den Rückenmarksabschnitten die Fähigkeit bewußte willkührliche Vertheidigungsplane ꝛc. zu entwerfen vindiciren wollten. Freylich nicht deßwegen, weil wir bey einem Willensakt jene Kenntniß der Verknüpfung willkührlicher Vorstellung und Erregung bestimmter von dem Bewußtseyn erkannter materieller Punkte voraussetzten, denn diese existirt eben überhaupt nicht, sondern aus anderen Gründen.

Zergliedern wir die Vorgänge bey den wirklich willkührlichen Bewegungen im Vergleich mit den präsumtiv-willkührlichen Bewegungen, deren das Rückenmark fähig seyn soll! Bey dem Menschen ist anfänglich bekannter Maßen durchaus noch nicht die Fähigkeit da, den zu Gebot stehenden Mechanismus entsprechend der Intension des Willens zu handhaben; man braucht gar nicht an das mühsame Erlernen einfacher Tast- oder Greifbewegungen der Kinder zu erinnern. Wer sich in späterer Zeit irgend eine Handfertigkeit zu erwerben gesucht hat, wird dieses zugeben müssen. Nur der Effekt der Willensintension steht als Vorstellung vor dem Bewußtseyn. Durchprobiren der Mittel, welche dahin führen können, diese Vorstellung zu realisiren, läßt nach und nach das Beste oder Einzige finden. An dem psychischen Inhalt der Vorstellung und dem Vorstellungswechsel bis zur Ausführung des Gewollten ändert sich gar nichts, das Gewollte mag zur Ausführung gebracht werden können oder nicht. Im einen Fall gelingt dieß eben, im andern nicht, und das Bewußtseyn hievon ist je mit dieser oder jener Vorstellung bereichert. Man sieht also: das Spiel eines uns ganz verborgen bleibenden Mechanismus liegt zwischen der ersten und letzten Vorstellung; der Ablauf dieses Spieles an materiellen Massentheilen wird ein gesetzlicher, durch die Wechselwirkung der ganzen Summe einzelner zusammengehöriger Theile vermittelter seyn. Wir dringen mit dem Verfasser auf ein Festhalten an der Gesetzlichkeit aller Verhältnisse in der Natur, also auch hier. Wie immer der Wille aufgefaßt werden mag, in seiner Wirkung auf die Maschinerie des Materiellen ist er zuletzt gleichzusetzen einem palpablen Impuls auf den Nervenmechanismus.

Zur Ausführung einer in ihrem Effekt allein vorstellbaren Handlung benützt der Wille den Angriff auf diesen oder jenen Punkt des ganzen Mechanismus. Da er diesen selbst nicht kennt, bleibt ihm nichts übrig als sich in allen Fällen, auch in denen, wo sich am Mechanismus etwas geändert hat, immer wieder so gegen diesen zu verhalten wie vorher; denn von der Aenderung im Mechanismus kann er nichts erfahren haben, weil er von seinem Zustand vor der Aenderung nichts gewußt hat. Nun kann aber doch gewiß ein Mechanismus nicht dasselbe leisten, wenn er so, oder wenn er so construirt ist; das hieße verlangen, daß ein Uhrwerk noch richtig ginge, wenn man beliebig dieses oder jenes Rad entfernt hat. Es wäre denkbar, daß sich die Seele nach und nach wieder in dem verändert wirkenden Mechanismus orientirt; es ist aber nicht möglich, daß die willkührliche Handhabung des Mechanismus ganz unabhängig ist von dessen jeweiliger Complication.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 2. November.

Nro. 57. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1853.

Die sensorischen Functionen des Rückenmarkes der Wirbelthiere, ꝛc.

(Fortsetzung.)

Nirgend wird man ein präciseres Zusammengreifen mechanischer Vorgänge voraussetzen müssen als in dem centralen Nervensystem, nirgends wird eine Störung dieser normalen Verhältnisse so weittragende Wirkungen auf die resultirenden Prozesse ausüben müssen als da, nirgend wird eine innigere Wechselwirkung aller Theile auf einander stattfinden als in dem zu einem materiell und functionell verknüpften Ganzen der Rückenmarks- und der Hirn-Elemente!

Unfehlbar müßte ein im kopflosen Thier vorhandener Wille gegenüber einem bestimmten Impuls gerade so wirken, wie im unversehrten; es müßte aber der Effekt dieses Impulses auf den Mechanismus, weil dieser sich geändert hat, verändert seyn, und es würden also diese Bewegungen, wenn sie willkührliche wären, nothwendig eine ganz andere Form haben als die an dem unversehrten Thier auftretenden, so daß in der Gleichartigkeit der Bewegungen Enthaupteter und nicht Enthaupteter gerade der Beweis dafür liegt, daß diese nicht willkührliche sind.

Alle diese einzelnen Punkte, welche vernünftiger Weise und ohne prinzipiell vielleicht noch strittige metaphysische Reflexion für Kriterien einer willkührlichen Handlung verlangt werden müssen, sehen wir entweder an einem Rückenmarksabschnitt nicht realisirbar, oder die beobachteten Thatsachen beweisen geradezu von diesen nothwendigen Gesichtspunkten aus aufgefaßt das Gegentheil von dem, was der Verfasser daraus folgert.

Viel schwieriger ist der Entscheid der Frage, ob diesen Bewegungen, die ebenso wie die wirklich willkührlichen des unversehrten lebendigen Organismus durch einen materiellen Mechanismus effectuirt werden, von dessen Gegenwart, Zustand und Zustandswechsel der Seele gar nichts bewußt wird als die hinter hergehenden Folgen seines Ablaufes, irgend etwas Psychisches überhaupt anhafte oder anhaften könne, und ob die Beobachtung dieser Bewegungen Beweismittel für sensorische Functionen des Rückenmarkes zu liefern im Stande sind.

Wer sich die Seele als eine Cumulation von Eigenschaften denkt, aus denen leider noch immer dieselbe in vielen Psychologien zusammengeflickt wird, und wer weiter diese einzelnen Dinge, als welche die Eigenschaften gewöhnlich betrachtet werden, als materielle Resultate d. h. Stoffprodukte der Stoffbewegung in den Centralorganen betrachtet, könnte wohl zu der Annahme kommen, daß je ein solches Ding, in je einem Abschnitt des ganzen Centralorganes fabricirt, diesem anklebend bleibe, wenn es von der Summe aller übrigen getrennt wäre. Eigenschaft ist aber weder etwas materiell noch ideell Reales, sondern eine Abstraction oder vielmehr ein abbrevirter Ausdruck für irgend ein Phänomen, welches in die Beobachtung fällt, sobald zwey reale Objecte in eine Beziehung zu einander treten. Natur der Objecte und Art der Beziehung bestimmt das Resultat, somit für die Abstraction die Eigenschaften der Objecte, und zwar eigentlich und

streng genommen die beyder Objecte, während die Abstraction die Eigenschaft gewöhnlich nur dem einen oder anderen Object vindicirt, und zwar dem, welches für diesen oder jenen dem Phänomen zugewendeten Sinn als das weniger passive erscheint. Den Stein, welchen wir prüfen, nennen wir weich, wenn er an einem dagegenschlagenden Stahl zerschellt, oder ohne Funkenbildung zertrümmert wird; wir nennen ihn hart, wenn er unversehrt bleibt, Funken gibt und von dem Stahl glühend werdende Stückchen absprengt. Alle Wirkungen auf unsere Sinnesnerven nennen wir Eigenschaften der Körper außer uns, weil wir von der Zustandsveränderung unseres Nervs gar nichts wissen, und hier sogar die Vergleichung zwischen dem, was den Nerv als palpabler Reiz trifft, und was in Folge dessen in der Nervensubstanz vor sich geht, ganz wegfällt, die Wirkung des Reizes also wie ein ihm ganz passiv folgender Zustand unserer Wahrnehmung des ausser uns Befindlichen auftritt.

Die Eigenschaften einer Seele also, soferne wir sie als etwas Substanzielles anerkennen, sind nichts als Folgen der Beziehungen zwischen ihr und körperlichen Vorgängen, und nicht Componenten ihres Wesens, sondern abstrahirte Begriffe aus Phänomenen, welche mit bewußten Vorstellungen und wahrgenommenen äußeren Zustandsveränderungen unseres Körpers zusammen treffen, in so weit diese sinnlich erfaßbar sind. Daß derartige Beziehungen zwischen ihr und Stücken des Rückenmarkes eben so vorkommen können als zwischen ihr und Hirnsubstanz, kann von vorneherein gar nicht geleugnet werden, und wer nicht Materialist ist, kann sich den Fortbestand dieser Beziehung nach Trennung des Hirns vom Rückenmark prinzipiell viel eher denken als der strenge Materialist, weil das Gesetz der Verknüpfung von Körper und Geist für den letzteren mit der Continuität der Materie stehend und fallend ist, für den Anderen dagegen, unabhängig von dem gewöhnlichen causalen Zusammenhang materieller Erscheinungen, Gränzen haben könnte, welche jenen Fall der Trennung noch mit einschlößen.

Prinzipielle Voraussetzungen und Möglichkeiten sind aber auch da nur gestattet, soferne die Erscheinungen des Lebens, also „Thatsachen“, damit in Einklang zu bringen sind. Alle Beweismittel, welche hier herbeygezogen werden können, sind von dem Verfasser in der entgegengesetzten Absicht mit großem Fleiß gesammelt. Sie alle gehen darauf hinaus, die Bewegungen Enthaupteter in ihrer Uebereinstimmung mit den voraussetzbaren willkührlichen nicht Enthaupteter darzustellen; alle Beweise für die sensorische Thätigkeit des Rückenmarkes fußen auf der identischen Grundlage beyder Bewegungen, und der Beweis der sensorischen Eigenschaft des Rückenmarkes auf der aus den Thatsachen scheinbar bewiesenen Willkühr in den Bewegungen Enthaupteter. Der Ausgangspunkt des Beweises ist der richtige; denn es ist der einzige. Nur aus den Bewegungen können wir, als den bey Experimenten überhaupt möglicher Weise hervorrufbaren Phänomenen, auf das ihnen zu Grunde liegende Prinzip, und ihren Ausgangspunkt schließen. Die Deutung der Bewegungen als willkührliche oder unwillkührliche schien uns anfänglich allein abhängig von dem subjectiven Standpunkt der Beurtheilung, im Verlauf unserer Untersuchung aber fand sich, daß ganz abgesehen von dem subjectiven Standpunkt, am meisten aber von dem Standpunkt des Verfassers aus, die Annahme einer Willkühr in jenen Bewegungen durchaus unstatthaft erscheint; denn die factische Gleichartigkeit oder Aehnlichkeit dieser mit denen des nicht Enthaupteten liefert eben den Beweis, daß bey der Verschiedenheit des Mechanismus in beyden Fällen nicht eine Identität der Impulse für die gleichen Effecte des Mechanismus vorausgesetzt werden kann. Damit stimmt auch sehr gut das vom Verfasser erwähnte merkwürdige Verhalten gewisser niederer Thiere, welche sich durch Theilung fortpflanzen. Keinem Beobachter wäre es eingefallen, hiebey die Theilung eines Willens, nämlich des Mutterthieres in zwey vorauszusetzen, wären die an dem neuen Individuum wahrgenommenen Bewegungen mit denen des Mutterthieres so übereinstimmend angetroffen worden, daß für sie das gleiche Bewegungsprincip wie für die des letzteren hätte vorausgesetzt werden können. Gerade die Incongruenz der Bewegungen beyder noch zusammenhängender Gebilde ließ die Zerspaltung des ursprünglich Einen Willens vermuthen, und man konnte sich leicht denken, daß die in dem neuen Gebilde auftretenden materiellen Bedingungen einem bestimmten Willensimpuls gegenüber das ganze

Phänomen der Bewegung verändern mußten. Die Identität zweyer Bewegungsformen an zwey verschiedenen Mechanismen kann unter allen Bedingungen nur eine Differenz ihrer Impulse voraussetzen lassen.

Demgemäß liegen in den Thatsachen gar keine Beweise für die sensorischen Thätigkeiten des Rückenmarkes, denn sie können die Schlußfolgerung auf sie, als von dem Willen ausgehenden, welcher das Ganze beherrscht hatte, nicht stützen, und da diese Bewegungen zu weiter keinen anderen Schlußfolgerungen führen können, haben sie auch keine Beweiskraft für den Fortbestand anderer als bewußter Geistesthätigkeiten, die dem Rückenmark anhaftend geblieben wären, welcher von occasionalistischem Standpunkt aus a priori nicht zu läugnen, durch die Thatsachen aber auch nicht zu beweisen ist.

Ich gebe gerne zu, daß auch mich die Annahme schlagfertiger Mechanismen in den Centralorganen, gegenüber äußeren oder inneren Impulsen, nicht befriedigen kann, so lange damit nur eine vage Bezeichnungsweise der Ursachen geregelter Bewegungen gegeben ist, und wir keine weitere Einsicht in die Anordnung und die Verknüpfung dieser Mechanismen unter einander und in ihre Beziehungen zu der Seele haben. Aus diesem Grund kann ich auch keine Theorie jener bey Enthaupteten wahrnehmbaren Bewegungen geben, und hier, wo ich nur als Referent auftrete, versuchen, die mir richtig scheinenden Wege zu ihrer Beurtheilung anzudeuten, sondern muß mich begnügen nachgewiesen zu haben, wie wenig Beweismittel durch die Zusammenstellungen des Verfassers für die sensoriellen Thätigkeiten des Rückenmarkes beygebracht werden konnten, und wie vielfach ein consequenter Materialismus gegen die einfachsten Gesetze des Denkens und gegen die natürliche Auffassung des Thatsächlichen verstößt, trotz dem, daß er auf seinen rationell empirischen Standpunkt pocht, und von „Theorien“ nichts wissen will, in deren Fallstrick er, den handgreiflichsten Phänomenen zum Trotz, unvermerkt verwickelt wird.

Das IV. Capitel mit der Ueberschrift „die Lehre von den Leitungsgesetzen der Reflexionen“ enthält erstens allgemeine Untersuchungen, in welchen die verschiedenen Theorien der Lehre von der Irradiation durchgemustert und kritisirt werden, ohne daß der Verfasser eine mehr als hypothetische, wie er selbst sagt, und wie uns in der That auch scheint, wenig motivirte an ihre Stelle setzt. Zweytens werden aus einer Anzahl von Krankengeschichten folgende Gesetze der Reflexe als statistische Mittelwerthe gewonnen, welche deshalb beachtenswerth sind. Diese Gesetze sind folgende:

1) Wenn dem Reiz, welcher einen peripherischen Empfindungsnerven trifft, Muskelbewegung auf nur einer Körperhälfte als Reflexe folgen, so befinden sich dieselben ohne Ausnahme auf derjenigen Körperhälfte, welcher auch der gereizte Empfindungsnerv angehört. „Gesetz der gleichseitigen Leitung für einseitige Reflexe“.

2) Wenn die durch eine gereizte Empfindungsfaser bedingte Veränderung im Centralorgan einseitige Reflexe bereits ausgelöst hat, und indem sie sich weiter verbreitet, auch Motoren der entgegengesetzten Rückenmarkshälfte erregt, also doppelseitige Reflexe erzeugt, so werden stets nur solche Motoren innervirt, die auch bereits auf der primär afficirten Seite erregt sind, so daß also doppelseitige Reflexe nie in gekreuzter Richtung erzeugt werden. „Gesetz der Reflexions-Symmetrie“.

3) Sobald die Erregung einer Empfindungsfaser Reflexionen in beyden Körperhälften auslöst, und zwar in der Weise, daß diese Krämpfe auf einer Seite intensiver als auf der anderen auftreten, so befinden sich die stärker am Reflex betheiligten Muskeln auf derjenigen Seite, welcher auch die gereizte centripetale Faser angehört. „Gesetz des ungleich intensiven Auftretens des Reflexes auf beyden Körperseiten bey doppelseitigen Reflexen“.

4) Den Vorgang, durch welchen Reflexe, die sich im Bereich bestimmter Nerven lokalisirt hatten, auf benachbarte Geflechte übergehen, nennt der Verf. „intersensitiv-motorische Bewegung“ und gibt hiefür als Gesetz an, daß im Gehirn diese Bewegung gegen die medulla oblongata gekehrt ist, und im Rückenmark eben so, so daß sich die Bewegungen vom Gehirn und vom Rückenmark ausgehend in der medulla berühren. Er spezialisirt diese allgemeinen Gesetze weiter und sagt:

a) Wenn ein cerebraler Empfindungsnerv, also auch ein Sinnesnerv, in einer Weise erregt wird, so daß er Reflexe auslöst, und man vergleicht den direct erregten Empfindungsnerv mit dem reflektorisch erregten motorischen, so findet man, daß die Wurzeln beyder Nerven entweder mehr weniger in gleichem Niveau am Centralorgan liegen oder der motorische Nerv immer weiter nach hinten gelegen ist als die sensitive Wurzel. Geht der Reflex von hier aus weiter auf benachbarte Nerven, so geht der Weg dieser „Reflex-Irradiation“ vom primären Reflexniveau nach hinten in der Richtung zur medulla oblongata.

b) Hat ein primär gereizter Rückenmarksnerv Reflexe in Motoren ausgelöst, welche mit ihm in nahezu gleichem Niveau liegen, und verbreitet sich von da der Reflex weiter, so geschieht dieß nach aufwärts, also ebenfalls in der Richtung gegen die medulla oblongata.

5) Löst eine primär gereizte Empfindungsfaser Reflexe aus, so können diese absolut nur an drey Stellen des Körpers auftreten, mögen sie einseitig oder doppelseitig seyn. Nämlich:

a) Der Reflex erscheint in denjenigen motorischen Nerven, welche mit den gereizten Empfindungsfasern nahezu auf dem gleichen Querschnitt in der Höhe des Wurzelaustrittes jener aus dem Rückenmark liegen.

b) Entsteht der Reflex in Motoren, welche entfernt oder sehr entfernt von jenem Querschnitt liegen, so sind die reflektorisch erregten Motoren stets solche, welche aus der medulla oblongata entspringen.

c) Der Reflex erscheint, ohne daß bestimmte Muskelparthien der vorzugsweise Sitz reflektorischer Convulsionen oder Krämpfe sind, in sämmtlichen Muskeln des Körpers.

Das V. Capitel liefert eine Reihe pathologischer Fälle zur Erhärtung der aufgestellten Gesetze mit physiologischen Epikrisen.

Das VI., VII. und VIII. Capitel enthält eigene Experimente des Verfassers zur Bestätigung seiner im III. Capitel aufgestellten und prinzipiell

vertheidigten Lehre von den sensorischen Thätigkeiten des Rückenmarkes, und zwar beziehen sich die im Capitel VI mitgetheilten auf die Feststellung des Unterschiedes zwischen wirklich reflektorischen und willkührlichen nicht reflectorischen Bewegungen kopfloser Thiere oder Thierstücke.

Der Entscheid wird der Beurtheilung überlassen, ob die beobachtete Bewegung und Beziehung auf den als fortbestehend gedachten Erhaltungstrieb zweckmäßig sey oder nicht. Die hier benützten Thierstücke sind der Schwanz der Salamandra maculata, des Aales, des Kätzchens. Die beobachteten Bewegungen in Folge der Einwirkung von Hitze auf die eine Fläche des Schwanzes sind Abkehrung des Schwanzes von der Flamme: zweckmäßig, und darum willkührlich; Hereinschlagen des Schwanzes gegen die Flamme, so daß sie „oft auslöschte“; wenn die Thiere mit Strychnin oder Opium vergiftet waren: reflektorische Bewegung. Die Experimente habe ich, so viel ich ihrer nachmachte, bestätigen können.

Die Zweckmäßigkeit des Abwendens des Schwanzes wird man nicht leugnen können, die Zweckmässigkeit des Auslöschens auch nicht. Der Schwanz am unversehrten Thier peitscht hin und her, wenn man ihm ein Licht nähert, der abgetrennte Schwanz biegt sich, wie ein von einer schiebenden Gewalt gedrängter Körper, langsam und ohne irgend einen Versuch zu machen, sonst wie der Gefahr zu trotzen, von der Flamme ab, und diese Bewegung hat etwas so rein Mechanisches, daß man ohne vorgefaßte Meinung hier viel weniger eine willkührliche Bewegung vermuthet als in den hin- und herschleudernden Bewegungen, wie sie bey dem unversehrten und in den kräftig gegen die Flamme schlagenden Bewegungen, wie sie bey dem narkotisirten Thier vorkommen.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 4. November.

Nro. 58. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1853.

Considerazioni ed esperienze intorno al magnetismo delle rocce del socio ordinario Macedonio Melloni. Memoria I. Sulla polarità magnetica delle lave e rocce affini letta nella tornata del 21. gennajo 1853, ed approvata per gli atti nel giorno medesimo.

Im Eingange zu dieser Abhandlung werden die zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts von Breislak, Guyton und Humboldt gemachten Beobachtungen angeführt, welche Anzeigen von bipolarem Magnetismus im Tuff von Roscillo, im Basalt von Drevin und in Schieferfelsen bey Heidelberg auffanden. Melloni wundert sich darüber, daß solche Thatsachen im ersten Drittel des laufenden Jahrhunderts fast gänzlich in Vergessenheit gerathen konnten, obschon der letzte und berühmteste von den eben genannten drey Naturforschern noch in dem 1826 zu Paris herausgekommenen Essai géognostique sur le gisement des roches auf die Anwesenheit von bipolarem Magnetismus im Trachytporphyr des Chimborasso und des Dorfes Voisaco bey Quito hinwies. Die Physiker und Geologen beobachteten nach dem Ausspruche unsers Autors ein absolutes Stillschweigen über diese interessanten Erscheinungen, und Einzelne leugneten sogar geradezu das Daseyn der magnetischen Bipolarität in Substanzen, welche Eisen in sich aufgenommen haben, wie namentlich Becquerel bis zum Jahre 1847 hin. Eine solche Behauptung wird jedoch nicht bloß durch die eben angeführten Thatsachen, sondern schon durch eine frühere von Romé de l'Isle gemachte Beobachtung widerlegt, wornach in Krystallen des Eisenglanzes bipolarer Magnetismus aufgefunden wird. Erst vor wenig Jahren sey das Vermögen eisenhaltiger Substanzen, bipolaren Magnetismus anzunehmen, durch die zahlreichen Versuche von Delesse, welche sich auf die schon früher von Tralles, Hausmann und Henrici erhaltenen Resultate stützen, ausführlich bestätigt worden.

Melloni bediente sich zu seinen in dieser ersten Abhandlung vorgenommenen Untersuchungen theils einer gewöhnlichen Bousole, theils eines besondern, Magnetoscop genannten, Instrumentes, das sich von einer astatischen Doppelnadel, wie man sie in den galvanischen Multiplicatoren zu gebrauchen pflegt, in nichts als in seinen Dimensionen unterschied. Dessen einander entgegengesetzte Nadeln hatten eine Länge von 9 Centimetern und waren eben so weit von einander entfernt; die eine befand sich am Boden eines cylindrischen Gefäßes, die andere an dessen oberem Rande über einem getheilten Kreise, und eine in ihrer Mitte durchbohrte Glasscheibe deckte das cylindrische Gefäß in einer Entfernung von 5 oder 6^{mm} oberhalb der obern Nadel zu. Ueber dem centralen Loche dieser Scheibe ist eine 20 Centimeter hohe Glasröhre befestigt, durch welche der Seidenfaden, an dem das System der astatischen Nadeln aufgehängt ist, hindurch geht. Auf dem obern Ende dieser Röhre ist eine Vorrichtung angebracht, mittelst welcher man dem Seidenfaden die rechte Länge und eine solche Stellung geben kann, daß derselbe durch den Mittelpunct des getheilten Kreises hindurch läuft. Um die untere Nadel in den Glascylinder hinablassen zu können, ist in den

getheilten Kreis längs einer seiner Durchmesser eine dazu hinreichend breite Spalte eingearbeitet, und zugleich ist dieser getheilte Kreis um seinen Mittelpunkt drehbar eingerichtet mittelst eines zweyten, vom Boden des ersten aufsteigenden cylindrischen Gefäßes.

(Schluß folgt.)

Die sensorischen Functionen des Rückenmarkes der Wirbelthiere, ꝛc.

(Schluß.)

An sich kann uns also die zappelnde hin- und hergehende Bewegung des Schwanzes, sein Abbiegen von der Flamme, also sein Ausweichen, oder sein Hereinschlagen gegen die Flamme, zumal wenn es gelingt, sie wirklich auszulöschen, in gleichem Maaß willkührlich erscheinen, weil alle diese drey Akte im günstigen Fall wenigstens zu einer für das Thier glücklichen Befreyung von der Gefahr führen können, also den Zwecken des Erhaltungstriebes entsprechend sind. Ein Thier, das noch nie den Strahlen eines glühenden Körpers ausgesetzt war, hat nicht die Vorstellung wie der Experimentator von der Ursache, die den Schmerz oder ein unbehagliches Gefühl der steigenden lokalen Erwärmung der Haut verursacht. Das ganze Thier bezeugt durch die unruhigen, hin- und herschleudernden Bewegungen des Schwanzes, daß es überhaupt nur Schmerz fühlt, dessen es sich auf irgend eine Weise durch Bewegungen zu entledigen sucht. Der Schwanz aber soll für sich eine größere Einsicht in die Natur der Flamme haben als das ganze Thier, und vorsichtig die Flamme vermeiden, von deren Richtung und Anwesenheit er gar nichts wissen kann, sich also zweckmäßig und kluger Weise von dem heissen Körper abbiegen, ohne auch nur einmal zu versuchen, ob er, da der Reiz von der nachgeschobenen Flamme nicht durch die Abbiegung entfernt werden kann, sich durch eine entgegengesetzte Bewegung beseitigen läßt? oder hat der Schwanz auch noch eine Ahnung davon, daß der Experimentator ihm bey

seinem Ausweichen die Lampe immer wieder nahe rückt?

Bey der völligen Unkenntniß der räumlichen Anordnung derjenigen centralen Nervenelemente, durch welche eine Uebertragung der Erregungszustände von einem Punkt auf den anderen erfolgt, und von der Nothwendigkeit, mit welcher auch einem wirklichen Willensimpuls gegenüber innerhalb gewisser Gränzen eine Uebertragung durch unvermeidlich mechanische Zwischenactionen stattfinden muß, läßt sich durchaus nicht entscheiden, welche von jenen drey Arten der für sich betrachtet zweckmäßigen Bewegungen in höherem Grad oder ausschließlich als willkührliche angesehen werden soll.

Das **VII.** Capitel gibt eine Reihe von Experimenten an Fröschen, bey welchen in bekannter Weise die Essigsäure als Reiz angewendet wird, und wobey die ebenfalls bekannte Manipulation des Thieres, die Säure abzuwischen, näher zergliedert, und zu dem Behuf der schon so oft angestellte Versuch variirt wird. Die in Folge derartigen Reizes auftretende Bewegung ist eine äußerst complicirte, wobey sich eine Reihe in Beziehung auf Lokomotion des Fußes entgegengesetzter Bewegungen ablösen, um wie es scheint, einem bestimmten Zweck zu genügen, den der Erhaltungstrieb verlangt, und dessen Inhalt Entfernen der ätzenden, schmerzenden Säure ist.

Eingangs dieses Capitels polemisirt der Verf. gegen die besonders von Lotze, aber auch von vielen Anderen mit der Natur vertrauten Experimentatoren vorausgesetzten Nerven-Mechanismen, durch welche die Ausführung gewisser Vorsätze sowohl als die Form unwillkührlicher Bewegungen zum Heil des Organismus bestimmt wird. Können diese Vorstellungen auch uns noch nicht ganz befriedigen, wie oben hervorgehoben wurde, so lassen die Thatsachen nicht zweifeln, daß sie bestehen, und mit welchem Recht der Verf. sich zum Richter über die „seichten Argumentationen“ eines Lotze aufwirft, mag die Logik dieses Autors entscheiden, welche wir mehrmal schon zu bewundern Gelegenheit gehabt haben, und welche sich auch hier wieder zeigt. Er sagt S. **121**: „Es ist höchst sonderbar, warum man den Mechanismus in den motorischen Apparaten sucht, und

nicht eben so in dem Bewußtseyn. (Man sucht ihn aber nicht in den motorischen Apparaten, sondern in der Verknüpfung dieser mit den Empfindungsapparaten. Ref.). Wie aber alles Leben in der Natur als Ausfluß bestimmter Ursachen bestimmte Gestaltung fordert, diese Pflanze solche Blätter und Blüthen, jene andere treibt, so liegt es in dem Leben des Bewußtseyns begründet, daß auch es in bestimmter Weise sich offenbart und Gestalt und Form annimmt, weil das Gesetz es so bedingt.“ Nun halte man aber den Standpunkt des Verfassers fest! Das Bewußtseyn ist ihm eine Resultante der Nervenprocesse; das Gesetz seines Bewußtseyns ist das Gesetz der Aufeinanderwirkung der Nerven-Moleküle. Das Gesetz dieser Aufeinanderwirkung bedingt die Form der Bewegungen, gleichgültig, ob wir sie reflektorische oder willkührliche nennen, so daß also beyde von Nervenmechanismen abhängen, gegen welche unmittelbar vorher so heftig polemisirt wird. Entweder es sind zwey Mechanismen da: einer für bewußte (willkührliche) und ein zweyter für unbewußte, reflectorische Bewegungen, oder es ist ein Mechanismus da, der je nach Aenderung seines Zustandes oder der Natur des Angriffes mechanisch und nothwendig entsprechende Variation der Bewegungsform erzeugt. Niemals hat das Bewußtseyn Notiz von diesem Mechanismus, und durch das Bewußtseyn kann hierüber nie entschieden werden. Sind zwey Mechanismen da — nun gut! Dann bedient sich der Wille eben des einen von ihnen, was Lotze auch behauptet; ist bloß einer da, welcher variirt werden kann, dann ist der Mechanismus nie das Bewußtseyn im einen Falle oder das Nichtbewußtseyn im anderen Falle selbst, sondern in beyden Fällen sind diese mechanischen Prozesse eben wiederum die Mittelglieder, durch welche die endliche Form der Bewegung bestimmt wird, und wir sind abermals auf dem alten Standpunkt, und die emphatische „Argumentation“ des Verfassers bringt uns der Einsicht um keinen Schritt näher.

Das Prinzip der ersten Versuchsreihe ist: erstens zu sehen, mit welchen Mitteln der decapitirte Frosch die ätzende Säure zu entfernen sucht, und zweytens, welche Mittel ergriffen werden, wenn die zuerst gewählten entfernt sind.

Was die Methode des Thieres selbst betrifft, den Reiz zu entfernen, so läßt sich hierin, wie schon Volkmann hervorgehoben hat, sehr wenig vernünftige Zweckmäßigkeit erkennen, wenn man sieht, wie das Thier die ätzende Substanz mit immer mehr Hautstellen in Berührung bringt. Es wäre freylich zu viel von einem geköpften Frosch verlangt, wenn er die Natur der Essigsäure und diese selbst gleich an dem ersten Jucken erkennen sollte, das sie ihm verursacht; es wird also nichts einzuwenden seyn, wenn das Thier den Tarsus gegen die gereizte Hautstelle bewegt. Ist dieß aber einmal geschehen, so sieht man nicht ein, warum immer wieder dieselbe Bewegung gemacht wird, da doch das verstümmelte Thier nach des Verfassers Annahme noch gelehrig ist, indem es, wenn die eine Reihe von Bewegungsmitteln (das Bein, mit dem es gewischt hatte), weggeschnitten ist, nach und nach lernt andere eben so zweckmäßige auszusuchen, ja selbst darauf dressirt werden kann. Was das Letztere anbetrifft, so habe ich anderwärts nachgewiesen, daß durch die Auslösung von Reflexbewegungen gewisse organische Zwecke erfüllt werden, so daß es nichts Auffallendes hat, wenn andere und neue Bewegungen, um dem zu genügen, auftreten, sobald die gewöhnlichen nicht ausführbar sind. Zum mindesten also lassen diese Beobachtungen noch mehrfache Deutung zu, wenn man das in Capitel III Erörterte gar nicht berücksichtigen will.

Endlich kann der Versuch nichts gegen die Wirkung einer Reflexfunction beweisen, wenn man einmal die Haut mit der Pincette kneipt, und dann an derselben Stelle Essigsäure applicirt, in Folge dessen im letzten Fall andere Bewegungen entstehen als im ersten. Die Differenz der Reize ist zu augenfällig als daß man das Gegentheil, nämlich eine Gleichartigkeit der Bewegung in beyden Fällen erwarten sollte, wie es der Verfasser thut.

Das VIII. Capitel enthält die dritte Reihe der speziellen Untersuchungen über die sensorische Function des Rückenmarkes.

A. Weil bey gleichzeitiger Reizung aller motorischen Nerven auf dem Querschnitt des Rückenmarkes nicht alle Muskeln in Contraction gerathen, wird geschlossen, daß nicht alle motorischen Nerven

zum Hirn aufsteigen, woraus (mit welchem Recht vom materialistischen Standpunkt aus, bleibt unbekannt) geschlossen wird, daß das Rückenmark vermöge der vorausgesetzten Nervenenden im Mark sensorische Eigenschaften haben müsse. Ich habe früher und in meinem diesjährigen, in diesen Blättern veröffentlichten Bericht die hiehergehörigen Experimente besprochen, und gezeigt, daß die Nerven in ihrem Verlauf durch das Rückenmark mit verschiedenen Graden der Erregbarkeit ausgestattet sind, was das angeführte Phänomen erklärt. Auch bey der Annahme des Verfassers müßten wenigstens die in gleichem Niveau liegenden Nerven der Beuge- und Streckmuskeln gleichzeitig irritirt werden, während Thatsache ist, daß von den meisten Stellen, mit Ausnahme einer kleinen in der Mitte des Markes gelegenen, aus, in Folge gleichzeitiger Reizung des ganzen Rückenmarkes entweder Streckung oder Beugung ausschließlich eintritt.

B. Gesammelte Krankengeschichten zeigen, daß bey Druck oder Zerreissung des Rückenmarkes an höher oben gelegnen Stellen, nie Schmerzen in den Beinen entstehen, was nach des Verfassers Annahme und der Lehre von der Excentricität in der Empfindung (deren Mißliches übrigens von Volkmann bereits hinreichend hervorgehoben worden ist) entstehen müßten, wenn die Nerven im Mark bis zum Hirn aufstiegen. Es entstehen also keine Schmerzen; die bewußte Empfindung resultirt aus der Correspondenz des Hirn- und Rückenmark-Sensoriums. Müssen aber die Componenten dieselben Eigenthümlichkeiten zeigen wie die Resultante? Wo liegt hier ein Beweis dafür, daß unterhalb des Kopfes etwas geschieht, worüber allein das Bewußtseyn, das eben unterhalb des Kopfes sich nicht subjectiv bemerklich macht, entscheiden könnte? Kopf und Rumpf bin doch Ich; warum sollte dieses Ich nicht zwey Bewußtseyn haben können, wenn die materielle Einheit, die die Bewußtseyns-Einheit vermittelt, auseinander fällt und sich in zwey materielle Einheiten mit zwey sonst nur gekuppelten Bewußtseyns-Einheiten spaltet?

Ueber das IX. Capitel, das von der Bewegung Schlafender handelt, gehen wir hinweg, da nur ganz gezwungen und für Einzelnfälle eine Aehnlichkeit zwischen den Bewegungen Schlafender und Enthaupteter aufgefunden werden kann, und die Vergeßlichkeit des Bewußtseyns Schlafender über Gegenwart oder Abwesenheit des Bewußtseyns überhaupt in dem einen oder anderen Fall gar nicht entscheiden kann.

Am Schluße gibt der Verfasser eine dankenswerthe tabellarische Zusammenstellung der Fälle von Reflexerscheinungen (57 an der Zahl) als Belege für seine Lehre von der Reflexleitung, welche im IV. und V. Capitel entwickelt wurde.

Ich glaube nicht, daß diese Schrift die naturgemäße und auf den Thatsachen des Bewußtseyns selbst beruhende Annahme von der Einheit und Untheilbarkeit des Bewußtseyns erschüttern könne, indem selbst eine Consequenz der von uns nicht zu billigenden Grundgedanken, statt den Beweis von dieser Theilbarkeit näher zu rücken, ihn immer ferner schiebt, während die allen Thatsachen entsprechende Auffassung des occasionalistischen Verhältnisses zwischen dem einheitlichen Leib und der einheitlichen Seele, wie es von Lotze benannt worden ist, und wie es Kant unter dem Namen der prästabilirten Harmonie, wie es endlich unser gewiß nicht einer mystischen Richtung anzuklagender Haller mit wenigen einfachen Worten höchst charakterisirend angedeutet hat, nicht allein Befriedigung für die Betrachtung der individuellen Erscheinungen unseres gegenwärtigen Lebens gewährt, sondern auch in die jenseits der individuellen Gränzen gelegnen allgemeineren und höheren Beziehungen einen nicht unserem „Hochmuth“, sondern unserem geistigen Rechtsanspruch genügenden Gesichtspunkt verschafft.

Dr. E. Harleß.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 7. November.

Nro. 59. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1853.

Excerptorum ex C. Plinii Secundi naturalis historiae libro XXXV, particulae I. II. III. Germanico sermone interpretatus est et commentario critico et exegetico instruxit J. Chr. Elster, Phil. Dr. et Gymnasii Conrector. Helmstedt 1851—53. 4. 31, 24 u. 19 S.

Die Bekanntschaft des Verfassers dieser Programme mit dem genannten Buche der Naturgeschichte des Plinius schreibt sich von dem Jahre 1811 her, wo er Vorlesungen von Heyne über dasselbe hörte, der es den Mitgliedern des philologischen Seminars erklärte, und den Verfasser, der schon damals ein besonderes Interesse an der Zeichenkunst bewies, — das er heute noch dadurch bethätigt, daß er den Zeichenunterricht an dem Helmstedter Gymnasium ertheilt, — aufforderte, sich der vielfach verdorbenen und unrichtig erklärten Stellen dieses Buches anzunehmen, welche von der Malerey der Alten handeln. Früher mit seinen in dieser Beziehung gemachten Studien hervorzutreten *), wurde er dadurch verhindert, daß ihm der Text an vielen Stellen verdorben schien, wo ihm die damals zu Gebote stehenden Hilfsmittel nichts Besseres an die Hand gaben. Nachdem aber der Unterzeichnete die treffliche Bamberger Handschrift verglichen und das Resultat seiner Vergleichung bekannt gemacht, und Sillig dasselbe in der Separatausgabe dieses Buches in seiner Bedeutung für die einzelnen Stellen noch näher erwogen hatte, nahm er keinen Anstand, mit seinen Studien in der Weise vor die Oeffentlichkeit zu treten, daß er einzelne Abschnitte (im ersten Programme die Paragraphe 1—30, in welchen Plinius von der Art und der Geltung und Bedeutung der Malerey bey den Griechen und Römern, und von den Farben handelt, im zweyten und dritten die Paragraphe 79—87 und 88—97, wo von Apelles die Rede ist), in der nach seiner Ansicht möglichst richtigen Gestaltung abdrucken ließ, eine deutsche Uebersetzung beygab, und das in kritischer und exegetischer Hinsicht Bemerkenswerthe in lateinischen Anmerkungen hinzufügte.

Den Text hatte Herr Elster nach der Sillig'schen Ausgabe vom Jahre 1836 und der als Anhang derselben beygegebenen Collation der Bamberger Handschrift und den Bemerkungen des Unterzeichneten bereits gestaltet, als ihm die Sillig'sche Separatausgabe des 35. Buches vom Jahre 1849 in die Hände kam, weßhalb er in Orthographie und Interpunktion sehr oft, in andern Dingen nicht selten so davon abgewichen ist, daß auch der Sinn dadurch ein anderer wird. Diese Stellen sollen hier in möglichster Kürze besprochen werden.

Wenn §. 2 in den Worten cum expeteretur a regibus populisque der Vulgata der Vorzug vor der Lesart der Bamberger Handschrift eingeräumt

*) Im Jahre 1838 gab er ebenfalls als Programm des Helmstedter Gymnasiums Prolegomena ad Excerpta Pliniana ex lib. XXXV. histor. nat. heraus, die dem Ref. nur dem Titel nach bekannt sind.

wird, welche hier und an andern ähnlichen Stellen die Präpoſition a nicht hat, ſo mag es daher kommen, daß der Begriff des Wortes expeti, der hier dem probari verwandt iſt, nicht richtig erfaßt worden iſt, was ſich aus der Ueberſetzung: „Damals, als ſie von Königen und Völkern in Anſpruch genommen wurde,“ abnehmen läßt. Eben daſelbſt ſchließt er ſich in der Aufnahme der Lesarten dilatata und lapide pingere, ſtatt dilatantia und lapidem pingere an den Ref. an, der übrigens nach den von Sillig gegebenen Beyſpielen den intranſitiven oder eigentlich paſſiven Gebrauch des Wortes dilatantia, welches faſt alle Handſchriften bieten, nicht mehr für ſo unmöglich hält als früher. Dagegen ſind die Worte lapide pingere gewiß mit Recht aufgenommen; in der Anmerkung iſt aber unpaſſend auf eine Stelle des Seneca (ep. 86, 5) hingewieſen, wo von der circumlitio die Rede iſt, die eben auf lapidem pingere hinführen würde, während dieſe Worte auf das Vorhergehende: verum et interraso marmore vermiculatisque ad effigies rerum et animalium crustis zu beziehen ſind, in welchen Hr. E. nicht richtig überſetzt hat: „mit zerſägtem Marmor“, da dieſes ſich nur von dünnen Marmorplatten denken läßt; wogegen Plinius ohne Zweifel eingelegte Arbeiten im Sinne hatte.

C. 2. §. 4 ſind die Worte surdo figurarum discrimine mit Berufung auf die Bamberger Handſchrift und den Ref. auf das Folgende statuarum capita permutantur bezogen, während Sillig (dem Ref. in dieſen Blättern Nr. 53. S. 429 beygeſtimmt hat) Aerei ponuntur clypei, argenteae facies, surdo figurarum discrimine zuſammenfaßt, als Gegenſatz zum Vorhergehenden Imaginum quidem picturae qua maxime similes in aevom propagabantur figurae, wo, wie hier unter figura, ähnlich dem Franzöſiſchen la figure, die Geſichtsbildung zu verſtehen iſt, wogegen es Hr. E. in der Anmerkung auf die ganze Geſtalt bezieht. — Daß Ref. ebendaſelbſt in den Worten furisque detrahat laqueus, wie ſie bey Hrn. E. lauten, die Lesart der Bamberger Handſchrift, laqueum für richtig hält, jedoch anders erklärt als Sillig, hat er a. a. O. bereits ausgeſprochen; auch möchte im folgenden Paragraphen Epicurios voltus ſtatt Epicuri nach Sillig's Nachweiſen als Plinianiſch feſt zu halten ſeyn.

§. 9 hat Hr. E. die Conjectur des Ref. siquidem nunc . . dicantur aufgenommen, die auch Sillig nicht geradezu verwirft, obſchon er non geſchrieben hat; unrichtig ſteht aber hier und §. 19 vor siquidem ein Punkt.

§. 11 verdient das auch auf die Empfehlung des Ref. aufgenommene ut praesentes esse ubi credi possent wohl den Vorzug vor dem Sillig'ſchen et cludi, wo die Conjunction aller Gewähr entbehrt; doch hat die Hertzſche Conjectur ceu di offenbar noch mehr für ſich.

§. 12 paßt Suorum vero clypeos ganz gut in den Sinn; mißlich iſt nur, daß die Handſchriften durchaus bloß Verum haben. Eben daſelbſt möchte die Conſtruction si liberum turba parvulis imaginibus ceu nidum aliquem subolis pariter oſtendat der Weiſe des Plinius angemeſſener ſeyn als die hier aufgenommene turbam . . ostendant (clypei).

§. 14 entbehrt, nach der Sillig'ſchen Ausgabe zu ſchließen, der Conſulname Q. Fabio ſtatt Fulvio aller Autorität, im Folgenden war tutelae Capitolio redemptor nicht gegen Capitolii aufzugeben.

§. 15 iſt Aegyptiis ſtatt Aegyptii nur Druckfehler.

§. 16 iſt das Sillig'ſche: Primus invenit eas colore testae . . tritae Ecphantus ohne Zweifel der hier feſtgehaltenen Vulgata: Primus invenit eas colorare testa . . trita Cleophantus vorzuziehen.

§. 17 iſt kein Grund vorhanden demiror ſtatt des Handſchriftlichen miror zu ſchreiben.

Wenn §. 21 Sillig meiſt nach der Bamberger Handſchrift sed ea re inrisu et iam contumeliae erat geſchrieben hat, während hier die Vulgata sed ea res in risu et contumelia erat, ſo muß Ref. geſtehen, daß, wenn man ea re ſchreibt, und alſo die Perſon zum Subjecte macht, die Präpoſition in ihm geeigneter ſcheint, als der Dativ; er möchte daher jener den Vorzug geben. — Die etwas verwickelte Conſtruction im Folgenden hat

Ref. in den N. Jahrbüchern für Philol. und Pädagog. Bd. LXVII. Hft. 4. S. 453 f. zu erklären versucht.

§. 24 sind auf die Empfehlung des Ref. die Worte res distraxisset eingesetzt, die vorzüglich wegen des Plusquamperfect uns verdächtig sind. In keinem Falle möchte aber distrahere hier mit „verschleudern“ zu übersetzen seyn.

Warum §. 25 die Vulgata qualem me reris beybehalten ist, ist nicht klar, da die Lesart der Bamberger Handschrif, noris, auf welche auch die Corruptelen der andern Handschriften hinführen, einen guten Sinn gibt.

§. 29 ist die Hardinische Lesart: qui monochromatea genera picturae vocaverint beybehalten, während alle Handschriften mox neogrammatea haben und die Bamberger unten vocantur, weßhalb Sillig geschrieben hat: quae mox neogrammatea genera picturae vocantur. Das Wort neogrammatea ist allerdings ein ganz neues; doch könnte Plinius geschrieben haben: Qui mox neogrammatea genera picturae quae vocantur (invenerint). Was Ref. früher vermuthet hat, Qui quae more u. s. w., leidet mit der Sillig'schen Schreibweise an einem gleichen Fehler, nämlich daß mox zu dem Präsens vocantur gezogen wird, während es, wenn man quae nach picturae, wo es leicht ausfallen konnte, einsetzt, zu invenerint gehört und dem folgenden deinde entspricht.

Eben daselbst ist die handschriftlich nicht begründete Vulgata quem quia inter hoc (lumen) et umbram esset beybehalten, wodurch tonos gleichbedeutend mit splendor gemacht wird. Sillig hat sich dagegen an die Bamberger Handschrift gehalten, welche hat: quod inter haec (splendorem et lumen) et umbras esset, appellarunt tonon, und dieß ist wohl das Richtige. Der Ton eines Gemäldes beruht doch nicht auf dem Glanze der Farben, sondern auf der Mischung des Hellen und Dunklen, so daß man wohl sagen kann, der Fehler im Ausdruck des Plinius läge nur darin, daß er das, was eigentlich der Gesammteindruck ist, das Dazwischenliegende nennt. Man vergleiche wie Ref. im Kunstblatte 1833. Nr. 51. die Sache zu erklären versucht hat.

In der Erzählung von der Tafel, auf welcher sich Apelles und Protagoras durch Feinheit der gezogenen Linien zu überbieten suchten — nur dieß kann Ref. in der Sache finden, und möchte daher mit Hrn. Elster weder subtilitas mit „Verständniß“ noch lineae mit „Contouren“ übersetzen — hat Hr. E. geschrieben: spectatam olim statt nobis ante (worin allerdings nobis auffallend ist, das der Zeit nach nicht auf Plinius bezogen werden kann, und also für a nostris stehen mußte), in den Anmerkungen aber vermuthet: spectatam novitate, was dem Ref. in dem Sinne: „wegen der ganz eigenthümlichen Erscheinung“ sehr annehmbar erscheint.

§. 86 ist wohl nicht mit Recht die Vulgata Campaspen beybehalten. Sillig schreibt den Namen dieser Geliebten Alexanders des Großen nach Aelian Pancasten, Ref. ist aber der Ansicht, daß im Pancaspen, was die Bamberger Handschrift hat, ein Versehen des Plinius selbst, der π statt τ las, zu suchen ist, das zu verbessern dem Kritiker nicht zusteht.

(Fortsetzung folgt.)

Considerationi ed esperienze intorno al magnetismo delle rocce del socio ordinario Macedonio Melloni. Memoria I. etc.

(Schluß.)

Theils mit diesem Instrumente, theils an einer Boussole untersuchte nun Melloni 108 Minerialien, theils Laven, theils damit verwandte Steinarten aus verschiedenen Ländern und Fundorten in solcher Weise, daß er nicht deren Anziehung zur Magnetnadel, sondern die Weite ihrer Abstoßung des einen Poles der Magnetnadel bestimmte, weil er so mit einem Schlage sich von der magnetischen Bipolarität der untersuchten Substanz Ueberzeugung verschaffen konnte. Von 35 der geprüften Substanzen wurde das Magnetoscop bis auf 180 Grad abgetrieben; bey diesen bediente er sich daher der Bouss-

sole zur Untersuchung ihrer relativen Stärke und diese gab Ablenkungen von 45° an bis zu 0°,8 herab. Die übrigen 73 Substanzen hatten auf die Boussole gar keine Einwirkung; am Magnetoscop aber zeigten dieselben noch repulsive Ablenkungen von 120° an bis zu 4° herab. Hieraus zog unser Experimentator den Schluß, daß Laven und verwandte Gesteine bipolarisch magnetisch sind und zwar nicht, wie man bisher glaubte, bloß in seltenen Fällen, sondern in der Regel.

Indessen blieb Melloni hiebey nicht stehen, weil er den Einwurf fürchtete, daß so geringe Kräfte, wie sie im Magnetoscop zum Vorschein kommen, auch wohl andere als magnetische seyn könnten. Um einem solchen Einwurf zuvor zu kommen, überzeugte sich derselbe noch zum Ueberfluße:

1) daß die obigen vulkanischen Steine sich einander gegenseitig anziehen und abstoßen,

2) daß sie vom Magnet angezogen und abgestoßen werden, und

3) daß sich dieselben dem Erdmagnetismus gemäß einstellen.

Hiebey ergab sich zugleich, daß diese Kräfte, wenn sie dazu stark genug waren, durch eine Scheidewand von Holz, Pappe, Porcellan, Marmor und Metall, Eisen ausgenommen, hindurch zu wirken im Stande waren, wie die magnetischen.

Am Schlusse dieser Abhandlung bespricht unser Autor die schon von Humboldt aufgefundene und von Breislak und Scacchi bestätigte, ziemlich unerwartete Thatsache, daß Steinmassen von der hier besprochenen Art nicht im Geringsten Eisenfeile an sich ziehen, während sie doch zuweilen mit nicht geringer Stärke auf die Magnetnadel einwirken. Nach Melloni's Dafürhalten hat diese Sonderbarkeit ihren Grund in der geringen Intensität der in solchen Steinen wirksamen Kräfte. So beträchtlich aus einander gezogene (diluirte) Kräfte nämlich können, wenn sie über einen großen Raum verbreitet sind, verglichen mit solchen, die in einen kleinern Raum eingeengt worden sind, auf größere Entfernungen eine verhältnißmäßig stärkere, auf kleine Entfernungen dagegen eine verhältnißmäßig schwächere Wirkung zeigen. Um dafür ein Analogon auch unter den anerkannt magnetischen Körpern aufzufinden, nahm Melloni eine Stange reinen Eisens von 1 oder 2 Centimeter Dicke und 80 bis 100 Centimeter Länge und gab dieser eine verticale Stellung, damit sie den Magnetismus der Lage annehme. Brachte er deren unteres Ende in die Nähe der Boussole, so zog dieses den einen Pol der Magnetnadel nach sich hin, während es den anderen Pol derselben Nadel von sich abstieß; senkte er aber diese Stange, ohne ihre vertikale Stellung zu ändern, in die Tiefe, bis ihr oberes Ende zunächst der Boussole stand, so stieß dieses Ende den Pol der Magnetnadel ab, den das vorige angezogen hatte und umgekehrt. Diese Stange hatte also einen recht merklichen Magnetismus angenommen; gleichwohl war sie nicht im Stande die kleinsten Eisenstäubchen nach sich hin zu ziehen, oder auch nur an sich festzuhalten.

Zuletzt kündigt Melloni noch die völlige Uebereinstimmung der magnetischen Vertheilung in Anhäufungen von eisenhaltigen Substanzen, welche aus einem zuvor glühenden Zustande an der Oberfläche unserer Erde zum Erstarren gekommen sind, mit jener Vertheilungsweise an, die in Eisenmassen durch den Magnetismus der Lage hervorgebracht wird, und zieht daraus den Schluß, daß Gesteine solcher Art gleich bey ihrem Uebergange aus dem flüssigen in den festen Zustand den bipolaren Magnetismus angenommen haben; denn die Annahme einer langsamen Entwicklung der Coërcitivkraft in diesen Gesteinen durch die allmälige Einwirkung der atmosphärischen Luft auf dieselben, hat nicht viel Wahrscheinliches.

G. Mohs.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 9. November.

Nro. 60. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1853.

Excerptorum ex C. Plinii Secundi naturalis historiae liber XXXV.

(Fortsetzung.)

§. 88 ist wohl mit Recht die Sillig'sche Conjectur quanti licerent opera effecta statt liceret aufgenommen. — Ebendaselbst paßte zur Uebersetzung: „der aus dem Gesichte der Menschen die Zukunft prophezeite“ offenbar die von Sillig aufgenommene Lesart der Bamberger Handschrift ex facie hominum divinantem besser als die hier stehende Vulgata ex facie hominem addivinantem. Uebrigens sind die Worte: ex iis dixisse aut futurae mortis annos aut praeteritae jedenfalls undeutlich so übersetzt: „wann jemand sterben werde oder gestorben sey“, statt „wie alt“; denn annos kann hier doch nur auf das Lebensjahr gehen.

In den Worten viginti talentis auri (§. 92) ist, nach der Anmerkung zu schließen, auri wohl nur aus Versehen weggelassen. Eben so scheint §. 94 nicht absichtlich imaginem statt imagines geschrieben zu seyn. — Eben daselbst ist die Vulgata in Antoniae templo der sachlich nicht wohl haltbaren Lesart der Bamberger Handschrift, in Annae templo, gegenüber so vertheidigt, daß sich gegen die Beybehaltung nichts einwenden läßt.

Gehen wir zu der Uebersetzung über, so ist für's Erste zu erwähnen, daß als Grund, warum dieselbe beygegeben ist, im ersten Programme S. 2 angegeben ist, daß sich bey Plinius so Manches, namentlich wo er von der Kunst spräche, nur in der Muttersprache deutlich machen ließe. Daselbst werden auch die verschiedenen Arten zu übersetzen besprochen und die Aufgabe des Uebersetzers dahin gestellt, daß er die richtige Mittelstraße zwischen dem sclavischen Hängen an den eingebornen Wörtern und jenem freyen Uebersetzen einhalte, das sich damit begnügt, den Gedanken im Allgemeinen richtig wieder zu geben. Abgesehen davon aber, sagt er weiter, gebe es für den Uebersetzer noch zwey verschiedene Gesichtspunkte, je nachdem er es bezwecke, die Eigenthümlichkeiten eines Schriftstellers in der anderen Sprache möglichst fest zu halten, oder die Gedanken desselben ganz dem Geiste der andern Sprache anzupassen. Auch in dieser Beziehung habe der Uebersetzer des Plinius die Mittelstraße einzuschlagen. Seine Kürze und andrerseits seine rhetorische Ausschmückung der Rede müsse er noch zu ehren suchen; doch könne dieses nicht überall geschehen, ohne daß man mitunter wie in Räthseln spräche; dann sey eine Umschreibung erlaubt. Wo aber Plinius selbst eine Zweydeutigkeit hervorgerufen oder einen bey dem weiten Felde seines Werkes verzeihlichen Irrthum habe einfließen lassen, da sey in der Uebersetzung möglichst genau wieder zu geben, was man bey ihm finde.

Ref. kennt die Schwierigkeiten der Uebersetzung des Plinius aus eigner Erfahrung; er nimmt aber keinen Anstand, was hier darüber gesagt ist, als richtig zu bezeichnen, so fern bey dem zum Behufe einer Umschreibung Hinzugefügten die größte Vorsicht angewendet wird, ohne welche sich leicht Unrichtigkeiten aller Art einschleichen. Im Einzelnen mag aber hier wie anderwärts das Urtheil der ver-

schiedenen Uebersetzer oder auch der Leser oft auseinander gehen. Gerade solche Stellen, in welchen der Eine sein Original vorzüglich gut wieder gegeben zu haben glaubt, werden dem Anderen theils hart und steif, theils überhaupt verfehlt erscheinen; ein Ausdruck, der dem Einen ganz passend vorkommt, ist oft dem Andern unerträglich. Der Herr Verfasser wird es daher dem Ref. nicht verargen, wenn er Einiges der Art in Folgendem berührt.

Wenn §. 2, wo von dem Bestreben die Rede ist, die Adern und Flecken der verschiedenen Marmorarten durch Kunst zu verschönern, die Worte qualiter illos nasci optarent deliciae übersetzt werden „so wie der verfeinerte Geschmack wünscht, daß die Natur sie hervorbrächte“, so ist der Begriff des Wortes deliciae wohl nicht richtig wiedergegeben, der hier vielmehr „Augenlust“ ist. Im Folgenden ist durch die Uebersetzung der Worte: nec cessat luxuria id agere, ut quam plurimum incendiis perdat, durch: „und die Ueppigkeit läßt nicht ab, so viel als möglich durch Feuersbrünste zu vernichten“ offenbar die Bitterkeit des Ausdrucks zum Theil verwischt; der Sinn ist: „und die Prunksucht sorgt unaufhörlich dafür, daß sie den Feuersbrünsten recht viel zu verzehren gibt.“

In ceromata sua (§. 5) war das Pronomen nicht auf das vorausgehende palaestras zu beziehen und zu übersetzen: „und die Salbstuben bey denselben“, sondern auf das Subject von exornant; die desidia, welche eben daselbst als die Ursache des Sinkens der Kunst bezeichnet wird, ist nicht so wohl Lässigkeit als Thatenlosigkeit.

Nach Erwähnung der wächsernen Ahnenbilder folgen §. 6 die Worte: Stemmata vero lineis discurrebant ad imagines pictas, welche übersetzt sind: „An Schnüren liefen die Verzweigungen zu den colorirten Büsten“. Sollten aber hier nicht vielmehr von den Wachsbüsten verschiedene, an die Wand gemahlte Bilder anzunehmen seyn, die durch einen daselbst gezeichneten Stammbaum mit einander in Verbindung gebracht waren?

§. 9 entspricht dem Ausdrucke: „eine Bibliothek öffentlich weihen“ dem Lateinischen bibliothecam dicare nicht recht, was eigentlich heißt:

„sie dem öffentlichen Gebrauche übergeben; vgl. §. 12 in sacro vel publico dicare. Aehnlich ist §. 24 positas vulgo, was auch nicht gut: „dem Volke aufgestellt“ übersetzt ist.

Bey den Worten: monochromaton dictam, postquam operosior inventa erat §. 15 ist in der Uebersetzung: „nachdem die künstlichere Monochromenmalerey erfunden war“, ein unrichtiger Zusatz gemacht, denn operosior geht ohne Zweifel auf die Malerey mit mehreren Farben. — Ob §. 16 die Worte: iam tamen spargentes lineas intus bedeuten: „einige andeutende Striche innerhalb der Umrisse hie und da sind einschraffirend“, möchte auch zu bezweifeln seyn.

§. 17 muß es in den Worten: „und ich wenigstens betrachte keine andere, die in so langer Zeit bey dem Mangel des Daches gleichsam wie frisch gemalt, noch dauern, mit gleicher Verwunderung als diese“, der Zwischensatz: „die ... dauern“ auffallen; er gehört aber auch nicht hier herein; es ist vielmehr durantes, was hier als Opposition zu nullas gefaßt ist, auf das vorhergehende Exstant zu beziehen und bildet also einen Theil des Hauptsatzes.

Das Ehrenprädikat verstorbener Kaiser ist §. 21 u. s. ö. mit „vergöttert“ übersetzt, worunter der Deutsche etwas ganz anderes versteht. Richtiger wäre: „unter die Götter erhoben“.

§. 27 ist dependet eigen mit „herabragt“ übersetzt.

Die Unterscheidung der Farben austeri et floridi §. 30 ist nicht gut wiedergegeben: „ernste oder blühende“; das Erstere möchte eher unserem „trocken“ entsprechen (vgl. αὐστηρός), während die blühende Farbe den Begriff des Frischen, Saftigen gibt. Vgl. §. 97, wo die Worte ut eadem res nimis floridis coloribus austeritatem occulto daret übersetzt sind: „daß dasselbe Mittel die gar zu blühenden Farben versteckter Weise abdämpfe“.

Die Worte: cedebat Asclepiodoro de mensuris (§. 80) sind übersetzt: „er stellte sich dem Asclepiodorus in der Haltung nach“. Nach der Anmerkung stammt dieser Ausdruck aus H. Mayer's Geschichte der griech. Kunst Th. I. S. 163, und

er wird mit Beyziehung der folgenden Worte: hoc est, quanto quid a quoque distare debeat so erklärt, daß die Entfernungen einzelner Figuren von einander darunter zu verstehen seyen, nach Maßgabe deren sie entweder größer oder kleiner erschienen. Uebrigens wird dabey noch bemerkt, daß die Maler wie die Bildhauer doch auch auf die Gliederverhältnisse, die Proportionen, Rücksicht nehmen mußten. Ref. ist der Ansicht, daß auch hier nichts anderes darunter zu verstehen sey, und also quid a quoque nicht auf die ganzen Figuren sondern auf die einzelnen Theile zu beziehen ist. Damit vereinigt sich auch am besten der von demselben Maler §. 107 gebrauchte Ausdruck symmetria.

§. 84 ist das Wort pergula mit „Söller" wiedergegeben. Wie kann man aber annehmen, daß jemand ein Gemälde, das er zur Schau ausstellen will, in dem obern Stocke, *ὑπερῷον*, wie pergula in der Anmerkung übersetzt ist, oder gar auf dem glatten Dache, solarium, ausstellen würde? Man vergl. nur den Scherz des Augustus bey Macrobius Sat. II, 4, 14. Das Wort pergula läßt uns einen vorspringenden, nach der Straße zu geöffneten Theil des Hauses vermuthen, so daß wir es wohl mit „Schaufenster", oder „Ausstellfenster", wiedergeben können, oder wie Becker im Gallus das Wort solarium in zweyter Linie erklärt, mit „Balcon, was freilich schon wieder auf ein oberes Stockwerk hindeutet.

§. 86, wo erzählt wird, daß Alexander dem Apelles die von ihm geliebte Pankaste geschenkt habe, sind die Worte magnus animo, maior imperio sui übersetzt: „ein Zug von Geistesgröße, aber von noch größerer Selbstüberwindung". Allein es fragt sich, ob die Geistesgröße oder Selbstüberwindung so gegenüber gestellt werden, und ob diese Bedeutung hier überhaupt in animo liegen kann? Ref. findet darin vielmehr eine Hinweisung auf Alexanders Gemüthsstimmung dem Apelles gegenüber, so daß es die Herzlichkeit, freundliche Gesinnung, bedeutet, die einen guten Gegensatz zur Selbstüberwindung bildet.

§. 88 sind die Worte: parvum nescio quid dixerat eigen übersetzt: „er hatte ein unbedeutendes Etwas angegeben". Im Folgenden paßt die Uebersetzung: „Aber Apelles verlangte jene für je fünfzig Talente", abgesehen davon, daß der Ausdruck „verlangen" nicht hieher gehört, nicht zu der Anmerkung, in welcher die Ansicht aufgestellt ist, die Distributivzahl stände nach Dichterart statt der Cardinalzahl. Ref. möchte hier übrigens lieber einen Irrthum des Plinius bey dem Uebersetzen aus dem Griechischen vermuthen.

§. 89 heißt: Non fuerat ei gratia cum Ptolemaeo nicht: „er stand nicht in Gunst bey Ptolomäus", sondern vielmehr: „er stand nicht auf freundschaftlichem Fuße mit ihm". Wenn ebendaselbst die Worte: planus regius mit „Hofnarr" übersetzt sind, möchte dieß allzusehr an die Weise der deutschen Höfe im vorigen Jahrhundert erinnern.

Daß Augustus zwey Bilder, welche den Sieg vorstellten, mit dem Bildnisse des Alexander öffentlich aufstellte, ohne, wie es später Claudius that, sein Bildniß an dessen Stelle zu setzen, wird §. 94 als Ausfluß einer simplicitas moderata bezeichnet, was nicht gut übersetzt ist; „mit Aufrichtigkeit und Mäßigung"; der Sinn ist vielmehr: „mit bescheidener Unbefangenheit", oder „ohne alle Selbstüberhebung".

Von einem sich abwendenden Hercules (Herculem aversum) heißt es ebendaselbst, Apelles habe ihn so gemalt, ut faciem eius ostendat verius pictura quam promittat". Die Uebersetzung lautet: „so daß das Gemälde die Gestalt des Helden leibhaftiger zeigt, als bloß ahnen läßt". Hier ist der Comparativ sicherlich nicht gut deutsch; er entspricht aber auch gar nicht dem lateinischen verius .. quam, das namentlich bey Plinius oft so viel ist als potius oder magis quam, doch stets mit einer subjectiven Beziehung: „man könnte wohl mit größerem Rechte sagen". Das Wort facies soll nach der Anmerkung hier nicht das Gesicht, sondern die ganze Gestalt, *ἡ μορφή*, seyn. Warum, ist nicht recht klar. Die Worte deuten offenbar auf einen nicht sichtbaren Theil des Körpers, es müßte also facies, wie das französische en face, die Gestalt von vorn bezeichnen. Versteht man unter facies das

Geſicht, in welchem Sinne das Wort unmittelbar vorhergeht (excisa Alexandri facie), ſo iſt die angefochtene Sillig'ſche Erklärung: ut, cum facies Herculis aversi ab intuentibus videri non posset, videri tamen videretur et praesens magis esset quam absens ganz richtig und keineswegs unverſtändlich. Ebenſo laſſen ſich auch die von Harduin bereits angezogenen Worte: §. 68 ambire enim se ipse debet extremitas et sic desinere ut promittat alia post se ostendatque etiam quae occultat, damit ganz gut vereinigen.

Endlich entſpricht §. 95 den Worten: Namque ambitu praevalere aemulos sentiens die Ueberſetzung: „Denn da er merkte, daß ſeine Nebenbuhler ihm den Rang ablaufen würden“ ſchon in ſo fern nicht, als, örtlich gefaßt, ambitus und „den Rang ablaufen“ gerade entgegengeſetzte Begriffe ſind. Es handelt ſich aber im Grundtexte um nichts anders, als um eine unrechtmäßige captatio benevolentiae, die in jenem Ausdrucke nicht liegt.

Im Uebrigen erkennt Ref. aus voller Ueberzeugung an, daß die Ueberſetzung ein genaues, ſelbſt Kleinigkeiten nicht überſehendes Studium des Plinius beurkundet, was ebenſo mit den Anmerkungen der Fall iſt, auf welche näher einzugehen, um ſo weniger nöthig ſeyn möchte, als, was etwa einer Erörterung bedürfte, im Obigen größtentheils ſeine Erledigung gefunden hat; es bleibt daher nur noch übrig, die Einleitung zu dem zweyten Programm mit einigen Worten zu beſprechen.

Zuerſt wird die Entſtehung und die Blüthezeit der Malerey in's Auge gefaßt, und der von Quintilian X, 10, 6 ausgeſprochenen Anſicht beygepflichtet, daß ſie zur Zeit des Philippus vorzüglich geblüht und ſich erhalten habe bis zu den Nachfolgern Alexanders. Dann wird der Charakter der Malerey in verſchiedenen Zeiten betrachtet, und der erſten Zeit der feyerliche Ernſt, cothurnus et gravitas, dem Apelles aber die Anmuth, venustas, χάρις, zuerkannt und die Kunſt, bey vollkommener Aehnlichkeit ein Bild ideal zu geſtalten, welche in ſeinen ſpätern Jahren der bloßen Nachahmung der Natur Platz gemacht habe, die ſich auch bey den ſpätern Malern fände.

Weiterhin geht Hr. E. auf die Frage ein, ob Plinius 35, 50 den Apelles mit Recht unter denjenigen Malern meine, die nur 4 Farben im Gebrauche hatten, und verneint dieſelbe nach dem, was ſonſt über ſeine Werke berichtet wird. Endlich beſpricht er noch ausführlich die ſchwierige Stelle 35, 111, welche in der Sillig'ſchen Ausgabe ſo lautet: Adnumeratus his et Nicophanes elegans ac concinnus, ita ut venustate ei pauci comparentur; cothurnus ei et gravitas artis multum a Zeuxide et Apelle abest. Apellis discipulus Perseus, ad quem de hac arte scripsit, huius fuerat aetatis; Aristidis Thebani discipuli fuerunt et filii Niceros et Ariston. Er weiſt den Urſprung der früheren Interpolation der Stelle nach, ſpricht ſich aber dagegen aus, daß Sillig ſchon im Catalogus artificum die früher vor multum ſtehende Interpunktion billigte, was ſpäter durch die Bamberger Handſchrift beſtätigt wurde. Er nimmt nämlich daran Anſtand, daß dem Apelles, deſſen vorzüglichſte Eigenſchaft die venustas war, ſo mit Zeuxis zugleich cothurnus et gravitas artis beygelegt wird, und ſucht ſo zu helfen, daß er ſchreibt: cothurnus abest et gravitas artis. Multum a Zeuxide et Apelle abest Apellis discipulus (discipulis iſt ohne Zweifel ein Druckfehler) Perseus ... Huius fuerat aetatis Aristides Thebanus; discipuli fuerunt et filii u. ſ. w. Allein das Verbum abest entbehrt aller handſchriftlichen Autorität, und die zweymalige Nennung des Apelles in einem Satze iſt der Weiſe des Plinius nicht angemeſſen; auch bleibt von dem Standpunkte des Verfaſſers aus die Zuſammenſtellung des Zeuxis und Apelles immerhin mißlich.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 11. November.

Nro. 61. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1853.

Aeschyli tragoediae. Recensuit Godofredus Hermanus. Lipsiae apud Weidmannos. A. MDCCCLII. Tom. 1, 2. 8vo. (Tom. 1. XVII, 452. Tom. 2, 674.)

Nachdem G. Hermann in dem Eingange zu den Septem aperta operta apud Aeschylum (Opusc. IV, 333 sqq.) eine baldige Herausgabe seines Aeschylus in Aussicht gestellt hatte *), verflossen doch noch mehr als zwanzig Jahre bis zur Ausführung dieses Versprechens; er selbst sollte das Werk, welches von jeher den Mittelpunkt seiner Studien bildete, nicht vollendet sehen, und ebenso war es vielen Zeitgenossen nicht beschieden, die Erscheinung desselben, auf welches sie mit sehnlichem Verlangen gehofft hatten, zu begrüßen. Wir nennen unter diesen nur Fr. Jacobs, der 1840 auf der Philologenversammlung die erhebenden Worte an Hermann richtete: „es ist der heiße Wunsch von uns Allen und die frohe Hoffnung, daß Gott das Leben des verehrten Mannes noch lange fristen wird, damit er als Greis das Versprechen seiner Jugend lösen könne. Er wird es lösen und ich sehe im Geiste die hohe und hehre Gestalt des Sohnes von Euphorion sein umlorbeertes Haupt von Freude umstrahlt aus dem Grabe erheben und auf seine edlen, jetzt gereinigten Werke deutend, mit gewohnter, stolzer Weise die Worte des ihm im Elysium befreundeten Sängers von Rudiä darauf anwenden unus vir nobis cunctando restituit rem etc.“ Wir Jüngere dürfen uns darum glücklich schätzen, daß uns zu Theil geworden, was ein halbes Jahrhundert hindurch unerfüllte Erwartung blieb.

Was ein solcher Kenner des Aeschylus im Verlauf einer so langen Zeit geschaffen hat, bedarf unserer Anpreisung nicht. Jeder mit dem Dichter bekannte Leser muß finden, daß eine Masse von Schwierigkeiten, welche den Genuß dieser großartigen Poesie sonst störten und verkümmerten, mit überraschender Evidenz gehoben sind, daß lange Strecken, über die vorher dichte Finsterniß gelagert war, jetzt in hellem Lichte glänzen, daß man diese Restauration daher an vielen Stellen als eine neue Schöpfung betrachten darf, und wenn je auf einen Herausgeber der Ehrenname sospitator anwendbar war, er es hier ist.

Der Meister kann sich aber nie genug thun; was Andern schon genügen würde, vermag ihn nicht

---

*) Er sagt dort: diu est quum primum promisi me Aeschylum esse editurum. Quod nomen ut nondum exsolverim, caussae fuerunt quum labores alii, quos modo ultro suscepi modo imponi mihi passus sum, tum operis ipsius magnitudo et difficultas. Sed tamen standum promissis est, quum praesertim multi flagitent, nec quisquam me visat, quin Aeschylus quando sit proditurus quaerat. Mihi quidem haec cunctatio plus nocuit, quam Aeschylo. Vereor enim ne, quo diutius morer, eo prolixiores exspectentur commentarii, sperentque nonnulli me vel de rebus grammaticis multa dicturum, vel quaesiturum de rebus reconditis atque abstrusis, qualia quibus in mentem veniunt, habentur doctissimi. Verum haec ego aliis relinquam: mihi ab initio hoc fuit propositum, ut ea afferrem, quibus efficeretur, ut sui similior quam adhuc est, esse videretur summus poeta.

zu befriedigen: so kam auch Hm. nie zum Abschluß und der Tod überraschte ihn, ehe er die gleichmäßige Vollendung seines Werkes erreicht hatte. Wir wollen hierüber M. Haupt hören, welchem Hm. im Vorgefühl seines nahen Endes die Besorgung dieser Ausgabe bekanntlich übertragen hat: — si licuisset ei eodem quo Supplices modo (welche er in den letzten Monaten vor seinem Erkranken durchgearbeitet hatte) ceteras etiam fabulas retractare, dubitari non potest quin non solum commentarios suos in aequabilem formam redacturus sed ipsa etiam poetae carmina novis et praeclaris inventis ad emendationis perfectionem multo propius adducturus fuisset. Neque enim senectute imminutum erat illud ingenii acumen, quo obscura perspiciebat, non debilitatus erat ille contemptor humilium animus quo Aeschyleae poesis magnificentiam cogitando felicissime assequebatur. Itaque et ultimo illo vitae anno, quum Supplices, ut dixi, perpoliret, nonnulla in quibus antea voluntati ipse suae minus satisfecerat egregie emendavit et quotiens accuratam fabularum Aeschylearum lectionem repeteret, correctioni earum aliquid incrementi accedere gaudebat. Atque haec ipsa inventorum accessio praecipue fecerat, ut edendi libri a plurimis expetiti tempus ex die in diem differret: nam quo saepius aliquid quod antea minus bene successisset feliciter perfecisse sibi videbatur, eo magis sperabat fore ut magnam partem eorum quae non essent certa emendatione restituta paullatim ad pristinum nitorem reduceret. Hierauf spricht er von seinem eigenen Verfahren: et pietatis officio et utilitati lectorum ita satisfaciendum esse putavi, ut diligenter componerem quae Hermannus per longam annorum seriem adnotavisset, omitterem tantum ea quae ipse aut delenda esse indicavisset aut inventis postea quae meliora essent reiecisset, mearum opinionum nihil admiscerem, denique rem ita instituerem ut hic liber, quoniam talem edere non possem qualem Hermannus edidisset, tamen non meus fieret, sed totus esset Hermanni. Quam rationem ibi quoque tenui, sicubi quid deprehendi quod mutaturum fuisse Hermannum non dubitarem. Als Beyspiel dient Pers. 1008, 1016 welche Verse nach Butler's offenbar richtiger Bemerkung ihre Plätze wechseln müssen, die sie aber in Hm.'s Text noch behalten haben. Haupt's Maximen werden übrigens einer allgemeinen Anerkennung sich eben so gewiß erfreuen als seine Bemühung überhaupt des wärmsten Dankes aller derer sicher ist, die eine solche Gabe zu würdigen im Stande sind.

Indem wir nun von den eminenten Fortschritten, welche die Kritik des Aeschylus in vorliegendem Werke gemacht hat, berichten wollen, betrachten wir vor Allem die Seite, an welcher sich das Eindringen in den Geist des Dichters am glänzendsten bewährt: das ist der Nachweis und die Ausfüllung defekter Stellen.

Es war bekannt, daß starke Risse den Text des Aeschylus entstellen, wie in dem letzten Kommos des Agamemnon, in der Endstrophe der Choephoren, in der Schlußrede der Eumeniden, im Prometheus da, wo er die Wanderungen der Io beschreibt, und statt sie gegen Osten ziehen zu lassen, (*πρὸς ἀντολὰς φλογωπας ἡλωστιβεῖς*) ihr vielmehr den Weg nach dem äußersten Westen, zu den Gorgonischen Gefilden angibt; und so sind auch einige andere Lücken frühern Herausgebern nicht entgangen. Aber die bey weitem größte Anzahl der Ausfälle hat erst Hermann's scharfer Blick entdeckt, nachdem seine Vorgänger sich mit unglücklichen Conjekturen oder nutzlosen Erklärungen abgeplagt hatten. Der Art ist Prometheus 862 (860 Dds.). Hier ist weder mit Prow's *δαμέντας* geholfen, das zu *δέξεται* nicht paßt, noch mit der Exegese von Siebelis ipsorum vero Aegypti filiorum a feminis caesorum corpora terra teget Pelasgica, denn offenbar muß die Aufnahme der Danaiden in Argos, wie sie in des Dichters Hiketiden dargestellt ist, als ein wichtiger Moment in der Erzählung berührt worden seyn; das Begräbniß der erschlagenen Aegyptiaden dagegen war für den Verlauf der Geschichte bedeutungslos. Den zur Vollständigkeit der Prophezeyung und auch der grammatischen Construktion nothwendigen Gedanken supplirt Hermann mit den Worten: *τὸν ἐγγενῆ στόλον γυναικῶν νυμφίων* zwischen *δέξεται* und *ἠλυκτόνῳ*. Kurz vorher, 850 (848 Ddf.), ist die Auffassung, daß Zeus durch seine bloße Berührung der Io ihre Besinnung wieder gebe, befremdlich und abweichend von der in den

Hiketiden öfters ausgesprochenen, daß der Gott durch einfaches Handauflegen und Anhauchen die Jo befruchte, vgl. Suppl. 298 (312 Ddf.). Elmsley wollte deßhalb den an sich untadelhaften Vers 851 ἔπαφων κτἑ streichen; dann wäre die Erwähnung der *Διὸς γεννήματα* im nächsten Vers nicht vorbereitet. Also ist nichts zu tilgen, vielmehr eine Zeile einzureihen, deren Inhalt Hermann wörtlich so angibt: *παύσας τε μόχθων τῶνδε φιτύει γόνον.* Zu 897 erzeugt die Note das fehlende antispastische Wort mit dem auch bey Soph. Ant. 987 gebrauchten Epitheton der Mören *μακραίωνες*, wie in den Hiketiden 121 der Gleichklang der Antistrophe *ἀδμήτας ἀδμήτα* durch Hermann's *παντάρχας παντόπτας* die unerläßliche Responsion gegeben wird. Diese Tragödie ist mit Lücken sehr stark behaftet. Eine darunter fällt zur Hälfte Plutarch de non suaviter vivendo secundum Epicurum p. 1090, a. *ἀλλ' ὥσπερ ἐν θαλάσσῃ κατ' Αἰσχύλον ὠδῖνα τίκτει νὺξ κυβερνητῇ σοφῷ καὶ γαλήνη* aus, in den letzten Worten liegt nämlich, wie der Englische Herausgeber des Aeschylus, Paley, erkannte: *κἀν ᾖ γαλήνη*, wozu, um den Vers voll zu machen, Hermann das Hemistich *νήνεμος δ' εὕδῃ κλυδών* fügt. Sonst drängten sich die Defekte 300, 348, 558 auch früher auf, indem an der ersten Stelle die der Frage nach Epaphus Geschlecht fehlt; 348 und 558 zeigt den Ausfall schon die Vergleichung der Strophen, nur wußte man an beyden letzteren entweder den wahren Sitz der Lücke nicht zu bestimmen oder ließ sich durch Interpolationen die Möglichkeit der Herstellung entziehen. Aber in 197, 218, 297, 464, 914, 917, 941, 969 scheint man die Unterbrechung des Zusammenhanges nicht einmal empfunden zu haben. Und doch muß 197 der Aufforderung, den Hahn des Zeus, d. h. den Helios anzurufen, die Frage des Chors vorhergegangen seyn, zu welchem Gott er ferner beten solle; 218 ist der Uebergang von dem Gericht, welches des Frevlers in der Unterwelt warte, zu der Ermahnung, dem herannahenden König Pelasgus gehörig Rede zu stehen, ganz unmotivirt, daher mehr als ein Vers daselbst weggefallen seyn mag. In dem Gespräch des Königs mit dem Chor besteht dieser eine Art Examen über das Schicksal der Jo und ihres Geschlechtes; hier sind in den frühern Ausgaben die Personen einigemale verwechselt, so daß z. B. Pelasgus 296 (311 ed Ddf.) selbst erzählt, statt zu fragen, oder die Aussage des Chors zu bestätigen; daher es unbemerkt blieb, daß die Worte des Chors *καὶ Ζεὺς γ' ἐφάπτωρ κτλ.* die jetzt fehlende Frage voraussetzen: „und hier fand sie also Ruhe nach langer Mühsal?" Will man 463 das allem Anschein nach ganz unverdorbene *σὺ μὲν* nicht, wie Schütz gethan, corrigiren und *ἴθ' οὖν* daraus machen, was eine sehr starke und darum unwahrscheinliche Aenderung ist, so kann freylich der unmittelbare Uebergang zu *κλάδους τε* nicht geduldet werden, aber hier bleibt noch der Ausweg übrig, der sonst hinkenden Construktion durch Einschiebung eines ganzen Verses aufzuhelfen; dieser lautet bey Hm.: *ἴθ' ὡς τάχιστα τήνδ' ἐρημώσας ἕδραν.* Jenes *σὺ μὲν* setzt allerdings eine Responsion voraus, welche Pelasgus aber im Sinne behält, bis ihn die Danaiden erinnern, was er denn für sie anzuordnen für gut finde (488). In 917 ist die Corruption sehr complicirter Art: die Versetzung der Worte *οὗτοι δικάζει — ἀπολακτισμοὶ βίων* (hier 914 sqq. bey Dindorf 934 sqq.) und die arge Entstellung des Verses 912 = 950 Ddf. sind Ursache, daß man auf einen hier bestehenden Defekt gar nicht aufmerksam wurde. Nämlich jene Drohung: *οὗτοι κτἑ.* darf der Herold erst da fallen lassen, wo Pelasgos seine unverholene Erklärung ausgesprochen und ihn, den mit grober Verletzung des Völkerrechtes Auftretenden weggewiesen hat, also erst nach dem Vers 911 = 949 Ddf., worauf sie aber nicht ohne Weiteres folgen kann; sondern die Erwiederung des Herolds mußte mit den Worten *εἴ σοι τόδ' ἡδὺ* (nach Hm's. Emendation) beginnen. Aber sowohl diese, als der Schlußsatz 918 = 951 stehen isolirt da; nach den erstern und an den letztern ist jetzt die Lücke unverkennbar. Ferner enthält die anapästisch gefaßte Antwort des Königs auf das, was der Chor vorher in demselben Metrum dankerfüllt vorgetragen hat, keine vollständige, alle Punkte der vorhergehenden Ansprache erledigende Erwiederung: gewiß hat Pelasgus in eben so vielen Dimetern dieselbe ertheilt, als das von der Chorführerin der Danaiden recitirte Systema zählte: demnach fehlen drey Dimeter vor *ξὺν τ' εὐκλείᾳ κτἑ.* Endlich ist nach 969 der argen Corruption dieser Stelle nicht abzuhelfen, wenn nicht ein Vers eingeschoben wird;

die Unentbehrlichkeit desselben ergibt sich schon aus der Mangelhaftigkeit der Aufzählung, denn zu den πεδοστιβῆ und πτεροῦντα müssen die νηκτὰ hinzu kommen, um das Thierreich vollständig zu classificiren. Von den Thieren gilt nun ebenfalls, wie von den Menschen, daß sie der weiblichen Reife nachjagen: vor καρπώμαθ' ἃ στάζοντα κηρύσσει Κύπρις muß also der entsprechende Begriff angebracht gewesen seyn, Hm. stellt ihn her, indem er das Fehlende in dem Vers καὶ νηκτὰ πάντως ἐστὶν ἁρπάζοντ' ἰδεῖν ersetzt. Wie aber die Liebesgöttin die vorhandene Reife verkündet, wehrt sie auch den Angriff auf des noch nicht so weit Gediehenen ab: das unerklärliche κἄλωρα κωλύουσαν ὡς μένειν ἐρῶ muß den Gegensatz enthalten: κἄωρα κωλύουσά θ' ὡς μ. ὅρᾳ, wie wir jetzt lesen; deutlicher wäre, wenn man schriebe τἄωρα κωλύουσ' ἄμ' ὡ. μ. ὁ.

(Fortsetzung folgt).

Excerptorum ex C. Plinii Secundi naturalis historiae libro XXXV.

(Schluß.)

Leichter würde er zum Ziele gekommen seyn, wenn er, da die Bamberger Handschrift das Pronomen ei nach cothurnus nicht hat, geschrieben hätte: Cothurnus et gravitas artis multum a Zeuxide et Apelli abest, wozu der Zwischengedanke im Gegensatz zu dem vorausgehenden venustas zu ergänzen ist: „Daß ihm die ernstere Würde dabey abgeht, ist nicht zu verwundern, denn“ ꝛc. ꝛc. Im Folgenden kann sich Ref. mit den Worten huius fuerat aetatis immer noch nicht recht befreunden. Er hat früher fuit zu lesen vorgeschlagen, was Hr. E. mit Sillig mißbilligt. Dieser sucht in diesen Worten den Sinn: „er hätte oben bey Apelles, vor §. 98 erwähnt werden sollen;“ allein dieß würde Plinius, wenn auch das Plusquamperfectum so gerechtfertigt erscheint, wohl nicht mit huius aetatis ausgedrückt haben. Weniger klar ist das Plusquamperfectum in der von Hrn. E. vorgeschlagenen Verbindung, in welcher noch dazu Aristides Thebanus in einem andern Casus erscheint, als in den Handschriften, und schreibt man, was er auch nicht für ungeeignet hält, mit den älteren Ausgaben: Qui fuerat huius aetatis, Aristidis Thebani discipuli, so erscheint das Relativum offenbar als Interpolation. Ref. hält daher diese Worte für verdorben, und vermuthet, das Ursprüngliche habe eine Beziehung auf die Kunst enthalten. Sollte vielleicht in der Urhandschrift geschrieben gewesen seyn: FVIERES ARTIS, d. i. fuit heres artis?*) In diesem Falle müßte huius auf Apelles bezogen werden. Uebrigens würde Ref. gerne einer andern Vermuthung seine Zustimmung geben, in welcher huius auf Ricophanes bezogen werden könnte, der doch hier die Hauptperson ist, während Zeuxis und Apelles nur gelegentlich, wie in einer Parenthese, angeführt sind; am passendsten wäre zur Begründung der Aehnlichkeit mit Apelles ein Wort, das einen Lehrer bedeutete.

Wenn sich Ref. auch nicht im Stande sieht, sofort diese vielfach besprochene Stelle in's Reine zu bringen, so fühlt er sich dem Hrn. Elster doch zu Dank verpflichtet, daß er ihn auf's Neue auf die Mißstände in denselben aufmerksam gemacht hat, und er bekennt überhaupt, daß er durch diese Programme nicht nur manche Anregung zur näheren Erforschung sowohl einzelner Stellen des Plinius, als verschiedener Punkte der alten Kunstgeschichte erhalten hat, sondern auch dem in den Anmerkungen niedergelegten Schatze einer aus gründlicher Forschung hervorgegangenen Gelehrsamkeit manchfache Belehrung verdankt, so daß er in seinem, wie im allgemeinen Interesse den Herrn Verfasser ermuntern möchte, seine Plinianischen Studien in weiterer Ausdehnung der Oeffentlichkeit zu übergeben.

L. v. Jan.

*) Erst nachdem Ref. diese Vermuthung niedergeschrieben hatte, traf er auf die Stelle: 36, 24. Praxitelis filius Cephisodotus et artis heres fuit.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. November.

Nro. 62. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1853.

Aeschyli tragoedíae, etc.

(Fortsetzung.)

Mittelst dieser Ergänzungen gewinnen, wie jedem kundigen Leser einleuchten muß, mehrere Scenen erst den rechten Sinn, da alle Versuche, ohne dieselben auszukommen, nothwendig mißlingen müssen. Nur an einer Stelle vermag Ref. nicht, sich von dem Bestehen eines Defekts zu überzeugen, diese ist 882, wo Hm. nach den Worten des Königs: *ξένος μὲν εἶναι πρῶτον οὐκ ἐπίστασαν* den Ausfall von zwey Versen vor der Entgegnung des Herolds: *πῶς δ' οὐχὶ ταπολωλόθ' ἑυρίσκων ἐγὼ* statuirt; in der Anmerkung dazu bemerkt er unter Anderm: respondere debebat praeco „quomodo non nemini enim iniuriam facis.“ Tum regem dicere oportebat „at has virgines vi abducere conaris“. Sine dubio initium idem duorum versuum *πῶς δ' οὐχὶ* caussa fuit omissionis. Diese allerdings sehr logische Folge brauchte nicht eingehalten zu werden, wenn der Herold in seiner Antwort zugleich den Vorwurf des Unrechts, welcher in dem Ausspruch des Pelasgus schon enthalten war, abzulehnen suchte; etwa in dieser Form: *πῶς δ' οὐχί; ταπολωλόθ' εὑρίσκων ἄγω.* Das noch von Hm. beibehaltene *ἐγὼ* leidet überdieß daran, daß so ein bedeutungsloses Wort stark accentuirt ist. Eher mögen 271 und 961 einer solchen Cur zu unterwerfen seyn, wo zwar das Lückezeichen ausgeblieben ist, der Gedanke aber offenbar einer Vervollständigung bedarf: dort mußte Pelasgus sagen, er glaube, daß den Danaiden die auf Kamelen reitenden Indischen Weiber ähnlich seyen; hier Danaus seine Töchter vor übereilter Hingebung warnen und Vorsicht anrathen, deren Erfolg erst seyn konnte: *ἀγνῶθ' ὅμιλον ὡς ἐλέγχεσθαι χρόνῳ.*

In den Sieben gegen Theben zeigt der Dialog nur eine Lücke, nämlich vor 1036 *ἔρις περαίνει*, welchen man gewöhnlich mit dem folgenden der Antigone zutheilt. Da aber so die Stichomythie aufgehoben würde, hat Blomfield den bezeichneten Vers als unächt eingeklammert; mit Unrecht, denn das *μὴ μακρηγόρει* der Antigone 1037 bezieht sich auf jenen Ausspruch, der also dem Herold angehört; sie will damit sagen: du brauchst auch nicht weiter mit mir zu hadern, denn ich bleibe bey meinem Vorsatz. Mithin war das entgegengesetzte Verfahren einzuschlagen, was schon daraus sattsam erhellte, daß die Behauptung des Herolds, Polynices habe an allen Thebanern sich gerächt, statt an dem einzigen Eteokles, von Antigone nicht widerlegt wird. Diese wird erwiedert haben, was jetzt Hm. sie sagen läßt: *οἵ γε ξυνηδίκησαν ὑβρίσαντί νιν.* Oefter haben die lyrischen Partieen gelitten, wie der Klaggesang der Schwestern, wo der Parallelismus mehrere Ausfälle über jeden Zweifel erhebt; so kann nicht, wie Lachmann angab, 939 Antigone *πρόκεισαι* ausrufen und Ismene *κατακτάς*, sondern dem *πρ. κ.* der Antigone müßte in gleicher Vollständigkeit entsprechen *πρ. φονευθείς.* Aehnlicher Art sind die Lücken 982 und 984. Im ersten Chor ergänzt Hm. 147 nach *Διόθεν* ein *μόλοι* oder *ἑπαιτῶ* und übersetzt das folgende *π. ἀ. τέλος* mit purum et vacuum scelere exitum belli. Sollte nicht eher Apollo, der eben angerufene, als die von

Zeus gesandte, die Schlacht leitende heilige Macht zu betrachten, also *μόλοις* zu suppliren seyn? Ohne nähere Bestimmung des Fehlenden ist 300 nur die Lücke bemerkt; Dindorf's *ῥύτορες ἔλθετ' εὔεδροι* verdiente jedenfalls eine Erwähnung; indirekt scheint sich Hm. dagegen zu erklären, wenn er den Ausfall nach *εὔεδροι* setzt. Bey *καὶ πολυνεικεῖς* 810 verfielen Bothe und Dindorf in einen ähnlichen Mißgriff wie 1036 Blomfield, indem sie auch das Aechte aber eines entsprechenden Zusatzes bedürftige verwarfen, statt ihm sein Correlat zuzugesellen: wenn der Chor von den bedeutungsvollen Namen beyder Brüder spricht, kann er nicht bloß den des Polynices anspielend berühren, und den des Eteocles übergehen, was im bisherigen Text geschah, von Hm. aber vermieden wird durch die Ergänzung *κλεινοί τ' ἐτεόν*. Auf die 118 angenommene Lücke müssen wir unten zurückkommen.

Die erste Hälfte der Perser ist ganz unversehrt erhalten, ein ansehnlicher Defekt aber in der zweyten an einer noch dazu historisch sehr wichtigen Stelle zu beklagen, der nämlich, wo Darius von seiner Verschwörung gegen Smerdis, oder Mardos wie er hier genannt wird, spricht; so daß wir von den Mitverschwornen nur die Namen Maraphis und Artaphrenes erfuhren. Letzterer heißt bey Herodot III, 10. Intaphernes, bey Ctesias (p. 132 ed. Bähr) Artaphernes, dem Maraphis entspricht dort kein Name. In dem verlorenen Theil der Rede des Darius war sicher auch die Rede davon, daß das Loos den Nachfolger des Herrschers bestimmen sollte; dieser selbst, der den längern Besitz des Persischen Thrones nur einer Täuschung verdankte, hieß deßhalb hier *ὑπόξυλος*, wenigstens kann der Scholiast des Hermogenes Rhet. Gr. V, 486 ed. Walz dieß Wort kaum sonst wo in der Tragödie gelesen haben. Ferner ist noch 804 ein Vers, wo nicht mehrere weggefallen, in welchem Xerxes genannt war, denn nur auf diesen kann sich 806 *λείπει* beziehen. Schütz, vielleicht durch den Scholiasten verleitet, ist über diese beyden Klüfte leichten Fußes hinweggegangen. Um so weniger darf man ihm verargen, wenn er 892 nichts vermißte, wo Hm. mit Hülfe des von Athenaeus III, 68, 6. aus den Persern citirten *νηριτοτρόφους* zwey anapästische Dimeter einschiebt (d. h. in den Anmerkungen): *τὰς ἀμφιρύτους ἢ περὶ νήσους νηριτοτρόφους ἀπόλωλεν.* In 955 ist mit dem fehlenden monometer anap. wahrscheinlich nur ein jetzt unersetzlicher Persischer Name verschwunden. Stark verstümmelt ist der threnetische Schluß des Dramas, wo aber die Responsion der ganz kurzen Strophen, und die genaue Symmetrie im Gebrauch derselben oder gleichklingender Wörter, namentlich der Interjectionen, bey der Herstellung gute Dienste geleistet hat.

Auch von Agamemnon ist der erste Theil nirgends unterbrochen, wenn wir Ausfälle eines Wortes wie 110 und 141 abrechnen; der zweyte aber hat an vielen Stellen starke Lücken. Sprechen wir zuerst von der Schlußscene, wo schon die bereits von Wellauer bemerkte Entsprechung der Verse 1586 — 93 mit 1605 — 12, 1594 — 6 mit 1602 — 4, auch 1580 — 5 mit 1613 — 18, wie Wellauer ebenfalls erkannte, in Bezug zu setzen gebietet, was die aus Inhalt und Construction hervorgehende Annahme vom Ausfall zweyer Jamben nach 1582 und 1606 vollends bestätigt. Nur hat W. darin gefehlt, daß er die erste Lücke nach 1580 notirte; hier ist der Zusammenhang nicht unterbrochen, wohl aber das Asyndeton, welches 1583 mit *οὔ φημι'* eintritt, zu grell; man vermißt die Motivirung, welche Hm. in den Worten *τοίγαρ στυγηθεὶς δυσθέοις τολμήμασιν* gibt „ut pro *ἀλύξεις* mutata constructione illatum sit *οὐ φημ' ἀλύξειν*." Diese Anakoluthie war durch Anwendung von *στυγητὸν* zu vermeiden, sonst wird man an der Richtigkeit der Ausfüllung nicht zweifeln können. Bey weitem fühlbarer ist die Unterbrechung nach 1606, indem sowohl der Gedanke dieses Verses nicht vollendet, als auch der des folgenden nicht eingeleitet ist; beyden Uebelständen hilft trefflich Hm's *ὥστ' ηὐλαβεῖτ' ἄν· νῦν δ' ἐγὼ κρατῶν δόμων* ab. Im trochäischen Finale der Scene hat man früher denselben Fehler begangen, wie 1580, nämlich den wahren Sitz der Lücke nicht erkannt; man ließ den Chor den Aufruf zum Kampfe zweymal mit *εἶα δή* beginnen, uneingedenk der Gewohnheit des Aeschylus, im heftigen Wortwechsel dieselben Ausdrücke beyden schroff einander gegenüberstehenden Personen in den Mund zu legen, so muß hier erst Aegisthus seine Traban-

ten auffordern: εἶα δή, φίλοι λοχῖται, τοὔργον οὐχ ἑκὰς τόδε, dann der Chor, gleichsam parodirend, ausrufen: εἶα δὴ ξίφος κτλ. Zwischen diesen Versen kann also nichts fehlen, vielmehr zerstört die Annahme eines Ausfalls hier völlig den Effekt der Stelle; dagegen ist offenbar die Erwiederung des Chors auf die Drohung des Aegisthus ἀλλ' ἐπεὶ δοκεῖς κτλ. verloren gegangen, merkwürdigerweise aber von Niemanden früher vermißt worden.*)

Andere sichere Nachweisungen der Art entdecken wir in den Anapästen, welche 749 — 775 der Chor an Agamemnon richtet. Hier leitet die nicht zu bezweifelnde Responsion auf den Defekt eines Paroemiakus nach βιαζόμενοι, welchen Hm. durch δυσαρεσκόμενοι γελάσαντι ausfüllt; vor 776 fehlt der im Zusammenhang der Rede unentbehrliche Beysatz σοῦ ἀφεστῶτος, womit zugleich der dem vs. 769 entsprechende Monometer gegeben ist. In ähnlicher Art wird die Unvollständigkeit von 1296 erwiesen, welcher vs. wie der entsprechende 1300, ein dim. cat. seyn muß, und eine annehmliche Ergänzung διὰ παντὸς in der Note vorgeschlagen. Nicht das Metrum, aber die Situation drängt zu der Annahme eines Ausfalls nach 1400, wo man die Forderungen der Grammatik ohne eine solche Voraussetzung mittelst der leichten Correktur τῆσδ' ὁ λυμαντήριος befriedigen könnte; aber es ist nicht glaublich, daß Klytemnestri hier unterlassen haben soll, von dem Opfer Iphigeniens zu reden; sie that das etwa mit den Worten, die Hm. angibt: ἀνὴρ θυγατρὸς τῆς ἐμῆς φονεὺς ὅδε. Zur Behandlung der großen Schwierigkeiten, welche die letzte Rede der Kassandra besonders in den Versen 1283 — 5 durch ihren lückenhaften Zustand hervorbringt, hat Hm. sehr zweckmäßig eine Glosse des Hesychius benützt: ἀσχενόις ψιλοῖς ἀπαρασχενόις· Αἰσχύλος Ἀγαμέμνονι. Demnach ist von der Seherin hier, wenn wir uns nicht sehr täuschen, der Gedanke ausgesprochen worden, daß für Agamemnon und sie, die beyde wehrlos hingemordet worden, die Rächer einst ihre Pflicht in ganz gleicher Weise erfüllen möchten, indem sie das ehebrecherische Paar ebenfalls unbewaffnet überfielen. Kassandra stellt ihr Schicksal mit dem Agamemnons hier zusammen, wie 1274 und betrachtet den Orestes auch als ihren Rächer schon oben 1238. Aus diesem Grund vermögen wir nicht durchaus Hm's Ansicht beyzutreten, wenn er schreibt: „Neque vero suos ultores recte diceret Cassandra: non enim ipsam, sed Agamemnonem vindicaturi venient. Quare illud τοῖς ἐμοῖς τιμαόροις ortum esse videtur ex eo quod mox in eodem versus loco sequitur τοῖς ἐμοῖς, ab Aeschylo autem haec tali fere modo scripta esse puto: ἡλίῳ δ' ἐ. π. ν. φ. βασιλέως τιμαόρους ἴσας δίκας φανέντας ἀσχενόις ὁμοῦ ἐχθροῖς φονεῦσι τοῖς ἐμοῖς τίνειν ἐμοῦ δ. Θ. ε. χ. und erlauben uns mit dankbarer Anwendung des gewonnenen Materials einen eigenen Vorschlag anzuschliessen, dem zu Folge der Text so lauten würde: ἡλίῳ δ' ἐ. π. ν. φ. τοὺς ἐμοὺς τιμαόρους καὶ βασιλέως φανέντας ἀσχενόις ὁμῶς ἐ. φ. τ. ἐ. Θεῖναι μόρον δ. Θ. ἐ. χ.

Von den Choephoren ist bekanntlich der Eingang in den Handschriften nicht erhalten, sondern nur Bruchstücke durch Citationen des Aristophanes in den Fröschen und der Scholiasten zu Pindar und Euripides. Was dazwischen und bis zu der Stelle fehlt, wo der handschriftliche Text beginnt, hat in sehr ansprechender Weise Thiersch ergänzt in der Abhandlung: „de locis quibusdam Aeschyli lacunosis aut versuum transpositione sanandis scripsit et in consessu classis I die IV Julii anni MDCCCXLVI exhibuit Fridericus Thiersch. Hm. füllt nur was zwischen dem dritten und vierten Vers verloren gegangen ist, mit drey eigenen Versen aus, wo Thiersch deren fünf hat, welche am Schluß fast wörtlich mit denen Hm's übereinstimmen, diese lauten: οὔ δῆ βιαίως ἐκ γυναικείας χερὸς δόλοις λαθραίοις ὀνμὸς ὄλλυται πατήρ; jene: καὐτὸς βιαίως ἐ. γ. χ. δ. λ. δυσκλεὴς τ' ἀπώλετο. (l. c. 26). Das Uebrige, wovon Ref. schon früher in den Heidelberger Jahrbüchern (1850, p. 716. sqq.) Bericht erstattet hat, wird man lieber in der Abhandlung selbst nachlesen. Die Scene in welcher Elektra zuerst mit dem Chor, dann mit Orestes sich unterredet, ist an nicht weniger als fünf Stellen lückenhaft, 99, 122, 184, 204, 229, was allerdings den frühern Herausgebern durchaus entgangen war. Die erste ist überdieß wesentlich umgearbeitet, indem der bisherige Schlußvers in Elektra's Rede λέγοις

*) Vergleiche die Anmerkung am Schlusse der Anzeige.

ἄν — ὑπέρτερον, mit der Aenderung στέγοις nach τάφον πατρὸς seinen Platz erhalten hat, und dieser vorhergehende ebenfalls verändert ist in λόγοις ἄν οἴσπερ ἦ. τ. π. Den Inhalt des nach ὑπέρτερον weggefallenen bezeichnet Hm. dießmal nicht näher, sondern bemerkt nur, daß darin χοὰς oder ein anderes Wort von ähnlicher Bedeutung gestanden haben müsse. Daß 122 einige Verse ausgefallen seyen, weil der Abschreiber von einem φίλον τ' Ὀρέστην auf das andere gerathen war, zeigte Hm. schon in den Wiener Jahrbüchern, C. 170. In 185 weist ἐμὴ δὲ μήτηρ, wofür man ohne Erfolg ἐμή γε in Vorschlag gebracht hat, auf eine andere Beziehung, in welcher Klytämnestra stand (zu Aegisthus) hin, deren nähere Bestimmung mit den Worten ἡ τοῦ μὲν αἰσχυντῆρος Αἰγίσθου δάμαρ ausgedrückt seyn konnte. Auf ἡ κτανοῦσα das ἐμὴ δ. μ. zu beziehen, geht nicht an, man müßte denn eine ganz schiefe Art, sich auszudrücken, dem Dichter aufnöthigen wollen. Weiterhin, 204, wo Elektra von verschiedenen Spuren spricht, kann sie nur die einen mit ihren eigenen Fußtapfen vergleichen, und mußte ausdrücklich hinzufügen, daß die des Begleiters nicht auf die ihrigen passen, sonst wäre die Erwähnung desselben zwecklos. Hier war also statt des von Schütz gebrauchten Zeichens unnützen Ueberflusses, des den vs. 202, 203, 205 beygefügten uncus, das entgegengesetzte des Mangels anzubringen. Daß 228 ein zu θήρειον γραφὴν supplirtes βλέψον oder βλέψασα genüge, um den Satz als vollständig zu betrachten, wie Wellauer meinte, wird kein unbefangener Leser des Aeschylus zugeben; überdieß muß die Verszahl in der Rede des Orestes 11 seyn, wie in der Rede der Elektra; eine gleiche Symmetrie besteht zwischen 243—251 und 252—260. Bey der Erscheinung der alten Amme (716) äussert der Chor ἔοικεν ἀνὴρ ὁ ξένος τεύχειν κακὸν. Doch bewirkt der Fremdling selbst kein Unglück, sondern bringt nur Trauer in das Haus, wie das verweinte Gesicht der Amme zeigt. Hieraus folgt, daß τεύχειν nicht der richtige Ausdruck seyn könne; Hm. läßt dafür τυχεῖν eintreten; das dazu gehörige Participium stand in dem folgenden ausgefallenen Vers, dessen Inhalt er in die Worte faßt: δόμοισι πένθος θεὶς νέοις ἀγγέλμασιν. In dem folgenden Chor, der an Verderbtheit unter den Aeschylischen keinen seines gleichen hat (770 — 823), war es selbst schwer, Lücken nachzuweisen, wie es an zwey Stellen 793 und 823 geschehen ist, ohne Angabe jedoch des Gedankens in den verlorenen Versen. Dieß ist 850 nicht unterblieben; die Note ergänzt hier πλουτόν τε δόμων, weil schon ἀρχάς τε einen solchen Zusatz erwarten läßt. Mit ἀρχαῖς τε würde zwar der Construction nachgeholfen, aber für den Gedanken des Chors keine vortheilhafte Veränderung getroffen werden. Am Schluß von der letzten ῥῆσις des Orestes läßt Hm. die Auskunft, daß zu ἀπόξενος (1038) ein εἰμὶ oder ἔσομαι supplirt werde, nicht gelten, sondern hält dafür, daß der Schlußvers fehle; man wird auch nicht in Abrede stellen können, daß die letzten Worte, wie sie jetzt dastehen, kein befriedigendes Ende bilden.

In den Eumeniden hat die Rede der Pythia zwey Lücken; die erste vor 25, wo Βρόμιος ohne folgendes δὲ (und es fehlt in den codd.) ein störendes Asyndeton, mit demselben versehen einen Anapästen in einer dem Aeschylus ungewohnten Weise hervorbringt; sodann nach 50, wo die Priesterin sowohl angeben mußte, worin die im Tempel schlafenden Frauen von den Gorgonen, mit denen sie dieselben verglichen hat, auch wieder verschieden seyen, als auch die Harpyien genannt haben wird. Die Lückenhaftigkeit der Stelle, welche bereits Wakefield empfand, ist zu unserer großen Verwunderung noch ganz kürzlich bestritten worden. Daß το πεσοῦσαι das verbum finitum vertreten könne, glaubten bisher viele Exegeten des Dichters, Hm. spricht dem Particip des Aoristo diese Fähigkeit ab, und bezieht es hier auf einen nothwendig zu ergänzenden Satz ἐν τοῖσδε τοῖς θρόνοισιν ἀσθενεῖς πάρα.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 16. November.

Nro. 63. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1853.

Aeschyli tragoediae, etc.

(Fortsetzung.)

Mit Recht würde vs. 476 *θεσμὸν — χρόνον* nach Wellauers Ansicht für verdorben gelten, wenn er mit dem vorhergehenden ohne Unterbrechung zusammenhinge. Das ist aber gerade nicht der Fall; reiht man zwischen beyde mit Hm. ein *σέβειν κελεύσω τῶν ἐμῶν ἀστῶν πόλιν*, so hört *τὸν* 476 auf, das ganz sprachwidrig hinter sein Substantivum gestellte Demonstrativum zu seyn, es wird relativ in der Form, welche die Tragödie öfters wählt, wenn die gewöhnliche dem Metrum widerstrebt. Eine ansprechende Ausfüllung, auf welche Hm. nach mehreren früher angestellten minder glücklichen Versuchen gekommen ist, erhalten wir 560, wo die Subjecte zu *μαθεῖν θεσμοὺς ἐμούς*, wie der allgemeine Ausdruck *πόλιν τε πᾶσαν* verräth, diesem letzten in speciellerer Angabe vorhergegangen seyn müssen; das waren aber die Parteien, also: *καὶ τὸν διώκοντ' ἠδὲ τὸν φεύγονθ' ὁμῶς*. Das folgende *τῶνδε* deutet auf die Areopagiten: damit die Prozesse von diesen in aller Zeit richtig und gerecht abgeurtheilt werden, sollen die Parteien jetzt, und die ganze in den Anwesenden vertretene Stadt auf die von der Göttin verkündeten Satzungen achten. In 632 wird die Richtigkeit der Worte *τὰ πλεῖστ' ἀμείνων'* behauptet und die Uebersetzung rebus plerisque bene gestis, übrigens ohne Beleg hinzugefügt. Ehe dieser geliefert ist, wird es erlaubt seyn, daran zu zweifeln und an die Stelle von *ἀμείνων'* ein provisorisches *ἀμέμπτως* oder *ἀμώμως* zu bringen. Eher wird man die Erklärung von *εὔφροσιν δεδεγμένη*, daß es sich auf die geheuchelte Freundlichkeit der Klytämnestra beziehe, billigen, ferner zugeben, daß die Erzählung nicht von diesem Moment des Empfangs ohne weiteres auf den überspringen kann, wo sich Agamemnon aus dem Bad erhebt; also auch hier der Ausfall eines, wo nicht mehrerer Verse keinem Bedenken unterliegt. Bald nachher, vor 656 *οὐδ' ἐν σκότοισι v. τ.* hat Aeschylus dem Gegensatz, welcher Athene als die Tochter auszeichnete, die sich aus Zeus' Haupt gewaffnet aufschwang, gewiß nicht im Sinne behalten. Ferner muß 844 *ὅσην* entweder in *ὅσ' ἂν* abgeändert werden, oder es bezog sich, wie schon Dindof urtheilte, auf ein Substantiv, das mit dem ganzen Vers 843 verloren ging. Ueber die sehr große Lücke nach 1009 ist schon oft die Rede gewesen.

So häufig der Text an diesem Gebrechen leidet, so selten ist der entgegengesetzte, daß ihm fremde Zusätze ankleben. Nur in zwey Stellen ist eine längere Interpolation erwiesen: Sieben 495 sqq. Eum. 759 — 766, und zwar in letzterer nur von W. Dindorf, dessen Bemerkung: versus non Aeschyli, sed ab homine scripti, qui quae breviter graviterque versibus praecedentibus dixerat Aeschylus, loquacitate sua ineptissime dilatavit, oratione usus quam emendare frustra conati sunt critici wir nicht umhin können beyzupflichten; 759 — 762 sieht wie eine Imitation von Oed. Col. 621, 2 aus; und die Drohungen, welche Orestes gegen die zukünftigen Uebertreter seines Vertrags äußert, reimen sich schlecht mit der Versicherung,

daß nie ein Argiverheer in Attika einfallen werde. An dem übel gerathenen Vers 766 ist wohl jeder Verbesserungsversuch verschwendet. Um so mehr ist es zu verwundern, daß Hm. diese Stelle als ächt behandelt, und der abweichenden Ansicht in keinem Worte gedenkt. In der Verwerfung von Sieb. 495 — 501 stimmen beyde Kritiker so weit überein, daß Hm. 496, 7 dem Dichter läßt, wodurch die Entstehung der vier letzten Verse erklärlich wird; dadurch erhält auch die Rede des Eteokles einen befriedigenden Schluß. Einzelne Verse, die Hm. einschließt, sind Eum. 790: *μὴ θ. μ. ἀ. τ.* offenbar ein versificirtes Glossem und 835 *καίτοι γε μὴν σὺ κάρτ' ἐμοῦ σοφωτέρα*, doch diesen möchte Ref. nach Thiersch's und Wieselers Vorgang, der *καὶ τῷ μὲν εἶ σὺ* emendirt, nicht aufgeben, da das *φ. θ. κἀμοὶ* in den nächsten Versen sonst keinen Sinn hat. Als unnützes Citat wird Eum. 283 hier wie früher bezeichnet, auch Sieb. 582.

Etwas zahlreicher sind die Fälle, wo sonst durch Versetzung von Versen das Verständniß dieser Tragödie erschwert wurde. Im Einzelnen war hierin von früheren Herausgebern hie und da eine richtige Bemerkung gemacht, z. B. von Bothe Suppl. 874, die Beziehung der Rede des Herolds *πολλοὺς ἄναχτας κτλ.* auf den Hülferuf des Chors *ἄναξ* erkannt, welcher noch bey Dindorf zwey Verse weiterhin zu stehen kömmt, statt ihm voranzugehen; deßgleichen erinnerte schon Williams, Suppl. 193 müsse das vulgo von *Ζεὺς — ἴδοι* durch drey dazwischen fallende Verse getrennte *ἴδοιτο δῆτα* unmittelbar darauf folgen, weniger leuchtete ihm ein, daß 195 eine Zurechtweisung des Chors wegen des unzeitigen Wunsches *θέλοιμ' ἄν κτλ.* enthalte, und ebenso 197 sich auf das Gebet *ὦ Ζεῦ* beziehe. Diese beyden Verspaare hatten vordem (einschließlich der letzten Ausgabe Dindorfs) statt der Folge 1, 2, 3, 4 und statt daß vor 1 der Vers *ἴδοιτο δῆτα κτλ.* zu stehen kömmt, diese: 2, 1, 3, *ἴδοιτο δῆτα*, 4. Die Nothwendigkeit einer andern Transposition, nämlich der Verse ib. 912, welche bereits oben berührt werden mußte, hatten allerdings Schütz, Burgeß und Wellauer empfunden, aber sie vermochten den Versen 913, 914 — 17, 918 ihren gehörigen Platz doch nicht anzuweisen; er konnte auch so lange nicht ausfindig gemacht werden, als die Lückenhaftigkeit der ganzen Stelle nicht wahrgenommen worden war. In den Versen hat in den codd. gleich zu Anfang, vs. 11, eine sinnlose Versetzung das *βαΰζει* von seinem Subject *θυμὸς* weggerissen und zu *ἰσχὺς Ἀσιατογενὴς* gefügt, so daß das asiatische Heer sich selbst vermissen und nach sich schreien würde, denn das *νέον ἄνδρα* bedeutet natürlich nichts Anderes, als die streitbare Mannschaft Asiens. Vergebens schlug Valckenaer zu Eur. Phoen. 1489 die Aenderung *ᾤχωκε νέον· Περσὶς δ' ἐὸν ἄνδρα βαΰζει* vor, die schon darum mißglücken mußte, weil *ἄνδρα* offenbar nur eine durch jene Versetzung erst veranlaßte Interpolation ist. Allem wird jetzt abgeholfen durch Hm's. Verbesserung *θυμὸς, ἔσωθεν δὲ βαΰζει. πᾶσα γὰρ ἰ. Ἀ. ᾠ. νέων.* Für die richtige Anordnung der Verse im Agamemnon 1161 — 4, und 1243, welcher letztere sonst auf 1249 folgte, hat Hm. längst Sorge getragen, eine ganz neue Behandlung haben aber die in der Schlußscene 1625 sqq. erfahren, und so ist denn die mit vielen trostlosen Versuchen geplagte Rede der Klytämnestra endlich lesbar geworden. Wesentlich ist dabey die Verpflanzung des Verses *σώφρονος γνώμης κτλ.*, welcher sonst in der Antwort des Aegisthus am Schlusse stand (1635) in die *ῥῆσις* der Königin nach 1627; zugleich mußte der Ausgang des Tetrameter durch den Zusatz *αἶσχος μέγα* ergänzt werden. Dazu kommen noch mehrere Emendationen, z. B. *στεῖχε καὶ σὺ χοἱ γέροντες — παθεῖν ἔρξαντες· ἀρκεῖν χρὴν — εἰ δ' ἔτ' οὐ — δεχοίμεθ' ἄν.* Nur dagegen erlauben wir uns, beyläufig bemerkt, zu widersprechen, daß Kl. unter *δύστηνον θέρος* die ihr drohende Rache verstehe; sie erklärt damit nur die geschehene Ermordung Agamemnons als eine traurige Nothwendigkeit, als eine Bedingung ihres ferneren Glückes, welche nicht zu umgehen war.

In den Choephoren wird die schon Opusc. II. 79 angegebene Transposition von 159 nach 115 jetzt durch das Supplement *ἄρηξον* (vgl. Opusc. VII, 50) vervollständigt, und was Meineke (Zeitschrift für Alterthumswissenschaft 1843, p. 183) und Thiersch l. c. p. 57 sqq. empfohlen hat, die Versetzung der Verse 977 — 84, welche sonst hin-

ter 998 ſtanden, mit Recht adoptirt; denn daß den Oreſtes ſein Wahnſinn verleite, der Mutter Prädikate beyzulegen, welche nur auf das Gewand paſſen, worin Agamemnon erſchlagen worden war, iſt eine ungegründete Vorſtellung Klauſens und Bambergers. Ferner iſt in der Verbindung des Verſes 284 mit 281, ſo daß dieſer auf jenen folgt, Hm. mit Blomfield zuſammengetroffen. Eigenthümlich und neu iſt hingegen die Herſtellung von 95 — 100. Zwar hatte ſchon Schütz Anſtoß an den Worten, die vulgo der Elektra beygelegt werden: *λέγοις ἄν, εἴ τι τῶνδ' ἔχεις ὑπέρτερον* genommen, und ſie in der zweyten Ausgabe eingeklammert, weniger aus dem Grund, der eigentlich der maßgebende hier ſeyn mußte, daß nach dem allgemeinen Ausſpruch: *τὸ μόρσιμον — χερὸς* eine ſolche Aufforderung als Schlußſatz der Rede ſich ſehr froſtig und kahl ausnimmt, als quod Electra nondum quidquam attulerat, quibus chorus aliquid melius posset dicere, sed tantum quaestionem proposuerat. Indeß iſt auch damit ſehr wenig geholfen, da die angeführten Worte jedenfalls zu der Scene in Beziehung, wenn auch nicht an ihrem rechten Platz ſtehen. Dieſer war nur dann auszumitteln, wenn man den Zuſtand der vier folgenden Verſe ſich ebenfalls klar gemacht hatte, welche, wie bereits bemerkt worden iſt, weder vollſtändig noch unverdorben ſind. Der Gedanke aber, welchen der Chor ausſprechen mußte, iſt, wie aus der ſpätern Rede Elektra's hervorgeht, dieſer: ſie möge das alles, was ſie eben für unverträglich mit der Verehrung des väterlichen Grabes erklärt hat, unterdrücken, dagegen den Vater anrufen, daß er ihr und Oreſtes beyſtehe, wenn ſie Rache nehmen an ſeinen Mördern. Dieß muß der Chor in einem oder mehreren Verſen, die vor *φθέγγου* ausgefallen ſind, der Elektra als den gehörigen Inhalt ihres Gebetes angegeben haben; der negative Theil ihrer Belehrung lautet jetzt nach Hm's. Emendation und Transpoſition folgendermaſſen: *λόγους ἄν, οἵσπερ ᾐδέσω τάφον πατρὸς, στέγοις ἄν, εἴ τι τῶνδ' ἔχεις ὑπέρτερον.*

Unter die in den Eumeniden getroffenen Verbeſſerungen, welche ſelbſt in der berühmten Recenſion der Ausgabe O. Müllers noch nicht vorkommen, gehört die Anordnung der Verſe 140 — 2, in der Weiſe, daß ſtatt *τῷ* nun *τῷδ* geſchrieben und *ἔπου κτλ.* vor *ἀτμῷ* geſtellt iſt; ſonſt konnte jenes *τῷ*, wenn es dem *ἀτμῷ* unmittelbar vorherging, nur ſehr gezwungen auf Oreſtes, der doch damit gemeint ſeyn muß, bezogen werden. Aeltere Berichtigungen ſind die von 238 — 240; *ἄλλοισιν — ἐκπερῶν*, indem die viel beſprochene durch Hm's. Emendation weſentlich verbeſſerte *ἀλλ' ἀμβλὺς ἤδη προστετριμμένον μύσος* in der Mitte ſeinen Platz erhält; und die, daß 674 — 6 von der Stelle, welche ſie ſonſt einnahmen, (nach 698) heraufgerückt ſind, was man, obgleich ſich bedeutende Stimmen dagegen erklärt haben, nur billigen kann.

In den Sieben 552 sqq. iſt von Hm. treffend bemerkt, daß auf Tydeus die ſchlimmen Beynamen, welche ihm Amphiareus, dem gewöhnlichen Text zufolge, gibt, nicht paſſen wollen, dem Polynices aber ganz angemeſſen ſind. Jenes Erwähnung mit einem Vers *κακοῖσι — βίαν* genügt, alles übrige geht auf die bedeutendere Perſon des Oedipiden. Es verſteht ſich, daß dann, wie Hm. erſt in der Note erinnert, der Uebergang zu Polynices mit den Worten *καὶ τὸν σὸν κτλ.* (557) unmittelbar an das über Tydeus Geſagte anknüpfen muß, alſo 557 — 59 vor 553 — 56 tritt. Auf dieſe Weiſe erhält auch *καλεῖ* ſeine rechte Beziehung, welches ſonſt in höchſt gezwungener Weiſe mit *τοὔνομα* verbunden wurde. Uebrigens muß 554 *μέγιστον Ἀ. τ. κ. διδάσκαλον* als verſificirte Gloſſe von 556, wie Hm. gethan hat, eingeklammert werden. Das intereſſanteſte Beyſpiel von Textesverwirrung dieſer Art liefert dieſelbe Tragödie in der Stelle, wo der Bote dem Chor von dem Tod der feindlichen Brüder Meldung thut, 784 — 801, wo beynahe die Hälfte der Verſe ihren Platz nach Hm's. evidenter Anordnung vertauſcht hat. Um eine Vorſtellung davon zu geben, wollen wir die Folge bey Hm. aufführen und darunter die bisher gültige:

1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12 13 14 15 16 17 18.
1 17 3 4 5 18 7 2 8 6 9 10 11 12 13 14 15 16.

In der überlieferten Folge mit der Lesart *Οἰδίπου γένος* kann der Chor verſtändiger Weiſe nicht ausrufen *μάντις εἰμί τῶν κακῶν*, wenn ihm die voll-

ständige und klare Kunde vom geschehenen Unglück so eben mitgetheilt worden ist; und da er nach dem, was die Stadt betroffen habe, zunächst fragt, muß auch eine Antwort ihm werden, welche seiner Frage entspricht, also mit Ueberspringung von 15 Versen der Vulgata die mit dem Uebergang auf die Herrscher verbundene: *πόλις σέσωσται, βασιλέοιν δ' ὁμοσπόροιν* — darauf der Chor bestürzt weiter forschen *τίνων;* (nicht *τίνες*, wie vulgo) und, was die bängliche Stimmung desselben vortrefflich charakterisirt, den Boten wieder unterbrechen nach den Worten *O. γένους* (so Hm.), so daß der Bericht erst mit dem 6. Vers abgeschlossen ist, welcher sonst überhaupt der letzte des Boten war, und eine Stelle einnahm, wo der schreckliche Eindruck, den diese Worte *πέπωκεν αἷμα γαῖ' ὑπ' ἀλλήλων φόνῳ* jetzt machen, durch alles Vorhergehende möglichst gemildert und geschwächt erschien. Die Antwort aber *ἄνδρες τεθνᾶσιν*, welche vulgo der Bote, ohne darnach befragt zu seyn, voreilig ertheilt, ist trefflich da am Platz, wo der Chor das Entsetzliche nicht glauben kann, und nochmals fragt: *ἐκεῖθι κῆλθον;* endlich sind die mit *οὕτως* beginnenden Ausrufungen nicht unter Bote und Chor zu vertheilen, sondern gehören nur dem letzteren an, welchem das erstemal der Bote erwidert *οὐδ' ἀμφιλέκτως κτλ.*, dann mit Bezug auf den feindlichen Dämon des Hauses *αὐτὸς δ' ἀναλοῖ κτλ.*

Auf zwey von Thiersch vorgeschlagene Transpositionen ist Hm. nicht eingegangen, an deren Nothwendigkeit doch kaum gezweifelt werden kann: die eine Ag. 270, wo sogleich 285 sq. folgen sollte, und Eum. 835 — 844, welche Verse ihre richtige Stelle vor 854 haben, indem sonst die Versicherung *τοιαῦθ' — θεοφ.* in keiner Relation zum Vorhergehenden steht: mittelst der Versetzung sondert sich die Bitte um Verschonung von dem Versprechen hoher Ehren, die den Erinnyen zu Theil werden sollen, auf die ungezwungenste Weise. Jene andere Umstellung gründet sich auf das Verhältniß der Distanzen, in welchen die Signalfeuer aufgestellt sind, um in kürzester Zeit den Untergang Troias in Argos bekannt zu machen. Die größte Entfernung ist gewiß die vom Athos zum Makistos, während die vom Kithäron zum See Gorgopis nicht weiter

seyn kann, als die der übrigen Punkte. Also wird nur dort eine stärkere Masse von Feuer aufgeboten werden, mithin *ἐξεδέξατο* (270) mit *φάος — εἰρημένων* unmittelbar verbunden werden müssen, weiterhin, 274, ist mit Bamberger (Philol. 1847, 305, 1852, 150) *σέλας παρηγγάρευσε* zu schreiben.

Eine mit der Versetzung von Versen verwandte Art von Textescorruption ist die Vertauschung der Personen, sie fällt mit jener sogar an einigen bereits behandelten Stellen zusammen, vgl. Suppl. 196 sq. Sept. 792, Ch. 98. Im Prometheus bedurfte es einer solchen Berichtigung nur einmal, 349 — 374, wo bereits Elmsley erinnert hat, daß nicht Oceanus, sondern nur Prometheus spreche, welchem dann auch die vier folgenden Verse noch zufallen, die er vulgo hat. In den Persern vermißte Jacobs, indem er richtig erkannte, daß 342 *θεοὶ πόλιν κτλ.* dem Boten, der folgende der Atossa, der dritte wieder dem Boten angehöre, eine jenem ersten unmittelbar vorausgehende Aeußerung der Königin, indem er mit *ἰσορρόπῳ τύχῃ* (341) den Bericht geschlossen glaubte, doch ist, was er hinzugefügt wünschte, schon vorhanden: die zwey letzten sonst dem Boten zugetheilten Verse muß Atossa erhalten. Die Vertheilung der Stelle in den Hiketiden 697 — 703 (= 727 — 733 ed. Dindf.) unter Chor und Danaus, wo doch bloß dieser spricht, um seine Töchter zu beruhigen und die von ihnen gefürchteten Gefahren als unbedenkliche zu schildern, haben nur Porson und Dindorf eingeführt; mit Recht wurde sie bereits von Schütz mißbilligt. Im Agamemnon gab man bisher 591 sq. (*τοιόσδ' ὁ κόμπος*) dem Herold, dadurch wird in mehrfacher Hinsicht gegen das scenische Decorum gefehlt; Klytämnestra muß diese Worte sprechen, ohne welche ihre Rede keinen befriedigenden Schluß hat.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 18. November.

Nro. 64. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1853.

Aeschyli tragoediae, etc.

(Fortsetzung.)

In den Choephoren gewinnt die Stelle, wo Agamemnons Beystand angerufen wird, 494 — 504, ein ganz anderes Leben, wenn sich Orest und Elektra ablösen, als wenn Elektra allein eine lange Rede vortragen soll, nach deren Verlauf der Chor keinen rechten Anlaß hat, zu sagen: *καὶ μὴν ἀμεμφῆ τόνδ' ἐτεινάτην λόγον.* Dagegen stellt sich wie von selbst eine schöne Symmetrie, dergleichen Aeschylus gern anbringt, her, wenn 491 — 3, 494 — 6; 499 — 501, 502 — 4 die einzelnen Verse 497, 8 einschließen und dadurch eine ganz antistrophische Folge entsteht.

Wollten wir nun die Emendationen in Betracht ziehen, wo durch einfache Wortkritik der Sinn hergestellt ist, so würde schon in den dialogischen Partien der Stoff überreich zuströmen; daher hier zweckmäßiger bloß von den Stellen die Rede seyn mag, in welchen Hm. gegen unser Erwarten conservativ verfuhr oder ein Bedenken gegen die von ihm beliebte Aenderung sich erheben läßt. So scheint es unnöthig, Suppl. 324. *καὶ δυστυχούντων γ'* zu corrigiren, da der Chor scheinbar dem König beypflichtet, aber eine ironische Erwiederung gibt, deren Pointe Hm's *ναὶ δ. γ.* aufhebt; bald nachher 410 billigt er Bambergers *νεόνθ' ὅμιλον*, wo die Handschriften *νέον θ' ὁ* haben, mit dem Zusatz non sunt autem rami nutantes intelligendi (Bambergers Erklärung), sed dii, qui ramis ornati nefas esse ostendunt repudiare supplices. Doch auch so vermißt man den Ausdruck der Besorgniß, welche den Pelasgos beym Anblick der *κλάδοι* ergriff, und der leicht einzuführen ist, wenn man schreibt *τρέων ὅμιλον.* In den Persern 164 ist jetzt wohl die Verletzung der Diärese entfernt, da wir lesen *τ. μ. διπλῆ μέριμνα φραστός ἐστιν ἐν φρ.*, was übersetzt wird mit unde gemina mihi certa est sententia: aber diese Bedeutung hat Hm. zu belegen versäumt, Ref. schlägt bis auf Weiteres vor *διπλῆς μερίμνης φροντίς:* meditatio duplicis sententiae. Ueber die vorzügliche Behandlung von Sieben 553 — 560 haben wir schon oben sprechen müssen, wo die treffende Emendation *δυσεκτέλευτον* für *δὶς ἐν τελευτῇ* (559) noch keine Erwähnung fand. Nur die Correktur *ἐς πατρὸς μοῖραν χάσιν* statt der Vulgata *πρόσμορον ἀδελφεὸν* (557) scheint zu stark und zu wenig natürlich zu seyn. Hm. will die doch von Pindar gebrauchte epische Form *ἀδελφεὸς* in der Tragödie nicht zulassen, das ist eine, wie uns dünkt, zu weit getriebene Strenge. Lassen wir *ἀδελφεὸν* stehen, so bedarf es nur der geringen Aenderung *προσμολὼν* (vgl. Soph. Ai. 72, 721), um der Erzählung einen ungezwungenen Verlauf zu geben. Sehr auffallend ist ebenda 594 *τείνουσι — μολεῖν*, man hat *μακρὰν πόλιν* von der Unterwelt erklären wollen, aber das ist an und für sich bedenklich, insbesondere aber hier die Phrase in solchem Sinn nicht recht zu verstehen, wo sie erst durch das folgende *ξυγκαθελκυσθήσεταν* die verlangte Beziehung erhält. Vergebens sieht man sich nach einer Parallele für den wunderlichen Ausdruck um. Nur mittelbst einiger Abänderungeu glauben wir den von

Dindorf verworfenen, von Hm. stillschweigend beybehaltenen Vers retten zu können, etwa in folgender Fassung: *αἰτοῦσι πομπὸν τῆνδ' ἀκρόπτολιν μολεῖν*. Die übrigen Fürsten wollten ihn als Wahrsager zum Begleiter auf dem Heereszug haben, und er folgte ihnen wider Willen (*φρενῶν βίᾳ*) durch Eriphyleus Verrath verdrängt. Davon konnte Eteokles Kunde haben; wenigstens ist ein Zweifel darüber unnütz. Im Agamemnon liegt 575 *κοιῶντες* allerdings der Vulgata *κοιμῶντες*, welche das Gegentheil von dem ausdrückt, was Klytämnestra meint, am nächsten, wäre nur das Verbum gehörig gesichert. Bey Hesychius findet man *κοιᾶται· ἱερᾶται* und *κοιώσατο· ἀφιερώσατο καθιερώσατο*. Ob diese Citate schon berechtigen, ein Activum in dem verlangten Sinn hier als ursprüngliche Lesart zu statuiren? Wir zweifeln und schließen uns lieber Emperius an, welcher *κνισῶντες* (die gewöhnliche Bezeichnung solcher Opfer) conjicirt hat; Hm. scheint den Vorschlag, als er die Note verfaßte, übersehen zu haben, da er ihn, welcher jedenfalls den Vorzug vor Casaubon's *καίοντες* verdient, gar nicht erwähnt. In ähnlicher Weise scheint 916 Dindorfs *πατοῦντα πλοῦτον* dem von Hm. gewählten *στείβοντα* vorzuziehen, wenn dieß auch der handschriftlichen Lesart *φθείροντα* näher liegt, da Kl. unten, wo sie sich auf Agamemnons Rede zurückbezieht, sagt *πολλῶν πατησμὸν εἱμάτων ἂν ηὐξάμην*. Unbeachtet ist 1016 *πρὸς σφαγὰς πυρὸς* geblieben, wo man versucht wäre, anzunehmen, daß die Opferthiere, wie es mitunter geschah, lebendig verbrannt werden sollen; dieß ist aber hier nicht denkbar, und selbst dafür wäre *σφαγεὶ πυρὸς* eine ungehörige und seltsame Verbindung. Aeschylus schrieb wahrscheinlich *πρὸς σέλας πυρὸς*, man vergleiche das Fragment bey Schol. Il. ξ 200: *ὑμεῖς δὲ βωμὸν τόνδε καὶ πυρὸς σέλας κύκλῳ περίστητε*. Bambergers *πρὸ μὲν γὰρ* hilft zwar der Construktion, nicht aber jenem Uebelstand ab, und zerstört zugleich die Intention des Aeschylus, welcher der Königin andeuten läßt, daß sie auch Kassandra als Opferlamm betrachte. Wieselers *πρὸς φανὰς* vertauscht eine Schwierigkeit mit einer andern. In den Choephoren macht 195 *εἶτα* für *εἶχε* gesetzt die Construction schwerfällig. Der Gedanke, welchen Elektra ausspricht, ist der: wäre die Locke mit Sprache begabt, könnte sie sich als Freundes- oder als Feindesgabe ankündigen. In jenem Falle hätte sie Stoff mit uns zu trauern (*ἔχειν* ist demnach nicht = *δύνασθαι*); in diesem müßte sie bestimmt dazu rathen, daß ich sie wegwürfe. Wir lesen nämlich *ἀλλ' ἢ σαφ' ἥνει κτλ.* vgl. unten 549: *αἰνῶ δὲ κρύπτειν τάσδε συνδήκας ἐμὰς*, auch Suppl. 165. Mit *ἦν σαφηνῆ* verbindet sich das *ἀποπτύσαι* doch nur durch den nicht sehr nahe liegenden Begriff des Gebietens. Wenn weiterhin 278 Hm. *τὰς δ' αἰνῶν νόσους* corrigirt, wird der gedrohten Landplage die Krankheit, welche Orest allein zu fürchten hat, nicht deutlich entgegengestellt; die nöthige Antithese würde mit *τὰς δ' ἡμῶν v.* gewonnen, vgl. Suppl. 413 *ὅπως ἄνατα ταῦτα πρῶτα μὲν πόλει, αὐτοῖσι δ' ἡμῖν ἐκτελευτήσει καλῶς*. Eine andere Stelle, wo uns Hm's Text nicht befriedigt, ist 476: *τυχεῖν μέγαν προσθεῖσαν Αἰγίσθῳ φθόρον*, indem *μέγας φθόρος* auffällt, und der Gebrauch von *προστίθημι*, welches Suppl. 596 in anderer Weise angewandt ist als hier. Eher konnte Elektra sagen *τυχεῖν με θεῖσαν λυπρὸν Αἰγίσθῳ μόρον*. Im vs. 538 war wohl das handschriftliche *ὡπλίζετο* mit dem von Bamberger proponirten *ηὐλίζετο* zu vertauschen, und für Porsons *ἐμοῖσι* noch *ἐμοῖς ἐν* zu lesen. Dagegen begnügt sich Hm. 568 mit der leichten, auch von Bamberger angegebenen Aenderung *ἀρεῖ* statt *ἐρεῖ* „wenn er die Augen aufschlägt und niederschlägt, werde ich ihn, ehe er noch fragen kann, woher ich komme, zu einem todten Mann machen.“ Daß Aegisthus vor Orest aus Angst des bösen Gewissens die Augen niederschlagen soll, vereint sich nicht mit der Frage *ποδαπὸς ὁ ξεῖνος*. Ref. scheint das *σάφ' ἴσθε* vorgreifend auf den folgenden Satz *πρὶν — χαλκεύμασι* zu gehen, dann aber *ἐρεῖ* aus *ἔσται*, *βαλεῖν* (so die codd. nicht *βαλεῖ*) aus *λαβεῖν*, endlich *μολὼν ἔπειτα* aus *μολόντ' ἔναντα* verschrieben zu seyn. Jenes *κατὰ στόμα* und *κατ' ὀφθαλμοὺς* soll, eines wie das andere, die Annäherung des Orest zu Aegystus veranschaulichen. In 828 ist nicht einzusehen, warum *δεδηγμένῳ* in der Bedeutung des Aktivs und *ἐλκαίνοντα* als Transitivum gefaßt werden soll, da *δεδηγμένοις* und *ἑλκαίνουσι* nicht schwer zu finden war. Zu 871 *ἐπὶ ξυροῦ πέλας* stimmt Hm. dem Vorschlag Abrosch's *ἐπιξήνου πέλας* wenigstens in

der Note bey. Aber warum: nahe dem Block, und nicht „auf ihm“? Der Fehler mag eher in πέλας liegen, wofür wir σταθεὶς vermuthen. Offenbar bezieht sich Aeschylus auf die schon in der Doloneia Il. x. 173 vorkommende sprüchwörtliche Redensart ἐπὶ ξυροῦ ἵσταται ἀκμῆς, für σταθεὶς vergleiche man Ag. 1441. Mehr dem Styl der Alexandriner als dem des einfachen Aeschylus entspricht das 657 in den Text gebrachte δικαίων τ' ὀμπνίων παρουσία. Allerdings wäre die δικαίων ὀμμάτων παρουσία eine wunderliche Zugabe zu Bad und Bett; doch möchten wir weder mit Martin δικαίων τ' ὀνίατων, noch mit Bamberger δικαίως δωμάτων παρουσίᾳ (das soll heißen: iure, ob aedium abundantiam) für angemessen halten, sondern beschränken uns auf die einfachste Conjektur: δικαίων ὀμμάτων παρουσίᾳ, womit die das Gastrecht wahrende Aufsicht bezeichnet ist. In ähnlichem Sinne sagt Atossa Pers. 168: ὄμμα γὰρ δόμων νομίζω δωμάτων παρουσίαν. Gezwungen ist ferner 492 ἐκαίνισαν, welchem Hm. die Bedeutung initiaverunt unterlegt, die καίνισον auch Ag. 1030 haben soll. Aber dort gibt nur der Vorschlag von Emperius καΐνεσον einen natürlichen Sinn; hier erwartete man etwa ᾧ σ' ἐκοίμισαν. In den Eumeniden ist schwer zu erkennen, was 194 Aeschylus mit πλησίοισι ausdrücken wollte, insofern sich von selbst versteht, daß die Erinnyen sich in der Nähe des Drakels befinden. Mit Uncialen geschrieben konnte παντίμοισι leicht in jenes Wort übergehen. Indeß besteht Hm. auf Beybehaltung desselben in einer ausführlichen Note, welche aber bloß die Richtigkeit in der Angabe der Localität, nicht auch die Angemessenheit des Epithets an seiner Stelle erweist.

Die bisher betrachtete Kritik betraf vorzugsweise den Dialog, nur selten die Anapäste und lyrischen Theile in den Aeschylischen Tragödien. Bey letztern, von denen wir in der Folge ausschließlich reden wollen, sind die Gesetze des Strophenbaues und die eigenthümliche Gestaltung der dem Melos in der Tragödie angehörenden Rhythmen zu beachten. Wie bekannt, verfuhr Aeschylus bey der Responsion der antistrophischdn Partien mit großer Sorgfalt: die Vertauschung des reinen Jamben, Trochäen, Kretikers, Anapästen u. s. w. mit dem aufgelösten, die des Jamben und Trochäen mit dem Spondeus erscheint so gleichmäßig bey ihm in den entsprechenden Versen, daß, wo es unterblieben ist, man einen Fehler vermuthen darf. Eine Menge schöner Verbesserungen Hm's sind zunächst durch Beobachtung dieser Regel veranlaßt worden: Verbesserungen, an deren Nothwendigkeit die Vorgänger schon darum nicht von fern dachten, weil ihnen das Gesetz, obleich es allenthalben dem aufmerksamen Beobachter sich aufdrängt, unbekannt geblieben war; und doch ist der aus seiner Befolgung hervorgehende Gewinn meistens nicht einfache Herstellung rhythmischer Symmetrie, sondern die Emendation kommt auch dem Inhalt und der poetischen Form zu gut. Wir wollen einige Beyspiele anführen: Im Prometheus 182 verstößt die augmentlose Form ἐρέθισε gegen den tragischen Sprachgebrauch, corrigirt man also ἠρέθισε, so kann auch 162 δίχα γε Διὸς nicht die ursprüngliche Lesart seyn; Hm's. δίχα γοῦν ἑνὸς gibt den durch die Responsion geforderten Daktylus; jetzt wird es auch klar, daß Διὸς zunächst nur als Glosse zu dem schüchtern andeutenden ἑνὸς diente. Zugleich mit der metrischen Licenz wird eine geographische Schwierigkeit hinweggeräumt 420, wo man mit Ἀραβίας von jeher in Verlegenheit war: Hm. schreibt Σαρματᾶν und erkennt in dem folgenden Relativsatz eine nähere Bestimmung über das Volk; sonst las man ὑψιχρημνόν Τ' οἳ, aber so wurde abermals ein doppelter Uebelstand hervorgebracht: die Entsprechung ist wieder ungleich und der so beschriebenen Nation, die als eine verschiedene durch τε abgesondert wird, geht kein Name vorher. Wenn aber in der Strophe die Amazonen eine bestimmte Bezeichnung und Schilderung erhalten, so verlangt die Symmetrie, daß in der Antistrophe die Sarmaten auch nicht leer ausgehen. Deßhalb muß die Partikel wegfallen; die Lage des ὑψίχρημνον πόλισμα bestimmt die von Hm. ebenfalls eingeführte Benennung Καυκάσου πύλας (statt πέλας) mit Benutzung von Plinius H. N. VI, 12 und Strabo XI, 508. Im folgenden Chor 534 muß man mit Hm. μάλα μοι schreiben, oder soll das handschriftliche ἀλλά μοι hier bleiben, die Gegenstrophe, etwa nach Dindorf abändern; dieser hielt ἰδίᾳ für Glossem von αὐτόνῳ, wogegen Hm. mit änigmatischer Ironie bemerkt: sciens ignaris verae scripturae α. γ. adnumeror.

Indeß hat die Abänderung der Antistrophe das für sich, daß so mehr nach der Gewohnheit der Tragiker verfahren wird; diese lieben nämlich erst im letzten Glied des Systems ein verschiedenes Metrum eintreten zu lassen, wodurch eben der Schluß desselben als solcher deutlicher markirt wird. In den Sieben beweist das *δαΐῳ* 206 der Strophe zur Genüge die Unrichtigkeit von *ὀρθοῖ* (213), hier hilft das von Theognis (868) und Kallimachus (h. in Del. 21) gebrauchte *σαοῖ* aus, wenn nicht gar ein bloß bey Hesychius erhaltenes Verbum *ὀθρεῖ* = *ἄγει* auf diese Stelle bezogen werden muß. Ebenda 221 hat man vordem zu einer unerhörten Form *ποτάνιον* seine Zuflucht genommen, um dem dochm. *διὰ θεῶν πόλιν* eine Responsion zu verschaffen; sicherer ist jetzt die Strophe nach der Antistrophe corrigirt und mit *διαὶ* eine jambische Tripodie gegeben. Auf ähnliche Weise ist 211 geholfen, wo Dindorf dem Aeschylus den Aeolismus *κάρζας* aufdringen wollte, den er auch Suppl. 768 hereingebracht hat; hier wie dort konnte mittelst anderer weniger unwahrscheinlicher Aenderungen die attische Form beybehalten werden, nämlich in jener Tragödie fällt mit der glänzenden Emendation der antistrophischen Verse 775 sq. *ἢ τιν' ἀμφυγὰν ἔτ' ἢ πόρον τέτμω γάμου λυτῆρα* jeder Gedanke von einem solchen Nothbehelf weg; hier, in der Stelle der Sieben genügt es in der Antistrophe *ἐξαφέντες* für *ἀφέντες* zu setzen. Glückliche Herstellung der genauen Responsion ist ferner 462 *τῷδε μὲν εὖ τελέσαι*, 432 *κασχέθοι* für *ἐπισχέθοι*, 686 *κλυδὼν* für *δαίμων*, 749 *μὰψ ἔρχεται* für *παρέρχεται*, was mit *αἰὼν βροτῶν* nicht stimmt. In 909 ist mit Hinweisung auf Prom. 1027, wo das Verbum *διαρταμεῖν* vorkömmt, ein noch nicht in den Wörterbüchern verzeichnetes Wort *διαρταμαῖς* angebracht, welches den Vortheil gewährt, daß an dem unverdorbenen *διοσδότων* in der Gegenstrophe 921 keine weiteren Versuche gemacht zu werden brauchen, nur *ἀχθέων* ist an die Stelle von *ἀχέων* getreten.

In den Persern ergab sich die erforderliche Symmetrie mehrmalen durch Beseitigung von Glossemen. So 256, wo *κακὰ* nur *ἄνια* oder *δαΐα* erklären sollte; weil man den Vers für einen jambischen Dimeter hielt, mußte in der Antistrophe ein nach *ὅδε* gesetztes *γε* aushelfen, beyde unnütze Zusätze sind jetzt entfernt. In der dritten Strophe 275 sqq. ist *Πέρσαις* ebenfalls bloße Interpretation zu *δαΐοις*, welche aber sowohl die *δαΐοις* als *βοὰν* von seiner rechten Stelle weggeschoben hat; jenes gehört, wie die Antistrophe zeigt, an den Schluß des ersten, *βοὰν* an den Schluß des zweyten Verses. Uebrigens erhellt aus der merkwürdigen Variante des cod. N, welcher *δυσαιανῆ Περσαισῶν δαΐοις* hat, d. h. entweder müsse man *Πέρσαις δ.* oder *Περσῶν δ.* lesen, jenes in der Bedeutung von miseris Persis, dieses von hostibus Persarum, daß man unschlüßig war, ob das Adjektiv auf die Griechen oder auf die Perser zu beziehen sey; für jenes entscheidet sich Hm., Ref. hält es für einfacher, *δαΐοις* als Neutrum anzusehen, wie die mehrdeutigen Kasus von *κακὸς* und *ἀγαθὸς* bisweilen vorkommen. Die in der gr. Paläographie öfters wiederkehrende Vertauschung des langen *ι* mit *ει* hat 575 eine falsche Accentuation *δεινὰ* oder *δεινᾷ* für *δίνᾳ* und diese ferner den Zusatz *ἁλὶ* veranlaßt, daraus schien sich endlich die Nothwendigkeit der Aenderung *πρωτόμοροι δὴ* zu ergeben statt *πρωτόμοιροι*, so matt sich auch das *δὴ* ausnimmt. Die evidenteste Verbesserung zeigen die Verse 917 — 924, in deren Behandlung Porson nichts weniger als glücklich war, er streicht nämlich 917 das zweyte *πέμψω*, um es mit der überlieferten Lesart der Gegenstrophe *κλάγξω δ' αὖ γόον ἀρίδακρυν* in Uebereinstimmung zu bringen und machte darum *ἰαχχὰν* aus *ἰαχάν*. Aber der Gleichklang *ἀρίδακρυν — πολύδακρυν* mußte ein Wink seyn, daß *κλάγξω* ebenfalls zu wiederholen, *αὖ γόον* in *ἰαχὰν* zu verändern, und an das Ende des Verses zu setzen, so daß beyde Adjektiva an dieselbe Stelle kamen. Damit ist auch die schwungvolle Form des Proceleusmatikus eingeführt, dessen Spuren 935 — 946 ebenfalls bisher verwischt waren; Wellauer hat zwar *τάδε σ' ἐπανερόμα* bereits richtig emendirt, aber in der Strophe *Ἀγβάταν' ἐκλιπὼν* stehen lassen, indem er den Vers für einen docheischen hielt und für diesen größere Licenz in Anspruch nahm, das Wahre ist Hm's. *τὰ Βάτανα προλιπών*, worauf auch einige Pariser Handschriften leiten.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 21. November.

Nro. 65. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1853.

Aeschyli tragoediae, etc.

(Fortsetzung.)

Im Agamemnon ist 177 die sonst verlangte Veränderung von *παλιρρόθοις* nicht vorgenommen worden, da *βίαια* als Adverb. aus Suppl. 789 nachgewiesen ist, *βιαίως* aber wegen der seltenen Anwendung der adjectivischen Form in dieser Bedeutung sich leicht einschlich; für *παλιρρόθοις* müßte aber *παλιρρείταις* oder *παλιρροίβδοις*, welche Correkturen weniger Probabilität hätten, geschrieben werden. Die Verbesserung von 237 *τὸ προχλύειν δ' ἤλυσιν προχαιρέτω* war schon früher bekannt; nicht so die von 394; die Behandlung dieser verzweifelten Stelle war bisher noch dadurch erschwert, daß die Gegenstrophe im entsprechenden Vers ebenfalls nicht ohne Corruption überliefert ist und durch ein fremdartiges Metrum absticht. Hm's Emendation gibt jedenfalls eine der Situation, welche der Chor darstellen soll, ganz entsprechende Schilderung: Menelaus erscheint als gekränkter aber immer noch liebender Gemahl, der die Entflohene nicht ehren kann und nicht schmähen mag: *πάρεστι σιγὰς ἀτίμους ἀλοιδόρους αἴσχιστ' ἀφειμένων ἰδεῖν:* dem gemäß lautet der antistrophische Vers *τὸ πᾶν δ' ἀρ' Ἑλλανίδος γᾶς κτλ.* Nur um eine bey Aeschylus sonst nicht vorkommende rhythmische Composition mit einer bey ihm nachweisbaren zu vertauschen, möchte Ref. vorziehen, beyde Verse zu einem zu verbinden, so daß nach Analogie von Eum. 907, sq. auf den Ithyphallikus der trochäische Dim. kat. folgte. In 965 ist die Lücke in der Responsion des antistrophischen Verses 965 mit *τὸ πᾶν* für *τοι*, des strophischen 969 durch *ἀεὶ* ausgefüllt; dagegen hat Hm. das Lückezeichen, welches sonst hinter *ἔπαισεν* (972) stand, getilgt, da hier nichts fehlt, vielmehr die Antistrophe an gleicher Stelle früher durch das prosaische und offenbar nur von späten Erklärern beygeschriebene *ἐπ' εὐλαβείᾳ γε* verunstaltet war; ferner, weil 981 nur mit Auslassung eines Buchstabens in den Handschriften als cret. trim. erscheint (in der Form des vierten Paeon), ist der strophische Vers darnach so umgeändert: *μάλα γέ τοι τὸ πολέος γ' ὑγιίας.* Im Kommos der Kassandra stossen wir ebenfalls auf einige sehr entsprechende und zur Herstellung des dichterischen Ausdrucks bedeutende Emendationen, wie 1096, wo die zweyte Person *θροεῖς ἐπεγχέας* statt der ersten *θροῶ ἐπεγχέασα* eingeführt ist; ohne das konnte der Ausspruch der Seherin keinen rechten Sinn darbieten, jenes *ἐπεγχέασα* nöthigte überdieß zu dem in der Antistrophe eben so matten als sprachwidrigen Einschiebsel *γὰρ*. Dann ist 1112 *στένουσ'* eine, damit *δμοῦ* nicht so kahl dastehe, nothwendige Ergänzung, deren metrische Unentbehrlichkeit aus der in mehreren codd. erhaltenen Lesart *φιλοίκτοις* erhellt, die Vulgata gab dafür bloß ein bedeutungsloses *φεῦ*; ferner empfehlen sich durch Angemessenheit in Gedanken und rhythmischer Form die Emendationen 1123 — 25 *καὶ παῖς νεόγονος ἂν μάθοι — ὅπως δάκει φοινίῳ — μυννὰ φοβερόθροα.* Im Wechselgesang des Chors mit Klytämnestra wird das unverständliche *ἀρὰς ἀπέδικες ἀπέταμες* vortrefflich verbessert durch *ἀ. ἀ. ἀποτόμως* = praefracte contemsisti, was in der

Gegenstrophe durch das nur leicht verdorbene aber doch früher nicht erkannte *ἀτίετον ἔτι σε χρὴ* seine Bestätigung erhält. Sehr sinnreich ist auch die Behandlung der arg zugerichteten Verse 1427 — 9, *ἦ πολύμναστον — οἰζὺς*, wobey die gut erhaltenen antistrophischen 1514 sqq. wenigstens als metrische Norm dienen konnten. Hier wird Helena vom Chor als ein unbezwingliches Verderben für Agamemnon, um welche vielbeklagtes nie gesühntes Blut floß, als sie in Troia weilte, bezeichnet: *ἦ π. ε. α. α. στᾶσα τότ' ἐν δόμοισιν ἐρίδματός τις ἀνδρὸς οἰζύς.* Leider sind einige Verse vorher ausgefallen, weßhalb die Sicherheit dieser schönen Herstellung immer noch angezweifelt werden kann. In den Choephoren kann der erste Chor 22 — 73 als Beleg einer nach strengster Beobachtung metrischer Responsion verfahrenden Kritik dienen; da Hm. seine zahlreichen Emendationen selbst in den Wiener Jahrbüchern C. 150 sqq. gerechtfertigt hat, genügt es darauf zu verweisen. Um auch den großen Kommos zunächst zu übergehen (303 — 472), so haben die folgenden Chöre manche bedeutende Berichtigung erfahren, wie 582 *ἀνταίων βρόνσι*, welche Stelle sonst theils mit dem Glossem *βροτοῖσι* behaftet war, theils mit dem antistrophischen Vers nicht übereinstimmte. Statt bey diesem eine Lücke anzunehmen, welche Bamberger mit *βαρείαις* auszufüllen vorschlug, schließt sich jetzt der Molossus *ἀνταίων* = *παντόλμοις* so an den vorhergehenden Kretiker an, daß er mit ihm einen Vers ausmacht; lieber möchten wir jenen isoliren, in der Weise, daß er zu dem folgenden iambischen Rhythmus überleitete. Aus der zweyten Strophe desselben Liedes ist die Umstellung *τὰν δαεῖσ' ἃ* statt *δαεὶς τὰν ἃ* anzuführen, welche die Schwierigkeiten in der Prosodie wie in der Auffassung des Gedankens, die sonst hier bestanden, entfernt. Im folgenden Chor wollen wir nur auf die durchgreifende Aenderung von 802 *τὰ δ' ἄλλ' ἀμφανεῖ χρῄζων*, eines bisher total corrupten Verses hinweisen. Sehr interessant ist, wie 942,3 in der großen Lücke Hm. einen Theil des Verlornen ausfindig gemacht hat; nämlich bey Marius Plotius p. 2645 stehen die dem vorletzten Vers der Strophe ganz entsprechenden Worte nebst dem Schluß des drittletzten: *ὁ Πύθιος | μεσομφάλοις θεὸς παῤ ἑσχάραις*, welchem er, um zugleich den Satz und die Strophe abzuschließen, hinzufügt *πιφαύσκων ἔφα.* Aus den Eumeniden, wo die Zahl der antistrophica ohnehin geringer ist, dürfen wir auch darum mit Anführungen sparsamer seyn, weil mehrere von den hieher gehörenden Fällen schon in dem bekannten Streit mit O. Müller besprochen worden sind. Nun ist 527 *αὖ φρενῶν ὁ πάμφιλος*, was die Umstellung in der Antistrophe *δωμάτων ἐπιστροφὰς* nöthig machte. Der Schlußchor 1014 sqq. ist, abgerechnet die Emendationen *εὔφρονι πομπᾷ* und *περίσεπτα τυχοῦσαι* (dieses ein bereits von Musgrave gemachter Vorschlag) derselbe geblieben, wie in Opusc. VI, 2, 125. Desto größer ist die Fülle des Neuen in den Hiketiden. Namentlich vergleiche man die Scene vor und bey dem Auftreten des Herolds in Hm's Text mit dem bisherigen, unter andern die Verse 782 — 5, 806, 7; 827, 846 — 8, 863, 875 bey Dindorf, wo noch Alles bis zur Unverständlichkeit entstellt und kaum eine Spur der metrischen Form zu erkennen ist. Wenn dort der halbverstümmelte Vers 782 lautet: *τὸ πᾶν δ' ἄφαντος ἀμπτᾶσα δ' ὥσει κόνις*, lesen wir hier *τὸ πᾶν δ' ἀφάντως ἀμπετὴς εἰς ἄος, ὡς κόνις*; die beyden folgenden enthalten dort nur Unsinn: *ἄφυκτον δ' οὐκέτ' ἂν πέλοι κέαρ, κελαινὸχρως δὲ πάλλεταί μου καρδία*, und zugleich eine geschmacklose Häufung der synonymen Substantive; Hm. entdeckte, daß den Jungfrauen das gespensterhafte Bild ihrer Verfolger vorschwebt, und emendirte einzig schön: *ἀλυκτὸν δ' οὐκέτ' ἂν πέλοι νόαρ, κελαινόχρων δὲ πάλλεται πρὸ καρδίας.* Von 806, 7 urtheilt Dindorf: versus interpolatus, in quo unum tantum videtur esse vocabulum Aeschyleum *πόρον*; daß aber an keine Interpolation hier zu denken sey und die Verse nur eine sehr starke Corruption erlitten haben, wird jeder zugeben, der Hm's, von uns schon oben angeführte Verbesserung derselben *ἦ τίν' ἀμφυγὰν ἔτ' ἦ πόρον τέμω γάμου λυτῆρα* kennen lernt. Kaum eine Spur von griechischen Worten zeigen die monströsen Ueberbleibsel 827 *ωφ ὄμ αὖθι καλκας νοδυιαν*, und man konnte sich wohl berechtigt glauben, darauf Dindorf's Erklärung: haec fabulae pars tam male habita est, ut de vitiis plerisque ne coniecturae quidem probabili locus sit

anzuwenden; aber Hm's Scharfsinn hat diesen Ausspruch glänzend widerlegt. Ihm kam die mit geringer Ausnahme wohl erhaltene Gegenstrophe *βλοσυρόφρονι χλιδᾷ δύσφορα ναὶ τἀγγάϊ' ἄναξ, προτάσσου* zu Hülfe, zugleich erkannte er, daß Aeschylus hier, wie unzählige Male sonst gleichlautende Wortformen sich entsprechen läßt; und so konnte es ihm gelingen, jener *βλοσυρόφρονι χλιδᾷ* eine *ὁσιόφρονα λύσιν* gegenüber zu stellen; in *καικας* entdeckte er *καββασίας* (das Fortführen der Jungfrauen zum Schiff der Aegyptiaden); jetzt war es nicht mehr zu schwierig, dem corrupten *νοδνιαν* das richtigere und angemessenere *ὀλωλυῖα* zu entlocken. Nicht viel weniger verdorben ist 847 *αἶμον' ἴζω σ' ἐπ' ἀμίδα ἡσυδουπία τἄπιτα*, soll heissen: *αἶμον' ἴσως σ' ἐπ' ἄμαλα ἥσει δουπίαν τἀπὶ γᾷ* und die Stelle 863 *βίᾳ βίᾳ τε πολλᾷ φροῦδα βατέαι βαθμὶ προκακοπαθῶν ὀλόμεναι παλάμαις*, welche vulgo dem Herold zugetheilt wird, statt daß diesem der Chor zurufen muß: Du thust mir Gewalt an: gehe weit weg von mir: mögest du das Schlimmste erleiden zur Buße für deinen frevelhaften Angriff; also: *βία βία, πολέα φροῦδα βᾶθι μοι πρόκακα πάθ', ὀλόμενε, παλάμαις.* Mit unnützen Zusätzen überladen ist der Vers 875, daher auch ganz unmetrisch überliefert: *ἴνζε καὶ βόα πικρότερ' ἀχέων οἰζύος ὄνομ' ἔχων.*, wofür bey Hm. steht *χέουσα καὶ πικρότερον οἰρύος νόμον.* Durch Glosseme haben noch andere Stellen in dieser Tragödie gelitten, wie 553 und 642. An der ersten verräth sich das vulgäre *βοτὸν ἐσορῶντες*, womit zugleich der Ausfall einer katalektischen iambischen Dipodie nothdürftig gedeckt worden ist, als Erklärung einer kühneren Construction (indem von *πάλλοντ' ὄψιν* die Accusative *βοτὸν κτλ.* abhängen), durch die ungleiche Entsprechung: der zweyte Fuß, nicht der erste muß hier Tribrach seyn; Hm. tilgt daher *ἐσορῶντες* und bringt dafür das sehr entsprechende *κακόχαρι* an den Platz. In 642 ist *γεμόντων* eine Interpretation von *φλεόντων* (vulgo *φλεγόντων*) in den Text gekommen, was die gewöhnliche Folge gehabt hat, daß ein ächtes Wort, hier das zum Epitheton erforderliche Substantiv, weichen mußte; wahrscheinlich ist dieß mit Hm's Emendation *προβούλοις* wieder hergestellt. Mehre Male sonst hat Hm. durch treffende Ergänzungen geholfen, wo bis jetzt die Responsion mangelhaft war, z. B. 122 *πάνταρχας* (vgl. 131 *ἀδμήτας*), 576 *εὐτέγε* (vgl. 581 *οὔτινος*), 817 *φρενὸς* (vgl. 829 *θέλεος*); der bedeutendste Fall dieser Art ist aber 348, wo von einem aus zwey Dochmien bestehenden Verse nur *ἱεροδόκα* geblieben und auch in dem vorhergehenden Verse ein Defekt zu bemerken ist. Jetzt liegt alles vollständig und befriedigend vor in folgender Fassung: *οὐ πενεῖ καλλιπότμου τύχας· ἱεροδόκα πέλει θεῶν λήματ' ἀπ' ἀνδρὸς ἀγνοῦ.* Beynahe ein ganzer Vers ist auch 559 eingefügt: *πράκτωρ τῶνδ' ἐφάνη Ζεύς.* Ueberhaupt folgen sich hier die trefflichsten Emendationen Schlag auf Schlag, der Raum reicht nicht zu, sie alle zu besprechen; wir wollen aber auf die eklatantesten darunter, wenigstens mittelst einfacher Citation die Aufmerksamkeit unserer Leser lenken: siehe 50 *γονέων ἐπιδείξω*, sonst *τάτε νῦν ἐ*, 51 *γαιανόμοισι δ'* sonst *τά τ' ἀνόμοια οἶδ'*, 59 *ἀπὸ χλωρῶν πετάλων* für *ἀπὸ χώρων ποταμῶν τ'*, 89 *ἐξαλύξει τὰν ἄπονον δαιμονίων. μνῆμον ἄνω* für *ἐξοπλίζει τὰν ἄποινον δ. ἥμενον ἄνω*, 128 *Ἄρτεμις παντὶ δὲ σθένει διωγμοῖς ἐμοῖσιν ἀσχαλῶσ'* sonst *ἀσφαλὲς. παντὶ δὲ σθένουσι διωγμοῖσι δ' ἀσφαλίας*, 515 *τὸ πρὸς γεναρχᾶν* statt *τὸ πρὸς γυναικῶν*, 562 *δύα* für *βία*, 563 *ἀποσχάζει* für *ἀποστάζει*, 625 *ὅστις ἂν δόμος ἔχῃ σφ' ἐπ' ὀρόφων ἰαύοντα*, bisher *ὃν οὔτις ἂν δόμος ἔχοι ἐπ' ὀ. μιαίνοντα*, 664 *θάλοιεν* für *λάβοιεν*, 668 *φυλάσσοι τ' ἀρτέμεια* für *φ. τ' ἀτιμίας τιμάς*, 777 *οὐράνια μέλη θεοῖσι λίτανα καὶ τέλεα δύας πελόμενά μοι λύσιμα· μάχαν ἔπιδε*, sonst *οὐρανίαν μέλη λίτανα θεοῖσι καὶ τέλεα δέ μοι πῶς π. μοι λύσιμα· μάχιμα δ' ἔπιδε*, 785 *Αἰγύπτειον ὕβρι δύσοιστον* für *Αἰγύπτιον ὕβριν δύσφορον*, 842 *λυμανθεὶς σὺ πρὸ γᾶς ὑλάσκοις* statt *λύμασις ἡ π. γ. ὑλάσκοι* 844 *ὁ δὲ βώτας* für *ὃς ἐρωτᾷς*, 863 *ἔχιδνα δ' ὡς μέ τις πόδ' ἐνδακοῦσ' ἔχει* statt *ἔχιδνα δ' ὡς με τί ποτ' ἐνδακοῦσα*, 946 *δμωΐδας*, nicht *δμωΐδες*, 1003 *στυγερῶν πέλοι τόδ' ἆθλον* nicht *στυγερὸν πέλει τ. ἀ.* 1012 *ἁρμονία μοῖρ' Ἀφρ.* sonst *Ἁρμονίᾳ μ. Ἀ.* 1017 *ἔκπλοιαν* statt *εὔπλοιαν*. Man darf kühn behaupten, daß erst durch Hm's Restauration diese Tragödie lesbar und genußreich geworden ist.

Trotzdem, daß die Entsprechung der antistrophischen Glieder als unverbrüchliches Gesetz der Aeschyleischen Metrik allenthalben in dieser Ausgabe betrachtet wird, fehlt es doch nicht an Versen, worin davon und zwar stillschweigend Umgang genommen ist. Selbst in den Hiketiden, dem am meisten durchgearbeiteten Stücke stimmt 335 nicht mit 345, wo für *γεραιόφρων* der Dichter vielleicht *πολιὰ φρονῶν* schrieb, vgl. 647 *ὃς πολιῷ νόμῳ αἶσαν ὀρθοῖ*, ferner nicht 720 *καὶ δολομήτιδες* mit *ἀνιέρῳ μένει*, wo *κἀνιέρῳ μ.* sehr nahe liegt. Wahrscheinlich ist nur ein Versehen daran Schuld, daß in den Persern 667 Engers Berichtigung *ὅπως καίν' ἄλγη κλύῃς νέα τ' ἄχη* nicht aufgenommen wurde, und die Vulgata *ὁ. καινά τε κ. ν. τ. ἀ.* noch stehen geblieben ist. Daselbst ist 264 *τὰ πολλὰ βέλεα παμμιγῆ* nicht in Harmonie mit 269: *ἁλίδονα σώματα πολυβαφῆ*. Was stand im Weg, um aus *πολλὰ* die längere Form *πολέα*, aus *σώματα* das 458 wiederkehrende *μέλεα*, und aus *πολυβαφῆ* das nicht minder kräftige *παμβαφῆ* zu machen? Mußte ferner 558 *διὰ γ' Ἰαόνων χέρας* nicht Verdacht erregen, da Aeschylus recht wohl *ἐκ γ' Ἰ. χερὸς* (oder *χερῶν*) sagen konnte? In den Sieben entspricht 821 der Molossus *εὐκταία* dem Kretiker *Οἰδίπου* (813) nicht gehörig; hiezu kömmt, daß Aeschylus von dem Fluch des Pelops, womit er den Laius als den Verführer seines Sohnes Chrysippus getroffen haben sollte, noch nichts zu wissen scheint; obwohl Hm. nach Brunck's Vorgang dem Dichter die Bezugnahme darauf beylegt; er sagt: Brunckius vulgatam scripturam ita tuetur, ut duas imprecationes intelligendas censeat, unam, qua olim universum Labdacidarum genus devotum fuisset, alteram Oedipi, quam is filiis dixerit. Recte, puto: sed quae huic explicationi firmandae attulit, Eur. Phoen. 1075. Soph. Ant. 593, 860 minus apta sunt quam, quem omisit, Phoenissarum versus 1605, ubi Oedipus sic dicit, *ἀρὰς παραλαβὼν Λαΐου καὶ παισὶ δοὺς*, dazu fügt er die bestimmte Erklärung der Scholien. Wir ziehen vor, die Bekanntschaft mit dieser Wendung der Sage, welche vielleicht erst später sich so gestaltete, dem Aeschylus so lange abzusprechen, als keine direkte Erwähnung derselben bey ihm nachweislich ist und glauben daher daß an unserer Stelle statt des unmotivirten *Οἰδίπου τ'* ein Wort molossischer Messung ursprünglich gelesen wurde, welches die verderbliche Macht des Fluches ausdrückte, etwa *αἰστώτειρα* (mit Elision der letzten Sylbe) gebildet nach der Analogie des *αἴστος* Eum. 554. In Agamemnon 1092 ist eine ungenaue Responsion *τίς ἀγαθὰ φάτις* zu *ἔδραμε κροκοβαφὴς* vielleicht dadurch zu berichtigen, daß man *τίς ἐπ' ἀγαθὰ φ.* liest, wodurch zugleich der Gegensatz zu dem folgenden *κακῶν διαὶ* deutlicher würde.

Wir gehen über zur Besprechung der Textesveränderungen, an deren Richtigkeit aus andern Gründen als denen der rhythmischen Symmetrie einen Zweifel auszusprechen gestattet seyn möge. Hiezu rechnen wir Prometheus 408, wo nach *ἀρχαιοπρεπῆ* ein *τε* vermißt wird, also statt des von Hm. eingeführten *δακρυχέει* ein anderes choriambisch anlautendes oder anapästisches mit Doppelconsonant beginnendes Wort noch zu suchen ist. Daselbst 689 leuchtet nicht ein, weßhalb das *οὔποτ' οὔποτ' ηὔχουν* der Handschriften zu *οὐπωποτ' οὐπώποτ' ἠ.* erweitert wurde; und 692 erscheint die Häufung *πήματα λύματα δείματα* dem Affekt des Chors ganz angemessen, daher *δείματα*, welches Hm. für ein Glossem zu *λύματα* erklärt, eben so ächt wie dieses. In den Sieben 312 liest er *βοᾷ δὲ καὶ κεκονμένα πόλις* für *βοᾷ δ' ἐκκενουμένα πόλις*, weil in der Antistrophe ein *δὲ* nach *καπνῷ* unentbehrlich sey; Ref. konnte sich von der Unzulässigkeit des Asyndeton noch nicht überzeugen. Sogleich darauf: 314 soll *βαρείας τις τύχας προταρβῶν* eine nothwendige Aenderung seyn, weil die Vulgata *β. τοι τ. προταρβῶ* die von der Verheerung der Stadt gemachte Schilderung in sehr frostiger Weise unterbreche. Aber der jungfräuliche Chor, der so eben schon von der Mißhandlung, die dem weiblichen Geschlecht drohe, gesprochen hat, darf wohl bey jedem Anlaß auf sein eigenes Schicksal, welches ihn zunächst angeht, zurückkommen.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 23. November.

Nro. 66. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1853.

Aeschyli tragoediae, etc.

(Fortsetzung.)

Auf ähnliche Weise fällt das Urtheil über 337 aus, wo Hm's τῶν für τίν' die Stelle undeutlich macht; allerdings ist die Vulgata, weil metrisch abweichend von dem unbezweifelt richtigen antistrophischen Verse fehlerhaft; vielleicht gelingt es, Sinn und Responsion herzustellen, wenn wir ποῖ' ἐκ τῶνδ' lesen. Vorher 329 ist statt πρὸς ἀνδρὸς δ' ἀνὴρ δορὶ καίνεται, was dem Sinne nach vollständig aber metrisch defekt ist, jetzt πρὸς ἀ. δ' ἀ. ἀμφὶ δορὶ καίνεται und in der Gegenstrophe κυρήσας πικρόν γ' ὄμμα θαλαμηπόλων geschrieben; indeß ist das von Dindorf bereits verworfene κυρήσας müssig und γε desgleichen. Zur Prüfung empfiehlt Ref. πρὸς ἀ. δὲ κατ' ἀνὴρ δορὶ καίνεται = πικρὸν δ' ὄμμα ταμιῶν θαλαμηπόλων. Dunkel erscheint nach Hm's Text der Schluß des Chors, wo 345 τλῆμον αἶσιν αἰχμάλωτον an die Stelle von τλήμον' ἐννὰν αἰχμάλωτον gesetzt ist; in letztem Worte vermögen wir nur eine Erklärung des τλήμονα zu sehen und halten den Eintritt eines Verbums, wie das Choeph. 68 in derselben Situation angewandte εἰσάγονται für unerläßlich. Sehr auffallend ist die Uebersetzung der Verse 344 — 49: expectandum est venturum esse miserum captivum nocturnum officium viri victoris ut gravioris hostis adiuvans atque augens lacrimas. Bisher verstanden wir unter der Periphrase νύκτερον τέλος den Tod (νὺξ = θάνατος siehe Choeph. 65, Sept. 384) und ἐπίρροθον ἀλγέων als = λυτήριον ἀλγέων. In den Persern 671 wird zu beachten seyn, was Prien (Rh. Mus. VIII 208, sqq.) für die Beybehaltung von κατὰ πᾶσ' vorbringt; Hm. will nur κατὰ γᾶς gelten lassen. Hier ist 658 das schon von Faber mit Benutzung des Pollux I, 98 vorgeschlagene εὖ' ποδόχει, wozu nun Bekk. Anecd. I, 297, 5 kömmt, wahrscheinlich die ächte Lesart; die von Hm. beybehaltene εὖ τόθ' ὠδώκει leidet daran, daß τότε nichts sagend und das Plusquamperfect unpassend ist. Die Aufnahme jenes Ausdrucks macht zugleich eine Aenderung des strophischen Verses nöthig, in welchem für ἄναχτα Λαρεῖον etwa ἄναχτ' ἀπαθῆ gelesen werden könnte; vgl. unten vs. 860. In 882 wird noch sehr die Frage seyn, ob ἀμφέρομεν stehen müsse statt αὖ φέρομεν, was mit 919 αὖ μετάτροπος zu belegen ist. Im Agamemnon hat Hm. 137 φάσματι τῷ στρουθῶν geschrieben, wobey er keinen Zweifel an die Beziehung auf die Erzählung in der Ilias β 311 sqq. hegte. Uns scheint es, als wenn Aeschylus weder Adler noch Sperlinge genannt, sondern die Sache allgemeiner gefaßt hätte, so daß der Vers allenfalls mit φάσμαθ' ἑπέμφθη schloß, vgl. Choeph. 255 οὔτ' αἰετοῦ γένεθλ' ἀποφθείρας πάλιν πέμπειν ἔχοις ἂν σήματ' εὐπιθῆ βροτοῖς. Derselbe Kalchas, der jene bedenklichen Zeichen verkündete, soll 203 auch zufolge des jetzt vorliegenden Textes erklärt haben, es sey recht, nach dem windstillenden Opfer, welches nur Iphigenia seyn konnte, zu verlangen: aber das ist wohl nicht im Sinne des Dichters, der dem Seher nur den Ausspruch in den Mund legen durfte, es gäbe kein anderes Mittel gegen jenes Hinderniß als die Aufopferung der Tochter. Mit αὐδᾷ, wie Hm. statt ὀργᾷ liest, kann nie-

mand gemeint seyn als Kalchas, so wenig auch der Gedanke an seine Person durch das zunächst Vorhergehende vermittelt ist. Diese Bedenken fallen weg, wenn die hier ausgesprochene Ansicht von Agamemnon, der mit sich zu Rath geht, selbst herrührt, d. h. wenn man *ἀρχὰς* schreibt (wie 120). Das Resultat seines Nachdenkens war: die Heerführer dürfen das durch die Umstände gebotene Opfer verlangen, denn gäben sie den Zug auf, so würden sie sich vor ganz Hellas beschimpfen und lächerlich machen. Kurz vorher, 184, hat die Aenderung *Ἄργους* für *Ἀργείων* in der Strophe die völlige Umgestaltung von 197 nach sich gezogen; dieser Vers lautet jetzt *πέλας παρῴους χέρας ῥεέθροις*, also mit Auslassung von *βωμοῦ*, welches credibile est ab interprete profectum esse. Was soll aber dann noch *πέλας*? mußte dieß Adverb, wenn einmal das so bedeutungsvolle *βωμοῦ* verbannt würde, ihm nicht ohne Weiteres nachgeschickt werden? Doch wird es räthlicher seyn, zu dem überlieferten *Ἀργείων* und der entsprechenden Fassung des antistrophischen Verses zurückzukehren, höchstens mit der kleinen Modification, daß *βωμοῦ* auf *πέλας* folgt, nicht wie bisher, vorangeht. Im zweyten Stasimon liegt 680 eine Prolepsis in *πολύθρηνον*, die nach unserem Gefühl darum nicht passend ist, weil die Benennungen womit Paris später bezeichnet wurde, der Gegensatz von dem Hymenaeus seyn sollen, der natürlich von seinem Lobe voll war; doch hat das *πολύθρηνον* gleich nachher seine rechte Stelle. Wir möchten daher *πολύαινον* lesen. Bald nachher, 702, schließt die Vulgata *ἔθος τὸ πρόσθε τοκήων* die Vorstellung ein, daß auch die Erzeuger des jungen Löwen einmal ihre Art umgewandelt hätten, wie scheinbar dieser junge. Diesen widersinnigen Gedanken beseitigt Hm's *ἔθος τὸ πρὸς τοκέων*, es unterbricht aber die sanfte Bewegung dieser Strophe; mit *ἔθος πάλιν τὸ τοκήων* würde sowohl diese als ein angemessener Sinn gewonnen. Oben 693 dürfte *οὕτως* bleiben und vs. 692 mit *ἀγάλαχτον* schließen. Eine Glosse ist, wenn wir nicht sehr irren, das *βροτῶν* 735, welcher man in *βίον* 742 eine Responsion gegeben hat. Jenes sollte verhindern, daß man den Dativ *κακοῖς* nicht für ein Neutrum hielte, was es gewöhnlich ist, vgl. aber Suppl. 389; zu *βίον* bildet *ἐναίσιμον* kein passendes Epitheton, während *ὁ ἐναίσιμος* = iustus vir schon durch Homer's Sprachgebrauch (Il. ζ 521, mehr noch Od. ϱ 363) belegt wird. Auch hier konnte die metrische Form, welche durch jene Zusätze ihren leichten Fluß verliert, zunächst auf das Fehlerhafte des Inhalts zu achten veranlassen. Im Kommos der Kassandra spricht diese (1050) von den *αὐτοφόνα τε κακὰ κάρτάναι* im Hause der Atriden, letztere gehören aber nicht dahin, wo sich Niemand, wie mehrere Glieder des Labdakidengeschlechtes, erhängt hat; alle: die Kinder des Thyestes, Iphigenie, Agamemnon, Klytämnestra, Aegisthus, sind eines blutigen Todes gestorben, und die Prophetin konnte daher richtiger sagen *αὐτοφόνα κακὰ κατατόμα*. Den interpolirten Vers 1449 *ἦ μέγαν οἴκοις τοῖσδε* corrigirt Hm. so, daß auch der folgende nicht unverändert bleibt: *ἦ μέγα δώμασι τοῖσδ' αἷμονα κτλ.* Einfacher und ungezwungener wäre *ἦ μέλαν' Ἀτρείδαις δαίμονα κτλ.* Schwarz wird der Dämon eben so gut heißen dürfen als Tyche und Erinys. In den Choephoren bietet der Kommos viele anerkannte Probleme dar, wozu bisher 326 der *γόος ἔνδικος* nicht gezählt wurde, obwohl schwer zu fassen ist, wie die Klage um die Väter nach gerechter Vergeltung strebt; das konnte nur von dem Groll des ermordeten Agamemnon und der in ihm beleidigten Ahnen gesagt werden, man schreibe also *κότος*; das *τεκόντων* geht bloß auf den Vater und *πατέρες*, wie 852 (*πατέρων μέγαν ὄλβον*) auf die Vorfahren. In 340 deutet Hm. den *νεοκρὰς φίλος* auf Orestes selbst; allerdings wird ihm zu Lieb die Feyer angestellt, der neue Festwein gemischt, aber warum dürfen wir nicht bey dem Bild bleiben? Uebrigens scheint das Adjectiv *φίλος* minder sicher zu passen als das Adverb, vgl. Ag. 1549; *ἰδὼν - τὸν ἄνδρα τόνδε κείμενον φίλως ἐμοί*. Daß 362 *πέπρωσο* = *ὤφελες* gelten könne (jenes ist Zusatz Hm's) wird wenigstens durch die aus Prom. 513 *οὐ τᾶντα — πέπρωται* beygebrachte Stelle nicht erwiesen und ist auch an sich nicht glaublich. Ohne Zweifel ist der Sinn von Elektra's Rede der, daß ihr Orestes Wunsch nicht genüge und es besser wäre, wenn der Vater noch bey Leben von dem Tod seiner Feinde Kunde erhielte, aber wie das Aeschylus

ausgedrückt hat, muß noch entdeckt werden. Aehnliches ist bey 410 der Fall, wo der Gedanke feststeht, die Form aber durch die ärgsten Verderbnisse so sehr gelitten hat, daß man an einer sichern Restauration verzweifeln möchte. Hm. wenigstens hält, was er versuchte ὅταν δ' αὖτ' ἐπαλκὲς ἦτορ θάρσῃ (sic) πέστασεν ἄχος πρὸς τὸ φανεῖν τί μοι καλῶς nicht für gelungen, da er die Verse für desperati erklärt. Vorher 392 sqq. ist die Frage des Chors nicht wie in frühern Editionen auch hier mit *βάλοι*, sondern erst mit *δαΐξας* geschlossen. Dadurch wird aber der kurze Satz *πιστὰ γένοιτο χώρᾳ* zu sehr isolirt. Wir kehren lieber zur frühern Interpunktion zurück mit Benutzung von Bamberger's Conjectur *τέμοιτο* und bringen für *δαΐξας*, dessen molossische Quantität nicht nachgewiesen werden kann, *δῃώσας* in Vorschlag. In 380 deutet Hm. *τοκεῦσι* vom Vater nach dem Vorgang des Scholiasten und vieler Interpreten. Sollte aber nicht, wie 419 *τεκομένων*, darunter die Mutter zu verstehen seyn? Uebrigens ist die Construction von *τοκεῦσι δ' ὁμᾶς τελοῖτο* etwas gezwungen und *ὁμῶς* ermangelt einer deutlichen Beziehung. Vielleicht kömmt man mit einer Veränderung wie *τοκεῦσι δὸς ἐκτελεῖσθαι*, d. h. „gib, daß der Mutter die strafende Vergeltung zu Theil werde," der Idee des Dichters näher. Die Lücke in 444 versuchen wir in folgender Weise auszufüllen, (indem 423 das *καὶ* getilgt würde): *τοιαῦτ' ἀκούων φρεσὶν μὲν ἐγγράφου*, vgl. Prom. 790 *ἣν* (sc. *πλάνην*) *ἐγγράφου σὺ μνήμοσιν δέλτοις φρενῶν*. Für das *αὐτὸς ὄργα* in 448, was Scaliger und Pauw hereingebracht haben, dürfte *αὖ σὸν ἔργον* der Redweise des Aeschylus mehr entsprechen, wenn auch jenes auf der handschriftlichen Tradition beruht, man sehe Prom. 336, *σὸν ἔργον, Ἰοῖ, ταῖσδ' ὑπουργῆσαι χάριν;* Eum. 726, *ἐμὸν τόδ' ἔργον λοισθίαν κρῖναι δίκην*. Im folgenden Stasimon besteht die dritte Strophe bey Hm. fast ganz aus einer Parenthese, nämlich von *ἄχαιρος* bis *ἄτολμον αἰχμάν*, und zwar wird so in auffallender Weise als beyläufige Bemerkung behandelt, was doch Hauptsache ist: offenbar will Aeschylus die Verbrechen von Weibern an Blutsverwandten begangen, mit denen zusammenstellen, welche gegen Ehemänner verübt wurden, indem alle dazu der *θηλυκρατὴς ἀπέρωτος ἔρως* trieb. Der Uebergang könnte etwa in dieser Art gemacht worden seyn: *ἐπεὶ δ' ἐπεμνησάμην ἀμειλίχων γένει, ἀγείρω τὸ δυσφιλὲς γαμήλευμ' ἀπεύχετον δόμοις*, — die Construction von *ἀγείρω* erhält ihre Bestätigung in dem sogleich folgenden *τί τῶνδ' οὐκ ἐνδίκως ἀγείρω*, das *γένει* erscheint in ähnlicher Relation Ag. 1565 *ἔσθεν βορὰν ἄσωτον, ὡς ὁρᾷς, γένει*. Die That der Klytaemnestra verglich der Chor mit dem Gattenmord der Lemnierinnen, vorausgesetzt, daß der Text ursprünglich so lautete: *βοᾶται δὲ πάντοθεν κατάπτυστον· εἰκάσας δέ τις τὸδ' ἄν τύχοι Λημνίοισι πήμασιν*. Freylich wird der Sinn hiemit ein wesentlich verschiedener von dem bisherigen *γοᾶται δὲ δήποθεν κ. ἤκασεν δέ τις τὸ δεινὸν αὖ Λ. π.* und von Hm's: *γ δ. γᾶ πάθος κ. ἤκασεν δέ τις τὸ δεινὸν ἄν Λ. π.* Was über Agamemnon hinzugefügt wird, hieß sonst *ἐπ' ἀνδρὶ τευχεσφόρῳ ἐπ' ἀνδρὶ δάοισιν ἐπικότῳ σέβας*, jetzt bey Hm. *ἐ. α. τ. ἐ. α. δάοις ἐπικλύτῳ σέβας*, deutlicher wäre *ἐ. α. δάοις ἐπαξίῳ σέβειν*; für das folgende *τίω δ' ἀθέρμαντον ἑ.* scheint der Zusammenhang vielmehr zu verlangen *στυγῶ δ' ἀ. ἑ.*, wie Hm. selbst früher las. Der dritte Chor gehört zu den verdorbensten Partieen im ganzen Aeschylus. Wir glauben, daß 775 *διὰ δίκας*, wofür Hm. *κἀδ δίκαν* corrigirt, bleiben könne, indem in der Gegenstrophe auch *διὰ πέδον* ohne Noth in *γάπεδον* verändert worden ist; die codd. haben *δάπεδον* und oben *διαδικᾶσαι*. Allerdings beruht die richtige Wahl dieser Lesarten auf der Interpretation der ganzen Strophe, die sehr verschieden von den Erklärern derselben behandelt worden ist. Unsere Auffassung ist diese: Orestes wird einem Füllen verglichen, das aber an den Wagen gespannt ist, also wie ein ausgewachsenes Roß die Rennbahn durchlaufen soll: Zeus hat ihm eine zu schwere Aufgabe gestellt, darum fleht der Chor den Gott an, daß sein Lauf gelingen möge. Dieser Gedanke, wenn er anders dem Dichter beygelegt werden darf, ist in der Vulgata wie in Hm's *ἴσχε — μέτρον τίν' αὖ σωζόμενον ῥυθμὸν τοῦτ' ἰδεῖν γάπεδον ἀ. β. ὀ.* verdunkelt. Hm. übersetzt sustine cari viri pullum iunctum currui malorum modum adhibens in cursu, ut hoc solum rursus videat desinentium gres-

suum nisum aliquam servare mensuram und fügt hinzu: *γάπεδον* dicitur videre *ὄρεγμα βημάτων*, hoc autem *σώζεσθαι ῥυθμόν τινα*. Daß aber Aeschylus einer so schwerfälligen Struktur sich bedient und den Wunsch des glücklichen Ausgangs in so seltsamer Weise ausgedrückt habe, ist nicht wahrscheinlich, daher ein neuer Versuch wenigstens eine gewisse Berechtigung ansprechen darf. Wir schlagen also vor zu lesen: *ἴσθι* (so die codd.) — *πημάτων τ' ἐν δρόμῳ προστιθεὶς μέτρον τόσον σῶζέ νιν ὡς ῥυθμῷ διὰ πέδου τοῦτο θεῖν ἀ. β. ὁ.* In der Mesodus 795 — 99 hat die Kritik einen unbeschränkteren, freylich auch einen weniger sicheren Spielraum. Daß zu *ἀνέδην* aus dem folgenden *καί νιν ἰδεῖν* der Infinitiv supplirt werde, wie Hm. verlangt, ist eine Härte, der mittelst einer Aenderung wie *καινὸν ἐλευθερίας φάος λαμπροῖς ὄμμασιν* begegnet werden kann. Im letzten Chor 959 soll, was kaum denkbar, nachdem vom Haus der Atriden gesagt worden *πολὺν ἄγαν χρόνον — ἔκεισθ' ἀεὶ* dasselbe sogleich der *χρόνος παντελής* betreten, auch kann nachher vom *χρόνος* nicht gelten, er werde mit Reinigungen alle Befleckung aus dem Hause tilgen. Es scheint daher nöthig *ὄλβος* für *χρόνος* und *ἐλαθῇ* für *ἑτάσῃ* zu schreiben; weiterhin 963 könnte eine Aenderung, wie *Τύχα δ' εὐπροσωποκοίτα τὸ πᾶν ἰδεῖν πρευμενὴς μηκέτι δώμασιν πέσοι τἄμπαλιν* den vom Zusammenhang gebotenen Gedanken herstellen.

Nachdem wir uns so lange bey den Choephoren aufgehalten haben, müssen wir über die Eumeniden um so kürzer seyn, wo freylich die Schwierigkeiten auch bey weitem nicht so groß und zahlreich sind. Es genüge, 177 auf die Conjectur Stanley's *ἀλάστορ'* hinzuweisen, welcher aber selbst in Hm's Text *μίαστωρ* noch nicht gewichen ist (statt *ἐκεῖνον* schreibt Hm. eben da *ἔστιν ὅν*, wir vermuthen *ἀντ' ἐμοῦ* vgl. Ag. 1227); 328 Prien's *φρενοδακὴς* zu empfehlen, da *φρενοδαλὴς* den sonst ganz paeonischen Rhythmus unterbricht, 515 *φρὲν' ἀνατρέφων* vorzuschlagen mit Berufung auf Aristoph. Ran. 886 *Δήμητερ ἡ θρέψασα τὴν ἐμὴν φρένα*, da Hm's *ἔτ' ἀνατρέφων* wegen des so wiederholten *ἔτι* weniger ansprechend ist, endlich ein Bedenken gegen die Fassung von 542 sq. auszusprechen, wo Dindorf's Text, mit Aufnahme des von Pauw ergänzten *ἄγοντ'* den Vorzug zu haben scheint, Hm. liest *τὸν ἀντίτολμον δέ φαμι καὶ παραιβάταν τὰ πολλὰ παντόφυρτ' ἄνευ δίκας*, und zieht *δίαις* in der Antistrophe zum folgenden Vers; Dindorf *τὸν ἀ. δ. φαμὶ παρβάταν τὰ π. παντόφυρτ' ἄγοντ' ἀ. δ.*

Die antistrophische Anordnung ist erst von Hm. an einigen Stellen erkannt worden, wo man sonst nur monostrophica oder epodica zu sehen wähnte. Darunter gehört Prom. 425 sqq. Daß aber 903 von *ἐμοὶ δὲ* an bis *φίγοιμ' ἄν* nicht Epode sey, halten wir noch für ungewiß; vollkommene Uebereinstimmung ist im ersten Vers nicht erreicht worden, und auch das Uebrige auszugleichen hat es mehrerer starker Aenderungen bedurft. Deßgleichen muß zugestanden werden, daß, wenn Sieben 828 sqq. antistrophisch seyn soll, die Responsion mit einer gewissen Bequemlichkeit behandelt ist: kaum eine einzige Auflösung kehrt an gleicher Stelle wieder; übrigens wäre ohne Rücksicht auf die Herstellung einer solchen Symmetrie weder *πόνων* 831 auszustoßen, noch 832 *ψιλίαι* statt *ὦ φίλαι* zu ändern nöthig gewesen. Seine Correktur 829 *δίδυμ' ἀγανόρεια κακὰ* (gemina fortiter patrata mala) nennt Hm. eine mutatio lenissima: gelinder noch wäre es *δίδυμ' ἄχορα* zu schreiben, vgl. Suppl. 654 *ἄχορος ἀκιθαρις δακρυογόνος Ἄρης*, wogegen der Gebrauch von *ἀγανορεῖος* in Pers. 996 verschieden ist. Ungläubig ist Ref. auch in Bezug auf die von Hm. durchgeführte antistrophische Form des Klagegesangs in den Choephoren 145, wo wiederum sehr gewaltsam verfahren werden müßte, ohne jedoch zu einem ganz befriedigenden Ergebniß zu gelangen, denn auch hier fehlt es nicht an metrischen Differenzen.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 25. November.

Nro. 67. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1853.

Anatomische Untersuchungen über das Auge der Cetaceen, nebst Bemerkungen über das Auge des Menschen und der Thiere, von Dr. Mayer, Prof. der Anatomie ꝛc. ꝛc. zu Bonn. Mit 6 Steintafeln. Bonn 1852. 55 S. 8.

Der Verfasser hat in dieser kleinen Schrift sehr schätzbare und zahlreiche anatomische Untersuchungen über das Auge der Cetaceen und anderer Thiere, so wie des Menschen niedergelegt, denen ein um so höherer Werth beyzumessen ist, da ein großer Theil der hier in Betrachtung gezogenen Thiere äußerst schwierig zu acquiriren ist. Die Reichhaltigkeit dieser Mittheilungen wird sich von selbst ergeben, wenn wir das Verzeichniß der in Untersuchung genommenen Arten im Nachstehenden vorführen.

Von Meeres-Säugethieren hat der Verf. das Auge zu untersuchen Gelegenheit gehabt bey Balaena Mysticetus, Trichecus Rosmarus, Monodon monoceros, Delphinus Phocaena, Halicore Dugong und Phoca vitulina; am ausführlichsten wird das Auge des eigentlichen Wallfisches behandelt. Nach einigen Bemerkungen über die Iris des Menschen folgen Mittheilungen über das Auge anderer Säugthiere, nämlich von Simia Troglodytes, Sarcophilus ursinus, Felis Catus, Canis familiaris et aegyptiacus, Ursus fuscus, Ursus maritimus, Ursus ferox, Meles vulgaris, Lutra vulgaris, Pteropus amplexicaudatus, Ornithorhynchus paradoxus, Halmaturus giganteus, Lepus Cuniculus, Auchenia Glama, Bos Taurus, Cervus Elaphus, Cervus Dama, Cervus Tarandus, Equus Caballus, Sus Scrofa, Dicotyles torquatus, Dicotyles labiatus, Elephas indicus, Rhinoceros indicus und Tapirus americanus. Den Beschluß machen die Beobachtungen über die Iris der Vögel, Amphibien, Fische und Sepien und zwar von Struthio Camelus, Rhea americana, Dromaius novae Hollandiae, Casuarius indicus, Gypaëtos barbatus, Psittacus erythacus, Phasianus colchicus, Chelonia Caretta, Gadus Morrhua, Gadus Aeglefinus und Sepia officinalis.

Im Anhang ist eine Untersuchung über das Thränenbein des Narwalls, Wallroßes, Dugongs, Lamantins, Seehundes, Fischotters, Elephanten, Schweines, der beyden Arten von Bisamschweinen, des Babyrussa, des indischen und amerikanischen Tapirs, Nashorns und Flußpferdes mitgetheilt.

Die wichtigsten Punkte seiner zahlreichen Beobachtungen hat der Verfasser in folgenden Sätzen zusammengefaßt:

1) Der Orbicularis ciliaris besitzt parallele Längenfaserbündel beym Menschen, den Affen, den reissenden Thieren, den Vögeln und Amphibien. Er hat Cirkelfaserbündel bey den Cetaceen, den meisten Wiederkäuern, dem Pferd und den übrigen Säugethieren.

2) Die Fasern des Orbiculus sind bey den Vögeln und Amphibien gestreifte Muskelfasern, die beym Pferd und den Wiederkäuern ꝛc. glatte, sehnige Fasern; die bey dem Menschen, den Affen und reissenden Thieren, so wie die des Wallfischauges

stehen zwischen beyden in der Mitte und sind feinkörnige Fasern.

3) Es befindet sich ein abgegränzter gegitterter Saum (Ora cancellata seu reticulata) zwischen der Choroidea und der Iris beym Menschen und bey vielen Säugethieren, in welchem die Arterien, Venen und Nerven getrennt und frey zu Tage liegen.

4) An der hinteren Fläche der Iris bildet eine besondere Schichte als Faltenkranz mit seinen Flocken den äußeren Ring der Uvea, beym Menschen und den höheren Thieren.

5) Folgende Kreisanastomosen, arterielle und venöse will der Verf. im Auge des Menschen und der Thiere angenommen wissen:

a) arterieller und venöser Kreis im corpus ciliare, b) im orbiculus ciliaris, c) am äußern Ring der Iris, der venöse als Sinus Hovii bekannt, d) am innern Ring derselben, e) am Rande der Pupille, besonders groß und stark ist der venöse bey Balaena und Delphinus, f) am freyen Rand der Pupillarmembran (selten vorkommend), g) in der Corona ciliaris. Alle diese gehen von den Vasis ciliaribus choroideae aus. Ferner von der Arteria und Vena centralis retinae aus: h) an der hinteren Wand der Linsenkapsel, i) im Glaskörper, k) in der Retina selbst, l) rings um die Eintrittsstelle des Sehnerven ausserhalb der Sklerotika, aus den Arteriis ciliaribus exterioribus (Zinn).

6) An der Iris ist, so wie am corpus ciliare und der corona ciliaris, ein innerer und äußerer Ring bemerkbar.

7) Auf der Gefäßschlingenschichte der Iris liegt ein Faserbündelgewebe bey vielen Säugethieren und meist auch bey dem Menschen, welches als eine Art von erektilem Fasergewebe anzusehen ist und als eine Fortsetzung der Faserbündel des orbiculus ciliaris in die Iris erscheint.

8) Beym Pferd zeigt die Iris ein wahres rete mirabile; eben so bey dem Fischotter und Dachse.

9) Schön gestreifte Muskelfasern an der Uvea der Vögel, namentlich sämmtlicher Struthionen, aber nicht an der Iris derselben, wo sich glatte Fasern zeigen, bis gegen den Pupillenrand hin.

10) Gestreifte Muskelfasern in der Iris der Amphibien (Chelonia).

11) Auch an der Iris der Fische haben die Fasern ein etwas quergestreiftes Ansehen. (Bey dem Hecht findet Referent nur glatte Muskelfasern, deren lang gestreckte Kerne auf Zusatz von Essigsäure vollkommen deutlich werden).

12) Thränenbein kommt vor: bey dem Delphin, Narwall, Wallroß und den übrigen Cetaceen.

13) Beym Elephanten findet sich ein Thränenbein und Oeffnungen für die zwey canaliculi lacrymales.

14) Doppelte Endigung der Nerven in fremden Organen:

a) als freye Schlingen, b) spitze, in das Faser- und Markgewebe der Organe sich mit Scheide und Mark auflösende Enden, c) als kolbige Papillen in den Sinnesorganen.

Von den 6 beygefügten Tafeln sind 5 in ganz vortrefflicher Weise in Farbendruck ausgeführt und tragen nicht wenig zur Erhöhung des Werthes dieser Arbeit bey. Auf diesen 6 Tafeln sind 8 Figuren enthalten.

Die erste Figur gibt einen vertikalen Durchschnitt des Augapfels von Balaena mysticetus in natürlicher Größe.

Die zweyte stellt die Choroidea und Iris desselben Thieres dar.

Die dritte: die Nerven, Ganglien und Geflechte im annulus externus s. major Iridis bey 60facher Vergrößerung.

Die vierte: das Nervennetz des annulus internus Iridis sammt zwey Gefäßschlingen bey 140facher Vergrößerung.

Die fünfte: die Hinterfläche der Iris oder die Traubenhaut sammt dem corpus ciliare und der anhängenden Choroidea.

Die sechste: einen Ciliarnerven, der durch das Fasergewebe der Sklerotika verlaufend, sich in zwey

Aeste spaltet, den einen zur Iris, den anderen durch die Cornea zur Conjunctiva schickend; in natürlicher Größe.

Die siebente: den hinteren Abschnitt der Sklerotika.

Die achte: mikroskopische Gewebe der Cornea, der Sklerotika, der Krystallinse, der Membrana Ruyschiana, der Fasern dieser Haut, der Pigmentzellen der Choroidea, der gestreiften Muskelfasern des Orbiculus ciliaris von Meleagris Gallopavo, der Fasern des Orbiculus ciliaris vom Wallfisch.

Aeschyli tragoediae, etc.

(Schluß.)

Gegen die Exegese dieses Stückes können wir ebenfalls nicht umhin, einige Bedenken auszusprechen, wie wenn *δάκρυ ὀλόμενον* mit lacrima misera übersetzt wird, *ἕρμα γᾶς κεδνὸν* mit sacer tumulus, *ἀπότροπον ἄγος ἀπεύχετον κεχυμένων χοᾶν* mit malorum averruncam consecrationem effusarum inferiarum abominor. Die Libation wird wirklich dargebracht, kann also nicht wohl verwünscht werden. Eher möchte hier der Grabhügel als Burg der Bösen, als abzuwendende und zu verwünschende Befleckung des Guten betrachtet seyn, da der Mord und die entehrende Bestattung Agamemnon's die Macht der feindseligen Klytämnestra bewies und den Orestes beschimpfte (vgl. 435). Die Worte *κεχυμένων χοᾶν* scheinen im Sinne der eben geendeten Rede Elektra's zu *ἵετε δάκρυ* zu gehören. Am Schluß des Liedes hielten wir bisher *ἀνὴρ* und *ἐν ἔργῳ* für Glosseme zu *Ἄρης* und *ἐν χεροῖν* und lasen *ἴτω δορυσθενὴς ἀναλυτὴρ δόμων Σκυθικά τ' ἐν χεροῖν παλίντονα βέλη πιπάλλων Ἄρης*. Zu letzterer Bezeichnung vgl. 926.

Im Gegensatz zu dem Streben, wo möglich die epodica in antistrophica zu verwandeln, hat Hm. Choeph. 367 *ταῦτα μὲν, ὦ παῖ κλ.* für einen Mesodos erklärt, wo die Spuren der Responsion zu dem in drei anapästische Systeme zerfallenden Eingang des Kommos 303 sqq. nicht undeutlich vorliegen. Freylich ist bey dieser Voraussetzung die Annahme zweyer Lücken eine nothwendige Consequenz: im katalektischen Monometer fehlte dann nach *κατὰ γᾶς ἤδη*, ein akatalektischer nach *στυγερῶν τούτων*, außerdem scheint im letzten Gliede *μόχθοι γεγένηνται* statt *μᾶλλον γ.* gelesen werden zu müssen. Hinsichtlich der achten Strophe 418 sqq. ist Hm. von der in der Electr. p. 737 getroffenenen Aenderung, daß Orestes nur die Worte *λέγεις πατρῷον μόρον* spricht, alles Uebrige der Elektra zufällt, abgegangen, und theilt jetzt alles dem Chor zu*), wodurch freylich eine vollkommene Regelmäßigkeit gewonnen wird; ob aber der Chor die Klytämnestra Mutter nennen kann (425), ist noch die Frage, und alles, was die Strophe enthält, sicherer der Elektra angemessener als den Trojanischen Frauen, daher wir vorziehen, jene wirkungsvolle Abnormität beyzubehalten und die Schwester reden zu lassen, welche sonst den Bericht des Chores nur durch die Erzählung eines einzelnen Faktums ergänzen würde (434 sqq.). Hier mag auch noch der Choeph. 677 obwaltenden Schwierigkeiten gedacht werden, wo die Wahl der Person, welcher die Worte *οἵ 'γὼ κατ' ἄκρας κτλ.* zu geben sind, zwischen Chor, Elektra und Klytämnestra bisher schwankte. Hm. entschied für Klytämnestra; aber wenn diese auch mit Ironie von ihrem Schmerz spricht, soll ihre Rede doch für die Zuhörenden als wahrer Ausdruck ihrer Gefühle gelten, und dann ist es ein höchst befremdlicher Uebergang von der Verstellung zur Wahrheit, daß sie erst beklagt, durch Orestes Tod von allen *φίλοι* entblößt zu seyn, gleich darauf aber versichert, es fehle ihr an *φίλοι* nicht, mit welchen sie über jenes Unglück sich berathen könne. Ihrem Charakter entspricht es eher, daß sie betroffen von der glücklichen Wendung ihres bisher unsichern Schicksals schweigt und so dem Chor Zeit läßt, seine Wehklagen auszustossen. Die *βαχεία καλή*, von welcher er redet, scheint auf den *νεοχρὰς* (344) Bezug zu haben, das *παροῦσαν ἐγγράφει*

*) Mit der dadurch bedingten Aenderung *ἔχεις* (438) für *λέγεις*.

aber nach Ag. 483 in ῥαγεῖσαν ἐγγρ. abgeändert werden zu müſſen.

Eine wichtige metriſche Frage knüpft ſich an Sieben 133, wo Hm. σὺ τ' ὦ Λατογένεια κούρα für Reſponſion des vs. 118 προβίστανται πάλῳ λαχόντες hält, womit die jambiſch-trochäiſche Form des Antiſpaſtes gerechtfertigt wäre; aber an der Entſprechung ſelbſt erlauben wir uns einen Zweifel zu äußern, da der Zuſammenhang keine Lücke nach 118 erweiſt, alſo 134 der Reſponſion entbehrt. Eben ſo unwahrſcheinlich iſt, daß Aeſchylus 112 Ἀργέϊοι δὲ und 127 καὶ Κύπρις ἄτε ſchrieb, nicht wie bisher geleſen wurde Ἀργεῖοι γὰρ — καὶ Κ. ἄτ' εἶ, nur die Diäreſe iſt hier als Verbeſſerung zu betrachten. Auch die Verſe 188, 547 in dieſer Tragödie, Pers. 103, Prom. 549 ziehen wir vor nach Dindorfs Abtheilung (Suppl. 207, 566, Pers. 102, Prom. 551) zu leſen. Hinſichtlich der Interpunktion möge noch die Bemerkung geſtattet ſeyn, daß Sieben 730 nach πόλιν ein Komma, Choeph. 415 nach σαίνειν das Fragezeichen gehöre.

Die Beſpechung der Fragmente müßte ſich auch auf die Wagneriſche Sammlung einlaſſen, wozu es uns jetzt an der nöthigen Muße gebricht.

Die typographiſche Ausſtattung des Werkes iſt vorzüglich; das Porträt Hm's. eine ſehr ſchöne, ſehr dankenswerthe Zugabe.

Kayſer.

Anmerkung zu Seite 501 Z. 9. Die Schlußſcene des Agamemnon iſt allerdings lückenhaft und verdorben. In meinem noch ungedruckten Commentar über die Oreſtie habe ich geſucht, ſie in folgender Weiſe zu ergänzen:

Αἴγισθος

V. 1619. Ἀλλ' ἐπεὶ δοκεῖς τὰδ' ἕρδειν καὶ λέγειν
γνώσῃ τάχα —

Χόρος

Γνώσομαι γὰρ ἄνδρα δειλὸν μηδὲν
ἐν μάχῃ σθένειν

Αἴγισθος

Εἶα δὴ φίλοι λοχῖται, τοὔργον οὐχ ἑκὰς
τόδε.

Χόρος

Εἶα δή ξίφος πρόκωπον πᾶς τις εὐτρεπιζέτω

Αἴγισθος

Ἀλλὰ μὴν κἀγὼ πρόκωπος οὐκ ἀναίνομαι
θανεῖν —

Χόρος

Δεχομένοις λέγεις θανεῖν σε· τὴν τύχην δ' ἐρώμεθα

Αἴγισθος

1625. Τὴν τύχην σέβου· μόρον δὲ χειρὸς
ἐξ ἐμῆς δέχου.

Hierauf in dem Geſpräch zwiſchen Aegiſthus und Chor:

Αἴγισθος

V. 1634. Ἀλλὰ τοὺς δ' ἐμοὶ ματαίαν γλῶσσαν ὧδ'
ἀπανθίσαι
κἀκβαλεῖν ἔπη τοιαῦτα δαίμονος πειρωμένους,
Σώφρονος γνώμης δ' ἁμαρτεῖν, τὸν κρατοῦντα δ' ὑβρίσαι
ταῦτα πῶς ἄνεκτ' ἂν εἴη καὶ πρὸς
ἀνδρῶν δημοτῶν;

Χόρος

Οὐκ ἂν Ἀργείων τόδ' εἴη, φῶτα προσσαίνειν
κακόν.

Endlich die Schlußrede der Klytämneſtra:

V. 1641. Μὴ προτιμήσῃς ματαίων τῶνδ' ὑλαγμάτων·
ἐγὼ
καὶ σὺ θήσομεν κρατοῦντες τῶνδε δωμάτων καλῶς
πάνθ' ὅσοισι δεῖ κατ' αὐτὰ σωφρόνων βουλευμάτων.

Fr. Th.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1853 Nr. 46.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 28. November.
Nro. 68. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1853.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Die K. Akademie der Wissenschaften hielt am **26.** d. Mts. zur Vorfeyer des auf den **28.** Novbr. fallenden Geburtsfestes Sr. Majestät des Königs eine öffentliche Sitzung, in welcher der Vorstand derselben, Hr. Geh. Rath v. Thiersch, eine auf die Feyer bezügliche Rede vortrug, an deren Schlusse die von der K. Akademie für dieses Jahr vollzogenen und von Sr. Majestät dem Könige bestätigte Wahl neuer Mitglieder verkündigt wurde.

Hierauf hielt Hr. Bibliothekar Krabinger, ordentl. Mitglied der philosoph. philolog. Classe, über

„die classischen Studien und ihre Gegner“,

und nach ihm Hr. Ministerialrath v. Hermann, ordentl. Mitglied der mathem. physicalischen Classe, über

„die Bewegung der Bevölkerung in Bayern“

einen Vortrag.

Folgendes ist die Rede des Vorstandes, welche in der Sitzung, der Kürze der Zeit wegen, nur theilweise zum Vortrag kommen konnte.

Wenn schon im häuslichen Kreise der Geburtstag des Familienhauptes als ein Fest der Freude und des Dankes für seine Erhaltung von den Seinigen feyerlich begangen wird, weil sie in ihm den Gegenstand ihrer Liebe und Verehrung, zugleich aber auch Hort und Gewähr ihrer Sicherheit und Wohlfahrt erblicken, um wie viel mehr ist eine solche Feyer durch die heiligsten Pflichten da geboten, wo für das zu Staat und Reich vereinigte Gemeinwesen aller Familien der Tag wiederkehrt, der ihnen das Haupt gegeben hat, durch dessen Wohl und Fürsorge das Wohl des Ganzen wie jedes einzelnen Hauses und Heerdes wesentlich bedingt wird.

Es ist von hoher Bedeutung für die Akademie, daß bey solcher Feyer unseres Reiches gerade sie berufen ist, nicht nur in ihrem geschlossenen Kreise, sondern öffentlich vor dem ganzen Vaterlande der Freude und dem Danke desselben für die Erhaltung des Königs Wort und Ausdruck zu geben, es laut zu verkünden, daß wir das Glück tief empfinden, unter einem Monarchen zu stehen, der sein höchstes Thun und Trachten auf das volle Gedeihen des Ihm von Gott vertrauten Volkes gerichtet hat, und den Allmächtigen zu bitten, daß er Ihm bis zum spätesten Ziele des menschlichen Lebens und Wirkens in Erfüllung seines Königlichen Berufes mit Rath und Hilfe zur Seite stehe.

Dieser Pflicht zu genügen, fühlen wir uns um so lebhafter durchdrungen, wenn wir in dem großen Ganzen, was die Regierung unseres Monarchen umfaßt, ordnet, und auf der Bahn des gesicherten Rechtes dem hohen Ziele der öffentlichen Wohlfahrt entgegenführt, uns zu dem wenden, was den Kreis der Bildung und Wissenschaft, dem wir angehören, unmittelbar berührt; denn da wird jedem offenbar, daß auch in Allem, was Erziehung und Bildung, was Unterricht, was Werth und

Geltung der Wissenschaft betrifft, sein Geist über Zweifel und kleinmüthige Besorgnisse erhaben, die Aufgabe, welche hier einem weisen Monarchen gestellt ist, in ihrer ganzen Bedeutung und Tiefe gefaßt, und eben so die Rechte wie die Bedürfnisse höherer Forschung erkannt hat, die als geistige Sonne ihr Licht über das ganze Gebiet menschlicher Thätigkeit ausbreitet.

Ein althellenischer Sänger hat das jener Forschung gestellte Ziel in dem Spruche zusammengefaßt:

Was ist Gott? Was das All?
Gott ist, der uns Alles schafft.

Das All, der Inbegriff aller in ihm wirkenden Kräfte und der durch sie entfalteten Scala der Gestaltungen, die in dem menschlichen Organismus ihr höchstes Ziel erreicht haben, der Geist, dem die Natur als Grund seiner Erscheinung unterliegt und als Bedingung seiner Thätigkeit dient, in und über beyden aber **der Gott**, welcher Natur und Geist umfaßt, und einem nur ihm erkennbaren Ziele entgegenführt, das ist Aufgabe, das Inhalt aller höhern wissenschaftlichen Bestrebung, und aus ihren Ergebnissen wird genommen, was, außer der Religion, dem Unterricht und der Erziehung, den Bedürfnissen des Staates und für alle höheren Interessen der Menschheit heilsam erachtet wird.

Dieser Aufgabe gegenüber dürfen wir, ohne der Schmeicheley zu verfallen, die den erniedriget, von welchem sie ausgehet und den nicht erhebet, welchem sie gelten soll, es aussprechen, daß jeder Zweig jenes Baumes der Erkenntniß und des Wissens und jede Art von Anstalten für Wissenschaft und Unterricht durch unsern Monarchen der ihm gebührenden Fürsorge theilhaftig wird, und nicht ohne Blüthe und Früchte geblieben ist. Bleibt auch hier das Erreichte hinter dem Erreichbaren noch zurück, so liegt davon der Grund in den Schranken, die auch dem regsten und höchsten Bestreben in dem Maaße und der Beschaffenheit der verfügbaren Mittel und Kräfte gestellt sind.

Die königliche Sorge für das Gebiet der Naturwissenschaften, wie die von ihnen bedingte Pflege des Ackerbaues und der Gewerbe liegt vor aller Augen offen. Die Art und Weise dieser Bethätigung zeigen am deutlichsten in unserer unmittelbaren Nähe die mit der Akademie und der Universität eng verbundenen wissenschaftlichen Anstalten des Staates.

Die neu gegründeten Gebäude für Chemie, Physiologie und vergleichende Anatomie sind theils vollendet, theils der Vollendung nahe und unter hervorragende Vertreter der in ihnen zu pflegenden Wissenschaften gestellt. Mit der zweyten Classe der Akademie ist durch Ihn eine naturwissenschaftlich-technische Commission verbunden und zum Vollzug der ihr gestellten Aufgabe, die Resultate wissenschaftlicher Forschung für Ackerbau, Industrie und Gewerbe möglichst nutzbar zu machen, aus eigenen Mitteln Seiner Majestät reichlich ausgestattet.

Aus derselben Rücksichtnahme ging die der Akademie gestellte Aufgabe der naturwissenschaftlichen Erforschung des Königreiches hervor, und während ein Theil des botanischen Gartens für den Bau einer großartigen Industriehalle und die Ausstellung der vorzüglichsten Erzeugnisse der gesammten deutschen Gewerbsthätigkeit in vorübergehenden Anspruch genommen wird, sind durch die Weisung Seiner Majestät in dem Neubau jener Hallen, sobald sie ihrem nächsten Zwecke gedient haben, dem botanischen Garten große, den hier vertretenen Wissenschaften würdige Glas- und Gewächshäuser in Aussicht gestellt, statt der alten, welche durch ihre Unzweckmäßigkeit und Baufälligkeit für den Abbruch reif und zu ihm schon früher verurtheilt waren. Daneben aber ist für den Betrieb der Botanik, insoferne er in seiner Hauptfläche durch jenen Bau beschränkt wird, in den angränzenden Gärten schon jetzo Ersatz geboten worden.

Dort ist das für die provisorische Aufnahme der Gewächse, eines botanischen Schatzes von großem Belang, bestimmte Glashaus nach den Vorkehrungen der neuesten und besten Bauten dieser Art eingerichtet und vollendet worden, und werden für das nächste Frühjahr die Culturen vorbereitet, welche dem wissenschaftlichen Unterricht besonders in der medizinischen und pharmazeutischen Botanik zu dienen bestimmt sind.

Gleiche belebende Theilnahme durchdringt die Schulen, welche den elementaren Unterricht für das Volk besorgen und die Mittelschulen, die auf den höheren wissenschaftlichen Beruf vorbereiten.

Wer erinnert sich nicht mit Freude der königlichen Sorgfalt, welche die Lage der Volksschullehrer erfahren und der tröstenden und erhebenden Worte, durch welche der Monarch die Lehrer getröstet und aufgerichtet hat, als ihre Abgeordnete mit dem Danke des ganzen Standes für seine Hilfe vor Ihm erschienen waren? Dazu wird im Verlaufe dieses Winters hier eine Auswahl von Lehrern der Schullehrer-Seminarien, in Folge unmittelbarer Vorkehrung des Monarchen, unter bewährter Leitung in jenen Kenntnissen der Chemie unterrichtet, welche bestimmt sind, durch ihre Zöglinge zur Förderung des Ackerbaues aus den Schulen unter das Volk verbreitet zu werden.

Nicht geringere Sorgfalt erfuhren die Anstalten, welche über den Elementarunterricht hinaus gehen und unter dem Namen von Gewerbeschulen und polytechnischen Schulen berechnet sind, die höhere Befähigung für technische Thätigkeit durch mathematische und naturwissenschaftliche Studien zu gewähren, so wie ihnen gegenüber diejenigen, denen obliegt, durch vorherrschendes Studium der Sprachen und der edelsten Werke des menschlichen Geistes den Geist der Jugend zu schärfen und zu erheben, dadurch aber sie für den höhern wissenschaftlichen Unterricht und durch diesen für den Dienst des Staates würdig vorzubereiten. Auch in ihnen, in den lateinischen Schulen und in den Gymnasien sehen Lehrer und Schüler sich gefördert, ihre häuslichen Lage verbessert, und durch zweckmäßige Vorkehrungen den Erfolg ihrer Thätigkeit erleichtert und gesichert.

Erst dieser Tage ist eine solche auf sämmtliche gelehrte Mittelschulen des Reiches berechnete Maßregel zur Ausführung gekommen, welche das Uebel, von dem sie am meisten gedrückt wurden, den Eintritt unbefähigter Lehrer von ihren Schwellen abwenden, diejenigen aber, welche sich durch Gründlichkeit der Kenntnisse und durch Lehrgaben auszeichnen, ermitteln und der königlichen Beachtung und Förderung empfehlen wird. Zugleich hat die Begründung jener aus dem Geiste des Königs hervorgehenden Anstalt des Athenäums begonnen, in welcher denjenigen Jünglingen, welche in den Gymnasien vorzügliche Befähigung und fruchtbringenden Fleiß bewährt haben, während ihrer akademischen Studien freye Pflege geboten und der Weg zu einer ihrer Befähigung entsprechenden Ausbildung für den höhern Staatsdienst geöffnet wird.

In dem Maaße aber, in welchem durch so umfassende Pflege die Talente unserer reichbegabten Jugend für den höhern wissenschaftlichen Beruf sich besser und rascher entfalten, werden auch die Universitäten mehr und mehr gedeihen. Denn allgemein und wohlbegründet ist die Ueberzeugung, daß ohne gute Gymnasien eine gute Universität unmöglich ist.

Zwar ist auch unter der Zusammenwirkung so preiswürdiger Vorkehrungen ein so hartnäckiges Verkommniß, wie ein nicht unbeträchtlicher Theil unseren Mittelschulen zeigte, nicht auf einmal zu heben. Uebel dieser Art bedürfen langer und mit Hingebung ununterbrochen fortgesetzter Pflege, aber auch hier gilt: „Nil desperandum Teucro duce et auspice Phoebo," und so wird nicht erst nach Verlauf vieler Jahre dem Könige und dem Lande die Erfahrung erspart werden, daß die für den wissenschaftlichen Dienst des Staates in der Universität vorzubereitenden jungen Männer vor den Schranken des Eintritts in dieselbe in einer so beunruhigenden Zahl als unbefähigt abzuweisen sind.

Allerdings haben wir damit nur eine der Bedingungen des Gedeihens der Universität bezeichnet, aber es ist die wesentlichste aller, von denen Heil zu erwarten steht, und daß auch die andern, die Vermehrung der Lehrmittel und die Gewinnung und Bethätigung höherer Lehrkräfte dem Geiste des Monarchen nicht verborgen blieb, davon zeigt die Sorge mit welcher er zur Erzielung dieses Gewinnes unabläßig bemüht ist. Endlich ist die Selbstbestimmung der studierenden Jugend für wissenschaftliche Thätigkeit durch die Fassung unserer Universitätsordnung gesichert und durch die Einsicht des Monarchen in das Wesen und die Bedeutung der Freyheit derselben gewährleistet. Sie wird in dem Maaße ihre wohlthätige Natur entfalten, in welchem die

akademischen Bürger zum weisen Gebrauche derselben durch gründliche Vorbildung und wissenschaftlichen Sinn vorbereitet und gestärkt seyn werden.

Es gibt auf der Universität für ein wahres Gedeihen durch wissenschaftliche Studien ausser der Wirkung der ebenbezeichneten heilsamen Vorkehrungen keine Gewähr, als die Gesinnung und den freyen Entschluß der Jünger der Wissenschaft, und keine unübersteiglichere Schranke gegen Mißbrauch und Entartung, als diejenige, welche jener in ihr rege gewordener selbstständige Geist und die von ihnen gepflegte Neigung aufzurichten und zu schirmen weiß.

Die Akademie der Wissenschaften hat seit ihrer letzten öffentlichen Sitzung ihre Thätigkeit in der ihr angewiesenen Bahn mit sorgfältigster Benützung der ihr zugewiesenen Mittel regelmäßig fortgesetzt. Ueber die Arbeiten der Classen geben theils die in unsern Gelehrten Anzeigen zur Veröffentlichung gekommenen Berichte, theils die selbstständigen Abhandlungen in unseren Denkschriften, von welchen dieses Jahr jede Classe ihren siebenten Band begonnen hat, den vollgiltigen Beweis.

Eben so ist auch die Theilnahme gleich geblieben, welcher sie sich von Seite aller bedeutenden europäischen und außereuropäischen Akademien und Societäten der Wissenschaften zu erfreuen hat, so wie der Verkehr mit ihnen, der uns gegen das, was wir ihnen zu bieten vermögen, ihre literarischen und zum Theil kostbar ausgestatteten Erzeugnisse zusichert. Dieser, alle wissenschaftlichen Länder umfassende literarische Tauschverkehr, der uns mit dem, was auf diesem Gebiete zu Tage gefördert wird, in lebendigen Zusammenhang bringt, hat sich in den letzten Zeiten von St. Petersburg und Moskau bis nach Bombay und Calcutta, von Hermanstadt und Pesth bis New-York und Philadelphia ausgebreitet.

Neben den regelmäßigen Arbeiten aber, welche der Akademie obliegen, stehen die außerordentlichen, die ihr in der Organisations-Urkunde von 1827 zur Pflicht gemachte Herausgabe einer Literaturzeitung, die Herstellung eines historisch-topographischen Wörterbuches von Bayern und die naturwissenschaftliche Erforschung des Königreiches.

Wenn diese nicht in gleichem Gange mit den übrigen können geführt werden, so liegt der Grund nicht im Mangel an verfügbaren Kräften oder geringerer Bereitwilligkeit, sondern darin, daß sie mit unserm nur aus 11000 fl. bestehenden Jahres-Etat nicht zu bestreiten und deßhalb an andere zum Theil zufällige Unterstützungen gewiesen sind.

Die Literaturzeitung oder die Gelehrten Anzeigen, — das einzige allgemeine Organ, welches das südliche Deutschland dem Norden entgegen zu stellen hat, außerdem der Akademie unentbehrlich zum Drucke ihrer Bulletins und als Tauschmittel gegenüber reich ausgestatteten Gesellschaften, dazu in den fernsten Gegenden gern aufgenommen, weil sie die Kunde und Beurtheilung neuester Leistungen auf unseren Gebieten bis zu ihnen trägt, — wurde bey ihrer endlichen Gründung in einer Epoche der Fülle des öffentlichen Schatzes auf die falsche Basis des Zwangs-Abonnements und der unfreywilligen Beyträge aus andern Kassen gestellt und kämpft, nachdem diese Basis ihren Halt verlor, einen vielfachen Kampf um ihre Existenz, welchen bis jetzo zu bestehen ihr nur durch theilweise bereitwillige Hilfe der höchsten Behörden ermöglicht wurde.

Die Herstellung des topographisch-statistischen Lexikons, eines Werkes von der größten Wichtigkeit und Schwierigkeit, wenn es der Akademie und des Vaterlandes würdig zur Ausführung kommen soll, ist, weil eine Dotirung desselben gar nicht statt fand, über Vorbereitungen und Sammlungen nicht hinausgelangt, und auch zu diesen fehlen die Mittel, welche die Beyziehung anderer Thätigkeiten, Beobachtungen und Forschungen auf allen wichtigen Punkten des Königreiches nöthig macht.

(Fortsetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1853 Nr. 47.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 30. November.
Nro. 69. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1853.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Rede des Vorstandes der K. Akademie der Wissenschaften.

(Fortsetzung.)

Die naturwissenschaftliche Erforschung des Königreiches aber, von der Akademie, wenn auch mit geringen Mitteln von jährlich nur 1200 fl. bereitwillig unternommen, muß das gegenwärtige und künftige Jahr unterbrochen werden, weil die in diesem Zeitraum verfügbar werdenden Mittel für den Druck und für die Ausstattung der bisher gewonnenen Resultate nöthig sind.

Es bestand bey Anfang der gegenwärtigen Finanzperiode die Hoffnung, daß diesen und ähnlichen Bedürfnissen unserer Corporation Rechnung würde getragen werden; aber der Bereitwilligkeit der Regierung, da zu helfen, wo Hilfe nöthig und gerechtfertiget war, blieb für die Akademie die Vermehrung der Mittel fast ganz versagt, welche den Universitäten sehr zu ihrem Wohle gewährt wurde, unter Voraussetzungen, welche zu beurtheilen wir nicht berufen, aber zu beklagen berechtiget sind, weil durch sie nicht nur die Interessen der Akademie, sondern auch mehrere wissenschaftliche Sammlungen und Anstalten des Staates geschädiget wurden.

Doch diese vorübergehenden Mißstände dürfen den Blick über unsere Verhältnisse und Zukunft nicht trüben.

Sie werden verschwinden gegenüber der indeß in weiteren Kreisen verbreiteten Kunde der wahren Sachlage, gegenüber der Wiederkehr des Wohlwollens, das die in der Akademie und dem Generalconservatorium bezeichneten Anstalten früher auch an der eben bezeichneten Stelle zu allen Zeiten gefunden hatten, gegenüber der erleuchteten Fürsorge der höhern Behörden, vor allem aber vor dem kgl. Entschluße, daß auch auf diesem Punkte geholfen werde, wo nicht nur die regen wissenschaftlichen Bewegungen und die Ehre der Akademie, sondern auch der Ruhm von Bayern betheiliget ist, der seit dem Bestand der Akademie nicht zu geringem Theile sich an ihre Förderung und an ihre Leistungen geknüpft hat.

Die k. Akademie hat seit ihrer letzten öffentlichen Versammlung von ihren auswärtigen Mitgliedern der zweyten Classe Arago, St. Hilaire und Jussieu und unter den auswärtigen Mitgliedern der III. Classe den Hrn. Director v. Raiser in Augsburg, verloren.

Dominique François Jean Arago, geboren in der Nähe von Perpignan am 26. Febr. 1786, gehört zu der merkwürdigen Anzahl berühmt gewordener Mathematiker, die aus der polytechnischen Schule in Paris hervorgegangen sind. Fast unmittelbar nach seinem Austritt aus dieser Anstalt treffen wir ihn als thätigen Theilnehmer an jenen großen Vermessungs-Operationen, welche die französische Regierung zur Bestimmung der Figur der Erde und der Einheiten des metrischen Maaßsystems ausführen ließ.

Die Durchführung und glückliche Vollendung dieser Arbeiten, theilweise wohl auch die besondern Schicksale die ihn während der Vermessung betroffen und zweymal in Kriegsgefangenschaft geführt hatten, wandten ihm zuerst die öffentliche Aufmerksamkeit zu, und eine fortgesetzte Reihe von Arbeiten und Untersuchungen erhielten ihn von diesem Zeitpunkte an auf einer Stufe des öffentlichen Ansehens, zu welcher wenige Gelehrte gelangt sind.

Kaum ist irgend ein Theil der mathematischen Naturforschung seit Anfang dieses Jahrhunderts, — in jener geschichtlich merkwürdigen Epoche, wo die exacten Wissenschaften einen wahren Triumphzug durch Europa gefeyert haben —, in den Vordergrund getreten, an welchem der regsame Geist Arago's sich nicht betheiliget hatte. Er entdeckte die Grundphänomene des Rotationsmagnetismus; er befaßte sich mit Untersuchungen über die damals erst in ihren Grundzügen hervorgetretene Polarisation des Lichtes sowohl als über die Interferenz-Erscheinungen, und stellte mehrere für die Förderung der Lichttheorie überhaupt wichtige Thatsachen her. Im Gebiete des Electromagnetismus lieferte er eine große Anzahl neuer Resultate. Meteorologie und Erdmagnetismus zogen seine besondere Aufmerksamkeit an, und wurden von ihm zu einer Zeit untersucht, wo diese Wissenschaften in der ersten Ausbildung begriffen waren, und wo es eines Mannes bedurfte, der nicht bloß selbst vermöge seines durchdringenden Geistes zur Anbahnung einer Theorie beytragen, sondern auch durch sein Beyspiel Andere zu zweckmäßiger Sammlung von Thatsachen veranlassen konnte. Selbst in Fragen der Geologie und der Technik finden wir ihn zeitweise eifrigst beschäftigt. Im Gebiete der Astronomie umfaßten die eigenthümlichen Arbeiten Arago's, abgesehen von der allgemeinen Leitung der Sternwarte, nur einen kleinen Kreis specieller Untersuchungen. Als eines seiner Hauptverdienste auf der Sternwarte haben wir die Vorlesungen zu betrachten, die er über Astronomie gehalten hat. Arago verstand es wie kaum ein anderer Gelehrter unserer Zeit, die schwierigsten Probleme des Calculs in allgemein verständliche Sprache zu übersetzen; er entwickelte die Verkettung und den weitläufigen Zusammenhang der Bewegungen des Himmels mit einer Klarheit und Uebersichtlichkeit, die bey dem Sachkundigen Wohlgefallen erweckte, dem Laien die vollständigste Befriedigung gewährte.

Wenden wir von dieser allgemeinen Erwähnung seiner gelehrten Verdienste den Blick auf die Ereignisse seines Lebens, so finden wir ihn auf seiner langen Laufbahn stets in zunehmendem Maaße mit Ehren und äußerlicher Würde umgeben. Er wurde schon im Jahre 1809 als Mitglied des Instituts aufgenommen, bald darauf mit der Professur der höheren Mathematik an der polytechnischen Schule bekleidet; dann zum Mitglied des Längenbureaus und zum Director der Sternwarte ernannt. Endlich im Jahre 1830 erlangte er die höchst bedeutsame Stellung eines beständigen Secretärs der Academie. In Führung dieser Aemter kam ihm nicht bloß vielseitiges und gründliches Wissen sondern auch seine äußere Haltung, eine imposante Körpergestalt und ungewöhnliche Vorzüge des mündlichen Vortrages zu Gute. Er gehörte fast allen europäischen Akademien an, und die Regierungen des In- und Auslandes schmückten ihn, als Anerkennung seiner hervorragenden Verdienste, mit Ordensauszeichnungen, wogegen er übrigens eine seltene Gleichgültigkeit stets bewiesen hat.

Arago's Thätigkeit beschränkte sich nicht auf die Sphäre der Wissenschaft allein, auch der Staats- und Communalverwaltung widmete er einen beträchtlichen Theil seiner Zeit und seiner Kräfte. So hoch war in diesem Gebiete sein öffentliches Ansehen gestiegen, daß er im Jahre 1832 zum Deputirten der Ost-Pyrenäen erwählt, und seither bis zu der neuesten Umwälzung zu jeder Volksrepräsentation in gleicher Eigenschaft abgeordnet wurde. Die höchste Stufe politischer Bedeutung erlangte er im Frühjahre 1848, wo ihn die Strömung der Zeit an das Staatsruder gebracht, aber eben so plötzlich wieder nach wenigen Monaten entfernt hat.

Von der Stellung, die Arago in Frankreich einnahm, würde es übrigens eine höchst unvollkommene Vorstellung gewähren, wenn wir bloß sagen wollten, daß er Ehren und Würden inne gehabt; er war ein Mann des Volkes und ein Mann der Wissenschaft, und genoß in der einen wie in der

andern Sphäre einen Grad von Vertrauen und Auctorität, wie nur wenige Beyspiele in der Geschichte vorkommen.

Auguste de Sainte Hilaire, Sprößling einer altadeligen Familie zu Orleans, wurde mit dieser durch die Stürme der französischen Revolution nach Hamburg verschlagen und fand dort Gelegenheit mit deutscher Sprache und Literatur vertraut zu werden, wodurch er vor den andern Gelehrten seiner Nation befähiget wurde, die Kunde deutscher Beobachtungen und wissenschaftlicher Leistungen in seiner Heimath zu verbreiten. Nach dieser zurückgekehrt, ergab er sich dem Studium der Botanik mit solchem Eifer, daß seine Lehrer den jungen Mann, als die Reise des Duc de Luxembourg nach Brasilien vorbereitet wurde, für die botanische Untersuchung jenes Landes als vorzüglich befähigt erklärten. Er blieb 6 Jahre in Brasilien, während welcher er besonders die Prooinzen jenes Reiches Rio, de Espirito Santo, Minas Geraes, Goyaz und im Süden S. Paulo, Sta. Catharina und die ältern Missionen in Paraguay am linken Ufer des Uruguay botanisch untersuchte. Die zahlreichen Resultate seiner systematischen Forschungen wurden in mehreren bedeutenden Werken niedergelegt, wie in der Flora Brasiliae meridionalis, die nach dem Sturze der Bourbonen der Unterstützung beraubt und mit dem dritten Bande unterbrochen wurde. Sie nimmt unter den descriptiven Werken der Gegenwart einen der höchsten Plätze ein. Eine andere Folge seiner Schriften sind die Reisewerke, welche nach den Provinzen und Hauptrichtungen abgetheilt sind, und neben ihrem botanischen Gehalt viele andere naturhistorische Nachrichten, auch seine Bemerkungen zur Sittengeschichte und Statistik des Landes enthalten.

Seine botanischen Arbeiten zeigen die Neigung, den Gegenstand abgesondert zu betrachten und analytisch zu verfolgen, welche in einer Reihe von Monographien besonders deutlich hervortritt.

Daß er aber auch das Talent besaß, sich auf einen höheren Standpunct zu erheben, zeigt er besonders in seinen Leçons de Botanique, nach welchen er zu Paris in der Faculté des sciences vortrug.

Mit Adrien de Jussieu erlischt die männliche Linie einer Familie von Botanikern, deren Ruhm bis in den Anfang des achtzehnten Jahrhunderts zurückgeht und bis in die neueste Zeit mit der Entfaltung der Pflanzenkunde und ihrer Systeme unauflöslich verknüpft ist. Der älteste dieses Geschlechtes ist jener Antoine de Jussieu, geboren zu Lyon am 6. Febr. 1686, der Schüler und Nachfolger von Tournefort am botanischen Garten zu Paris und Herausgeber der Institutiones botanicae seines berühmten Lehrers, bey welchem schon das Bestreben einer vollständigen und zugleich wissenschaftlichen Ordnung und Beschreibung der Pflanzen hervortritt. Sein jüngerer Bruder, Bernard de Jussieu, Zeitgenosse Linné's, wurde gewissermassen der Urheber jenes botanischen Systemes, das die Verwandtschaft der Pflanzen zu Grunde legt, und diese zunächst in großen Massen nach der Entstehung und Zahl ihrer Keimblätter oder Kotyledonen bestimmt, glücklicher als der jüngste Bruder Joseph de Jussieu, der als Botaniker sich einer Expedition zum Behufe der Erdmessung unterm Aequator anschloß. Durch seine Functionen als Arzt in Potosi zurückgehalten, verfiel er in Folge heftiger Anstrengungen und Leiden in eine Geisteskrankheit, deren Spuren ihn auch nicht verließen, als er nach einer Abwesenheit von 36 Jahren in die Heimath zurückkehrte.

Auf dieses erste Geschlecht der 3 reichbegabten Brüder folgt das zweyte mit dem Sohne des ältesten Antoine, mit Antoine Laurent de Jussieu, der das System seines Oheims Bernard vorzüglich durch sein klassisches Werk: Genera plantarum secundum ordinem naturalem disposita, weiter ausgebildet und zu allgemeiner Anerkennung gebracht hat, und bey seinem 1836 erfolgten Tode seinen Sohn Adrien de Jussieu, geboren 1794, als Erben des Ruhmes der Familie hinterließ. Adrien war im Besitz einer unter den Franzosen seltenen klassischen Bildung und Kunde der neueren Sprachen. Daneben war er in der Botanik von seinem Vater sehr gründlich unterrichtet und wurde der Träger der Ansichten und Grundsätze der

Methode naturelle, nach welcher die systematische Botanik behandelt und gefördert wird. Die Gründlichkeit und der Scharfsinn der hier einschlagenden Untersuchungen hat er vorzüglich in vortrefflichen Monographien über einzelne Pflanzenfamilien bewährt.

Johann Nepomuk Franz Anton v. Raiser, den 25. September 1768 zu Freyburg im Breisgau geboren, war durch seine Studien der Rechte und seine Familienverbindung an den Civildienst von Vorderösterreich in Schwaben gewiesen. Bey den verwickelten Rechtsverhältnissen jener Länder und ihrer Interessen und seiner vorherrschenden Neigung für historische und antiquarische Arbeiten fand er sich früh bestimmt, auf Sammlung und Benutzung von Urkunden, Urbarien, Codices Traditionum auszugehen, die er in streitigen Fällen der Verwaltung und des Rechtes geltend zu machen Bedacht nahm. Daher stammte seine große Kunde mittelalterlicher Einrichtungen und Verhältnisse und eine ausnehmend reiche Sammlung von Urkunden, die ihm bey den Katastrophen der Klöster, Abteyen, Reichsstifte und Herrschaften in den verhängnißvollen Jahren seit 1800 von allen Seiten zu Theil wurden.

Sie kamen besonders seinem neuen Vaterlande Bayern zu Gut, dem er nach dem Preßburger Frieden und der Ausdehnung der bayerischen Grenzen über Augsburg nach der Donau und dem Bodensee seine amtliche Thätigkeit zuwendete, und dem er durch seine umfassende Kunde der neuen Erwerbungen und seine Geschäftsthätigkeit sich sehr nützlich erwies. Ueberall, wo es galt, alte Rechtstitel und Ansprüche in so vielen neu erworbenen Herrschaften und Besitzthümern geltend zu machen, finden wir ihn seitdem mit Glück bethätiget, besonders in der Untersuchung der Verhältnisse und Besitzungen der mediatisirten Geschlechter und Abteyen in Schwaben, die ihm speziell war übertragen worden. In jeder Richtung seiner administrativen Thätigkeit, zuletzt als Direktor der Kreisregierung von Schwaben und Neuburg, nahm er Bedacht, seine historischen und antiquarischen Forschungen besonders auszubreiten und damit bis

auf die ältesten Zeiten der Allemanen und Römer zurückzugehen. Im Jahre 1817, dem fünfzigsten seines Lebens beginnt seine schriftstellerische Thätigkeit in doppelter Richtung mit urkundlicher Geschichte einzelner Landschaften und Städte, wie Elchingen und Lauingen, und mit Werken über römische Alterthümer von Augsburg und der Umgegend, von Günzburg, Druisheim (Drusomagus) und andern Orten, die am Ende zu einem, den ganzen Oberdonaukreis umfassenden Werke erwuchsen.

Außerdem verdankt ihm Bayern die Stiftung des ersten historischen Vereins für die Provinz Schwaben und Neuburg und die Bildung des Antiquariums in Augsburg.

Im Jahre 1838, während seines 70ten Lebensjahres ward er, mit Würden und Anerkennungen seiner Verdienste bedacht, in den wohlverdienten Ruhestand versetzt. Er lebte seitdem allein seiner wissenschaftlichen Thätigkeit, welche, nachdem er die Gränzen der 80er Jahre überschritten hatte, zwar in ihrer Energie nachließ, aber nicht aufhörte der Trost und die Freude seines Alters zu seyn. Er starb am 17. May d. J. im 85ten Jahre seines Lebens, geehrt und geliebt von Allen, die ihm nahe kamen, nicht nur wegen seiner reichen Kenntnisse und mannichfachen Verdienste, sondern auch wegen seiner großen und vielbewährten Herzensgüte und wegen seines Bestrebens, besonders auf dem Gebiete seiner Studien sich Andern theilnehmend und förderlich zu beweisen.

(Schluß folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1853 Nr. 48

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 2. Dezember.
Nro. 70. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1853.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Rede des Vorstandes der K. Akademie der Wissenschaften.

(Schluß.)

Diesen Verlust zu ersetzen und das Personal ihrer auswärtigen ordentlichen und correspondirenden Mitglieder zu ergänzen, hat die Akademie auch diesen Sommer Wahlen vollzogen, welche durch Allerhöchste Decrete sämmtlich die königl. Bestätigung erhielten und nun öffentlich verkündiget werden:

I. als ordentliche Mitglieder:

1) den k. Universitäts-Professor Herrn Dr. Hubert Beckers in München, bey der philosophisch-philologischen Classe;

2) den k. Major im General-Quartiermeisterstab Herrn v. Spruner dahier, bey der historischen Classe.

II. als außerordentliche Mitglieder:

1) den außerordentlichen Universitäts-Professor Hrn. Dr. Conrad Hofmann in München bey der philosophisch-philologischen Classe;

2) den Conservator der vereinigten k. Sammlungen in München, Hrn. Dr. und Professor Heinrich Jakob v. Hefner, bey der historischen Classe.

III. als auswärtige Mitglieder

a) der philosophisch-philologischen Classe:

1) Hr. Emanuel Roulez in Gent;
2) „ Gottfried Bernhardi in Halle;
3) „ H. C. Rawlinson in Bagdad;
4) „ Etienne Quatremère in Paris;
5) „ Otto Jahn in Leipzig.

b) der mathematisch-physikalischen Classe:

1) Hr. M. Cordier in Paris;
2) „ Victor Regnault in Paris;
3) „ Hansen in Seeberg;
4) „ Dr. C. Agassiz in Boston;
5) „ Hugo v. Mohl in Tübingen;
6) „ Dr. Thomas Graham in London.

c) der historischen Classe:

1) Hr. George Grote Esq. in London;
2) „ Gustav Adolph Heralt Stenzel in Breslau;
3) „ J. M. Lappenberg in Hamburg.

IV. Correspondirende Mitglieder:

a) der philosophisch-philologischen Classe:

Herr Dr. Christian Cron in Erlangen.

b) der mathematisch-physikalischen Classe.

1) Hr. H. J. Brocke in London;
2) „ Karl August Friedrich Peters in Königsberg;
3) „ A. Bravais in Paris;
4) „ Schrötter in Wien;
5) „ Hermann v. Meyer in Frankfurt;

6) Hr. Wilhelm Hofmann in London;
7) „ R. Bunsen in Heidelberg.

c) der historischen Classe:

1) Hr. Johann Voigt in Königsberg;
2) „ Alfred v. Reumont in Florenz;
3) „ M. Th. Contzen in Würzburg;
4) „ Franz X. Remling in Speyer.

In der Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe am **12.** November **1853** erstattete Hr. Akademiker **Dr.** v. Martius:

Vorläufige Nachricht über einige Versuche, den Einfluß der verschiedenen farbigen Lichtstrahlen auf Pflanzen betreffend.

Die Zusammenstellung der wesentlichsten Thatsachen, die dem Einfluße des Lichtes auf die Vegetabilien in seinem gemischten wie im Zustande einfacher Strahlen zuzuschreiben sind, und welche ich in meinen Bemerkungen „über die wissenschaftliche Bestimmung und die Leistungen unserer Gewächshäuser" bekannt gemacht habe, veranlaßte mich selbst noch einige Versuche über diese Einwirkung im K. botanischen Garten vom Ende Juni bis Ende August anzustellen. Ich beehre mich, hierüber vorläufig — denn diese Untersuchungen sollen weiter ausgeführt fortgesetzt werden — Folgendes zu berichten.

Die Gewächse wurden unter Tafeln gezogen von dunkel (ponçeau-) rothem, gelbem, grünem, blauem, violettem und weißem Glase. Die Gläser wurden unter einem Winkel von circa 23°, gegen Mittag gerichtet, auf den viereckigen Kästen befestigt, worin die Pflanzen angesäet und groß gezogen wurden. Sie waren auf meine Bitte vorher durch Hrn. Collega Ohm auf ihre Permeabilität für verschiedene Lichtstrahlen geprüft worden. Die rothe Glastafel ließ rein rothes Licht durch; die gelbe das Grün und Roth fast zu gleichen Theilen wie das Gelb; die grüne ein schwaches Roth; die blaue fast reines Blau mit Spuren von Grün und Gelb; die (röthlich-) violette ließ fast nur Violett, dabey eine Spur von Roth und Gelb durch.

Zu den Versuchen wurden verwendet: Lepidium sativum, Amarantus tricolor, Hibiscus Trionum, Impatiens Balsamina, Linum usitatissimum und die daran sich schmarotzend befestigende Cuscuta Epilinum, endlich ein Gras, Panicum sanguinale.

Amarantus tricolor, welcher deßhalb gewählt wurde, weil seine Blätter 3 Färbungen zeigen, Hibiscus Trionum, Impatiens Balsamina und die blattlose Schlingpflanze Cuscuta entwickelten sich vom Samen aus bis zur Blüthe unter einem jeden der farbigen Gläser. Lepidium sativum und Linum usitatissimum zeigten eine sehr übereilte Entwickelung, und starben vor der Blüthe, was übrigens wohl nicht so sehr von dem starken Reize des farbigen Lichtes als von der ihnen zu hohen Temperatur in den Kästen herrühren mochte.

Folgende Resultate ergaben sich aus den 2 Monate lang fortgesetzten Beobachtungen:

1. In den früheren Stadien des Keimens und der ersten Blattentfaltung zeigten die Pflanzenarten unter dem verschiedenen Lichteinfluß eine größere Verschiedenheit nach Periodizität und Dimension, als in den späteren. Auch hier erwiesen sich die Gewächse als Gewohnheitswesen, mit dem Vermögen, sich nach und nach an gewisse Einflüsse zu gewöhnen.

2. Im gemischten weißen Lichte gingen alle Entwickelungen am regelmäßigsten und besten vor sich, und zwar bey den Individuen, welche im freyen Lande gezogen wurden, noch besser als bey denen unter Glas. Die anfänglich übereilte Entwicklung unter rothem und gelbem Glase wurde bald unter dem weißen wieder eingeholt und ausgeglichen.

3. Im gelben Lichte zeigte sich, namentlich während der späteren Stadien, ein entschieden gefördertes Längswachsthum; im blauen die breiteste Entfaltung der Blätter.

4. Das rothe, grüne und violette Licht erwiesen sich am ungünstigsten, sowohl was die Perioden als die Dimensionen der einzelnen Theile betrifft. In diesen drey Farben war auch eine auffallende

Schwäche und Zartheit der Stengel und eine verhältnißmäßig zur Blattfläche stärkere Verlängerung der Blattstiele zu bemerken.

5. Die Scala der Entwicklungsgrade läßt sich so feststellen: freyes Land, ohne Glas
weißes Glas,
blaues —
gelbes —
violettes —
grünes —
rothes —

6. Im blauen Lichte nahmen die Blätter wie an Breite, auch an Dicke, Saftigkeit und sattem Grün am meisten zu. Nächst dem blauen entwickelte auch das gelbe verhältnißmäßig große Blattbreiten, jedoch erst in einer späteren Periode, während die Pflanzen anfänglich im gelben Lichte sichtlich vergeilten. Sie erholten sich davon erst als sie in die Periode des Orgasmus oder des Blüthen-Ansatzes traten.

7. Im rothen Lichte blieben die Blätter nicht bloß kleiner, sondern auch dünner.

8. Bey allen farbigen Lichtarten, am entschiedensten bey Roth, dann bey Gelb und Violett zeigten die Blätter die Neigung, die Unterseite, nicht die Oberseite, dem Lichte zuzuwenden. In Folge davon wurden sie, besonders wenn sie eine gewisse Größe erreicht hatten, nach unten Trichter- oder Kapuzenförmig vertieft. (Eine Erscheinung, die schon 1813 Ruhland beobachtet hat).

9. In der ersten Entwicklungsperiode verhielten sich die Pflanzen unter den verschiedenen Lichteinflüßen deutlich verschieden, namentlich in Beziehung auf die Dimension der Internodien und der Cotyledonen und auf die Richtung. Besonders auffallend war, daß alle Keimpflänzchen sich unter dem rothen Lichte von diesem nach der dunkleren (nördl.) Seite hin abzuwenden trachteten, wobey sie den jungen, fadenförmigen Stengel sehr verlängerten. Minder augenfällig geschah dieß im gelben Lichte.

10. Die parasitisch werdende Cuscuta Epilinum entwickelte sich unter allen Gläsern, und als ihre Unterlage, das Linum usitatissimum, in Folge der zu großen Wärme zu vergeilen anfing, schlang sie sich

um die benachbarten Pflanzen. In Beziehung auf die Richtung des Windens trat kein Unterschied ein. Sie wand sich um Lepidium sativum und Amarantus tricolor links.

11. Rücksichtlich der Färbung der Blätter war zu bemerken, daß die Blattflächen im Blau das dunkelste (blauliche) Grün annahmen, selbst tiefer als im gemischten Lichte.

Bey Amarantus tricolor, dessen Blätter unter rothem Glas sichtlich dünner und saftloser waren, ja theilweise vertrockneten, nahm der vordere grüne Theil der Blätter eine gelbliche Farbe an, der rothbraune Fleck der Oberseite verblaßte oft in Grün mit röthlichbrauner Nüance und der purpurrothe Fleck der Unterseite ward in Rosenfarb verändert.

Im Blau nahm der rothe oder gelbe Theil des Blatts so sehr an Ausdehnung zu, daß nur der vordere Rand grün blieb. In Violett verschwand der rothe und der braunrothe Fleck oft gänzlich, so daß das Blatt bloß grün erschien. Im Gelb nahm die Intensität des farbigen Fleckes, nicht aber seine Ausdehnung zu.

Die Stengel der Cuscuta erschienen im farbigen Lichte etwas blasser und minder gelblich gefärbt als im gemischten.

12. Auf die Structurverhältnisse und auf die äußere Morphose (mit Ausnahme der Dimension) blieben die verschiedenen Lichtarten ohne Einfluß. Blattstellung, Bau der Blüthe und der Geschlechtsorgane zeigten keine wesentlichen Unterschiede. Besonders hervorzuheben ist in dieser Beziehung der Umstand, daß die Zahl der Spaltöffnungen auf den Blättern sich ganz gleich erwies, bey Individuen, die im gemischten und solchen, die im farbigen Lichte gewachsen waren. Der rühmlichst bekannte Phytotom, Herr Dr. Schacht, welchen ich bey seinem Hierseyn ersuchte, über dieß Verhältniß eine vergleichende mikroskopische Untersuchung anzustellen, konnte selbst bey seiner beyspiellosen Geschicklichkeit in mikroskopischen Messungen gar keinen Unterschied in dieser Rücksicht auffinden.

Als praktisches Resultat dieser Beobachtungen, welche ich im folgenden Jahre nach einem größeren Maßstabe und mit Berücksichtigung der heuer aufgefundenen Entwicklungsmomente wieder aufzunehmen beabsichtige, läßt sich annehmen, daß das weiße ungefärbte Glas bey Treibhäusern jedem andern vorzuziehen seyn dürfte.

Verzeichniß

der in den Sitzungen der drey Classen der k. Akademie der Wissenschaften im Monat November 1853 vorgelegten Einsendungen an Druckschriften.

Von der Geographical Society in Bombay:

Transactions. Vol. X. Bombay 1852. 8.

Von dem Hrn. Geh. Rath u. s. w. August Böckh in Berlin:

Corpus inscriptionum graecarum. Vol. III. Fasc. 4. Berol. 1853. gr. fol.

Von der Société vaudoise des sciences naturelles in Lausanne:

Bulletin Nr. 27, 28. Tom. III. Années 1852. 1853. Ls. 8.

Von der pfälzischen Gesellschaft für Pharmazie und Technik in Speyer:

Jahrbuch für practische Pharmazie. Band XXVI. Hft. VI. Juny Band XXVII. Hft. I. July. Hft. II. August. III. Hft. September. Ludwigshafen 1853. 8.

Von dem Herrn Dr. Böhm und Dr. Kunes in Prag:

Magnetische und meteorologische Beobachtungen zu Prag. Prag 1853. 4.

Von der Académie de sciences in Paris:

Comptes rendus hebdomadaires des séances. Tom. XXXVI. Nr. 22, 23, 24, 25, 26. May und Juny 1853. Tom. XXXVII. Nr. 1—6 u. 11, 12, 13. Juillet, Agst., Sept. 1853. Paris 4.

Von der Royal Irish Academy in Dublin:

Proceedings. Vol. V. Part. I. Dublin 1851. 8.

Von der k. Preußischen Akademie der Wissenschaften in Berlin:

a) Monatsberichte, Juny und August 1853. Berlin. 8.
b) Abhandlungen aus dem Jahr 1852. Berl. 1853. 4.

Von der deutschen morgenländischen Gesellschaft in Leipzig:

a) Zeitschrift VII. Band III. Hft. u. IV. Hft. VIII. Band I. Hft. Lpz. 1854. 8.
b) Indische Studien: Beyträge für die Kunde des indischen Alterthums. Herausgegeben von Weber. II. Bds. III. Heft. Leipz. 1853. 8.

Von der Gesellschaft für vaterländische Alterthümer in Zürich:

a) Achter Bericht über die Verrichtungen der antiquarischen Gesellschaft in Zürich. Vom 1. July 1851 bis 1. July 1852. Zürich. 4.
b) Mittheilungen, XVII. Hft. 1853. VII. Bd. 4 u. 5. Hft. 1852. VIII. Bd. 3. Hft. IX. Bd. 1. Hft. 1853. Zürich. 4.

Von dem historischen Verein der fünf Orte, Lucern, Uri ꝛc. ꝛc. in Einsiedeln:

Der Geschichtsfreund. Mittheilungen IX. Band. Einsiedeln 1853. 8.

Von dem Herrn Prof. Dr. Spiegel in Erlangen.

a) Avesta, die heiligen Schriften der Parsen. Zum ersten Male im Grundtexte sammt der Hazvaresch-Uebersetzung herausgegeben. I. Band der Vendidad. Wien 1853. 8.
b) Zur Interpretation des Vendidad. Leipzig 1853. 8.

Von dem historischen Verein des Cantons Bern in Bern:

Historische Zeitung, herausgegeben von der schweizerischen geschichtsforschenden Gesellschaft. Nr. 1 — 6. Januar — Juny 1853. Bern. 8.

Von dem Herrn A. T. Kupfer in St. Petersburg:

a) Annales de l'observatoire physique central de Russie. Année 1850. Nr. 1, 2. St. Petersburg 1853. 4.
b) Compte rendu annuel. Année 1852. St. Petersb. 1853. 4.

Von dem landwirthschaftlichen Verein hier:

Centralblatt: August, September, November VIII., IX., XI. 1853. München. 8.

(Fortsetzung folgt).

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1853 Nr. 49.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 5. Dezember.
Nro. 71. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1853.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Historische Classe.

In der Klassensitzung vom **19.** November l. J. kamen unter anderem folgende Gegenstände zum Vortrag und zur Verhandlung:

1. Der Angriff eines Ungenannten im Centralblatte von Zarucke, Berlin **1853** Nro. **43** ꝛc. auf den neuesten Band der **Monumenta boica** (die ältesten Salbücher enthaltend).

Da in Bezug auf denselben besonders die Mitglieder der Klasse, welche zugleich beym K. Reichsarchiv angestellt sind, betheiligt erscheinen, so hielten sie zunächst der Klasse gegenüber für zweckmäßig, sich gegen die gemachten Beschuldigungen zu vertheidigen. Herr **Dr. Wittmann** trug hierauf bezüglich Folgendes vor:

Unter dem urkundlichen Materiale, welches bisher in den Mon. B. veröffentlicht wurde, nehmen die im 36. Bande publicirten urbaria ducatus Baiuwariae, von denen bis dahin nur einzelne Stücke in verschiedenen Druckschriften, welche in den Noten angegeben sind, bekannt gemacht wurden, wohl unstreitig eine sehr hervorragende Stelle ein; daher denn ihre Publication längst gewünscht wurde, und zu hoffen ist, daß auch jene Urbarien, welche sich an diese anschließen, sowie die der Klöster und Hochstifte seiner Zeit in Druck gelegt werden. Die Bezeichnung „urbarium“ hat heftigen Tadel gefunden [1]), jedoch völlig grundlos, wie weitläufig nachgewiesen werden könnte; es werden jedoch folgende zwey urkundliche Belege genügen, um so mehr als wohl kaum jemand, „der mit mittelalterlichen Dingen nicht in ganz oberflächliche Berührung gekommen ist“, die Richtigkeit dieser Bezeichnung in Zweifel ziehen wird. Die Herzoge Heinrich, Ott und Heinrich stiften im Kloster St. Salvator eine ewige Messe und geben dazu ihr Urbar „daz an irem Vrbarpuch geschriben stunde“, nämlich ihren Hof zu Lenghaym, der jährlich giltet zehen Mutt Rocken, vier Mutt Waiz etc. und schaffen, „daz man die obgenannten gut und gült an allen vnzern Vrbarpuchen ab sol tun“ [2]). Dieselben entsagen ihren Ansprüchen auf den Hof zu Nieder-Strogen, der in „unserm Vrbarpuch funden ward, und schaffen, dass wenn derselb Hof in einem unserer „Vrbarpuche“ erfunden wurde, das ab und todt seyn soll“ [3]). Unter diesen „Urbarpuchen“ sind eben die hier abgedruckten gemeint, so wie eines aus dem Anfange des XIV. Jahrhunderts, welches des nämlichen Inhaltes ist, d. h. außer den Dominical-Renten auch andere Einkünfte vorführt. Daher ist der Titel „Urbarium“ vollkommen richtig.

1) Im litterar. Centralblatt 1853 Nro. 43.
2) Mon. B. XXI, 519.
3) Mon. B. I, 298 sq.

Auch die Bezeichnung „Saalbücher“, welche in der Vorrede zu dem vorliegenden Bande mit Bezug auf die daselbst abgedruckten Urbarien gebraucht wurde, wird für unrichtig befunden, und hiebey erklärt, daß das Saalbuch im 12. und 13. Jahrhundert der liber traditionum, Schenkungsbuch, sey. Es wird hier nur im Vorbeygehen bemerkt, daß Ritter Heinrich von Lang [4]) und Buchner [5]), welche in mittelalterlichen Dingen vielleicht besser unterrichtet sind als der namenlose Kritiker, und jedenfalls ausreichende Proben hievon abgelegt haben, die fraglichen Urbarien „Saalbücher“ benannten; dazu soll aus Urkunden nachgewiesen werden, daß man in Bayern, jedenfalls in Altbayern, unter Saalbüchern nicht die libri traditionum, sondern die Urbarien verstanden und zum Theil eben die darunter begriffen hat, welche hier abgedruckt sind, wie aus nachfolgenden Documenten, welche, wenn es erforderlich wäre, leicht vermehrt werden könnten, hervorgeht. Herzog Rudolph in Bayern gibt Chunraden und Ulrichen von Sachsenhausen zu rechtem Lehen Leut und Gut zu Alswanch, Snait und Waldleiten, welche ihnen schon sein Vater Herzog Ludwig zu einer Wiederlegung ihrer Aigengüter zu Rodmanstal und Waißmain in Franken verliehen hatte. „Davon wellen wir, so lautet der Schluß dieser Urkunde, ob die vorgenannten leut und gut in vnsern Salpuchen geschriben sind, daz in daz unschedlich sei [6]).“ Diese Urkunde bezieht sich speciell auf das in dem vorliegenden Band abgedruckte Urbarium Baiuwariae superioris, nämlich auf den Eintrag S. 203 sqq. und es ist derselbe auch zufolge der in der angeführten Urkunde gemachten Zusage durchstrichen, also delirt worden. Hieher gehört auch die Urkunde, durch welche Kaiser Ludwig an das Kloster Beurberg die Vogteien zu Aych, Ebrolfingen und Erhartsberg um einen Hof zu Hugolfingen und ein Lehen zu Streitberg vertauscht mit dem Anfügen: „waer auch daz die vogtay der vorgenannten dreyer gut in vnsern Salpuchen erfunden wird, wellen wir, daz daz chain chraft hab“ [7]). Auch diese Urkunde bezieht sich direct und ausschließlich auf das nämliche Urbar, wie daraus hervorgeht, daß dieser Tausch eben dort (S. 296) und zwar, wie es scheint, von der nämlichen Hand, welche jene Urkunde geschrieben hat, angemerkt worden ist. Die Notare des Herzogs Rudolph und des Kaisers Ludwig waren in mittelalterlichen Dingen vielleicht doch besser unterrichtet, als der Kritiker vom Jahre 1853, und wenn jene sich erlauben durften die hier abgedruckten Urbarien „Saalbücher“ [8]) zu nennen, so begreift jedermann, daß der Tadel, welcher den Vorredner eben deßwegen getroffen, ein völlig unbefugter ist. Zum Beweise, daß unter Saalbuch ein liber traditionum zu verstehen sey, verweist der Kritiker auf Mon. B. XI, 18, allein wenn diese Stelle die Behauptung desselben unterstützen soll, so muß vorerst noch der Beweis geliefert werden, daß der dort angeführte liber, qui dicitur Saalbuch, kein Urbar, sondern ein codex traditionum war, was aus der eingeflochtenen historischen Notiz keineswegs geschlossen werden kann und darf. Ein auch nur oberflächlicher Blick in die im vorliegenden Bande publicirten Urbarien genügt, um zur Einsicht zu gelangen, daß in denselben, wie mehr oder minder in allen übrigen Urbarien, ähnliche Notizen eingeflochten sind, daß daher diese für sich allein nicht berechtigen, auf einen codex traditionum zu schließen. Ein Beleg hiefür wird genügen; wer noch mehrere verlangt, kann in den hier zu besprechenden Urbarien ohne vieles Suchen hunderte auffinden: bona comitis de Hadmarsberg, quae con-

4) Bayer. Jahrb. S. 284.
5) Bayer. Gesch. V, 126.
6) G. zu München 1315 am Sonntag nach dem Ostertag. Lang Reg. B. V, 301. Hier nach dem Originale.
7) Mon. B. VI, 423.
8) In dem Fragmente eines Urbars aus dem Ende des 13. Jahrhunderts findet sich am Schluße der Aufzählung verschiedener Renten folgende Bemerkung: ob man si aber vinde an dem Salbuch dez wen ich nicht. Auf dem Vorsetzblatte des hier abgedruckten urbarium viced. Lengenfeld steht von einer Hand des Jahres 1470 folgende Notiz: Das ist das alt Salpuch das kunig Ludwig hat lafsen machen.

tulit domnus episcopus Frisingensis iusto feudo domino Ludowico duci (S. 260).

Die Zeit, welcher das älteste in deutscher Sprache abgefaßte Saalbuch angehört, das hier nach dem Vorgange des Ritters Heinrich von Lang [9]) ungefähr in das Jahr **1240** gesetzt, also dem Herzog Otto dem Erlauchten zugeschrieben wird, kann wohl kaum mit Sicherheit genauer ermittelt werden, daher auch die Ansichten, welche hierüber im Umlaufe sind, sehr weit (v. J. **1209 — 1248**) auseinandergehen. So viel ist wohl unzweifelhaft gewiß, daß dieses Saalbuch nicht nach dem Jahre **1242** angefertiget wurde, wie aus dem Umstande geschlossen werden kann, daß die Besitzungen der Grafen von Bogen, welche nach deren Absterben, wie bekannt, dem herzoglichen Hause anfielen, darin noch nicht verzeichnet sind, jedoch auch nicht vor dem Jahre **1217**, indem darin die Besitzungen der Grafen von Wellburg, deren letzter, Ulrich, im erwähnten Jahre an einem Kreuzzug in's gelobte Land Theil nahm [10]), aber, wie zu vermuthen ist, nicht wieder zurück kam, da er nach jener Zeit nicht mehr zum Vorscheine kommt, aufgeführt sind. Diese beyden äussersten Gränzen werden sich übrigens um ein namhaftes einander näher rücken lassen, wie im Nachstehenden versucht wird. Herzog Otto der Erlauchte versetzte [11]) das Prädium Gastein i. J. **1241** an den Erzbischof Eberhart von Salzburg und es wurde nicht mehr eingelöst, vielmehr in der Folge an das Erzstift förmlich abgetreten. Im Saalbuche kommt jedoch Gastein noch als ein eigenes Amt vor und es wird dort dieser Versetzung nicht gedacht, wie sonst zu geschehen pflegte, daher wohl der Schluß erlaubt ist, daß dasselbe schon vor dem Jahre **1241** abgefaßt wurde, um so mehr als Gründe vorhanden sind, welche die Abfassung noch weiter hinauf rücken lassen, wie aus der Urkunde des Herzogs Otto des Erlauchten v. **23. May 1235** hervorgeht [12]), zu Folge welcher er dem Kloster Kubach bestätiget,

9) A. a. O.

10) Herm. Altah. ad an. **1217**. Boehmer fontes II, 497. Kurz Beytr. IV. 468.

11) Kleinmayern Juvav. S. 268 not. d.

12) Mon. B. XI, 534. Scheid origg. Quelf. II, 229.

daß sein Vater zu Gunsten desselben auf die Steuern und Gerichtswändel, welche in der Pfarrey Kubach anfielen, verzichtete, indem hievon in Uebereinstimmung mit der erwähnten Urkunde von diesen Einnahmen im Saalbuche keine Meldung gemacht wird. Da ferner Herzog Otto der Erlauchte dem Kloster Aldersbach in einer Urkunde v. J. **1231** die Zehenden zu Landau und Dekkendorf, welche sein Vater Ludwig demselben geschenkt hatte, bestätiget [13]), und da entsprechend diesem Documente, die erwähnten Zehende auch in dem Saalbuche nicht verzeichnet sind, so dürfte darin ein Fingerzeig liegen, daß die Abfassung desselben noch in die Regierung des Herzogs Ludwig des Kelheimers fällt. Diese Vermuthung wird durch folgenden Umstand unterstützt. Das in Rede stehende Saalbuch ist das nämliche, welches in dem urbarium Baiuwariae superioris (S. 505) als „liber antiquus“ bezeichnet ist, wie aus der Vergleichung der beyden bezüglichen Stellen (S. **108** u. 505) hervorgeht, daher das erste und älteste Bayerns, welchem sich das „nev puoch“ anschließt, dessen im nämlichen Saalbuche (S. **497**) gedacht ist, welches jedoch verloren gegangen oder jedenfalls zur Zeit noch nicht aufgefunden ist. Da letzteres, wie vermuthet werden kann, der Regierung des Herzogs Otto des Erlauchten angehört, indem es obiger Bezeichnung gemäß zwischen das urbarium antiquissimum und das urbarium posterius zu setzen ist, so darf wohl angenommen werden, daß ersteres noch bey Lebzeiten des Herzogs Ludwig des Kelheimers abgefaßt wurde, und zwar vielleicht schon vor dem Jahre **1228**; denn die Zehenden von den Gütern des Grafen Kalhoch von Kirchberg, welche dem Herzog Ludwig wahrscheinlich auf Grund einer Schenkung von Seite desselben anfielen, und von dem Herzog dem Neustift in Freysing i. J. **1228** vermacht wurden [14]), sind in dem Saalbuche noch verzeichnet (S. **42**); nur ist freylich nicht gewiß, daß die erwähnten Güter Gegenstand der bezeichneten Schenkung waren, doch kann dieß vermuthet werden, weil nicht bekannt ist, daß der Herzog Ludwig dieselben auf eine andere Weise erhalten habe, namentlich nicht in Folge der

13) Mon. B. V, 371.

14) Mon. B. IX, 577.

Erbschaft, da, waren die Kirchberge zur Zeit der Abfassung des Saalbuches schon ausgestorben, mehrere Güter daselbst eingetragen seyn müßten. Damit stimmt überein, daß die Besitzungen der Grafen von Liebenau, welche i. J. 1229 ausstarben [15]), in dem fraglichen Saalbuche mit Ausnahme einer Vogtei zu Liebenau noch nicht verzeichnet sind. Da ferner der Hof Slaitwise, den Herzog Ludwig i. J. 1227 vom Kloster Weltenburg durch Tausch erwarb [16]), dort noch nicht erwähnt ist, dagegen die Prädien Mätingen und Neurating, welche derselbe i. J. 1225 dem Kloster Prüfening abtrat, in diesem Saalbuche nicht mehr vorkommen, wäre die Abfassung in das Jahr 1226 zu setzen. Es ist nicht zu bemerken erforderlich, daß diese Conjecturen keine Beweise sind, daß demnach als völlig bestimmte Gränzpunkte nur die Jahre 1217 und 1242 angesehen werden können.

Eine andere Frage ist die, ob der vorhandene Codex als Original zu betrachten ist? Ritter Heinrich von Lang hält ihn für eine Uebersetzung des ursprünglich in lateinischer Sprache abgefaßten Originales, und ist der Ansicht, daß sie zu Anfang des 14. Jahrh. angefertiget wurde [17]), ohne jedoch zureichende Gründe für diese Ansicht beyzubringen. Es mag erlaubt seyn, die Vermuthung auszusprechen, daß dieses Manuscript zwar allerdings nicht das Original, doch aber auch keine Uebersetzung, sondern eine modernisirte Abschrift sey, und zwar in Ermanglung eines stärkeren Beweises aus dem Grunde, weil nicht wohl anzunehmen ist, daß ein Uebersetzer so viele Schreibfehler, welche nicht bloß auf einzelne Buchstaben sich beschränken, sondern auf ganze Worte sich ausdehnen, und so zahlreiche Auslassungen, wie auf der anderen Seite so viele Verdopplungen einzelner Worte verschuldet haben würde. Die Zeit, in welcher diese muthmaßliche Abschrift angefertiget wurde, ist wohl kaum genau festzustellen, da die Schriftformen nicht selten sehr trügerisch sind. Die erheblichsten Schreibfehler und Auslassungen wurden in den Noten bemerklich gemacht oder abcorrigirt, jedoch nicht ohne dieß ausdrücklich zu bemerken, was der Kritiker, von dem schon die Rede war, für überflüssig erklärt, während er im Widerspruche hiemit tadelt, daß nicht alle Schreibfehler, auch die, welche augenfällig, oder als solche gar nicht zu betrachten sind, wie z. B. halp statt halb, abgeändert oder angezeigt wurden. Wenn z. B. in den Noten bemerkt ist, daß statt „lehen“ (S. 96) „pfenninge“ oder „Schillinge“, daß statt „haben“ (S. 68) halben, statt „den“ (S. 93) div, statt „ainen“ lehen (S. 121) ain lehen zu lesen sey, so sollen diese wie alle übrigen ähnlichen Bemerkungen überflüssig seyn; doch werden ihm alle jene nicht beystimmen, welche der richtigen Ansicht sind, daß an Originalien nicht willkührliche Aenderungen vorgenommen werden dürfen, und daß dieß, wenn es geschieht, ausdrücklich bemerkt werden müsse. Der Kritiker wird hier so ziemlich allein stehen. Wenn derselbe erklärt, daß der Stelle S. 30, zu welcher in der Note bemerkt ist: „dubia lectio“, durch Interpunction zu helfen gewesen wäre, so hat er übersehen, daß diese Bemerkung sich ausschließlich auf das Wort „genannt“ bezieht, weil dieses die Urschrift nicht mit Bestimmtheit als das richtige erscheinen läßt, woraus dann hervorgeht, daß durch Interpunction nicht geholfen werden konnte. Derselbe erklärt die Anmerkung S. 135: „originale saepissime confundit casus“ für kindisch, weil dieß auf 100 Seiten schon oft der Fall war; wer indessen nachschlagen will, wird finden, daß auf diesen 100 Seiten das in deutscher Sprache abgefaßte Urbar abgedruckt ist, auf welches sich begreiflicher Weise diese Note nicht beziehen kann, sondern nur auf das erste in lateinischer Sprache angefertigte, daher denn auch dieselbe da steht, wo sie allein einen Sinn hat, nämlich zu Anfang des letzt genannten Urbars.

(Schluß folgt.)

15) Mon. B. II, 133. 159.
16) Mon. B. XIII, 364.
17) A. a. O.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1853 Nr. 50.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 7. Dezember.
Nro. 72. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1853.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der historischen Classe am 19. Nov.

(Fortsetzung.)

Wenn zu der Stelle: „ain swin daz sehzic wert ist“ (S. 35) in der Note bemerkt wurde, daß hier ohne Zweifel das Wort „pfenninge“ ausgefallen; wenn angemerkt wurde, daß in der Urschrift „hund“ st. hvnere (S. 36) stehe; wenn zu der Stelle: „div dritte swaige div hundert kaese“ (S. 46) in der Note bemerkt wurde, daß hier „giltet“ ausgefallen; oder wenn bezüglich auf die Stelle „vier kleine metzen bonnen vnd vier arbaize“ (S. 87) in der Note gesagt wurde, daß vor dem Worte „arbaize“ das Wort „metzen“ zu ergänzen seyn dürfte, so sind alle diese und andere ähnliche Noten nach der Ansicht des Kritikers überflüßig. Andere Recensenten, weder oberflächliche noch leidenschaftliche, würden, wären diese Bemerkungen unterlassen worden, darin mit Recht Nachläßigkeit oder Druckfehler vermuthen.

Die Abfassung des „urbarium posterius“ (S. 135 flg.), welches aus drey Theilen besteht, wurde wohl mit Recht ungefähr in das Jahr 1280 gestellt, da ein bestimmtes Jahr sich wohl kaum ermitteln läßt und zudem nicht sämmtliche drey Theile zu gleicher Zeit angelegt worden seyn dürften, auch etwa nur eine Differenz von zwey Jahren sich herausstellen wird. Der erste Theil, das urbarium Baiuwariae superioris, wurde jedenfalls nicht vor dem Jahre 1279 angelegt, da die gräflich Rottenekkischen Güter, welche Herzog Ludwig im gedachten Jahre durch Kauf erworben hat [18]), in diesem Saalbuche bereits verzeichnet sind, und auch nicht nach dem Jahre 1280, da der letzte Graf von Mosburg zur Zeit der Abfassung dieses Saalbuches noch am Leben war (S. 263), jedoch schon am 3. Febr. des nächsten Jahres starb [19]).

Der zweyte Theil, das urbarium Baiuwariae transdanubianae scheint geraume Zeit nach jenem angefertiget worden zu seyn, da die „redditus bonorum castri in Waldekke“ (S. 421), welche der Herzog Ludwig i. J. 1283 von dem Landgrafen Friedrich von Leuchtenberg erkauft hat [20]), in dem fraglichen Saalbuche bereits eingetragen sind, jedoch, obgleich von der nämlichen Hand, in der letzten Stelle, und wie vermuthet werden könnte, nicht in der dem Ganzen entsprechenden Reihenfolge, so daß der Schluß, dasselbe sey bereits fertig gewesen, als der erwähnte Kauf abgeschlossen wurde, nicht unbedingt abzuweisen seyn möchte.

Der dritte Theil, das urbarium Baiuwariae inferioris, wurde gleichfalls um die nämliche Zeit angefertiget, jedenfalls nicht vor dem J. 1282, indem der Hof zu Rain, welchen Herzog Heinrich im bemerkten Jahre an Karl von Straubing ver-

18) Ried cod. ep. Ratisb. nr. 588. 589.

19) Ann. Steron. ap. Freher. I, 556. Mon. B. XV, 510.

20) Biblioth. hist. Goetting. p. 213. Lang. Reg. Bd. IV, 202.

kaufte [21]), in diesem Saalbuche noch aufgeführt ist, jedoch auch nicht nach dem Jahre 1285, wie aus folgendem Sachverhalte hervorgeht. Herzog Heinrich erwarb von dem Bischof Heinrich von Regensburg, dem letzten Grafen von Rotteneck, die Herrschaft Pfreimt und dazu auch das Dorf Iffeldorf, entsagte aber i. J. 1285 einem Hofe daselbst, nachdem ihm urkundlich nachgewiesen wurde, daß derselbe von dem Grafen Heinrich von Rotteneck, damals Archidiacon, der alten Kapelle in Regensburg gewidmet worden ist. In dem fraglichen Saalbuche sind noch sieben Höfe vorgetragen, während ein etwas älteres in Uebereinstimmung mit jener Entsagungsurkunde nur mehr sechs Höfe aufführt [22]).

Ein Kommentar, d. h. vorzugsweise eine Erklärung der veralteten Ortsnamen, eine Zurückführung derselben auf die heutigen Namensformen stellt sich allerdings als nothwendig dar, doch weiß jedermann, der sich mit ähnlichen Arbeiten beschäftiget hat, daß die Erklärung dieser Namen vielfach sehr schwierig, wo nicht unmöglich ist, theils weil viele Ortschaften ganz verschwunden sind, theils im Verlaufe andere Namen erhalten haben. So konnte z. B. das Amt „Liubezzen“ und das Schloß „Heimburg“, welche im Urbarium antiquissimum aufgeführt sind, bis zur Stunde noch nicht aufgefunden werden; und die Deutung vieler dort vorkommenden Ortschaften möchte um so schwieriger seyn, als ohne Zweifel die Schreibfehler desselben sich auch auf Ortsnamen ausgedehnt haben, wie bezüglich einzelner nachgewiesen werden kann. Ritter Heinrich von Lang hat allerdings versucht, die in den Reg. B. vorkommenden veralteten Ortsnamen zu erklären, allein hinter den meisten Deutungen findet man ein Fragezeichen, und viele Erklärungen, bey welchen jenes fehlt, stellen sich als unrichtig dar, sind also nur geeignet, irre zu führen.

Wer nicht Gelegenheit hat, die Originale mit dem Drucke zu vergleichen, wird in der Vergleichung jener Stücke, welche in mehreren Druckschriften zum Theil schon längst bekannt gemacht sind, (z. B. in Westenrieder's glossarium, Lori's Lechrain, Fink's geöffneten Archiven) für die Beurtheilung der Correktheit desselben die erforderlichen Anhaltspunkte finden, eben so in der in Rede stehenden Recension, dessen Verfasser nicht mehr als acht Druckfehler einschlüßlich eines bereits am Schlusse des Bandes berichtigten auffinden konnte, zudem höchst armselige Druckfehler, wie Sehillinge st. Schillinge, Ls st. Es, siguli st. singuli, deren so nachdrucksames Hervorheben allerdings als „kindisch“ erscheint.

21) Nach einer Urk. d. Lanzhut 1282 feria IV in hebdomate pasche, welche sich in einem Urbar findet.

22) Vergl. Abhandl. der hist. Klasse Bd. VI (die Landgrafen von Leuchtenberg S. 10 flg.).

2. Herr Professor Dr. Kunstmann trug folgenden Aufsatz

Ueber die Karte des Jrcharius vor.

Auf der königlichen Bibliothek zu Regensburg befindet sich eine Karte, welche schon öfter Aufmerksamkeit erregt hat, bisher aber noch nie näher besprochen worden ist.

Für die Geschichte der Geographie ist ihre Beschreibung indessen schon deßhalb wichtig, weil sie nach der Jahreszahl, welche sie an der Spitze trägt, in die Zeit der ersten Seereisen der Portugiesen fällt, aus denen so folgenreiche Entdeckungen entstanden sind, und die angegebene Jahreszahl auch bey näherer Durchsicht sich wenigstens in so weit als richtig erweist, daß keine späteren Entdeckungen auf ihr verzeichnet sind. Im Westen der azorischen Inseln ist das Wappen der vereinigten Reiche Castilien und Leon angebracht und darunter steht: Batista Ircharius Civis Janue Composuit hanc Cartam anno domini millex CCCC. XXVI de mense novembris ad reqricionē et nōīe nocē, der übrige Theil der Inschrift ist unlesbar geworden, weil er absichtlich ausgehoben ist, nur am Anfange sind noch einige Buchstaben vorhanden, welche auf das Wort regis schließen lassen.

Ueber die Person des Verfassers konnte Referent keine näheren Nachrichten finden, so daß nur

nach dem auf der Karte vorhandenen Wappen sich eine Vermuthung über die Stellung desselben äufsern läßt.

Wahrscheinlich war Ircharius ein Seemann im Dienste Castiliens, denn bekanntlich hatten Portugal und Spanien viele Genueser für ihre Flotten geworben. Darauf deutet wenigstens die Beschaffenheit der Karte hin, denn die Küstenländer sind mit großer Genauigkeit gezeichnet, während der übrige Theil der Karte nicht auf besondere geographische Kenntnisse des Verfassers schließen läßt.

Auf spanischen Ursprung weist auch der Vergleich dieser Karte mit den älteren spanischen Karten hin, welche in der neueren Zeit bekannt geworden sind. Den ersten Rang unter denselben behauptet mit Entschiedenheit die katalanische Karte, welche Buchon und Tastu vor einigen Jahren nach dem in Paris befindlichen Originale bekannt gemacht haben. *)

Sie enthält auf sechs Pergamentblättern eine Uebersicht der damaligen cosmographischen und astrologischen Kenntnisse, und eine vollständige Darstellung der vor der Entdeckung von Amerika bekannten Theile der Erde. Die Herausgeber haben sich darauf beschränkt, eine Uebersetzung des katalanischen Textes zu liefern und die Lesearten der einzelnen Namen genau herzustellen. Die Erklärung derselben nach den jetzigen Benennungen haben sie nicht durchgängig beygefügt, sondern diese Arbeit den Männern vom Fache überlassen.

Die Zeit, in welcher die katalanische Karte verfaßt seyn soll, wird verschieden bestimmt.

Die Herausgeber haben nach einer Stelle der Einleitung, in welcher die goldene Zahl des Jahres 1375 angegeben wird (p. 30), dieses Jahr als den Zeitpunkt der Abfassung angenommen.

Huon in seiner Ausgabe des Maltebrun hat sich für das vorhergehende Jahr erklärt. Ihn bestimmte hiefür der Umstand, daß auf Cypern noch eine christliche Flagge weht, während es 1375 durch den Sultan von Aegypten erobert wurde. Holmes endlich will wegen der Uebereinstimmung der katalanischen Karte mit der des Andreas Bianco von 1436 erstere bis in das Jahr 1440 zurücksetzen.

Letzterer Annahme widerspricht außer andern Gründen schon das Daseyn der Karte des Mathias von Villadestes vom Jahre 1413 und unsere Regensburger Karte, welche beyde, wenn auch mit mehrfachen Abweichungen die Benützung der katalanischen von 1375 darthun, von der sich freylich bis jetzt nicht bestimmen läßt, ob sie nach dem Originale oder nach einer späteren Umarbeitung derselben geschah. Von ersterer haben wir bisher nur wenige Nachrichten, deren kärgliche Mittheilung um so mehr zu bedauern ist, als sich durch sie manche fragliche Lesart der katalanischen Karte von 1375 wahrscheinlich verbessern und zugleich das Verhältniß bestimmen ließe, in welchem die Karte des Ircharius zu den älteren spanischen Karten steht.

Villanueva fand sie auf seiner literarischen Reise durch Spanien im Karthäuserkloster Val de Christo bey Segorve.

Nach dem all zu kurzen Berichte, welchen er von ihr erstattet, enthält sie die damals bekannten Theile der Erde, nämlich die Küsten von Europa und Afrika bis zur Guinea mit den angrenzenden Theilen von Asien.

An der Westküste von Afrika sollen sich nicht nur die canarischen Inseln, sondern auch die Inseln von Cabo Verde befinden.

Diese Mittheilung bedarf hinsichtlich der Inseln des grünen Vorgebirges einer genaueren Untersuchung, als sie Villa nueva vorgenommen zu haben scheint, der keine dieser Inseln namentlich angibt. *)

Seine Angabe, daß diese Inseln sich wirklich auf der Karte des Mathias de Villadestes vorfin-

*) Notices et extraits des manuscrits de la bibliothèque du roi. Paris 1843. 4. T. XIV. P. II. p. 1 seq.

*) Villanueva viage literario a las iglesias de Espanna T. IV. p. 25. Madrid 1806. 8. sagt von dieser Karte nur: comprehende todo lo descubierto hasta aquel tiempo; es à saber, las costas de Europa y las de Africa hasta la Guinea, y los confines del Asia. Por el occidente las Canarias é Islas de Cabo Verde.

den, läßt sich zwar nicht geradezu bezweifeln, es steht aber zu vermuthen, daß eine spätere Hand dieselben nachgetragen habe, weil der Name, welchen die Inseln tragen, erst von den Entdeckungen der Portugiesen herrührt.

Von diesen Entdeckungen enthält die Karte des Ircharius noch nichts. Die Resultate derselben hatten sich bis zum Jahre 1426 bekanntlich darauf beschränkt, daß die Portugiesen die Inseln Madeira, porto santo und die desertas, welche schon früher bekannt waren, wieder fanden. Von diesen Inseln trägt Madeira bey Ircharius den älteren Namen do legname, woraus sich schließen läßt, daß er auch die anderen Inseln nur aus älteren Quellen kannte.

Ein Maaßstab, nach welchem Ircharius seine Karte zeichnete, läßt sich nicht bestimmen, sie ist ohne Projection abgefaßt, nach dem in Regensburg befindlichen Exemplare unvollendet und enthält mit Ausnahme einer zu Asien gehörigen Insel nur einen großen Theil von Afrika und Europa.

Die Westküste Afrika's erstreckt sich über das Cap Bojador, hier cavo de buyeder genannt, hinaus. Von Messa bis zum Cap Bojador sind an der Küste folgende Namen verzeichnet: agillom, Alganzir, Samotamat, Sumam, Cavo de no, meiust, himiffim, Ansullim, Albet nul, Cavo de sabro, plagie atrenosse, vtem ylle, cavo de buyede.

Südlich vom Cap Bojador liegen noch buyeder, die Stadt Teget, Danom, Abaeh und die Stadt Temesgida. Neben letzterer stehen die Worte: Ad istas partes sunt plagie arenose et deserte valde magne et ydio terra Ista sciliscet maritima est pro maiori parte inhabitata nixi (nisi) hominibus piscatoribus qui sunt nigri et semper vadunt nudi. Et ita dicunt quod quanta milliaria erant (?) ....., tantas passus habebitur de finibus. In istis namque locis ..... inveniiuntur (?) Quae etiam? Miliaria (?) .....

Oestlich von der Stadt Teget liegen von Süden gegen Norden bis zur Kette des Atlas die Städte hubendach, texir, neben welcher zwey Strauße gezeichnet sind, almara, togost und mascarota. Nördlich von letzterer ist in der Kette des Atlas ein Durchschnitt angebracht, der nördlich nach der Stadt marocho führt, im Süden dieses Durchschnittes aber steht: iste locus vocatur vallis de sus. Weiter östlich liegen die Städte: tacorom, tigilmesse zaiton, Tamantit, tebelbet und Tegur.

Die Stadt tigilmesse, offenbar Sedgelmessa, ist in die Mitte eines Sees gezeichnet, aus welchem sich nach jeder Himmelsgegend ein Fluß ergießt; an dem östlichen Flusse liegt Tamantit. Der nach Süden sich mündende Fluß bildet bald darauf einen See, aus dem gleichfalls drey Flüsse entstehen, der südliche theilt sich in drey Arme, an dem westlichen liegt tacorom, an dem östlichen tebelbet.

Ueber den Städten texir, tacorom und Tegur wehen Fahnen, in deren Mitte ein Dreyeck gezeichnet ist.

Weiter gegen Osten folgt immer im Süden des Atlas, dessen Kette mit Palmbäumen geziert ist, und die ganze Breite des hier befindlichen Afrika bis auf einen kleinen Theil einnimmt, die Inschrift: Tota Ista montanea In longitudine vocatur Carena per serasenos et per christianos vocatur monte claris; et debetis scire quod in ista montanea sunt multe bone Civitates et multa bona castra semet ipsis bellantur et est habundancia panis et vini olley et bonorum fructorum et multarum bestiarum. Ad quam montaneam vadunt aliqui seraseni in pelegrinagio ad civitatem de mecha tamquam (?) videndi sepulturam machometi profetae eorum.

(Schluß folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1853 Nr. 50.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 9. Dezember.
Nro. 73. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1853.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der historischen Classe am **19.** Nov.

(Schluß.)

Unter dieser Inschrift steht mit ausgezeichneter Schrift Africa und gleich darauf folgt: Africa vocata est tercia pars mondi racione Cujusdam Regis Affer filii Abrae, qui dominabatur ea que Incipit In partibus egipti juxta fluvium de la Rarixu (?) et finit in Gazolla videlicet a cavo de bayeder occidentalis et comprehendit totam barbariam de longitudinem usque in civitatem Alexandriam et cirus (?) circha totum méridiem. Unter dieser Inschrift sind zwey Dromedare gezeichnet, welche von einem Neger mit einem Palmzweige getrieben werden.

Ueber derselben befinden sich die Städte macara, Almexia, bescara, tacart, tauxer. Von da liegen in östlicher Richtung bis zum Schlusse der Kette des Atlas die Städte catifalehebir, Anzicha, Buda, vgar und taxer. Auf jeder der beyden letzteren weht eine Fahne mit einem Palmbaume. An dem Küstenstriche von Messa bis Barca sind gleichfalls mehrere Städte durch Fahnen mit verschiedenen Symbolen ausgezeichnet.

Auf Marocco weht eine Fahne mit einem Schachbrette, auf Ceuta die portugiesische Fahne mit den fünf Kugeln, auf Tlemsen eine Fahne mit dem Halbmonde, auf Bugia eine solche mit einer Armbrust, auf Bona eine Fahne mit dem Halbmonde, auf Tunis eine ähnliche, auf der aber außerdem noch die Fahne des Propheten gezeichnet ist, auf Sfax (tachiss) dieselbe, auf Cassa (capissi) wieder der Halbmond, auf Tripolis eine Fahne mit einem Palmbaume und zwey Schlüsseln, auf tolometta eine Fahne mit doppelter Flagge.

Mit Barka schließt der hier befindliche Theil von Afrika, die letzten der hier verzeichneten Namen sind Insulla de columbis, p. albretom, langufft, lagu segio, Insula de callecha.

Die Inschrift über dem Atlas ist größtentheils aus der katalanischen Karte von 1375 entnommen, der Schluß derselben aber findet sich schon auf der Karte im Museum des Kardinal Borgia *).

Die Beschreibung der Küste von Messa bis zum Cap Bojador enthält auf der katalanischen Karte mehr Namen als auf der des Ircharius. Südlich vom Atlas ist letzterer offenbar einer anderen Quelle gefolgt, denn es fehlen bey ihm Melli, Sudam, Tenbuch ꝛc., welche dort verzeichnet und mit Abbildungen begleitet sind.

Ircharius hat dagegen die Karavanenstationen teget (Taigus) und tagost (Taidant) aufgenommen, welche auf der katalanischen Karte fehlen, sich aber gleichfalls schon auf der eben erwähnten im Museum des Kardinal Borgia befinden **)

*) Man vergleiche Notices et extraits l. c. pag. 76 und Santarem essai sur l'histoire de la cosmographie et de la cartographie pendant le moyen-age et sur les progrès de la géographie après les grandes decouvertes du XVe siècle. Paris 1852. 8. t. III. p. 289.

**) Santarem a. a. O. p. 291.

Welche Quellen ihm neben der katalanischen Karte von 1375 zugänglich waren, läßt sich bey den wenigen Nachrichten, welche wir über die spanischen Karten aus dem Zeitraume von 1375—1426, wenigstens bisher besitzen, nicht näher bestimmen vielleicht geben die in Aussicht stehende Abhandlung von Rossi über eine gleichzeitige Karte im Museum Bourbon zu Neapel und die Erläuterungen, welche Santarem im nächst folgenden Bande zur katalanischen Karte von 1375 versprochen hat, hierüber nähere Aufschlüsse.

Die Fahnen auf den Städten von Marocco bis Tolometta sind beynahe dieselben wie auf der katalanischen Karte von 1375; ob sie mit Ausnahme der maroccanischen und portugiesischen wirklich den bezeichneten Städten angehören oder nur symbolische Andeutungen enthalten sollen, wird die von d'Avezac hierüber verheißene Untersuchung zeigen.

Im Westen Europa's sind die Azoren in drey Gruppen angegeben, die nördlichste bilden: Insulla de corvo marini (Corvo) und li conigi (Flores); die mittlere: San zorzo (San Jorge) Insulla de ventura (Pico), collonbi (Fayal) und Insula de brazil (Terceira).

Südlich von dieser liegt eine dritte Gruppe, welche von den beyden Inseln Capraria und Lono gebildet wird.

Weiter gegen Süden folgen unter der Ueberschrift: Insulle fortunate santi Brandany die Inseln Porto sancto, Insulla de legname (Madeira), Insulle deserte, insulle salvayge und die kanarischen Inseln. Letztere sind wieder in zwey Gruppen getheilt, zur östlichen gehören Gracioza, allegranza, rocho (Rocquete de l'Oeste), Lansarote mit dem Wappen Genua's und dem Beysatze maroxello; ferner vegi marin (Lobos), forte ventura mit porto pravo und podio nigro und Canaria; zur westlichen gehören: Insulla de inferno, auf welcher der Pico angezeigt ist, Gomera, Insulla de palma und Insulla de ferro.

Auf der katalanischen Karte von 1375 sind nur zwey Gruppen der Azoren angegeben, die nördlichste ist eben so bezeichnet wie bey Irchartus, die mittlere besteht gleichfalls aus den schon erwähnten vier Inseln, von denen nur Pico abweichend insula de la ventira genannt wird. Die dritte Gruppe fehlt ganz, eben so die Ueberschrift: Inseln des hl. Brandan für die Inselgruppe von Madeira und die kanarischen Inseln. Diese letzteren sind mit Ausnahme der beyden Zusätze zu Forte ventura und einigen geringeren Abweichungen gerade so bezeichnet. Das Eigenthümliche unserer Karte besteht also in der dritten Gruppe der Azoren, welche von den beyden Inseln Capraria und Lono gebildet wird, von denen der Lage nach, welche ihnen hier gegeben ist, die erstere nur die Insel St. Miguel, die letztere nur St. Maria seyn kann.

Auf der italiänischen Karte von 1351, welche Baldelli herausgegeben hat, findet sich diese dritte Gruppe der Azoren eben so angegeben, beyde Inseln sind aber mit dem gemeinschaftlichen Namen Insule de cabrera verzeichnet.

Auf dem Atlas in der Bibliothek Pinelli, welchen Santarem in die Jahre 1380—1400 setzt, befindet sich, wie Letzterer in einer Note zu Azurara's Chronik bemerkt, gleichfalls eine Insel Caprana.

Im fünfzehnten Jahrhunderte kommen beyde Inseln auch in portugiesischen Urkunden vor. In der Schenkungsurkunde vom 3. Dezember 1460, durch welche König Alphons V. dem Infanten Ferdinand die Azoren nebst mehreren andern Inseln mit denselben Rechten abtrat, mit denen sie der Infant Heinrich besaß, wird nach den übrigen Inseln eine Insel Lana aufgezählt, welche vielleicht die Insel Lono unserer Karte seyn dürfte *).

Bey keinem der portugiesischen Schriftsteller findet sich aber irgend eine Nachricht, daß der Infant jemals in den Besitz dieser Insel gekommen wäre. Im Testamente des Infanten Heinrich vom 22. October desselben Jahres ist sie noch nicht erwähnt.

Zwey Jahre darauf erließ aber König Alphons V. am 19. Februar 1462 eine Urkunde, welche über

*) Sousa Provas da historia genealogica da casa real portugueza. Lisboa 1739. 4. T. I. p. 563.

die Inseln Capraria und Lono verfügt und für die Geschichte der Veränderungen, welche überhaupt mit dem Namen der Inseln vorgenommen wurden, ein merkwürdiges Aktenstück bildet *).

In jenen Theilen des Oceans, sagt Alphons V. in dieser Urkunde, deren Eroberung uns der heilige Vater genehmigt hat, sind neuerdings zwey Inseln aufgefunden worden, welche noch nicht bevölkert und auch von uns bisher an Niemanden verliehen worden sind, um sie zu bevölkern und zu benützen. Diese Inseln sind nach der Seekarte, die eine Insel Lono, die andere Capraria genannt **).

Da es nun uns zusteht, fährt Alphons V. fort, Oedes und Unbenütztes bevölkern und benützen zu lassen und Joham Vogado, ein Edelmann unsres Hauses, uns sehr gut gedient hatte, so schenken wir ihm und seinen Nachkommen diese Inseln in erblicher und unwiderruflicher Weise.

Die Gerichtsbarkeit über die zu erwartende Bevölkerung wurde, wie es damals herkömmlich war, dem Beschenkten in der Art verliehen, daß der König sich nur die Fällung der Todesstrafe oder der Verstümmelung der Glieder vorbehielt. Die künftigen Bewohner der Inseln sollten, um die Ansiedlung zu heben, dieselben Privilegien erhalten, welche die Colonisten auf Madeira bereits besaßen.

Endlich erhielt Joham Vogado auch noch Vollmacht, für die Inseln ein eigenes Ortsgesetz (foral) zu geben und die Richter des Königs wurden gewarnt, sich wie immer in die Handlungen des neuen Capitain's und seiner Untergebenen einzumischen.

Die königliche Schenkung gründete sich, wie wir gesehen haben, nur auf eine Seekarte, auf welcher, gleich der unsrigen, die Inseln Capraria und Lono verzeichnet waren; eine Besitznahme dieser Inseln, eine Untersuchung ihrer Beschaffenheit u. s. w. hatte durchaus nicht stattgefunden.

*) Diese Urkunde ist abgedruckt in memoria historica sobre o intentado descobrimento de uma supposta ilha ao norte da Terceira nos annos 1649 — 1770 etc. por Bernardino José de Senna Freitas. Lisboa 1845 gr. 8. pag. 34 sq.

**) As quaames segundo a carta de marear sam chamadas huma a ilha lono, e a outra capraria.

Die Seekarte selbst aber, nach welcher die Schenkung gemacht wurde, kann die Lage der Inseln nicht so genau angegeben haben, wie es auf der des Ircharius geschehen ist, denn Alphons V. und sein Kanzler müßten sich sonst davon überzeugt haben, daß hier dieselben zwey Inseln auf das Neue verschenkt wurden, welche zwey Jahre zuvor der Infant Ferdinand unter den Benennungen St. Miguel und St. Maria erhalten hatte.

Da diese Inseln bereits im Besitze des Infanten waren, so war für die Schenkung kein Gegenstand mehr vorhanden und hieraus erklärt sich am besten, warum Johann Vogado niemals in den Besitz der Inseln gelangen konnte, die er hätte bevölkern sollen, und die Schenkung somit erfolglos bleiben mußte.

Die Insel, welche gegenwärtig Terceira, früher Jesu Christo genannt wurde, ist auf der Karte des Ircharius wie auf älteren Karten mit dem Namen insula de brazil bezeichnet, während auf der Karte der Gebrüder Pizigani von 1367 sogar alle azorischen Inseln mit als insulae do bracir bezeichnet werden.

Der Name brazil oder bracir steht hier wahrscheinlich als Gattungsname für Färbeholz oder Färbepflanze. Zu letzterer gehört die ursella, welche auf den azorischen Inseln wächst und schon frühzeitig einen Handelsartikel bildete. Der Name brasil hat sich auf der Insel Terceira bis zur Gegenwart erhalten, da das Vorgebirge, auf welchem die Festung S. Joāō Baptista liegt, den Namen monte Brasil führt *).

Ircharius hat aber außerdem westlich von Irland eine große Insel angezeigt, welche gleichfalls Insula de brazil genannt ist. Wahrscheinlich wollte er damit die Insel Antilia bezeichnen, hinsichtlich welcher Referent auf die Untersuchung von d' Avezac über die phantastischen Inseln des Mittelalters (nou-

*) Die corographia açorica Lisboa 1822. 8. p. 87 sagt von dieser Festung: ella occupa o grande monte Brazil de legua de circumferenzia, e n' a altura d'uma milha, pegado no meio da cidade quasi por um isthmo e virado ao sueste.

velles annales des voyages Jahrgg. 1845 t. I. p. 61 seq.) verweisen muß.

Im Westen der französischen Küste ist eine kleinere Insel in Form eines Halbkreises angegeben, welche sich auch auf der katalanischen Karte von 1375 befindet und den Namen insula de Mam trägt. Die heutige Insel Man kann nicht damit gemeint seyn, denn ihre Lage ist auf beyden Karten zwischen Irland und Schottland richtig angegeben.

Nach d'Avezac führt sie auf den Karten von Beccaria (1435) und Pareto (1455) auch den Namen Tanmar und gehört mit den vorgeblichen Inseln Antilia, Royllo und S. Atanagio zu einer Gruppe, welche im Mittelalter den Namen insulae de novo repertae trug.

Im Norden Europa's steht die Inschrift: Europa est tercia pars mondi et Incipit a fluvio de la tana pro nomine et comprehendit totam partem tramontane et finit in Gallicia ad capud finistere occidentalis et comprehendit totam ripperiam maris cirus (?) circha.

Schottland ist noch ganz gezeichnet, jedoch finden sich nur wenige Namen an den Küsten angegeben, an der Westküste stehen nur: Donffres (Dumfries) und Insulla sarrz.

An der Ostküste dagegen stehen: danbor, (Dumbar), tueda (Tweed), beruhic (Berwick), cavo dorada (Cap Dor), fert (Firth), roehbrueh (Roxburg), lataya (?) Donde (Dunder) Insti de til (?), dann heißt es: hic est finis cotie.

Südlich von der Mündung der Elbe steht ollanda; nördlich von derselben sind an der Küste angegeben: vangaroga, leullie, frixa, equa ullie, Rippis, weiter gegen Norden steht dacia. Der übrige Raum ist leer gelassen, erst bey der Stadt Prag steht südlich von der Elbe: mons boemorum und östlich von derselben ist in Form eines Halbkreises ein Gebirge gezeichnet, auf welchem die Elbe entspringt.

Im Osten desselben steht: Boemya und weiter östlich die Stadt posenium. Nördlich von dieser finden sich die Worte Ducatus Baverie rnd von da in derselben Breite bis zum flumen turlo: santa maria, sevy, leo und ramisvar.

Die Karte ist hier unvollendet, denn die westliche Küste des schwarzen Meeres, für welche noch Raum genug vorhanden wäre, fehlt.

Die Gränze vom flumen turlo (Dniester) bis zum cavo de lipay (Cap Palo) bilden die Namen canada, vellachia, vecina, Bongara, Macedo, bosina, scopi, welche sämmtlich mit Ausnahme von vellachia und Bongara als Städte gezeichnet sind.

Südlich vom Cap Palo ist die Küste von Durazo bis zum Peloponnes mit Namen bedeckt, letzterer führt den Namen Moree.

Oestlich von demselben sind noch angegeben die Inseln Gaydelon ne (nesos?), macronaso (Gaidronisia, Macronissa?) und Albara.

Von Asien findet sich nur die Insel Candia, die sowohl an den Küsten wie im Innern mit Namen bedeckt ist. In die Mitte derselben ist der geflügelte Löwe des heiligen Marcus gezeichnet.

Von Europa sind nur die Küstenländer richtig gezeichnet, im Osten Europa's ist die katalanische Karte von 1375 weit richtiger als die des Ircharius. Auf ihr ist auch die Mündung des Dniester richtig angegeben, während bey Ircharius der Dniester, nachdem er zuerst von Westen her zwey Flüsse aufgenommen hat, unter der Bezeichnung flumen seo (Buseo?) die Insulla sirmio bildet und sich in die Donau ergießt.

Zum Schlusse dieser Anzeige muß Referent noch dem Herrn Bibliothekar Harrer und der verehrlichen Bibliothek-Commission in Regensburg seinen Dank für die freundliche Bereitwilligkeit erstatten, mit der sie ihm die Benützung dieser Karte in München durch die gütige Vermittlung der k. Hof- und Staatsbibliothek gestatteten.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1853 Nr. 52

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 12. Dezember.
Nro. 74. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1853.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

In der Sitzung der historischen Classe vom **19.** November las

3. Herr Reichs-Archivs-Sekretär Muffat eine Abhandlung:

Die Grafen von Velburg und Klamm.

Zur Erläuterung einer Stelle des Hermannus Altahensis.

Unter den Aufzeichnungen des Abtes Hermann von Niederaltaich über jene Familien, deren Erbe mit ihren Schlössern und Gütern an den Herzog Ludwig I. von Bayern und dessen Sohn Otto gediehen, ist auch

Ulricus comes de Velburch et Chlamme angeführt [1]).

Während sich bayrische Geschichtsforscher, welche gelegentlich auf die Grafen von Velburg zu sprechen kamen, begnügten, diese Stelle einfach anzuführen, ohne sich auf eine Erklärung einzulassen, mit welchem Rechte Abt Hermann den Grafen Ulrich von Velburg auch von Klamm benennen könne, hat der Umstand, daß die Erben des im untern Mühlviertel des Herzogthumes Oesterreich einst angesessenen Edelgeschlechtes der Herrn von Machland und Klamm, wie sie sich wechselsweise schrieben, unter dem gräflichen Prädikate und mit dem Beynamen von dem Schlosse Klamm als Grafen von Klamm erscheinen, bey den österreichischen Schriftstellern älterer Zeit die falsche Ansicht hervorgebracht, auch das erste Geschlecht der Herrn von Machland und Klamm als Grafen, und ihre Besitzungen als Grafschaften zu betrachten.

Erst in neuerer Zeit haben Kurz [2]) und von Meiller [3]) das Unrichtige dieser Annahme erkannt und jener nachgewiesen, daß die Herrn von Machland nicht gräflichen Standes gewesen, während letzterer die Ansicht aussprach, daß die in den Urkunden der österreichischen Landesfürsten erscheinenden

1) Jüngst wieder mitgetheilt in Böhmer's Fontes III. p. 562.

2) Im dritten Theile seiner Beyträge zur Geschichte des Landes Oesterreich ob der Enns, in der Einleitung zu der Sammlung der vorzüglichern Urkunden des Klosters Baumgartenberg, welches Otto von Machland gestiftet hatte, weist er das irrige der frühern Angaben nach. Aber auch er kann sich das Auftreten der spätern Besitzer von Klamm als Grafen nicht erklären, und möchte schließen, „daß Walchuns Nachkömmlinge, oder doch seine Nachfolger in der Herrschaft Klamm, in den Grafenstand erhoben wurden. —

3) In seinen Regesten pag. 237 Note 270 vermuthet er, die Lösung der Frage über die Grafen von Klamm stehe im Zusammenhange mit jener, was es für eine Bewendtniß mit jener Beatrix von Klamm habe, welche in der Urkunde Herzog Leopolds VI. (VII.) für Baumgartenberg vom Jahre 1209 als Wohlthäterin desselben aufgeführt wird, und stellt die Fragen: Sollte sie vielleicht eine Tochter Walchuns von Klamm seyn? und steht sie in irgend einer Verbindung mit dem in derselben Urkunde bald als comes de Klamme bald als comes de Velburg vorkommenden Otto?

Grafen von Velburg ein und demselben Geschlechte angehören, ohne jedoch seinen Ausspruch weiter zu begründen und auszuführen.

Der Zusammenhang und die Identität der unter diesen beyden Titeln erscheinenden Grafen ist aber folgender:

Im Besitze der erwähnten Schlösser, Klamm, Machland und noch mehrerer anderer, deren später noch gedacht werden wird, erscheint, wie angeführt, ein Edelgeschlecht, das in der Mitte des zwölften Jahrhunderts mit den beyden Brüdern Otto und Walchun erlosch.

Beyde waren verheurathet. Otto mit der Gräfin Jutta von Peilstein. Walchun mit einer Dame, Namens Beatrix, aus bisher unbekanntem Geschlechte.

Da Otto kinderlos war, stiftete er zwey Klöster, die Abtey Baumgartenberg und das Stift regulirter Chorherren zu Waldhausen, und übertrug die Vogtey über beyde seinem Bruder Walchun und dessen Nachkommen [4]).

Walchun hatte aber gleichfalls keine männliche Erben, sondern nur eine Tochter Namens Adelheid.

Diese ist es, welche durch ihre Vermählung mit einem Sprossen aus einem Grafenhause, einem neuen Geschlechte den Ursprung gab, das in den Gesammtnachlaß des Hauses Klamm-Machland eintretend, den gräflichen Titel, der ihm vermöge seiner Geburtsrechte zustand, auch von seinen neuerworbenen Gütern führte, und so zu der Meynung Anlaß gab, auch das erste Geschlecht der Herrn von Klamm-Machland sey gräflichen Standes gewesen.

Der Adelheit Gatte war nämlich Hermann Graf von Velburg [5]).

4) Die Urkunden beyder Klöster hat Kurz in seinen Beyträgen Bd. III u. IV mitgetheilt.

5) Der Beweis hierüber ist folgender: In der undatirten Bulle des Pabstes Lucius III. (vor 1185 bey Kurz l. c. IV. p. 478 Nr. XXVIIII.) wird angeführt, daß nobilis mulier Beatrix de Chlamb ein Hospital und Pilgrimhaus gestiftet, und mit Einwilligung ihrer Tochter Adelheid und deren Gatten H. Grafens von Velburk, u. O. des Sohnes beyder begabt habe. — Wie die hier nur mit den Anfangsbuchstaben ihrer Namen bezeichneten Vater und Sohn zu deuten seyen, tritt in einer Urkunde vom 31. May 1188 (bey Kurz III. 397 Nr. VI) klar hervor, indem darin Otto nobilis de Klamme filius Herimanni comitis erscheint, so daß, als der in der Bulle des Pabstes Lucius III. als der Adelheit Gatte angeführte H. comes de Velburk als Graf Hermann, beyder Sohn O. aber als Otto sich herausstellen.

Daß sich dieser Otto gleichfalls von Velburg geschrieben habe, gibt die angeführte Urkunde vom 31. May 1188 gleichfalls den Beweis; denn in derselben wird ihm als Otto nobilis de Klamme die Vogtey des Klosters Baumgartenberg bestätigt, und zwey Jahre später tritt er unter dem Namen Otto comes de Velburch als Vogt des gleichfalls von seinem Großoheim gestifteten Klosters Waldhausen auf.

Die Nachrichten über dieses auf dem bayerischen Nordgaue angesessenen Geschlechtes sind äußerst dürftig.

Nachdem im Beginne des zwölften Jahrhunderts ein Edler Namens Chuno von Velburg als Wohlthäter gegen das Stift Obermünster aufgetaucht war [6]), erscheinen erst nach einem Verlaufe von vierzig Jahren (1156) wieder zwey Träger dieses Namens, die Brüder Gebhard und Hermann, und zwar als Grafen von Velburg [7]), von welchen der letztere der Gatte der Adelheid von Klamm wurde.

Schon Graf Hermann legte sich von einem der mit dem Erbe seiner Gattin erworbenen klamm-machlandischen Schlössern einen neuen Titel bey, indem er sich auch Graf von Blasenstein nannte [8]).

6) Ried Cod. dipl. Ratisbon. I. p. 177.

7) Mon. Boic. XXIV. p. 33. In den Reg. Boic. I. p. 220 wird der erstere der Brüder als Gerhard aufgeführt.

8) Unter diesem Namen erscheint er im J. 1183 als Zeuge in einer Urkunde Herzog Leopolds von Oesterreich, den Streit des Klosters Neustift bey

Er erzeugte nur einen Sohn, Namens Otto, welcher vor dem Jahre 1185 schon so weit im Alter vorgerückt war, daß seines Consenses zu einer frommen Stiftung von Seite seiner Großmutter, Beatrix von Klamm, erwähnt wurde [9]).

Gleich seinem Vater nannte er sich von einem aus dem machlandischen Besitze stammenden Schlosse, und machte, als der Sohn eines Grafen, wenn gleich er noch nicht im Besitze der väterlichen Grafschaft Velburg war, Anspruch auf den gräflichen Titel, und legte sich daher den Namen Graf von Klamm bey, unter welcher Benennung er zuerst im Jahre 1186 erscheint [10]).

Doch hatte selbst damals noch der gräfliche Titel, den er sich von seiner nicht mit Grafschaftrechten begabten Herrschaft Klamm beylegte, bey seinem Landesfürsten dem Herzog von Oesterreich Anfechtung zu bestehen.

Otto hatte sich nämlich als Erbe seiner mütterlichen Güter auch die Vogtey über das Kloster Baumgartenberg angeeignet und selbe mißbraucht, so daß sich der Abt Hermann veranlaßt fand, seine Zuflucht zu Herzog Leopold V. (VI.) von Oesterreich zu nehmen, indem er aus rechtsgültigen, öffentlichen Aufzeichnungen zu beweisen suchte, daß dem Herzoge das Schutzrecht über das Kloster zustehe.

Otto mußte unterliegen und seinen Ansprüchen in die Hände des Herzogs entsagen.

Dieser übertrug ihm zwar die Vogtey wieder, da, wie er sich ausdrückte, er den Adel Otto's durch ein Ehrenrecht lieber zu erhöhen wünsche, als denselben zu mindern, gab ihm jedoch in der darüber ausgestellten Urkunde vom 31. May 1188 das gräfliche Prädikat nicht, sondern nannte ihn einfach: Otto Edlen von Klamm, Sohn des Grafen Hermann.

Otto legte gegen diese Benennung Beschwerde ein, und drang mit seinem Anspruche auf das gräfliche Prädikat, das ihm vermöge seiner Geburt zustand, durch, denn schon in einer an demselben Tage von eben demselben Herzoge Leopold V. ausgestellten Urkunde für das Kloster zum hl. Kreuz, wird Otto als Graf von Velburg unter den Zeugen aufgeführt [11]) und erscheint auch in der Folge sowohl unter diesem Titel als unter dem eines Grafen von Klamm [12]).

Freysing mit Wichard von Klamm und dessen Schwester Gerbirge betreffend. (Mon. Boic. IX. p. 568). Nach einer Aufzeichnung in den Passauer Documenten (in den Mon. Boic. XXIX[b] p. 214) hatten nobilissimi fratres Otto et Walchun de Machland et domina Petrissa außer mehreren namentlich aufgeführten Dörfern, an das Hochstift Passau übergeben: castrum Lobenberch, duo castra Chlamme, duo castra Plasenstein et omnes ministeriales ad dicta castra pertinentes aput Machlant preter Judicia. Item tradiderunt ecclesie duorum monasteriorum aduocatiam Paumgartenperge et Waldhausen u. s. w. Das Andenken an das Schloß Blasenstein erhält bis heute das Pfarrdorf S. Thomas am Blasenstein, im ehemal. Gebiete von Machland gelegen und ein Dotationsgut, womit Otto seine Stiftung Waldhausen ausgestattet hatte.

9) Siehe die in Note 5 angeführte Urkunde.

10) In dem Vertrage vom 17. Aug. 1186 zu Georgenberg bey Enns, zwischen Herzog Otochar von Steiermark und Herzog Leopold von Oesterreich in Betreff des Anfalles der Steiermark an Letztern, s. Mon. Boic. 28[b] pag. 253 Nr. 36.

11) Pez. Thes. Anecd. VI. II. p. 45 Nr. 54.

12) In nachfolgender Urkunde wird seiner gedacht:

1189. 18. May. Wien. Otto commes de Veleburg Z. i. d. U. K. Friedrich's I. f. d. Bisth. Freysing. Mon. Boic. 31[a] p. 438.

1190. 4. Merz wird erwähnt des Consenses Otnis comitis de Velburg advocati Walthusiensis. — Archiv für Kunde österr. Geschichtsquellen. Bd. IX p. 319.

1190. 25. Aug. Wien. Otto comes de Chlamme Z. i. d. U. Herzog Leopold's V. (VI.) f. d. Kl. Aldersbach. M. B. V. 360.

1192. 10. Jan. Regensburg. Otto comes de Velburch Z. i. d. U. K. Heinrich VI. für d. Hochst. Passau. Rauch SS. II. 208.

1196. 4. Febr. Entzersdorf: comes Otto de Velburg, erster Z. i. d. U. Herz. Friedrich's I. v. Oesterr. f. d. Kl. Ardagger. v. Meiller, Reg. p. 77 Nr. 4.

vor 1204. Otto comes de Velburg, Z. i. d. U. über eine vor dem Bischofe Wolfker von Passau geschehene Schankung von Tegernwang im Isengau. Reg. Boic. II p. 44 (da irrig circa 1210 angesetzt).

Aus der Urkunde des Herzog Leopold VI. (VII.) vom 31. Januar 1209 (b. Kurz III. 403) geht hervor, daß sich Otto gegen das Kloster Baum-

Er hinterließ gleichfalls nur einen Sohn, Namens Ulrich [13]), welcher in den Jahren 1202 bis 1217 in den Urkunden erwähnt wird, und sowohl den Titel Graf von Velburg als auch den eines Grafen von Klamm unangefochten führte [14]).

gartenberg, welches sich seiner als Vogt so gerne entledigt hätte, zu wiederholten Malen freygebig bezeigt habe. Ob es mit den beyden Urkunden vom 8. Aug. 1212 für S. Florian, worin noch Otto comes de Chlamme als Zeuge aufgeführt wird, seine Richtigkeit habe, lasse ich dahingestellt seyn. Nach einer undatirten Aufzeichnung in den Passauer-Documenten (Mon. Boic. 28[b] p. 174) gab „idem (Otto) comes de Chlamme unter anderm an das Bisthum totum id quod Rapoto de Schonenberch ab ipso habuit concessum, videlicet illud Waltgemerche quod est in circuitu castri Friderastein."

13) Otto pie memorie olim comes de Velburc pater istius comitis, nämlich des Grafen Ulrich von Velburg. vid. Ried. Cod. Dipl. Ratisb. I p. 280 Nr. 298.

14) Er erscheint in folgenden Urkunden:

1202. 23. Oct. Enns. Ulricus comes de Chlamme Z. i. d. U. d. Herz. Leopold VI. v. Oesterreich f. d. Kl. S. Florian. — Kurz Oesterr. unter Albrecht IV. Bd. II. S. 451 Nr. 11.

1209. 31. Jan. Baumgartenberg. Ulricus comes de Klamme, erster Z. i. d. U. d. Herz. Leopold VI. f. d. Kl. Baumgartenberg. Kurz Beytr. III. 403.

1209. 15. Oct. Wien. Ulricus c. d. Chlamme Z. i. d. U. Herzog Leopold VI. f. S. Florian. Kurz Oesterr. unter Albrecht IV. Bd. II. S. 459.

1213. 16. Juni. Wien. Ulricus c. de Chlamme Z. i. d. U. Herz. Leopolds VI. f. S. Florian. v. Meiller's Regesten p. 111 Nr. 108.

1214. . . . Eferding. U. c. de Clamme, erster Z. i. d. U. Leopold VI. f. d. Kl. Zwetl. Linck Ann. Zwetl. I. 260.

1217. . . . Neustadt. Ulricus comes de Chlamm Z. i. d. U. f. Kremsmünster. Rettenpacher Ann. Cremif. p. 173.

1217. 14. Juny. Passau. Ulricus comes de Chlam. Z. i. d. U. K. Friedrich II. f. Kremsmünster. Rettenpacher Ann. Cremif. p. 176.

1217. 15. Juny. Passau. Vlricus comes de Velburch Z. i. d. U. f. d. Salzburger Domkapitel. v. Meiller's Regest. p. 121 Nr. 148.

Ulrich war zwar vermählt, scheint aber keine Kinder erzeugt zu haben.

In Folge eines Gelübdes, das Grab des Erlösers besuchen zu wollen, führte er diese Absicht aus, als Herzog Leopold VI. (VII.) von Oesterreich im Sommer des Jahres 1217 seinen Zug nach dem gelobten Lande antrat.

Ehe sich Ulrich den Gefahren einer so weiten Reise unterzog, traf er noch die nöthigen Verfügungen über seine Besitzungen, im Falle er nicht mehr zurückkehren würde.

In diese Zeit scheint daher jene Handlung zu fallen, wodurch er seine Ansprüche auf das Schloß Helfenberg auf dem Nordgaue, in dessen Besitz sich Albrecht von Antse, nach Graf Otto's von Velburg Tode gesetzt hatte, an das Hochstift Regensburg abtrat [15]).

Auch wegen seiner Grafschaft Velburg wird er die gehörigen Vorkehrungen getroffen haben, gleich wie er es mit seinen Gütern in Oesterreich that, worüber er mit dem Herzoge sich verglich [16]).

Schon im Begriffe, seine Reise anzutreten, gedachte er auch der Kirche, und übergab mit Einwilligung seiner Gattin dem Kloster Waldhausen zum Seelenheile seiner Ahnen vier Lehengüter zu Stranzendorf zu ewigem Besitze [17]).

Ulrich kehrte von seiner Pilgerreise nicht wieder heim; jenseits des Meeres fand er seinen Tod.

Sein Erbe in Oesterreich fiel an das Land, sein Erbe in Bayern, wie Abt Hermann berichtet, und wie es das älteste herzogliche Saalbuch [18]) bestätigt, an die Herzoge von Bayern.

15) Ried. l. c. I. 280. Nr. 298.

16) Enenkel, (in Mon. Boic. 29[b] p. 313) sagt hierüber: „Der Grave von Clamme der dinct dem hertzogen Leupolden Clamme die Grafschaft vnd Chlingenberch vnd ander aygen ze Osterreich daz darzv gehort: der starb enehalb meres vnd geviel daz aigen an daz lant". — Man sieht, daß schon zu Enenkels Zeit die Ansicht geherrscht habe, Chlam sey eine Grafschaft gewesen.

17) Kurz Beytr. IV. 468. Nr. 23.

18) Mon. Boic. XXXVI. p. 123 — 125 „Das ampt ze Velbvrch".

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. Dezember.

Nro. 75. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1853.

Das Thierleben der Alpenwelt. Naturansichten und Thierzeichnungen aus dem schweizerischen Gebirge. Von Friedrich v. Tschudi. Leipzig 1853. 560 S. 8.

Der Verfasser, aus dem altadeligen schweizerischen Geschlechte der Tschudi entsprossen, ein Bruder des berühmten Reisenden und gleich diesem von Liebe zum Studium der Natur begeistert, versucht es in diesem Buche eine malerische Schilderung von der Großartigkeit der Alpenwelt und der Mannigfaltigkeit des von ihr umschlossenen Thierlebens zu entwerfen.

„Eine kühne, majestätische Erscheinung steht das Centralalpengebiet des europäischen Festlandes als Völkerscheide zwischen den ausgedehnten dichtbevölkerten Kulturbezirken der romanischen und germanischen Stämme. An seinen beyden Seiten hat sich die hohe Gesittung der Nationen angesiedelt und zur vollen Blüthe entfaltet, die Natur und deren Kräfte sich dienstbar gemacht, den fruchtbaren Boden fleißig bebaut und zu reichen Ernten erzogen. Siegreich ist die humane Kultur in das Alpengelände selbst eingedrungen. In seinem Vaterlande und zwischen seinen Ausläufern entwickelt das schweizerische Volk seine großartige Betriebsamkeit, besitzt es blühende Städte, wo Wissenschaft, Handel und Gewerbe ein Zeugniß seiner tüchtigen Bildung ablegen, reichbevölkerte und wohlhabende Dörfer, in denen Ackerbau und Industrie im Schutze der bürgerlichen Freyheit fröhlich gedeihen. Die Vorgebirge, die mittleren und obern Thäler sind mit Weilern und Höfen bedeckt; bis hoch und tief in den Schooß der Alpen dringt eroberungslustig das rührige Volk mit seinen Heerden und überzieht im Sommer wie eine Kulturarmee die ganze kolossale Gebirgskette, soweit sie ihm Raum und Schutz für eine Hütte und seinen Thieren noch einen kümmerlichen Wohnplatz bietet. Aber hier schon hält das freye Naturleben dem Menschen, der es sich dienstbar zu machen sucht, die Wage und über der letzten tributbaren Grasterrasse thürmen sich in ewiger Freyheit und Größe die Zinnen und Gipfel der Hochalpen auf wie eine fremde, ursprüngliche und unbezähmbare Naturmacht. Kalt und stolz weist sie die menschliche Dienstbarkeit zurück. Der intelligente Herr der Erde wird hier zum Fremdling. Die Kraft des Geistes in schwacher Hülle bricht an dem kolossalen Widerstand der Materie; der warme Odem, das klopfende Herz ringt mühsam mit Frost, Sturm und erschöpfender Naturgewalt — ein wunderbares, fremdes, ewig fernes Gebiet mitten in blühenden dichtbevölkerten Landen.“

Mit diesen Worten führt der Verf. sein Buch ein, das dazu bestimmt ist, diese großartige Welt der Gebirge, von welcher der Schweiz der beste und schönste Theil zugefallen ist, in den Umrissen ihres thierischen Lebens und im Zusammenhange ihrer ganzen Erscheinung aufzufassen. Wenn gleich die Schilderung der Thierwelt dem Verf. die Hauptsache ausmacht, so ist sie doch nicht sein ausschließlicher Gegenstand, denn da das thierische Leben in engster Beziehung zu der Beschaffenheit des Bodens, zu den klimatischen Verhältnissen und der Art und

Verbreitung der Vegetation steht, so hat er auch alle diese Bedingungen in sorgfältige Berücksichtigung gezogen, um dadurch ein richtiges Verständniß von der Mannigfaltigkeit und Abwechslung der Alpen-Fauna zu gewinnen.

Und diese Schilderungen sind dem Verf. meisterhaft gelungen. Das Charakteristische der Gebirgswelt mit ihren klimatischen Verhältnissen, die Eigenthümlichkeiten ihrer Flora und Fauna ist so scharf erfaßt und in einer so lebendigen, frischen, anschaulichen Weise geschildert, daß man oft meint, der Verf. habe die Feder mit dem Pinsel vertauscht, und halte uns statt der Worte künstlerische Bilder vor Augen. Besonders gelungen sind auch die Biographien der in der Alpenwelt heimischen und zum Theil ihr ausschließlich angehörigen Thiere. Die Schilderungen derselben sind so getreu und lebensvoll, daß sie nicht bloß den Freunden der Natur und insbesondere dem Weidmanne das höchste Interesse gewähren werden, sondern daß auch der Mann vom Fache ihnen seine vollste Anerkennung schenken wird. Wer freylich den Werth zoologischer Arbeiten nach der Zahl neu entdeckter Arten oder nach dem Umfange neuer mikroskopischer und morphologischer Untersuchungen zu beurtheilen gewohnt ist, der wird sich in seiner Erwartung getäuscht finden; wer aber von dem Thierleben der Alpenwelt nach seinem Totaleindrucke und nach seiner Mannigfaltigkeit, mit Bezugnahme auf alle die Bedingungen, unter welchen es auftritt und von welchen es abhängig ist, eine klare und naturgetreue Einsicht gewinnen will oder doch wenigstens Freude daran findet eine solche zu reproduciren, der nehme dieses Buch zur Hand und er wird in ihm die vollste Befriedigung finden.

Nach dem eben Gesagten halten wir es für überflüßig in eine nähere Auseinandersetzung und Zergliederung des Inhaltes einzugehen; unsere Anzeige soll vielmehr nur bezwecken, den Leser auf ein höchst interessantes und genußreiches Werk aus der neuesten naturwissenschaftlichen Literatur aufmerksam zu machen und zugleich ihm durch Abgabe unseres Urtheils zu dessen Studium aufzumuntern.

Gregory-Gerding's organische Chemie oder kurzes Handbuch der organischen Chemie nach der 3. Auflage der **Outlines of organic Chemistry.** Von **Dr. med. W. Gregory,** Professor der Chemie an der Universität Edinburg. Frey bearbeitet mit zahlreichen Zusätzen von **Dr. Th. Gerding.** 1. Lieferung. Braunschweig **1854.**

Es gehört mit zu den schwierigsten Aufgaben des Chemikers, ein allen Ansprüchen der neueren Zeit entsprechendes Handbuch der organischen Chemie zu geben. Das täglich anwachsende Material, die Beurtheilung und Sichtung der Thatsachen, die Unmöglichkeit, eine streng wissenschaftliche Eintheilung von Anfang bis zu Ende zu verfolgen, — dieß sind Schwierigkeiten, die sich auch dem Geübtesten störend in den Weg stellen. Für den Werth des vorliegenden Werkes bürgt uns nicht nur der Name des berühmten englischen Verfassers, sondern auch der Name des deutschen Bearbeiters, dessen unermüdete Thätigkeit die Wissenschaft schon mit zahlreichen und werthvollen Gaben beschenkt hat. Der Vergleich des englischen Originals mit dem vorliegenden Werke ergibt auf das bestimmteste, daß es keineswegs als eine Uebersetzung, sondern als eine durchgehend ganz freye Bearbeitung, ja durch die mannichfachen, von dem Bearbeiter eingelegten Artikel als ein selbstständiges Werk zu betrachten sey. So sind die Elementaranalyse, die Bestimmung der Atomgewichte, Isomerie, Kerntheorie, die Paarlingkerne in dem englischen Originale nicht berührt oder höchstens vorübergehend angedeutet. Diese Abschnitte hat der Bearbeiter in seiner bekannten gründlichen und ansprechenden Weise dem Werke eingefügt und dessen Werth dadurch wesentlich er-

höht. Ferner sind namentlich die Cyanverbindungen, der Harnstoff, die Cyanüre, Doppelcyanüre, die Oxalsäure ganz frey gegeben. Mit besonderem Danke muß es anerkannt werden, daß in der deutschen Bearbeitung so viel als möglich die Technik Berücksichtigung gefunden hat, indem hiedurch nicht nur an und für sich das Wissen befördert wird, sondern auch dem Anfänger rein wissenschaftliche Thatsachen leichter geläufig werden, wenn sogleich deren praktische Anwendung zu erkennen Gelegenheit gegeben ist. Zur Hereinziehung der Technik wird der Bearbeiter in den beyden späteren Lieferungen, welche dieser ersten demnächst folgen werden, noch reichere Gelegenheit finden.

Die erste bis jetzt erschienene Lieferung behandelt nach einer Einleitung, in welcher der Begriff der organischen Chemie und der schwierige Unterschied zwischen den Körpern organischer und unorganischer Natur festgestellt wird, den allgemeinen Theil der organischen Chemie, worin die jetzt herrschenden Theorien in leicht faßlicher, beynahe populärer Auffassung dargelegt werden. Von besonderem Interesse erscheint der Abschnitt über die künstliche Darstellung organischer Verbindungen. Auf die Erfahrung gestützt, daß eine ganze Klasse von Basen, in denen H durch NO_4 ersetzt ist, durch die mächtige Einwirkung des Ammoniumsulfhydrats erhalten werden könne, ist der Verf. der Ansicht, daß mit der Zeit Mittel entdeckt werden, um das Morphin und Chinin künstlich darzustellen. Sind wir einmal zur Kenntniß der betreffenden Pflanzensäfte in allen Stufen ihres Wachsthumes gelangt, so wird es nur noch geringe Schwierigkeiten haben, diese Basen aus ihren Elementen zu bilden.

Die in den Text eingedruckten Holzschnitte sind sehr bestimmt und schön gearbeitet. Aus diesen kurzen Andeutungen ergibt sich zur Genüge, daß dieses Handbuch der organischen Chemie nicht nur für Chemiker vom Fach bestimmt ist, sondern sich ganz besonders für Mediciner, Pharmaceuten und Techniker eignet, so wie auch für Universitäten, höhere Schulen und zur Selbstbelehrung mit Vortheil benützt werden könne. Da es von Interesse schien, vorläufig auf die erste Lieferung aufmerksam zu machen, so behalten wir uns eine ausführlichere Besprechung nach dem Erscheinen der beyden Schlußlieferungen vor.

A. Vogel, jun.

Description of a Sceleton of the Mastodon giganteus of North America. By John C. Warren M. D. Boston. 1852. 219 S. 4. mit 27 lith. Tafeln.

Zu den kolossalsten Formen der ausgestorbenen Thiergeschlechter gehören die in der alten wie in der neuen Welt weit umher verbreiteten fossilen Ueberreste der Gattung Mastodon. Während indeß in der alten Welt bisher nur ein Fall bekannt geworden ist, wo ein ganzes Knochengerüste beysammen gefunden wurde, ist es dagegen in Amerika schon mehrmals der Fall gewesen, daß ganze Skelete von diesen Riesenthieren ausgegraben wurden, ja nach vielen Anzeichen ist es gewiß, daß dort noch eine große Anzahl unter dem Boden vergraben liegt. Warren selbst ist in neuerer Zeit in den Besitz von zwey, mehr oder minder vollständigen Skeleten des Mastodon giganteum gekommen.

Die ersten Ueberreste von dieser Gattung überhaupt wurden bereits im Jahre 1705 im Staate von New York entdeckt und von Dr. Mather in den Transactions of the Royal Society of London vom Jahre 1714 kurz beschrieben. Im Jahre 1740 entdeckte Dr. Longueil solche Knochen an der sogenannten Salzlecke (Salt Lick) in Ohio und überschickte sie nach Paris, wo sie zu den später erschienenen Beschreibungen der französischen Naturforscher dienten. Indeß ein fast vollständig beysammen liegendes Skelet wurde erst 1801 durch Peale aus den Sümpfen der Orange County im Staate New York ausgegraben und erregte, nachdem es in seinem Kabinete in Philadelphia aufgestellt worden war, die allgemeine Bewunderung. Seit 1849 oder 1850 ist dieses Skelet von dort entfernt worden, ohne daß der Verf. ausfindig zu machen wußte, wohin es gekommen ist. Peale hatte jedoch schon

ein Jahr später als seine erste Ausgrabung geschah, an demselben Orte ein zweytes Skelet zu Tage gefördert, das im Museum von Baltimore aufgestellt und 1849 von dem Verf. angekauft wurde. Im Jahre 1840 gelang es unserem Landsmanne Koch, an den Ufern des Missuri ebenfalls ein Skelet auszugraben, das nun im brittischen Museum den einzigen vollständigen Repräsentanten des Mastodon giganteum in einer europäischen Sammlung ausmacht. Seit dieser Zeit sind noch mehrmals complete Skelete aus ihren Gräbern befreyt worden und eines der schönsten derselben wurde durch Ankauf abermals dem Verf. des vorliegenden Werkes zu Theil und macht die Grundlage seiner Beschreibung aus.

Dieses Skelet, über dessen Lagerungsverhältnisse wir einige Notizen beyfügen wollen, rührt aus derselben Gegend her, in welcher zu Anfang dieses Jahrhunderts Peale seine Ausgrabungen bewerkstelligt hatte, nämlich aus der Nähe von Newburgh, einer am Hudsonsfluße liegenden und ohngefähr 70 engl. Meilen von New York entfernten Stadt. Dieser Platz scheint ein Lieblingsaufenthalt der urweltlichen Mastodonten gewesen zu seyn. Er bildet ein kleines Thal von 3 oder 400 Fuß Länge, in dessen Mitte sich eine kleine Wasseransammlung von 30 bis 40 Fuß Durchmesser befindet; die nächste Umgebung ist feucht und sumpfig, so daß das Vieh, wenn es darüber hingeht, einsinkt. In dem ungewöhnlich trockenen Sommer von 1845 trockneten viele kleine Teiche aus und ihr Boden wurde zur Düngung der Felder verwendet. Ein Gleiches war der Fall mit dem eben erwähnten Wasserbecken und ein benachbarter Gutsbesitzer, der dessen Boden kennen lernen wollte, unternahm es, denselben herausschaffen zu lassen. Man kam zuerst durch ein zwey Fuß mächtiges Torfmoor, dann durch ein Lager röthlichen Moosbodens von einem Fuß Dicke, als man auf ein Skelet stieß, dessen Theile meist noch in natürlichem Zusammenhange sich befanden. Die Vorderglieder waren unter und vor dem Schädel ausgestreckt, als ob das Thier aus dem Versinken in den Sumpf sich hätte helfen wollen; die hintern Gliedmassen waren ebenfalls unter dem Leibe vorwärts gerichtet; die beyden Stoßzähne waren zangenförmig gegen einander gebogen. Nach zweytägiger Arbeit war das ganze Skelet herausgearbeitet, und es fehlte nichts als der hintere Theil des Brustbeins, einige Fußknochen und mehrere Schwanzwirbel, von denen noch etliche später entdeckt wurden. Die Knochen waren in vortrefflichem Stande erhalten; sie hatten nicht die gewöhnliche schwarze Farbe der Mastodon-Knochen, sondern waren braun wie die eines lange im Gebrauche befindlichen Menschen-Skeletes. Bemerkenswerth ist es noch, daß keine andern Mastodon-Knochen, als die diesem Individuum angehörigen, vorkamen und überhaupt keine andern Knochen als 2 oder 3 von erst in neuerer Zeit in dem Schlamme versunkenen Thieren.

Von welcher bedeutenden Größe dieses Skelet ist, zeigen nachfolgende Ausmessungen. Seine Höhe beträgt 11′, die ganze Länge vom vordern Kieferrande bis zum Anfang des Schwanzes 17′, der Umfang an der Brust $16\frac{1}{2}$′, des Schädels (in gerader Linie) 3′ 2″, der Stoßzähne fast 11′, wovon ihr, über das Zahnfach vorragender Theil nicht weniger als $8\frac{2}{3}$′ mißt. Den Eindruck, welchen das nunmehr aufgestellte Skelet auf die Beschauer macht, schildert der Verf. als einen sehr großartigen. Mitten unter andern Skeleten großer Thiere, wie des Pferdes, Rindes ꝛc. ꝛc. stehend und dieselben hoch überragend, sinken diese durch die massiven Knochen des Mastodon zur Unbedeutendheit herab. Selbst der beynahe eben so große Elephant hat im Vergleich zu jenem ein Knochengerüste, das zierlich genannt werden kann.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 16. Dezember

Nro. 76. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1853.

Vorerinnerung der Redaction.

Die Wichtigkeit der Hermannischen Kritik und Exegese des Aeschylus, welche seit mehr als vierzig Jahren erwartet, während dieser langen Zeit mehr und mehr bereift, und endlich, wie sie bey seinem Tode gefunden wurden, durch den des großen Philologen würdigen Schwiegersohn geordnet und veröffentlicht worden sind, eben so der Belang der Fragen, welche von einem unbefangenen und gründlichen Urtheile über das Ganze und Einzelne dieser Bearbeitung des schwierigsten und größten attischen Dichters abhängen und bedingt werden, wird es nicht nur entschuldigen, sondern auch rechtfertigen, wenn wir der schon früher gegebenen Beurtheilung eines berühmten und erfahrnen Kenners desselben aus der Zahl unserer auswärtigen Mitglieder, eine zweyte eines jüngeren Gelehrten folgen lassen, der ebenfalls schon früher Beweise sorgfältiger und erfolgreicher äschyleischer Studien gegeben hat und in der nachfolgenden Arbeit nicht weniger vollgiltige niederlegt.

Fr. Th.

Aeschyli tragoediae. Recensuit Godofredus Hermannus. Tom. I. II. Lipsiae apud Weidmannos. A. MDCCCLII. Mit Hermann's Brustbild.

Erster Artikel.

Im Jahre 1831 schrieb Hermann (Opusc. IV, p. 333): **Diu est, quum primum promisi me Aeschylum esse editurum. Quod nomen ut nondum exsolverim, caussae fuerunt quum labores alii ... tum operis ipsius magnitudo et difficultas. Sed tamen standum promissis est, quum praesertim multi flagitent, nec quisquam me visat, quin Aeschylus quando sit proditurus quaerat. Mihi quidem haec cunctatio plus nocuit, quam Aeschylo. Vereor enim, ne, quo diutius moror, eo prolixiores exspectentur commentarii .... Verum haec ego aliis relinquam: mihi ab initio hoc fuit propositum, ut ea afferrem, quibus efficeretur, ut sui similior quam adhuc est esse videretur summus poeta.** Es wurden damit Erwartungen abgewiesen, wie wir sie z. B. in Franz Passow's Briefen ausgesprochen finden; Seite 33 (vom J. 1804): „Hermann, der jetzt an einem ungeheuren Commentar zu Aeschylos' Agamemnon arbeitet" und S. 52 (v. J. 1805): Hermann's Ausgabe des Aeschylus muß etwas fast unerhörtes werden, und ich wüßte wenig voluminöse Schriftsteller, die sich einer solchen Ausstattung erfreuten." Welche Art der Bearbeitung Hermann zuletzt selbst beabsichtigte, erfahren wir aus der dem ersten Bande vorgesetzten Praefatio Mauricii Hauptii p. III —

XVII. Demnach hatte Hermann wenige Monate vor seinem Tode die Hiketiden vollständig zur Herausgabe vorbereitet, und diese Tragödie ist also die einzige, an die er selbst die letzte Hand hat legen können. Die gesammte Arbeit legte Hermann, als er sein Ende herannahen fühlte, in die Hände seines Schwiegersohnes Haupt, welcher mit Recht darauf verzichtet hat, eine Gleichmäßigkeit des ganzen Commentars herstellen und nach dem Muster des ersten Stückes die Bemerkungen zu den übrigen abkürzen zu wollen. Diese Bemerkungen, deren erste Grundlage um ein halbes Jahrhundert hinaufgeht — 1798 erschienen G. Hermanni Observationes criticae in quosdam locos Aeschyli et Euripidis, 1799 A. Eumenides, specimen novae recensionis tragoediarum Aeschyli — hat Hermann, wie Haupt erzählt, immer und immer wieder überarbeitet und bis in seine letzte Lebenszeit ergänzt und erneuert: und wer nur irgend seine zahlreichen Arbeiten über diesen Dichter kennt, die er in Programmen, Recensionen und Streitschriften veröffentlicht hat, der weiß auch, wie unabläßig seine Forschung darauf gerichtet war, dem oben bezeichneten Ziel näher zu kommen. Wie oft H. selbst seine früheren Ansichten über einzelne Stellen gegen spätere aufgegeben hat, davon liefert die vorliegende Ausgabe zahlreiche Belege, sey es daß er das Frühere stillschweigend mit dem als besser Erkannten vertauscht, oder daß er ausdrücklich dem einen das andere gegenüberstellt. *) An mehreren Stellen ist es schon die dritte Conjectur, durch welche Hm. den ursprünglichen Text herzustellen sich bemüht: eine Stelle hat er nach einander in drey verschiedenen Weisen constituirt, und zuletzt, viertens, den ganzen Vers (835, bey Well. 811) mit Bothe ausgeworfen. Dadurch kam es, daß er die versprochene Ausgabe immer wieder hinausschob, in der Hoffnung, allmählich immer sicherer dem Text des Dichters seine ursprüngliche Gestalt wieder zu geben. — Die beyden, bis jetzt von Hrn. Haupt herausgegebenen Bände enthalten: der erste den Text der vollständigen Tragödien, dann die Fragmente mit kritischen Anmerkungen; über den Zusammenhang der verlorenen Stücke ist in der Regel auf die in den Opusc. gesammelten Programme verwiesen, zweymal (p. 320 und p. 329) sind Stellen aus den Berichten über die Verhandlungen der königl. sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften abgedruckt; der zweyte Band enthält den Commentar zu den sieben Tragödien und zwey Beygaben, eine Abhandlung de erroribus Jonis Aeschyleae und einen Abdruck der Dissertation de re scenica in Aeschyli Orestea. Ein dritter Band soll die griechischen Scholien enthalten. Hermann hat ein paarmal, wo er sich zur Begründung seiner Ansicht auf die Scholien des Mediceischen Codex beruft, die Worte derselben angeführt; an einer Stelle (Pers. 50) heißt es bloß *στεῦται* Mosc. (die Vulgata ist *στεῦνται*.) Explicat singularem scholion in M. Wir ersehen nun aus dem Abdruck der Med. Scholien in Meineke's Ausgabe der Perser (nach Dindorf?), daß dieses Scholion also lautet: *„Κλῦθ' Ἀλαλά, πολέμου θύγατερ, ᾗ θύεται ἄνδρες" ἐν διθυράμβῳ. Οὕτως στεῦται ἐνικὸν ἀντὶ τοῦ πληθυντικοῦ.*

In der Vorrede ist p. V ff. eine Beschreibung der sämmtlichen Handschriften des Aeschylus gegeben, von welchen H. drey, nämlich eine aus dem Escorial und zwey Augsburger, sämmtlich nur je ein Stück enthaltend, zum erstenmal benützt, die übrigen zum Theil in neuen Collationen besessen hat.

(Fortsetzung folgt.)

*) Zu Sept. 932 heißt es: Quae hinc ... leguntur, in libro III de metris insigni temeritate in alium ordinem redegeram ... Fuerunt aliqui, quibus persuaderem. Perpauca tantum eorum, quae tum protuli, vera sunt.

Description of a Sceleton of the Mastodon giganteus of North America.

(Schluß.)

In erwähnter Weise war demnach der Verf. zu dem Besitze zweyer Skelete von Mastodon giganteum gelangt, wozu außerdem noch eine Menge einzelner Knochen und Zähne kamen. Indeß mit diesem reichhaltigen Materiale begnügte sich der Verf.

noch nicht zur Bearbeitung seiner Monographie, sondern er verglich damit auch die übrigen Sammlungen in den Vereinigten Staaten, welche Skelete oder doch ansehnliche Theile des Knochengerüstes vom Mastodon aufbewahrten; insbesondere zog er dabey das in der Universität Cambridge aufgestellte Skelet in Betracht. Außerdem benützte er eine Reise nach Europa, um in London, Paris und Darmstadt die hier aufbewahrten Ueberreste von dieser Gattung in Augenschein zu nehmen. Zur Vergleichung mit dem nah verwandten Elephanten fehlte es ihm endlich auch nicht an hinreichendem Materiale. So befand sich denn der Verf. zur Bearbeitung einer Monographie des Mastodon giganteum in einer so günstigen Lage, wie sie keinem seiner Vorgänger zu Theil geworden ist, und wenn gleich auch die Haupttheile des Skelets dieses Thieres bereits durch Cuvier und Blainville beschrieben worden waren, so hatte doch keiner von Beyden ein so reiches Material, geschweige denn ganze Skelete vor sich, um nicht noch einer Menge von Nachträgen, zur nothwendigen Ergänzung einer vollständigen Kenntniß vom Knochengerüste dieses merkwürdigen Geschöpfes der Urwelt, einen weiten Raum zu belassen. Jetzt erst können wir sagen, daß die Schilderung des Skeletbaues vom Mastodon giganteum zum Abschluße gelangt ist, und Palaeontologen werden sich zum hohen Danke gegen den Verf. verpflichtet wissen, daß er Zeit, Mühe und höchst beträchtliche Geldsummen auf Herbeyführung eines solchen Resultates verwendet hat.

Wir halten es für fruchtlose Mühe, wenn wir an diesem Orte in das Einzelne der Beschreibungen eingehen wollten; es wird die Versicherung genügen, daß dieselben mit der größten Umsicht und Genauigkeit vorgenommen und durch prachtvolle Abbildungen auf 27 lithographirten Tafeln nach allen Hauptstücken des Skelets erläutert sind. Einen wahrhaft staunenswerthen Anblick gewährt die letzte Tafel, auf welcher das ganze Knochengerüste in seinem natürlichen Zusammenhange im großartigen Maaßstabe dargestellt ist, so daß dessen Höhe 14′′ erreicht. Auf der ersten Tafel sind zur Vergleichung 5 Skelete zusammengestellt, nämlich die beyden des Verf., dann das zuerst von Peale ausgegrabene und außerdem das der Universität Cambridge (New Jersey) und des brittischen Museums.

Soweit die Vergleichungen des Verf. reichen — und diese sind allerdings von einer weiten Ausdehnung — gehören alle in Nordamerika vorkommenden Mastodon-Ueberreste, von der Landenge von Darien an bis zum 65° n. Breite, einer und derselben Art, dem Mastodon giganteum an. Nur ein Zahn macht davon eine Ausnahme, der noch vor dem Jahre 1840 von Dr. Ducatel im Staate Maryland gefunden und in der Sammlung der Akademie von Baltimore doponirt wurde. Charlesworth, Lyell, Hays und Harlan, die diesen Zahn zu sehen Gelegenheit hatten, erklärten ihn für verschieden von denen des M. giganteum und der Erstgenannte schrieb ihn dem M. longirostre zu. Mit der Zerstreuung der Sammlung in Baltimore verschwand auch dieser Zahn, bis im Jahre 1848 Hay's die Erklärung abgab, daß er ihn in der Sammlung der Akademie der Naturwissenschaften in Philadelphia wieder aufgefunden habe. Der Uebelstand ist nur der, daß gedachter Zahn nicht unmittelbar aus der Sammlung von Baltimore in die von Philadelphia übergegangen ist, sondern daß selbiger durch Dr. Wilson von Charlesworth in London erkauft wurde. Obgleich Letzterer diesen Zahn für amerikanischen Ursprungs angab, so bleiben doch für den Zweifelsüchtigen immerhin noch Bedenken übrig, ob der Zahn von Philadelphia wirklich identisch mit dem von Baltimore sey, und der desinitive Nachweis muß deßhalb von ferneren Zeiten erwartet werden. Nach Mittheilung einer Zeichnung schien es Owen wahrscheinlich, daß der fragliche Zahn mit dem vorletzten Backenzahn des Mastodon angustidens in Uebereinstimmung wäre. Der Verf. findet auch Aehnlichkeit mit den Zähnen des M. Humboldtii, obwohl diese größer sind; indeß gelangt er selbst zu keiner bestimmten Ueberzeugung, ob der dubiöse Zahn einer der genannten Arten zuzuweisen sey oder etwa gar eine neue Art andeuten möchte.

Eine sehr lobenswerthe Rücksicht nimmt der Verf. auch auf die Lagerungsverhältnisse, unter welchen die Mastodon-Ueberreste in Nordamerika auftreten. Die schon erwähnten ganzen Skelete und eine Menge isolirter Knochen sind im aufgeschwemm-

ten Lande, nur wenige Fuß unter dem Boden, aufgefunden worden, häufig zugleich mit Zähnen des urweltlichen Elephanten, so daß also Elephas primigenius und Mastodon giganteum Zeitgenossen zu einander waren. Aber in vielen Fällen sind die Ueberreste des letzteren auch in Tertiärschichten zum Vorschein gekommen, woselbst die des Mammuths nicht mehr sich einstellen. So z. B. berichtet Conrad von solchen Funden aus der mittlern oder ältern Pliocenperiode, Lyell sogar von solchen, die er den Eocen- oder untern Tertiärschichten zuschreibt. Diese Thatsachen setzen diejenigen Geologen in Verlegenheit, welche nicht bloß zwischen den organischen Einlagerungen der Diluvial- und Tertiärbildungen, sondern abermals im Bereiche der letzteren scharfe Abgränzungen gezogen wissen wollen, während Ref. hierin nur einen weitern Beleg zu der in seiner „Geschichte der Urwelt“ ausgesprochenen Ansicht sieht, daß ein Theil der nunmehr erloschenen Säugthiere aus der Zeit der Tertiärgebilde noch bis in die der Diluvialablagerungen hinein sich lebend forterhalten hatte, demnach beyderley Formationen bezüglich ihres zoologischen Charakters nicht scharf von einander getrennt werden dürfen.

A. W.

Druckfehler und Verbesserungen:

Nro. 74, Sp. 600, Z. 19 für Werthe l. Werde.
„ 75, „ 606, „ 6 „ EIENSIVM l. LIENSIVM nach Dr. Brunn's Lesung und ergänze Veliensium.
„ 76, „ 613, „ 3 „ Aedanum l. Aeclanum
„ „ „ 614, „ 5 „ indices l. iudices.
„ 77, „ 619, „ 7 ff. die Inschrift n. 1317 ward seitdem von Dr. Brunn gesehen, und muß ich meine Zweifel über ihre Echtheit zurück nehmen.
„ 80, „ 643, „ 6 u. 7 statt wie zuletzt l. als vielleicht.
„ 1, „ 8, „ 15 von unten statt , das nicht l. nicht, das
„ „ „ 11, „ 15 „ „ „ vielleicht l. nicht.
„ „ „ 13, „ 9 von oben „ Auxanum l. Anxanum
„ „ „ 15, „ 9 von unten „ Vieus Turfo l. Vicus Furfo
„ 2 „ 21, „ 8 von oben hinter philologischen ein Komma.

W. Henzen.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 19. Dezember

Nro. 77. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1853.

Aeschyli tragoediae. Recensuit Godofredus Hermannus.

(Fortsetzung.)

Was die wichtigste, den Codex Mediceus, betrifft, so ist die Beschreibung, welche Franz (des Aeschylos Oresteia p. 304 ff.) davon gegeben hat, in Bezug auf die Lücken in der Oresteia schon früher von Hermann in den Wiener Jahrbüchern Bd. CXV p. 158 in der Art näher bestimmt worden, daß der Quaternio oder die Lage $\iota\eta$ ganz und von dem Quaternio $\iota\vartheta'$ die sechs inneren Blätter fehlen, im Ganzen also 14 Blätter, d. i. Agam. v. 295 — 1026 Hm. und der Schluß von v. 1118 an bis in den Anfang der Choephoren hinein. Hermann erhielt zuerst 1816 Auszüge aus dieser Handschrift von B. G. Niebuhr, später von andern, namentlich J. Bekker: eine vollständige Collation derselben wurde für H. von K. F. Weber begonnen, und 1847 von Tycho Mommsen vollendet. Vergleicht man nun aber die von C. Prien im Rhein. Museum für Philologie VI. 1848 p. 562 zu der Collation von Franz gegebenen Nachträge aus den Eumeniden, so ergeben sich dieselben zum allergrößten Theil zugleich als Berichtigungen dessen, was bey Hermann als Lesart des Med. verzeichnet ist. Eben so verhält es sich mit den Berichtigungen, welche Prien im Rhein. Museum VII 1850 pag. 389 in der Fortsetzung der Recension von Franz zu den Lesarten des cod. Farnesianus im Agamemnon gibt; Haupt erwähnt von dieser Handschrift außer der Elmsley'schen Collation eine von J. Bekker für H. gemachte, aber auch hier stimmen Prien's Angaben nicht mit Hermann. *) — Daß der Wolfenbüttler Codex aus derselben Quelle stamme, wie der Med., steht bekanntlich fest: die Vorrede erklärt es für unzweifelhaft, daß die Oresteia und die Hiketiden aus dem Med. selbst abgeschrieben seyen. Aus derselben Quelle stammt der Paris. L. (von Lascaris geschrieben), und zwar nach Hermann aus demjenigen Codex, aus welchem auch der Med. abgeschrieben ist, nach Haupt vielmehr aus diesem selbst. Ferner der Venetus A. (cod. Bessarionis, bey Franz Ven. 2), ein cod. Augustanus in München, eine Handschrift in der Bibliothek des Escorial, welche die Hiketiden enthält, nach Hermann's Ansicht in den Wiener Jahrb. CXI eine Abschrift des cod. Med., nach späterer Annahme aus dem cod. Parisinus, endlich (Marc.) ein Codex aus dem Kloster St. Marco in Florenz. Die Oresteia und die Hiketiden sind in der Ausgabe des Robortellus auf einen Codex derselben Familie, vielleicht der Med. selbst gegründet, in der Aldina auf den Guelf. —

*) Zu den Sieben g. Th. hat Ritschel in seiner eben erschienenen Ausgabe dieses Stückes p. IX—XVIII eine genaue Prüfung der von Hermann zu Grunde gelegten Collation des Med. durch Otto Ribbeck mitgetheilt, in welcher z. B. v. 29 *καὶπιβουλεύσειν*, 155 *πανδίκους*, 203 *πανάγυρις*, 410 *ἐμποδῶν*, 527 *καταισχῦνειν* von erster, *καταισχυνεῖν* von zweyter Hand als Lesarten des Med. gegen H. angegeben, und 114 *διαδέτοι γενύων*, 920 *λαχόντες μέλεοι*, Stellen, über welche er selbst zweifelhaft war, gegen seine Ansicht entschieden werden.

Eine zweyte Handschriftenfamilie, byzantinischer Abstammung, bilden der Flor., der Ven. (Ven. 3 bey Hermann, Ven. 1 bey Franz), und der Farn., die beyden ersten durch ältere byzantinische Grammatiker und Metriker vielfach interpolirt, der letzte außerdem und noch consequenter von Triclinius durchcorrigirt. (Ueber das Verhältniß dieser drey zu einander, handelt Schneidewin in den Gött. gel. Anzeigen 1845, nr. 194.) — Die übrigen Handschriften sind nach alphabetischer Ordnung aufgeführt, da sich bey diesen noch keine Eintheilung in Klassen hat entdecken lassen.

Endlich erwähnen wir noch eines aus der Vorrede: Joannis Aurati Josephique Scaligeri conjecturas Hermannus sumpsit ex libro Spanhemiano bibliothecae Berolinensis regiae. Descripserat eas Ezechiel Spanhemius Windsorae ex exemplaribus editionis Victorianae sive Stephanianae quae Js. Vossius possidebat. Den Auratus stellt Hermann unter den Erklärern des Aeschylus außerordentlich hoch, ja er nennt ihn (zu Agam. 1396) omnium qui Aeschylum attigerunt princeps: eben so zu v. 900 qui omnes Aeschyli interpretes judicio et recti sensu superavit. Ein großer Theil seiner Emendationen, welche Stanley sich angeeignet hatte, ohne seine Quelle zu nennen, wird nun durch Hermann dem Urheber vindicirt, entweder so, daß einfach des Auratus Name statt Stanley's gesetzt wird, oder mit einem Zusatz des Unwillens, wie Stanleius sive potius Auratus, pro suo vendidit St., suum fecit St., tacens adscivit, suffuratus est St., wie auch einmal Scaligero surripuit Stanleius. Pers. 193. Agam. 313. 320. 325. 396. 652. 654. 744. 830. 1264. Choeph. 280.

Es kann nun bey der Reichhaltigkeit des Stoffes und bey den Gränzen, die dieser Anzeige gesteckt sind, nicht versucht werden, eine eigentliche Uebersicht dessen zu geben, was in Hermann's Commentar für Exegese und Kritik geleistet ist: wir bescheiden uns, nur Proben von beydem anzuführen, die wir in diesem Artikel aus den erklärenden, in einem zweyten aus den kritischen Anmerkungen wählen wollen. Mit denen der ersten Art wollen wir zugleich diejenigen verbinden, wo durch die Erklärung einer Stelle die handschriftliche Lesart vertheidigt und gegen Aenderungsversuche geschützt wird, und diejenigen, deren Construction durch Herstellung der richtigen Interpunction erläutert wird.

Supplices. V. 44 (45 Well.) hat Hermann nach ἔφαψιν wieder interpungirt, wie vor Schütz gelesen wurde, und wie auch Dindorf im Texte thut, der aber in den Annotationen *) Schützens Erklärung abdruckt, die auf der Interpunction vor Ζηνός beruht. Hermann nimmt ἔφαψιν offenbar als Opposition zu ἴνιν, und erklärt das Folgende: secundum nomen a contactu impositum exibat justum tempus, ut consentaneum erat. Vielleicht ist die Erklärung einfacher so: „Es erfüllte sich aber für die Benennung die bestimmte Zeit, d. h. für die Geburt, die den nach Zeus Berührung benannten Sohn zur Welt bringen sollte.“ Wieseler hat in den Advers. in A. Prometheum p. 25 und in der Hallischen Lit. Zeitg. 1845, nr. 12, wo er beweisen will, daß Io nicht erst durch die Berührung mit der Hand in Aegypten, sondern durch die in Suppl. 286 (297 W.) erwähnte Begattung des Zeus in Stiergestalt Mutter werde, die obige Stelle außer Acht gelassen. Hermann vertheidigt das erstere in den Wiener Jahrb. CVI, p. 129: und wer kann beystimmen, wenn Wieseler in dem Verse 297 (308 W.) καὶ Ζεύς γ' ἐφάπτωρ χειρὶ φιτύει γόνον das Verbum φιτύει sensu latiori verstehen will — non demum gravidam reddit Jonem, sed partum solvit? — V. 56 (60 W.) H. nimmt mit dem Schol. Τηρεΐας μήτιδος als Umschreibung des Tereus selbst und verwirft Bothe's Construction, nach welcher Τηρεΐας ἁλίχον verbunden, und diese μήτιδος οἰκτρά genannt wird. Wir halten (wie auch Dindorf und Bamberger in d. Ztschr. f. Alt. 1839, nr. 110) an der letzteren fest, weil der Zuhörer unmöglich die Worte anders verstehen konnte. **)

*) Ich muß bemerken, daß ich nur die erste Oxforder Ausgabe 1832 — 1841 benutzen kann, nicht die zweyte von 1851.

**) Denselben Einwand müssen wir gegen H. zu Agam. 345 (351 V.) erheben, wo der Genitiv δουλείας

— V. 103 (109 W.) d. i. lugubribus lamentis me viva orno, mit Vergleichung von Hom. Il. VI, 500. — V. 199 (209 W.] *Ζῆνος ὄρνιν.* Bamberger in d. Ztschr. f. Alt. 1842, p. 697 sieht in dieser Benennung des Sonnengottes eine Vergleichung mit dem Flug des Adlers, und findet es ungereimt, mit dem Schol. an den Hahn zu denken (*ἐξανίστησι γὰρ ἡμᾶς ὡς ὁ ἀλεκτρυών*); Hermann erinnert daran, daß nach Pausanias der Hahn der heilige Vogel des Sonnengottes war. — V. 249 (259 W.) *ἐκ πέρας Ναυπακτίας* geschützt durch Eustath. ad Il. p. 306, 23. *πέρα γὰρ ἡ γῆ κατὰ γλῶσσαν.* — V. 327 (337 W.) *πόλεμον νέον* bellum temere et secus quam par est susceptum wie v. 986 *εἰ γάρ τι μὴ θεοῖς βεβουλεῦται νέον.* — V. 330 (340 W.) *πρύμνα πόλεος*, sagt Schütz, h. l. appellatur ipse *ἀγωνίων θεῶν πάγος*, ad quem Danaides consederant, quia hic in extrema parte urbis, versus mare, situs erat. Weit besser H. *πρύμναν πόλεος* gubernatores urbis deos dicit ramis supplicum ornatos. — V. 482 (493 W.) *μὴ θράσος τέχῃ φόβον*, d. i. daß nicht meine Kühnheit (die auffallende Erscheinung, wenn ich mich allein in die Stadt wage) den Bürgern Furcht einflöße und dadurch ein Auflauf entstehe. — Die handschriftliche Lesart des Verses 520 (531 W.) *δίας* (vulg. *δι' ἄς*) wird vertheidigt und construirt *εὐχόμεθα γένος εἶναι ἀπὸ τῆσδε δίας γῆς, ἔνοικοι αὐτῆς.* — V. 652 (663 W.) Was ist der *ἀνδροκμὴς λοιγὸς τάνδε πόλιν δαΐζων, ἄχορον ἀκίθαριν δακρυογόνον Ἄρη βοάν τ' ἔνδημον ἐξοπλίζων?* Praeter bellum ab externo hoste illatum, sagt H., et civile bellum, quae jam commemorata sunt, relinquitur hoc, ut vel per subitas rixas vel per odia privatorum aut familiarum caedes fiant: ejusmodi tumultus recte *λοιγός* dicitur, et is quidem illaetabilem Martem et domesticum auxilium (*βοάν τ' ἔνδ.*) armans. Aber wer kann diese spitzen Unterschiede zwischen civile bellum und familiarum caedes gut heißen? Fast in der ganzen dritten Strophe und Gegenstrophe finden wir Segenswünsche ausgesprochen, welche in anderer Form schon vorher da waren, der *νούσων ἐσμός* v. 656 dem *λοιμός* v. 634 entsprechend, die *νεολαία* v. 659 dem *ἥβας ἄνθος* v. 638, die *καρποτελὴς γᾶ* v. 660 der *φόροι γᾶς* v. 648 (nach der sicheren Emendation statt *ἐφόρους*), so wollen wir uns denn auch den *λοιγός* in dem Sinne des Kriegsverderbens noch einmal gefallen lassen, und *βοὰ ἔνδημος* als Geschrey im Volke trotz Hermann's Einwand: quis alius quam populus lamentetur?*) — Zu v. 816 (830 W.) *ἴχαρ* wird das Scholion *ἐπιθυμίαν* in Schutz genommen, und ein etymologischer Excurs über das homerische *ἰσχανάαν* angeknüpft. — V. 891 (902 W.) *ἄγοιμ' ἄν, εἴ τις τάσδε μὴ 'ξαιρήσεται.*

Die von Wellauer bekämpfte Erklärung abducam, nisi tu mihi has eripias wird psychologisch vertheidigt: videtur praeco nonnihil territus increpatione regis jam minus confidenter loqui. Dadurch wird sowohl Wellauer's Erklärung existimaverim eos Deos esse, als Tyrwhitt's Aenderung *οὔ τις* entbehrlich. — V. 992 (1002 W.) *ὑποδέξασθε δ' ὀπαδοὶ μέλος.* *Ὀπαδοί* ist nicht der Vocativ, so daß die Dienerinnen der Danaiden zur Responsion aufgefordert wurden, sondern Nominativ. — Nehmet als *ὀπαδοί* unsern Gesang auf, ruft der eine Halbchor dem andern zu, d. h. stimmet in unser Lied zum Preis der Argivischen Götter mit ein. — V. 1002 (1014 W.) *γάμον κυθέρειον* honeste concubitum vocant. Das möchte schwer zu beweisen seyn. Die Söhne des Aegyptus begehren ja die Ehe der Danaiden, *γάμος* heißt es überall in dieser Tragödie und im Prometheus. Das Beywort *κυθέρειος* (als Adjectivum, oder nach M. P. Rob. als Genitiv *κυθερείας*) erklärt sich durch den Gegensatz zu dem vorangehenden *Ἄρτεμις:* die Beschützerin der Jungfräulichkeit gegenüber der Ehe, welche Cytherea's Werk ist.

---

von *ἄτης παναλώτου* abhängen soll, und zu Eum. 846 (821 W.) wo H. interpungirt *μήθ' αἱματηρούς, θηγάνας σπλάγχνων, βλάβας, νέων — θυμώμασιν.*

*) Vor kurzem erschien Cantici quod legitur A. Suppl. 609 — 679 interpretatio. Ad judicium maxime de novissima G. Hermanni editione faciendum scripsit Henricus Keck. Brunsv. 1853. Die Bestreitung Hermann's darin ruht vielfach auf guten Gründen, dagegen sind die eigenen Besserungsversuche des Verf. nicht glücklich.

Prometheus. V. 76. *διατόρους κέδας.* Schol. *τὰς διαπειρούσας ἢ τὰς διατετορνευμένας.* Man nahm bisher gewöhnlich die erste Erklärung an, Blomfield zweifelhaft die zweyte, Hermann entschieden: die Fesseln haben Löcher, durch welche die Nägel geschlagen werden. — V. 99 *πῇ ποτε — ἐπιτεῖλαι* ist in abhängiger Rede mit dem Vorhergehenden verbunden, gerade wie unten v. 184. Ebenso Dindorf. — Zu v. 134 *ϑεμερῶπιν* ein etymologischer Excurs: *ϑεμερός* wie das Homerische *ϑεμῶσαι* werden auf eine Wurzel *ϑεμός*, positio, zurückgeführt. Daß dieses *ϑεμός* bey Hesychius vorkommt — *ϑεμοὺς, διαϑέσεις*, wo Guyet *ϑεσμούς* vermuthet — hat H. nicht erwähnt. — Zu v. 212 wird die schwierige Frage, ob Themis und Gäa als Ein Wesen unter zwey Benennungen, oder als zwey verschiedene Wesen zu denken seyen, behandelt, und die erstere Ansicht, für welche sich H. schon Opusc. VII, p. 301 ausgesprochen hatte, mythologisch näher begründet. Wir sind durch Schömann nicht vom Gegentheil überzeugt worden; von Hermann's Argumenten ist übrigens eines sehr zweyfelhaft, nämlich die Berufung auf das Ende des Stückes, wo Prometheus nicht ausrufen könne *Ὦ μητρὸς ἐμῆς σέβας, ὦ πάντων αἰϑὴρ κοινὸν φάος εἱλίσσων*, wenn dort nicht Erde und Himmel bezeichnet würden. — V. 464 (461 W.) *ζεύγλαισι δουλεύοντα σώμασιν Ϝ'*, dem Joche dienstbar und den Leibern, nämlich der Reiter, mit Vergleichung von *σωματηγός*. Daß *σώμασιν Ϝ'* nicht mit dem Folgenden verbunden werden dürfe, wie es gewöhnlich geschieht, sah auch Hartung, welcher seinen Gründen noch den hätte beyfügen können, daß die Begriffe *διάδοχοι μοχϑημάτων* und *ἄγαλμα χλιδῆς* nicht gut zusammen passen. Wenn aber Hartung Pauw's Conjectur *σάγμασιν* annimmt, so hätte er wenigstens nicht den Schol. B. als Gewährsmann dafür anführen sollen, welcher *ζεύγλαισι* und *σώμασιν* offenbar ganz wie der Schol. A. (*ἐν ζ. καὶ σ.*) als instrumentalis nimmt, denn man muß nothwendig corrigiren *οὐ μόνον τῷ ζεύγνυσϑαι ὑπηρετοῦντα ἀνϑρώποις ἀλλὰ καὶ τῷ ἐπισάττεσϑαι καὶ φόρτους ἐπάνω σωμάτων αἴρειν* statt *τὸ ζεύγν.* und *τὸ ἐπισ.* Das kommt aber überhaupt öfter vor, daß Hartung aus den Scholien etwas anderes herausliest, als was in der That darin zu finden ist. Der Dichter hat also nach Hermann's Erklärung bey den *κνώδαλα σώμασιν δουλεύοντα* die Maulesel im Sinn, wie er bey *ζεύγλαισι δονσ.* an jene oder an Stiere denken kann: *κνώδαλον* vom Esel gebraucht kommt bey Pind. Pyth. X, 55 (35) vor. — In v. 497 (494 Ω) folgt H. wieder der alten Interpunction nach *συγκαλυπτὰ*, während Schütz, Dindorf (in den Adnott.) und Schömann aus gutem Grunde die Schenckelstücke mit dem langen Rückenstücke zusammen nehmen. Hermann's Beweggrund erhellt weder aus der vor v. 496 angenommenen Lücke, noch aus dem Excurs über *μηρίον* und *μηρὸς*, in welchem Vossens Meynung, sola ossa femorum adipe tecta diis esse oblata, widerlegt wird. Um das Beywort *μακρὰ* bey *ὀσφύς* zu erklären, haben Wieseler Advers. in Prom. p. 22 und Hermann angenommen, daß der Schwanz mit begriffen werde, während es vielleicht genügte, von dem strengern anatomischen Begriff bey dem Dichter Umgang zu nehmen. — V. 544. Interpunction vor *ὦ φίλος*. En, ut ingrata gratia est. — V. 556. *τὸ διαμφίδιον — τόδ', ἐκεῖνό Ϝ', ὅτ'* etc. Der Artikel bey *διαμφ.* wird so erklärt, daß der Dichter im Sinne hatte *τὸ διαμφ. δέ μοι μέλος προσέπτα, ὅτε ὑμεναίουν*, und zur Erklärung dazwischen eingeschoben wird *τόδ'; ἐκεῖνο δὲ.* — V. 561. *τίνος ἀμπλακίας ποινὰς ὀλέκει* wird dadurch vertheidigt, daß das gewichtigere Wort *ὀλέκει* in sich ein *τίνεις* begreife. (Rob. hat *ποιναῖς*, Stephanus vermuthete *ποινά σ' ὀλέκει*). Ich möchte eher sagen, *ποινὰς ὀλέκει* sey verbunden wie *ὄλεϑρον ὀλέκει*. Hart bleibt es immer.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 21. Dezember.

Nro. 78. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1853.

Aeschyli tragoedíae. Recensuit Godofredus Hermannus.

(Fortsetzung.)

V. 625. Da die Stichomythie durch den Doppelvers der Jo gestört wird, und da die Antwort der Jo *μήτοι με κρύψῃς* sich nicht gut an die Rede des Prometheus *τὸ μὴ μαθεῖν* etc. anzuschließen schien, so vermuthete Hermann früher Opusc. II, p. 83, daß dieser Rede ein Vers zuzusetzen sey, welcher in der Erklärung des Schol. vorkommt: *ἃ δεῖ γενέσθαι, ταῦτα καὶ γενήσεται.* Jetzt ist das aufgegeben, und jenes *μήτοι* so gerechtfertigt: *τοι* non concludendae rationi, sed asseverando hortandoque inservire. Denselben Weg der Erklärung hatte Francken eingeschlagen: De antiquarum Aesch. interpretationum ... auctoritate p. 40 und Soph. Antig. 539 sehr passend verglichen: *Ἀντ. Λόγοις δ' ἐγὼ φιλοῦσαν οὐ στέργω φίλην. Ἴσμ. Μήτοι, κασιγνήτη, μ' ἀτιμάσῃς* etc. Für die Unterbrechung der Stichomythie führt H. als Entschuldigung an, daß die Gleichmäßigkeit auf andere Weise gewahrt sey, indem dem Doppelverse je sieben einzelne Verse vorangehen und nachfolgen. Das ist richtig, aber das Wichtigere, der Inhalt dieser Verse ist übersehen. Auf den Doppelvers 614 f. *ὦ κοινὸν ὠφέλημα* ꝛc., in welchem Jo nach dem Grunde der Leiden des Prometheus fragt, folgen sieben Verse, die sich darauf beziehen, und eben so wieder nach dem Doppelvers 623 f. *καὶ πρός γε τούτοις* ꝛc., in welchem sie nach ihrer eignen Zukunft forscht, sieben Verse, in welchen Prometheus sich allmählich zur Gewährung dieser Bitte bestimmen läßt. Hartung will dem Verse des Prometheus v. 620 *βούλευμα μέν* ꝛc. ꝛc. einen zweyten zugesetzt wissen, weil der Schol. durch seine Erklärung *ἡ χεὶρ δὲ τοῦ Ἡφαίστου ὑπουργήσασα αὐτῷ ... προσπελάσαι* (*προσεπέλασεν* Schütz) *ἐμοὶ μοῖραν θανατηφόρον καὶ κῆρα* darauf hinweise, daß *προσπελᾷ* und *κῆρα* im Texte gestanden habe. Es kann aber eben so gut ein müßiges Citat seyn. — V. 705 (707 W.) ist mit Recht *σύ δ'* vertheidigt (gegen *σὺ δ'*), weil der Dichter die Personen eben so gut verbinden als unterscheiden konnte. Was aber H. hinzusetzt: conjunxit autem, quia in mente habet vobis satis factum est, tibique, Jo, satis fiet, ist nach dem Contexte nicht richtig. — V. 771 *οὐ δῆτα, πλὴν ἔγωγ' ἂν ἐκ δεσμῶν λυθείς* nach M. und Vit., scil. *ἀποστροφὴ αὐτῷ γενοίμην.* — V. 804 *Ζῆνος ἀκραγεῖς κύνας.* H. nimmt die Erklärung des Hesychius und anderer Glossatoren auf, welche *ἀκραγές* oder *ἀκραγγές* durch *ἀκρόχολον* wiedergeben, und leitet es von *ἄγη* ab. Lobeck Pathol. elem. I, p. 36 vertheidigt die gewöhnliche Erklärung „stumme Hunde" damit, daß die Greife dadurch von den wirklichen, den bellenden Hunden unterschieden werden sollten, wie in der Bezeichnung *φόρμιγξ ἄχορδος* von einem Bogen, *δίπους λέαινα* von einem Weibe, *ὄφις πτερωτή* von der Biene, *ἄπτερος ὄρνις* vom Rauche überall die kühne Metapher absichtlich durch das eigentlich nicht dazu passende Beywort erläutert sey. Aber an unserer Stelle würde, wo von den Greifen die Rede ist, *ἀκραγεῖς* nicht so wohl an das Bellen als an die Grundbedeutung von *κράζω*, krächzen, denken lassen, weßhalb auch ein Schol. erklären

wollte *οἱ ἀεὶ κράζοντες λίαν*. Darum ſcheint es am beſten, bey der Erklärung des Heſychius zu bleiben. — V. 851 *ἀταρβεῖ χειρί*. Die von Stanley zu Suppl. 44 angezogene Stelle des Moſchus II, 50 *ἐπαφώμενος ἠρέμα χερσὶν πόρτις Ἰναχίης* ſchützt die Erklärung des Schol. *ἀφοβοποιῷ*. Hermann dunkel: est epitheton ornans, potentiam Jovis significandi caussa positum. — V. 887 *θολεροὶ δὲ λόγοι παίουσ' εἰκῇ* ꝛc. perturbata dicta mea illiduntur (h. e. luctantur) diri fluctibus fati. — V. 900 *ἀστεργάνορα*. Döderlein's und Halm's Erklärung mortalium connubium detrectans, welche Hermann bekämpft (er ſelbſt überſetzt non amans alicuius viri, i. e. expers connubii), iſt durch den Zuſammenhang unabweislich geboten. — V. 977 (975 W.) *καὶ σὲ δ'*, dico autem te quoque, iſt ausführlich und mit Grund gegen Elmsley's Aenderung *καὶ σὲ γ'* vertheidigt. — V. 978 *συμφοραῖς* propter casus tuos, nicht von *ἐπὶ* in *ἐπαιτιᾷ* abhängig. — V. 1072 (1070 W.) *τοὺς προδότας* wird auf einen Verrath des Themiſtokles gegen den Rhodier Timokreon (Plut. Them. 21) bezogen, welcher vor die Verbannung des erſteren fällt. Hermann wiederholt nämlich in Bezug auf die Zeit der Aufführung des Prometheus in der Einleitung des Stückes die in der II. Abhandlung de choro Eumenidum (Opusc. II, p. 146) gegebene Beweisführung: quum Olympiadis LXXV. anno secundo Aetna arserit, recente illius incendii memoria scriptum videri Prom. propter vaticinium de ea re Promethei, obwohl wieder neuerdings Sommerbrodt De Aesch. re scenica Pars II, p. LVI den Prometheus auf Olymp. 78 herunterſetzen zu müſſen glaubte. Eben ſo bleibt H. bey der Annahme eines Bildes für den Prometheus, ſo daß nicht mehr als zwey Schauſpieler im Prolog nothwendig ſind. — V. 1085 *βρυχία δ' ἠχώ* nicht der brüllende Widerhall, ſondern der unterirdiſche (wie *ὑποβρύχιος* von *βρέχειν* nicht bloß untergetaucht, ſondern auch überſchüttet, bedeckt heißt), dasſelbe wie *βροντήματα χθόνια* v. 996. Gegen die Erklärung des Schol. durch *βρύχουσα* (auch Blomf. fremens) iſt ſchon von Paſſow die Verſchiedenheit der Quantität eingewendet worden.

Die Abhandlung de erroribus Jonis ſtimmt in dem erſten Theile der Wanderung, das heißt bis zum Uebergang über den Kimmeriſchen Bosporus, mit Hermann's Auseinanderſetzung in den Observatt. crit. cap. II. überein, doch mit genauerer Beſtimmung des Einzelnen; die Erklärung der Gegenden iſt bis dahin im Weſentlichen dieſelbe wie die von Schömann zu v. 686. Im zweyten Theile der Wanderung aber (Prom. v. 791 ff.) hat H. ſeine frühere Anſicht geändert: er ſetzt in die Lücke vor v. 793 die Rückkehr der Jo aus Aſien nach Europa, wegen der Stelle Suppl. 528 (*διχῇ δ' ἀντίπορον γαῖαν ἐν αἴσᾳ διατέμνουσα πόρον κυματίαν ὁρίζει*) und erkennt in dem Verſe 793 *πόντου περῶσα φλοῖσβον* den Uebergang der Jo aus Europa nach Afrika. Jo iſt nämlich wiederum durch Europa bis zum äußerſten Weſten gewandert, wo die Greifen und die Arimaspen am Goldfluß Pluton, d. i. am Tarteſſus wohnen, geht über die Meerenge nach Libyen, wo ſie die Gorgonen und die Phorkiden findet, und gelangt von da endlich zu den Aethiopen und nach Aegypten. Aber Prometheus nennt ja zuerſt die Gorgonen und Phorkustöchter, dann kommt er mit den Worten *ἄλλην δ' ἄκουσον* ꝛc. v. 803 auf die Greife und Arimaspen! Nach Hermann ſoll Prometheus, indem er die Gorgonen nennt, zugleich bey dieſer Gelegenheit einer andern Gefahr gedenken, vor welcher ſich Jo in denſelben Gegenden des Weſtens (NB. vorher) zu hüten habe: postquam Jo ad campos Gorgoneos trans mare in occidentem Libyae est adducta, aliud in illorum locorum vicinia periculum commemorat. (p. 163) Moneri putanda est Jo, ut, ubi trajiciendum sit fretum Oceani, trans fretum illud Phorcidum et Gorgonum adspectum fugiat *), cis autem auri custodes griphos atque Arimaspos declinet. Aber das iſt doch eine exegetiſche Unmöglichkeit.

Wir übergehen die Perſer, deren Beſprechung wir einem andern Orte vorbehalten, und gehen zu den Sieben gegen Theben über. V. 25 *πυρὸς δίχα* ohne Feuer? Aber bey Sophokles wie bey Euripides ſucht Tireſias die Zeichen ſowohl aus der Flamme als aus dem Vögelflug. Daher H. praeter signa ex igne capta, wie *δίχα σίτου* bey Dio-

*) *φρούριον* nimmt alſo H. wie die meiſten Ausleger als das, wovor man ſich zu hüten hat; Paſſow und andere als Beſatzung.

nys. H. — V. 89 *βοᾷ ὑπὲρ τειχέων ὁ λεύχασπις ὄρνυται λαός*. Da der Feind noch nicht an der Mauer steht, wollte Dindorf *ὑπὲρ τάφρων*, was gar keine Wahrscheinlichkeit hat. „Mit dem Schlachtruf, der über die Mauern dringt", wie es neulich Prien erklärt hat (Neue Jahrb. f. Philol. u. Päd. LXVIII, 1.), können die Worte nicht bedeuten. Daher wir mit Hermann es so verstehen, daß die zaghaften Mädchen den Feind schon auf den Mauern zu sehen glauben. *Λεύχασπις* erklärt Stanley, dessen Note Dindorf abdruckt, von den Schilden der gemeinen Krieger, im Gegensatz der verzierten Schilde der Anführer. Hermann: vix opus est monere, *λεύχασπις* non esse epitheton ornans, sed proprium hoc Argivorum. Das sieht man aus Sophokles Antig. und Euripides Phön. — V. 144 *Ἀκροβόλων* ꝛc. Egregie poeta omne periculum gradatim descripsit . . . jam denique initium proelii, Thebanos lapidum jaculatione de moenibus se defendentes. Aber wer wird den Gedanken erwarten: „Wehe! jetzt werfen sie Steine von den Zinnen" statt „gegen die Zinnen". Der Genitiv des Zieles wie bey *ἀκοντίζειν*, *τοξεύειν*, *ἰέναι* u. a. Der Schol. A. hat unsere Erklärung (so auch Heath), der Schol. B. gibt beyde. — V. 148 (146 W.) *πολεμόκραντον ἀγὼν τέλος* ein reiner, schuldloser Ausgang des Krieges: der Chor fürchtet schon jetzt Schlimmes von dem Haß der Brüder *). — Nr. 202 *Μήποτ' ἐμὸν κατ' αἰῶνα λίποι θεῶν ἄδε πανήγυρις*. H. construirt *καταλίποι ἐμὸν αἰῶνα*. Aber der vorhergehende Vers nöthigt, *πόλιν* als Object zu *λίποι* zu denken, so daß wir *ἐμὸν κατ' αἰῶνα* mit Valckenaer und den Scholien fassen müssen *κατ' ἐμὸν χρόνον*. — V. 209 H. interpungirt mit den Schol. nach *ἔστι*. „Wahr!" — V. 233 *οὐ σῖγα; μηδὲν τῶνδ' ἐρεῖς*. So interpungirt Hermann, Lobeck zu S. Ajax 75 mit einem Komma nach *σῖγα*, besser wohl Elmsley das Ganze als Eine Frage *οὐ — ἐρεῖς*. Es ist zusammengezogen aus *οὐ σῖγ' ἀνέξει καὶ οὐ μηδὲν τῶνδ' ἐρεῖς;* — V. 265 wird die handschriftl. Lesart *ἐγὼ δ' ἐπ' ἄνδρας ἓξ* ꝛc. ꝛc. gut gerechtfertigt: *ἐγὼ δ' ἐπ' ἄνδρας ἓξ τάξω ἀντηρέτας, ἐμοὶ σὺν ἑβδόμῳ ἐπὶ τὸν ἕβδομον*. — V. 272, Dindorf und H. streichen das Komma nach *τάρβος*. Nicht von *τάρβος* lassen wir den Objectsaccusativ *λεών* abhängen, wie Hartung sagt, welcher darum dieses „Mährchen" wegwirft, sondern von dem verbundenen Begriffe *ξωπυροῦσι τάρβος*. Von Constructionen, wie Agam. 781 *θεοὶ Ἴλιον φθοράς — ψήφους ἔθεντο* statt *ἐψηφίσαντο*, Soph. Oed. Col. 1115 *τέκν' εἰ φανέντα μηκύνω λόγον*, El. 122 *τίν' ἀεὶ τάκεις οἰμωγὰν τὸν Ἀγαμέμνονα* und ähnlichen oft gesammelten, ist zu jener nur ein Schritt. — V. 276, *πάντροφος πελειάς* vertheidigt H. wie Schwenck und Francken als penitus nutrix. — V. 277 *τοὶ μέν*, die Bürger nach H. Aber der Zusammenhang, wie die einzelnen Ausdrücke, empfiehlt die gewöhnliche Erklärung, nach welcher sowohl *τοὶ μέν* als *τοὶ δέ* auf die Feinde geht. Natürlich darf man das *πανδημεί* nicht urgiren. — V. 330, *βλαχαὶ τῶν ἐπιμαστιδίων ἀρτιτρεφεῖς*. Schol. B. *ἀρτιτρεφῶν, ἤτοι νεογνῶν, ἔδει εἰπεῖν πρὸς τὸ μαστιδίων, ἐπήνεγκε δὲ πρὸς τὸ βληχαὶ αἵτινες τῶν νηπίων ἦσαν*. Die kühne Enallage des Adjectivums *ἀρτιτρεφεῖς* nimmt auch H. an: vagitum dicit infantium, quos modo matres occisae mammis admoverant. — V. 355, *σπουδὴ τοῦδ' οὐκ ἀπαρτίζει πόδα*, die Eile läßt ihn nicht mit dem angemessenen Anstand daherschreiten. Eben so erklärte Francken p. 103. Ein ganz ungehöriger Gedanke, dem wir jedenfalls Hermann's frühere Vermuthung *καταργίζει* (aus der Lesart des Guelf. *καταρτίζει*) vorziehen. — V. 383 *μάντις ἡ ἀνοία* wird nach den Scholien mit Recht in Schutz genommen. — V. 405, *γίγας ὅδ' ἄλλος* nach H. ein zweyter Gigant, wie *ἄλλος οὗτος Ἡρακλῆς* ein zweyter Herakles. Aber die folgenden Worte *τοῦ πάρος λελεγμένου μείζων* sprechen für die gewöhnliche Erklärung „ein zweyter Riese, noch größer als der erste". — V. 482, *ἥτ' ἀγχίπτολις* ut quae tutatur hanc urbem. Stanley's Aenderung *ἥδ'* ist unnöthig. — V. 524, *φέρει δ' ὑφ' αὑτῇ φῶτα*, die Sphinx hat unter sich einen Thebaner, dessen Gestalt auf dem Schilde so im Vordergrund ist, daß

*) V. 818 ist ihre *ξυναυλία δορός* eine *δύσορνις* genannt, was Hartung nicht versteht: es war ein unter schlimmen Vorbedeutungen eröffneter Kampf, weil es eben ein Bruderkampf war.

die meisten Pfeile auf diesen treffen müssen, offenbar zum Hohne der Thebaner. Man muß sich wundern, daß Schütz dieses nicht gefunden hat, aber auch, daß Hartung das Bild sich nicht vorstellen kann, wenn man nicht ἐφ' αὑτῇ ändert. — V. 525 aber den Acc. c. inf. ἰάπτεσθαι βέλη als Absichtssatz zu fassen und πλεῖστα mit ὡς zu verbinden, wie Hermann will (quo is quam plurimis telis petatur), dünkt uns so hart, daß wir doch zu der von ihm (quod fieri non potest) hier verpönten Construction der Scholien zurückkehren, und ὡς mit dem Infinitiv verbinden, gleich ὥστε, was doch auch sonst nachzuweisen ist. Man sehe Hermann's eigene Anmerkung zu Soph. Ant. 292 ὡς στέργειν ἐμέ. (In dem Beyspiel aus Eur. Alc. 358 bey Matthiä §. 545 könnte ὡς auch die Absicht ausdrücken). — V. 584, πανουργία τινὶ wird mit Blomfield erklärt gleich πανούργοις τισί. Aus den zahlreichen Beyspielen ähnlicher Abstracta erwähne ich nur von demselben Stamm Soph. Oed. Tyr. 1224 παιδουργία. — V. 597 οὐχ ὡς ἄθυμος. Der Nominativ ist gesetzt πρὸς τὸ νοούμενον, als ginge προσβαλεῖ vorher. — V. 659, τῷ κάκιστ' αὐδωμένῳ activ nach einer Glosse λέγοντι im Guelf. mit Beziehung auf die von dem Boten gemeldeten Reden des Polyneikes. Eben so Grotius clamitanti dira. — V. 662, θάνατος — οὐκ ἔστι γῆρας τοῦδε τοῦ μιάσματος quasi dicturus θάνατος — οὐ γηράσκει. — V. 665, μόνον γὰρ κέρδος ꝛc. nam lucrum omne apud inferos quaerendum est (si ibi non punimur: sola quae post mortem est vita consideranda est). Aber die von Schütz vorgeschlagene Umstellung der Verse 665 und 666 sey vorzuziehen. Uns scheint das letztere unnöthig, die erstere Erklärung zu weit hergeholt; wir bleiben bey der von Halm (Lectt. Aesch. particula I, p. 14) vertheidigten Auslegung des Schol. B. hoc enim solum est lucrum apud inferos, scil. τὸ χωρὶς αἰσχύνης τεθνάναι. — V. 678, λέγουσα κέρδος πρότερον ὑστέρου μόρου, lucrum prius commemorantes secutura morte, i. e. hortantur vindictam sumere quamvis moriturum. Aehnlich Wellauer. Näher liegt gewiß Blomfield's Erklärung λέγουσα κέρδος εἶναι μᾶλλον τὸν πρότερον τοῦ ὑστέρου μόρου oder vielmehr κέρδος so viel als κερδίονα mit Hartung. — V. 680 βίον εὖ κυρήσας, bene se habens quod ad vitam attinet, i. e. recte instituens vitam. — V. 690 ἐξέζεσαν γὰρ Ο. κατεύγματα, fero efecerunt enim animi aestum dirae patris. Der Pluralis wird dadurch gerechtfertigt, daß die κατεύγματα personificirt werden. — V. 712 χθόνα ναίειν διαπήλας, ὁπόσαν ꝛc. Plena oratio haec esset τοσαύτην ὁπόσην διαπάλλει καὶ φθιμένοις κατέχειν, (eben so Wellauer) et his additus est accusativus, quasi ita dixisset, τοσαύτην ὥστε αὐτοὺς κατέχειν αὐτὴν ἀμοίρους τῶν μεγάλων πεδίων. Vergleicht man die Stelle mit ὅσον ἀποζῆν und ähnlichen andern, so ergibt sich leichter die Ergänzung ὁπόσαν κατέχειν καὶ φθιμένοισιν δέδοται oder ἐξαρκεῖ. Vgl. Matthiä Gr. Gr. v. 479. — V. 724 Ὠκύποινον et αἰῶνα δ' ἐς τρίτον non sibi repugnant. Nam cita poena jam ad tertiam aetatem duravit, celeriter Laium, Oedipum, Jocastam, filios puniens. — V. 731 κραυηθεὶς δ' ἐκ φίλων ἀβουλίας. Daß die Erklärung „durch der Freunde bösen Rath" unmöglich ist, ergibt sich aus dem Gedanken von selbst: wer hätte denn dem Laios rathen mögen, dem Orakel Trotz zu bieten? Der Schol. B. erklärt τῶν τῆς γυναικὸς φίλτρων, weiterhin τῆς γυναικὸς ἡττηθείς, und so Hermann per uxoris amorem perverso consilio irretitus. Die zweyte Erklärung des Scholiasten (so daß ἐκ φίλων auf Jokaste geht) ist gewiß die richtige. Hartung hält sich an die erstere, mit welcher eine Glosse ἡδονῶν übereinstimmt, und will deßhalb δ' αὖ φίλων lesen, weil die Präposition besser passe, wenn Personen gemeint seyen.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 23. Dezember.

Nro. 79. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1853.

Aeschyli tragoediae. Recensuit Godofredus Hermanus.

(Fortsetzung.)

Wenn wir aber *ἐκ φίλων* als Masculinum festhalten, so ist es nicht nöthig zu verstehen, wie Hartung meint, „von den Angehörigen übermannt, oder durch seine Frau absichtlich gereizt", sondern „durch seine Frau, d. h. durch die Liebe zu seiner Frau überwältigt." Der Satz ist übrigens eng mit dem vorigen zu verbinden, und nach *πόλιν* nur ein Komma zu setzen (*εὖτε — ἐγείνατο*), wie es Blomfield u. a. gethan haben, und wie es Hermann selbst gewollt zu haben scheint, da er *κρατηθεὶς δέ* auf ein in Gedanken einzusetzendes *μέν* (*Ἀπόλλωνος μὲν βίᾳ*) bezieht und dadurch die Partikel gegen Porson rechtfertigt. Der Uebelstand, daß auf diese Weise die Strophe die von der vorigen Antistrophe begonnene Periode erst abschließt, ist doch jedenfalls erträglicher, als das Anakoluth, zu welchem Wellauer seine Zuflucht nehmen muß, um mit *πόλιν* den Satz endigen zu können. Aeschylus hat auf dieselbe Weise zweymal den in der Antistrophe angefangenen Gedanken in der nächsten Strophe fortgeführt in der Parodos des Agamemnon *Στρ. δ'* und *Στρ. ϛ'* (bey Well. *Στρ. γ'* und *Στρ. ε'*). — V. 738 *νυμφίους φρενύλεις*, nämlich Oedipus und Jokaste. Das sah auch Blomfield, Gloss. zu v. 777. — V. 813 (815 W.) *γένεος Οἰδίπου δ' ἀρά* wird geschützt durch Eur. Phoen. 1605, wo Oedipus sagt *ἀρὰς παραλαβὼν Λαΐου καὶ παισὶ δούς*. Schol. *ἀρὰς δὲ λέγει τὰς παρακολουθούσας τῷ γένει αὐτῶν ἀπὸ τοῦ Πέλοπος . . . ἐπὶ τῇ τοῦ υἱοῦ αὐτοῦ Χρυσίππου ἁρπαγῇ, ἣν ἡρπάξατο ὁ Λάϊος* — V. 843 (848 W.) *πρότερον φήμης* priusquam nos allocutae fuerint Blomfield. Aber die Schwestern reden den Chor auch nachher, wo sie auftreten, nicht an. „Vor ihrem Gesang" Droysen und so auch H. Der Schol. B., dessen Worte *πρὸ τοῦ κλαῦσαι ἐκείνους* keinen Sinn geben (denn der Chor schickt sich ja eben an, die Gefallenen zu beklagen), hat wohl auch *ἐκείνας* geschrieben. — V. 887 (895 W.) *σιδαρόπλακτοι δὲ τοὺς μένουσιν . . . τάφων πατρῴων λαχαί.* Hermann's Erklärung ferri ictu facta manet eos paterni sepulcri sortitio ist der gewöhnlichen (sepulcrorum sortitiones ferro factae i. e. sepulcra ferro effossa Blomfield) schon deßwegen vorzuziehen, weil man nicht sagen kann *ὁ τάφος σιδήρῳ πλήσσεται.* — V. 994 (1001 W.) *ἱερῶν πατρῴων δ' ὅσιος ὢν* etc. Blomfield weiß nicht, ob er den Genitiv *ἱερῶν* mit *ὅσιος* oder mit *τέθνηκεν* verbinden soll, auch Dindorf hält das letztere für möglich: mira structura, quam utcumque explicat scholiasta, *λείπει ἡ ὑπέρ.* Die einzig mögliche Structur *ἱερῶν ὅσιος*, welche H. so erklärt: idem est ac si dixisset *ἄψαστος* vel simile quid, rechtfertigt sich durch die Vergleichung des Genitivs bey *καθαρός* und *ἁγνός.* — V. 1012 (1019 W.) *κἄνα κίνδυνον βαλῶ* dictum est ut *κίνδυνον ἀναρρίπτειν* vel *ῥίπτειν. Ἐκκυβεύειν καὶ παραβάλλεσθαι* stellt Polybius zusammen in einer von Valckenaer zu Herod. VII, 50 citirten Stelle.

Agamemnon. V. 2. *μῆκος* nicht Accusativ der Zeitdauer, sondern eine freyere Art von Exe-

geſe (scil. in mente habeo). In der verglichenen Stelle aber v. 1054 (1066 W.) iſt *κλαιόμενα τάδε βρέφη* doch wohl der Nominativ. — V. 7 *ἀντολάς τε τῶν*, non est interpretandum et ortus horum (ſo hatte es H. ſelbſt früher erklärt, ſiehe Opusc. II, p. 78) sed et aliorum ortus. — V. 10 *ὧδε γὰρ κρατεῖ*, sic imperat, i. e. tam durum est reginae imperium. Uns genügt die gewöhnliche Erklärung sic jubet. — V. 36 *βοῦς ἐπὶ γλώσσῃ μέγας*. Das Sprichwort ſcheine entſtanden a bove vel pedi hominis pedem suum imponente, vel stragulo insistente, ut subtrahi non possit. Daß nicht an Beſtechung zu denken ſey (was Droyſen, Franz, Peile feſthalten), hatte längſt die Vergleichung von Theognis v. 815 gezeigt. Der Scholiaſt gibt unter anderem das richtige *βάρος ἐπίκειται*. — V. 44 *ζεῦγος* gehört ſowohl zu *τιμῆς* als zu *Ἀτρειδᾶν*. Auch Franz hat das Komma nach *τιμῆς* getilgt. — V. 53 *δεμνιοτήρη πόνον ὀρταλίχων*. Hermann's cubiliprema cura pullorum ſcheint jedenfalls zu eng auf die Mühe des Brütens bezogen. Warum nicht allgemeiner die neſthütende Mühe? Trotz der Erklärung des Heſychius *πόνον δὲ τὰ περὶ τὴν τροφὴν αὐτῶν* iſt übrigens vielleicht die von Klauſen vorzuziehen, daß *πόνος* die Jungen ſelbſt bezeichne, mit dem beygefügten Genitiv wie in Eur. Herc. fur. 1039 *ἄπτερος τέκνων ὠδίς*. — V. 70 *ἀπύρων ἱερῶν* verſteht H. wie Bamberger, Fuhr, Dindorf, Nägelsbach (Verhdlgn. d. Erlanger Philologen-Verſammlung p. 70) von der Opferung der Iphigenia. Aber dieſe Beziehung müßte in dieſem Zuſammenhang (vergl. Schömann in den Verhdlgn. d. Göttinger Philologen-Verſammlung p. 45.) ebenſo unerwartet als dem Zuhörer unverſtändlich erſcheinen. Am natürlichſten wird (mit Blomfield und Klauſen) Paris als Subject zu *παραθέλξει* gedacht. Aber was ſind die *ἄπυρα ἱερά*? „Ob des Opfers vermißter Flamme“ Humboldt. Heſychius *ἀπύρου, ἀθύτου*. Klauſen und Prien (Rhein. Muſeum 1848, VI. p. 162) verſtehen unter den verſäumten Opfern die Verletzung des *Ζεὺς ξένιος* durch den Raub der Helena, was ſchwerlich in den Worten liegen kann. Ich geſtehe, daß ich keine ſichere Erklärung finde. Dürfte man *ἀπύρων ἱερῶν* mit Herm. (Opusc. V, p. 343) haud rite litati überſetzen, ſo könnte man vielleicht an die Hochzeitsfeyer des Paris in Troja denken. V. 682 (690 W.) iſt von dem Hymenäus die Rede, der ſpäter gebüßt wird, V. 379 (385 W.) von ſeinen Gebeten, die keiner der Götter hört. Auch an zwey anderen Stellen kann ich mich nicht von der Richtigkeit der Beziehung auf Iphigenia überzeugen. Die eine iſt v. 126 (131 W.), wo H. *προτυπὲν στόμιον* überſetzt prius percussum i. e. ante belli cludes immolatione Iph. afflictum*); die andere v. 1300 (1313 W.) *τοῖσι θανοῦσι θανὼν ἄλλων ποινὰς θανάτων ἐπικραίνει*, was nach H. heißen ſoll mortuis (Iphigeniae) moriendo aliarum mortium (suae ipsius) poenas adducit, während der Zuſammenhang nicht im mindeſten dahin führt, ſondern nur an die alte Blutſchuld des Atridenhauſes (magno cum pondere eadem notio ter repetitur *προτέρων, θανοῦσι, ἄλλων* Bamberger de Agam. p. 19) denken läßt. — V. 78 *οὐκ ἔνι χώρᾳ*, non inest, non censetur in loco aliquo et numero. Das können die beygezogenen Stellen aus Theognis (152 *χώραν μηδεμίαν θέμεναι* und 822 *χώρη ὀλίγῃ*) nicht beweiſen, denn numero und loco können ebenſowenig ohne ein Beywort ſtehen wie aliquo oder nullo in dieſem Sinne ſtehen, als *χώρα*. Daß die Erklärung des Scholiaſten *τῷ τόπῳ ἐκείνῳ* unbrauchbar ſey, weil das *ἔνι* allen Nachdruck erhalten müſſe, iſt doch nicht recht einzuſehen. — V. 128 *πτανοῖσιν κυσὶ πατρός* H. quantum per aquilas cognosci potest. Das iſt weder mit dem Gedanken noch mit der Grammatik zu vereinen. Auch propter aquilas irata heißt es nicht: Artemis kann dem Atridenhauſe nicht wegen der Adler zürnen, denn die Atriden ſind ja ſelbſt die Adler. So bleibt nichts übrig, als *κυσί* als Oppoſition zu *οἴκῳ* zu faſſen. Gegen Nägelsbach's Annahme, daß die Wahl des Wortes *οἴκῳ* auf eine Schuld des Hauſes in früherer Zeit, auf das Thyeſteiſche Mahl, zurückweiſe, hat Schömann (a. a. O. p. 47) die gewöhnliche Auslegung, daß *οἶκος* die gegenwärti-

*) *Στρατοῦσθαι*, in castris esse, iſt, wie H. erinnert, verſchieden von *στρατεύεσθαι*. Das Gebiß Troja's, d. i. das griechiſche Heer, heißt *στρατωθέν*, das gelagerte, das zum Zweck der Ausfahrt im Lager verſammelte.

gen Häupter des Hauses bedeute, gut vertheidigt. Ich füge nur eines hinzu. Solches Geschick weissagte, heißt es v. 146 (152 W.), Kalches dem königlichen Hause, *οἴκοις βασιλείοις*; dadurch wird die Fassung des obigen *οἴκῳ* gewiß nicht wenig bestätigt. — V. 140 (147 W) *θυσίαν ἑτέραν*, nicht infaustam, sondern aliam. — V. 154 (160 W.) *τὸ μάταν — ἄχθος*, quia causam eius non idoneam esse videt. Lieber als Prolepse mit Fuhr in der Ztschrft. f. d. Alterth. 1841, no. 24. — V. 164 (170 W.) ist *τῷ πάθει* gegen die Conjectur *τόν* mit Well. vertheidigt. — V. 166. Zu *στάζει* aus dem folgenden Satze, wo *σωφρονεῖν* Subject ist, dieses als Object zu denken, wie H. will, halte ich für unmöglich. *Στάζει* ist intransitiv. — V. 199 (205 W.) *λιπόνας* passiv, quomodo a classe destituar, orbatus sociis? — V. 224 *κρόκου βαφάς* etc. Rejecto croceo velamine .. sponte vocem comprimit „satis habens adspicere duces, tanquam verba factura.“ Durch diese Auslegung wird Nägelsbach's Einwendung eines *πρωθύστερον* aufgehoben. In demselben Sinne versteht H. (wie auch Droysen) den Schluß der Strophe, *ἁγνᾷ αὐδᾷ* von dem frommen Stillschweigen erklärend, mit welchem Iphigenie, *ἀταύρωτος*, nicht ergrimmt, das Loos des Vaters ehrt. Auf die Opferung selbst bezieht H. erst die folgenden Worte des Chors: *τὰ δ' ἔνθεν οὔτ' εἶδον οὔτ' ἐννέπω*. Im folgenden Satze ist es doch wohl besser, *τοῖς παθοῦσιν* allgemein zu verstehen, als mit H. his quidem, qui virginem immolarunt. — *εἶδον οὔτ' ἐννέπω*. — V. 241 (247 W.) *τόδ' ἄγχιστον Ἀπίας — ἔρκος*, Klytämnestra tritt näher an die Orchestra. Daß sie bey v. 103 die Scene ganz verlassen habe, um in der Stadt Opfer zu bringen, ist wohl kaum nöthig anzunehmen. *Ἄπις*, von welchem das Land benannt ist, wird nach Suppl. v. 249 ff. mit *ἤπιος* in Verbindung gebracht. — V. 257 (263 W.) *τί γάρ; τὸ πιστὸν — τέκμαρ;* nach der Interpunction von Schütz, dessen Bewegrund von seinen Bestreitern nicht einmal verstanden worden sey — vir egregius, qui se poetam legere, non construendi exercitia ante oculos habere sciret. — V. 275 (281 W.) *οὔτι μέλλων — παρῆκεν*, celeriter alio transmisit. — V. 307 (313 W.) *ὄξος τε* bezieht sich nicht auf *ἄλειφά τε*, sondern auf *καὶ τῶν ἁλόντων*. — V. 375 (381 W.) *μελαμπαγὴς πέλει δικαιωθείς* ater est, quum est aestimatus quanti sit. So auch Peile: proves when justly appreciated. — V. 434 (442 W.) *εὔμορφοι* decori. V. 435 zu *ἔχοντας* sey als Object sowohl *θῆκας*, als das Feindesland, das sie erobert haben, gedacht. Das erstere ist ein matter Gedanke; Bamberger de Agam. p. 16 erinnert an die Antwort, welche Marius den Cimbern gab, als sie für ihre Brüder, die Teutonen, Sitze fordern. Plut. 44. — V. 437 (445 W.) *τίνει χρέος* persolvit debitam populi imprecationem. Einfacher Blomfield: idem valet ac solennis imprecatio. — V. 464 (472 W.) *ὅρος* decretum. Ich möchte um des Zusammenhanges willen bey der Erklärung des Scholiasten bleiben: *περιφραστικῶς ἡ γυνή· ὡς ταυτὸν ὂν γυναῖκα εἰπεῖν, καὶ ὅρον αὐτῆς ἐκθεῖναι.* Die Bedeutung von *ὅρος* nämlich, die er in den letzten Worten im Auge hat, die Definition, ist subjectiv dasselbe, was objectiv und an unserer Stelle der Begriff, das Wesen ist. — V. 513 (521 W.). Excurs über *φύσιον*. Hier ist es Helena a Paride rapta, a Graecis vindicata, — V. 514 *αὐτόχθονον* wird vertheidigt, da der Dichter, um auszudrücken „sammt seinem Land“, eine andere Form bedurfte als *αὐτόχθων*, der Eingeborne. *Διπλᾶ — ἁμαρτία* (H. accentuirt so als Dualis) wird aus Il. XIII, 626 erklärt: *οἵ μεν κουριδίην ἄλοχον καὶ κτήματα πολλὰ Μὰψ οἴχεσθ' ἀνάγοντες.* — V. 520 (528). Das Fragezeichen ist mit Recht wieder getilgt, wie auch Bergk verlangte: die Lesart *ἴστε* ist zwar gut gegen dessen Conjectur *ἦστε* vertheigt, am besten aber würde *ἦστε* die Entstehung der beyden handschriftlichen Lesarten *ἴστε* und *ἧς* erklären. In der Uebersetzung ist auf *τερπνῆς* der Nachdruck zu legen, wie Peile eingesehen hat: then were ye overtaken herein by a pleasing pain. In der Entgegnung des Chors ist die Interpunction *πῶς δή; διδαχθεὶς — λόγου* hergestellt. Ebenso v. 527 *καὶ πῶς; ἀπόντων — τινάς;* — v. 536 (544 W) ist das Komma nach *προσῆν* getilgt; *τὰ δέ* heißt alia, und *καὶ* gehört zu *πλέον*. So auch Franz. — V. 557 (565 W.) *ἀρχαῖον γάνος* wie Soph. Oed. C. 1632 *πίστιν ἀρχαίαν* quae firma maneat, olim antiqua futura. Dieselbe Erklärung gibt Peile; ebenso Franz: „einst ehrwürdige

Glanztrophä'n", was Bamberger im Philologus VII, 1. p. 155 angreift: er selbst vertheidigt, und wohl mit Grund, die Erklärung als „altherkömmlicher Stolz der Tempel". — V. 558 *κλύοντας πόλιν*, d. i. *κλύουσαν τὴν πόλιν* ist Subject, das erste Glied des Objects *τοὺς στρατηγούς*, das zweyte in veränderter Construction *καὶ χάρις τιμήσεται Διός*. — V. 563 (572 W.) Wir bleiben bey der natürlichsten Construction, *ταῦτα* als Subject zu *πλουτίζειν* zu nehmen; H. höchst gezwungen die Klytämnestra, i. e. eamque me participem fieri sinere narrationis illius. — Auch v. 578 (587 W.) wird es gerathener seyn bey der einfachen Verbindung *ὅπως ἄριστα* statt des von H. beliebten elliptischen *ὅπως σπεύσω* zu bleiben. — V. 580 (588 W.) *τί γὰρ — ἥδιον δραχεῖν*, welches Licht ist einer Frau süßer zu schauen, als dieses, die Thüre zu öffnen, wenn ein Gott ihren Gatten aus dem Felde heimführt? Auch Klausen construirt so. — V. 615 (623 W.) *χωρὶς ἡ τιμὴ θεῶν*. Trotz der constructio soloeca *ἡ τιμὴ θεῶν* müssen wir doch die Auslegung des Victorius für richtig halten: non oportet diem dicatum honori deorum verbis tristioribus contaminare, die Ehre, die man den Göttern an einem solchen Tag bezeigt, ist fern von der *γλῶσσα κακάγγελος*. Hermann: praemium sine diis est, i. e. praemium accipit malorum in re laeta nuntius tale cui non favent dii. — V. 652 ff. (660 W.) Vertheidigung der Hm.'schen Lesarten *Μενέλεων γὰρ οὖν* (quoniam praeco, quum optat, sperare se indicat, addit cur speret) und weiterhin *εἰ δ' οὖν*, si igitur. — V. 670 (678 W.) *κυναγοὶ* (sc. *εἰσὶ*) *κατ' ἴχνος — κελσάντων*, so erklärt jetzt H. wie Klausen, und ähnlich wie Well. und Bamberger (Philologus VII, p. 157), welche *ἔπλευσαν* suppliren. — V. 697 (705 W.) *ἔσχε* neutrali significatu wie v. 176. Ebenso Franz. — V. 711 (719 W.) *πάραντα* fassen Blomfield und H. nach Hesychius gleich *παραντίκα*, *παραχρῆμα*. Aber Bothe's Erklärung similiter ist gar nicht zu entbehren. —

V. 731 (739 W.) *οἴκων γάρ* etc. nam illud quidem non dubium est, justae domus prosperam sortem esse. Die andere Art, mit welcher Wellauer hier das *γάρ* vertheidigt (*γάρ* ita iteratur, ut particula repetita duo membra non inter se, sed cum primaria sententia connectantur) paßt besser für Stellen wie v. 537 (546 W.), wo diese der vulgären Sprache sich annähernde Redeweise vielleicht der Hermannischen Erklärung durch eine Parenthese vorzuziehen ist. — V. 764 (772 W.) *ὕδαρεῖ φιλότητι*, Schol. *οὐ καθαρᾷ*. Da aber der Zusammenhang das Gegentheil erwarten lasse, so meint H., daß das Wort *ὕδαρεῖ* gleichsam zwischen zwey Gedankenstriche gestellt sey, welche der Vortrag ausdrücken müsse. Weniger künstlich läßt sich der Satz vielleicht zusammengezogen denken aus *τὰ δοκοῦντα μὲν εὔφρονος ἐκ διανοίας σαίνειν, ὕδαρεῖ δὲ σαίνοντα φιλότητι*. — V. 772 (780 W.) *εὖ τελέσασιν* soll heißen per eos qui perfecerunt. Die natürliche Verbindung des Dativs mit *εὔφρων* kann keinen Anstand haben, indem jetzt die Mühe eine erfreuliche geworden ist für die Ausgezogenen nach glücklicher Vollendung, gilt diese Befriedigung mittelbar auch für den Chor. — V. 778 (785 W.) *μεζαιτίους* für das einfache *αἰτίους* wie Soph. Trach. 1234. — V. 780 *οὐκ ἀπὸ γλώσσης*, non obiter ac negligenter. Dagegen empfiehlt der ganze Zusammenhang doch die von H. verworfene Anspielung auf die Reden und Gegenreden der Anwälte vor Gericht. — V. 838 (845 W.) *πολλὴν ἄνωθεν, τὴν κάτω γὰρ οὐ λέγω*, multam superne (non enim eam dico quae substernitur) triplicem terrae chamyda cepisset, Blomfield. Der in diesem Zwischensatz ausgedrückte Gedanke ist ebenso unerträglich, als nach Wellauers Deutung nam quod sub terra est Gorgonis corpus, non dico. H. übersetzt *ἄνωθεν* vivus, den Zwischensatz absit enim, ut infernam vestem (ut mortuum) dicam, und das ist gewiß das richtige.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 26. Dezember

Nro. 80. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1853.

Aeschyli tragoediae. Recensuit Godofredus Hermannus.

(Fortsetzung.)

„Wäre Agamemnon so oft gestorben, als ihn das Gerücht umkommen ließ, so trüge er, dreyleibig, wie ein zweyter Geryon, jetzt über der Erde oder lebendig eine dreyfache Erden- oder Grabeshülle, einmal in jeder Gestalt gestorben (d. h. todtgesagt und mit einem Begräbniß bedacht)". Hermann's saepe triplicem vivus vestem terrenam induisset. — V. 862 (869 W.) H. interpungirt mit Elberling *νῦν, ταῦτα πάντα τλᾶσ', ἀπενθήτῳ φρενὶ λέγουμ' ἄν.* Dasselbe wollte Fuhr in d. Zeitschr. f. d. Alt. 1841, Nr. 24. — Der Vers 869 (876 W.) *τερπνὸν δέ* ꝛc., welchen Schütz hinter den folgenden stellen wollte, wird auf den obigen v. 862 bezogen. So auch Franz. — V. 928 (935 W.) *οἶκος δ' ὑπάρχει — ἔχειν*, est domus quae horum affatim habeat. — V. 946 (953 W.) *ἀποπτύσας — θάρσος*, Wechsel der Construction. Ebenso v. 974 ff. (983 W.) *ὄχνος βαλών — ἔδυ δόμος — οὐδ' ἐπόντισε σκάφος.* Rediit in constructionem poeta, *ἐπόντισε* referens ad *ὄχνος*. Vielmehr nehmen wir aus dem *δόμος γέμων* ein Subject wie *γόμος*, (welches Blomfield mit Unrecht statt *δόμος* schreiben wollte) zu *ἐπόντισε*. — V. 985 (994 W.) *τῶν φθιμένων ἀνάγειν* ist zu verbinden: ab inferis reducere. — V. 1016 W. Die Verbindung *ἔχεις παρ' ἡμῶν*, welche allerdings die leichteste scheint (Droysen, Franz), geht deßwegen nicht, weil *νομίζεται* nichts anderes heißen würde, als „was der Brauch ist", wie Klausen richtig übersetzt quae usus fert. Daß das aber nicht in den Zusammenhang paßt, hat Hermann bewiesen. Daher mit H. tenes, quod exspectari a nobis potest. — V. 1055 (1067 W.) *σφαγάς* mit Schütz als Object von *κλαιόμενα*, in Bezug auf den Gedanken durch v. 1176 vertheidigt, grammatisch durch die Vergleichung des Acc. bey *δακρυρροεῖν* in Soph. Fragm. — V. 1103 (1115 W.) *Ἴτυν Ἴτυν* imitatio est vocis lusciniae et pro adverbio construitur cum *στένουσα*, i. e. Ityn Ityn clamitando gemens affluentem malis vitam. Stellen wie Od. XIX, 522 *παῖδ' ὀλοφυρομένη Ἴτυλον φίλον* und andere, welche Blomfield citirt, zeigen, daß der Zuhörer hier gewiß *Ἴτυν* als Accus. mit *στένουσα* construirte. Klausen's Construction *βίον* sc. *θροεῖ* ist hart, da mit *θροεῖ* vorher ein verschiedener Accus. *νόμων* verbunden ist: vielleicht läßt sich aus *στένουσα* zu *βίον* ein *στένει* ergänzen. — V. 1107 (1119 W.) *κλαυμάτων ἄτερ*, „abgesehen vom Klaggesang" Franz. Dieselbe Erklärung will H. im Scholiasten finden, was irrig ist (*εἰ γὰρ καὶ ἐν ὄρνισιν οὖσα θρηνεῖ, φωνῇ μόνῃ καὶ οὐ θρήνοις*), denn dieser will nur erklären, wie man der Nachtigall, die ja eben vorher *Ἴτυν στένουσα* genannt ist, die *κλαύματα* absprechen könne. Die obige Erklärung geben wir des seltsamen Gedankens wegen auf; H. will *κλαύματα* nicht vom Gesang der Nachtigall, sondern von Leiden, die beklagt werden, verstehen; doch läßt sich die alte Auslegung „thränenlos" wohl aufrecht erhalten. — V. 1121 (1134 W.) *τί τόδε — ἐφημίσω* nach H. gleich *ὅ τι*

ἐφημίσω, also als indirecte Frage zu faſſen, nach Blomfield als directe; am beſten nehmen wir es als Ausruf. — V. 1146 (1160 W.) σύμφθογγος οὐκ εὔφωνος zuſammenzufaſſen: chorus consonus malis vocibus. — V. 1166 (1180 W.) νόμῳ wird geſtützt durch Il. IX, 133. — V. 1189 (1203 W.) τεύξεται iſt Futurum von τυγχάνω: οὐκ οἶδεν οἷα ἐκτείνασα — τεύξεται αὐτῶν κακῇ τύχῃ. — V. 1233 (1247 W.) iſt wider dem Verſtandniß zu viel zugemuthet, wenn abgetheilt wird καλουμένη . . . πτωχός, τάλαινα, λιμοθνὴς ἡνεσχόμην: sustinui, misera, quasi circulatrix, vocari insana, mendica, fame peritura. Denn allerdings können πτωχός und λιμοθνὴς ἡνεσχ. nicht verbunden werden, wie es Wellauer verſtand, da Kaſſandra unmöglich ein ſolches Schickſal in Troja erleiden konnte, aber wegen der eben bezeichneten Schwierigkeit wagen wir auch Hermann nicht zu folgen, und bleiben bey der Einreihung des allerdings bedeutungsärmeren τάλαινα zwiſchen die andern Prädicate der ἀγύρτρια. — V. 1247 (1261 W.) οἳ δ' εἶχον πόλιν, nach H wie nach faſt allen Auslegern, die Trojaner; aber um wie viel wird der Gedanke reicher, wenn wir die ſiegenden Griechen darunter verſtehen! (wie v. 305 Τροίαν Ἀχαιοὶ — ἔχουσι). Was habe ich für Grund oder für Recht, um mein Schickſal Klage zu erheben, ſagt Kaſſandra, da ich zuerſt meine Vaterſtadt habe untergehen ſehen, und nun auch die Sieger alſo enden! Peile ſah das richtige; ebenſo Martin (Progr. v. Poſen 1837) und Bamberger (im Philologus VII.), welche beyde, wahrſcheinlich mit Recht, εἶχον in εἷλον (oder ἔσχον Bamb.) geändert wiſſen wollen. — V. 1249 ἰοῦσα πράξω. Das Object ihres πράσσειν ſpricht ſie ſogleich aus: τλήσομαι τὸ κατθανεῖν.

H. vergleicht V. 1640: πρᾶσσε, πιαίνου. — V. 1259 ὁ δ' ὕστατός γε τοῦ χρόνου πρεσβεύεται, ultimus antefertur propter dilationem, ſo viel als μακαρίζεται. Zieht man χρόνου zu ὕστατος, wie Klauſen, ſo iſt es ein matter Zuſatz. — V. 1290 (1303 W.) καὶ ταῦτα mit Butler auf den ganzen Satz εὐτυχοῦντα μὲν — εἰ δὲ δυστυχῆ ꝛc. zu beziehen, welcher die Ausführung des ἰὼ βρότεια πράγματ' enthält, ἐκείνων aber auf das eigne vorher bezeichnete Loos der Kaſſandra. — V. 1336 (1349) ὕψος unmittelbar mit dem vorhergehenden zu verbinden, indem es als Accuſ. des Maaßes zu dem Objectsaccuſativ hinzutritt. — V. 1345 (1358 W.) αὐτοῦ, illico. — V. 1362 (1375 W.) πρὸς εἰδότας, ut sitis scientes. Das ſcheint ſprachlich unmöglich. Droyſen: „was jeder ſieht", Franz: „was ihr ſeht"; richtiger: „zu euch, die ihr um alles wißt." *) — V. 1375 (1388 W.) οὐδὲν τόδ', non hoc, nämlich das was folgt, die Opferung der Tochter. — V. 1382 ff. (1395 W.) λέγω δέ σοι τοιαῦτ' ἀπειλεῖν ꝛc. ꝛc. jubeo te talia minari, ut me parata imperare mihi, qui vicissim me vi vicerit. So wird die handſchriftliche Lesart παρεσκευασμένης aufrecht erhalten, welche Schütz, der im übrigen den Sinn des Satzes ganz in derſelben Weiſe verſteht, in παρεσκευασμένῃ σ' abändern wollte. — V. 1513 (1527 W.) Zur Rechtfertigung des Nominativs ἐπιτύμβιος αἶνος hat auch Peile erinnert, daß ἰάπτω eben ſo Suppl. v. 531 neutral vorkommt. — V. 1531 (1545 W.). H. trennt mit Symmons θέσμιον γάρ als eigenen Satz vom Folgenden. Significatur legem hanc esse ut puniatur qui male fecerit. Daſſelbe thun Fuhr, Droyſen, Franz.

Choephoren. Hier iſt die Erklärung wieder mehr mit den kritiſchen Fragen verbunden, ſo daß wir nur wenige rein exegetiſche Bemerkungen herauszuheben finden. V. 28 Hermann's Conſtruction λαχίδες ἔφλαδον στολμοί, i. e. ὥστε λαχίδες γενέσθαι wird durch den Schol. beſtätigt: οἱ δὲ

*) Es gehört dieſe Stelle zu denjenigen, wo wir nun Hermann's eigenthümliche Auslegung als der Humboldtiſchen Ueberſetzung des Agamemnon zu Grunde liegend im Einzelnen erkennen, während bisher nur Humboldts allgemeine Angabe über ſein Verhältniß zu Hermann (Einl. p. XXI) und die der Ueberſetzung beygegebenen kritiſchen Aenderungen Hermann's vorlagen. Zu jenen gehört z. B. auch v. 380 τὸν ἐπίστροφον, den Anſtifter, v. 1157 καὶ πῶς ἂν ὅρκος — γένοιτο als Wunſch ſtatt als Frage gefaßt, u. a. m.

στολισμοὶ . . . λαχίδες ἐρράγησαν. Doch läßt ſich über die Auffaſſung der Stelle ſtreiten, und die Anfügung des στολμοί als Oppoſition zu λαχίδες würde ſich grammatiſch vollkommen rechtfertigen laſſen, da ſich ſelbſt die Proſa einen ſehr freyen Gebrauch der Oppoſition geſtattet, vgl. z. B. Herodot IX, 108 πρήσσει τὸν γάμον τοῦτον τῷ Ἀρείῳ, θυγατέρα τῆς γυναικὸς ταύτης. Auch die Anführung unſerer Stelle im Etym. M. ſpricht für die alte Interpunction nach ἄλγεσιν. — Auch v. 51 (57 W.) φοβεῖται δέ τις, mit dem Scholiaſten: man iſt in Furcht, ἡ αἰδώς, ἣν περὶ Ἀγαμέμνονος εἶχον οἱ δῆμοι, νῦν εἰς φόβον ἐτράπη. — V. 60 (66 W.) vertheidigt jetzt H. die handſchriftl. Lesart ἄτα διαφέρει τὸν αἴτιον — βρύειν, graviter dolitura noxa differt auctorem (i. e. differt auctori poenam), ut satietate malorum abundet. In dieſem Sinne iſt διαφέρει auch von Grotefend erklärt in der Zeitſchr. f. d. Alt. 1841, Nr. 106. — V. 66 (73 W.) ἀνάγκαν ἀμφίπτολιν, duplicis sedis necessitatem. — V. 179 (183 W.) δίψιοι σταγόνες. Die gewöhnlich angenommene Enallage hat eben ſo wenig Wahrſcheinlichkeit, als die Correctur δ. ψίων, beydes, um den Adjectivbegriff mit ὀμμάτων zu verbinden. Hermann nach einem Schol. ποθειναί, plenae desiderii. Doch will wohl der Dichter mit den „durſtigen Thränen“ zugleich die mit ſehnſüchtiger Begierde hervordringenden bezeichnen. — V. 187 (190 W.) ἐγὼ δ' ὅπως — τάδ' αἰνέσω, elliptiſch: Schol. λείπει, οὐκ ἔχω- Bamberger und Franz machen das durch einen Gedankenſtrich nach Ὀρέστου deutlich, Electra bricht die Rede ab. Das Terentianiſche hoc quid sit zieht aber H. mit Unrecht hieher. — V. 291 δέχεσθαι δ' οὔτε συλλύειν τινα. Was heißt συλλύειν? operam praestare in expiando scelere, wie Blomfield will, kann es nicht heißen; H. una solvere navem, welches zweifelhaft bleibt, da ein ähnlicher abſoluter Gebrauch des griechiſchen λύειν wie des lateiniſchen solvere nicht bekannt iſt. Wahrſcheinlicher Porſon und Müller una deversari, gleich συγκαταλύειν, welches Bamberger mit Recht auch unter dem συγκλύειν des Schol. vermuthet. Die Emendation δέχεσθαι δ' aber, d. i. οὔτε δέχεσθαι οὔτε συλλύειν iſt unbeſtreitbar. — V. 314 verbindet jetzt H. wie Blomfield τύχοιμ' ἄν, ἔκαθεν οὐρίσας — σκότῳ φάος ἀντίμοιρον; Indem er über die Erklärung nichts beyfügt, ſcheint er demnach Blomfield beyzuſtimmen: quid dicam — ut e longinquo, ubi te habent cubilia, mihi expedire possim lucem tenebris aequalem (quae calamitates compensare queat)? Allein, wie Bamberger — der übrigens die ganze Stelle anders faßt — mit Recht erinnert, die folgende Antwort des Chors zeigt, daß Oreſtes nicht fragt, wie er ſich, ſondern wie er ſeinem Vater ein φάος σκότῳ ἀντίμοιρον, d. h. φάος ἀντὶ τοῦ σκότου in ſeinem Grabe bringen könne. Dahin weiſt auch die Anrede ὦ πάτερ αἰνόπατερ. Liebesgabe, fährt O. fort, heißt nun auf gleiche Weiſe die Trauerklage der Atriden, d. i. ſtatt jeder andern χάρις kann ich dir nur einen γόος bringen. (So ſuche ich das ſchwierige ὁμοίως zu erklären, obwohl ich keineswegs darüber ſicher bin). — V. 392 πιστὰ γένοιτο χώρᾳ, contingat mihi fidere posse civibus. Für den Zuſammenhang gewiß paſſender Blomfield: fiducia redeat huic terrae, nur daß πιστά vielmehr objectiv zu faſſen iſt: ein zuverläſſiger Rechtszuſtand. — V. 486 ᾧ σ' ἐκαίνισαν, quo ex novo more in te usi sunt Klauſen. Sprachlich leichter Hermann: ἐκαίνισαν est imbuerunt, initiarunt, i. e. primum exceperunt. Eben ſo Agam. v. 1030 καίνισον ζυγόν. — V. 575 τούτῳ, dem Pylades, ſagt H. in Opusc. VII, p. 60, und behält dieſe Anſicht bey. Aber Klauſen's (Comm. zu v. 562) und Firnhaber's Gründe (Jahrb. f. Philol. u. Päd. 1842, XXXIV, p. 180) für die Wellauerſche Anſicht, daß Apollo gemeint ſey, ſind ſehr triftig. Bey Hermann's Erklärung wäre Pearſon's Conjectur ὀρθώσοντι kaum zu entbehren. — V. 605 ἐχθρῶν ὑπαί. Klauſen erklärt: durch die Hand der Feinde. Beſſer H. ab hostibus inducta. Vgl. Thuc. 7, 48 ὑπὸ χρημάτων καταπροδόντες und mehr bey Matthiä §. 592. Unſere Stelle hat ſchon Wellauer ſo verſtanden. — V. 685 (688 W.). Die handſchr. Lesart παροῦσαν ἐγγράφει ſucht jetzt H. ſo zu vertheidigen: simul autem Orestes quae in aedibus — spes erat, praesentem inscribit, h. e. eam spem praesentem esse monstrat, quippe praesens quidem ipse, sed in cineres redactus. Aehnlich Schwenck. Aber dieſe

Erklärung beruht auf der völlig falschen Voraussetzung, daß Oreſtes, wie bey Sophokles, die Urne mit der angeblichen Aſche des Todten mit ſich bringe. Dieß iſt bey Aeſchylus nicht nur nirgends geſagt, ſondern es paßt dieſe Annahme nicht einmal zu der Anfrage des Strophios v. 669, ob die Aſche des Oreſtes in ſeine Heimath gebracht oder im Ausland beygeſetzt werden ſolle. Daher iſt der Stelle nicht anders als durch Aenderung zu helfen, am beſten wohl durch Butler's *παρ' οὐδὲν ἐγγράφει.* — V. 736 ff. *φίλον δ' Ὀρέστην — τλάσῃ*, mit Recht hält H. jetzt eine Aenderung oder Annahme einer Lücke für unnöthig: die angefangene Conſtruction verliert ſich anakoluthiſch, nicht durch die hervorſtürzenden Thränen abgebrochen, wie Wellauer meint, ſondern durch die Redſeligkeit der alten Amme. Jam additura erat haec omnia perdidi Hermann. Paſſender Heath und Bamberger: quomodo feram? Der Genitiv *ν. ὁ. κελευσμάτων* iſt von *καὶ πολλὰ καὶ μοχθήῤ* abhängig: H. wie Bamberger. — Zu v. 760 (762 W.) findet ſich keine Erklärung, aber die abgedruckte Stelle des Euſtathius (aus welcher der Vers richtig hergeſtellt wurde) ſcheint uns von ſelbſt zu ergeben, daß H. *ἐν ἀγγέλῳ* jedenfalls auf die Amme beziehen mußte, wie es Droyſen und Franz gethan haben: Bamberger und Finnhaber fälſchlich auf den Boten Oreſtes. — V. 780 *ἀμείψει* für *ἀμειφθήσῃ*, vicissim accipies, mit Pauw. — V. 826 *καὶ τόδ' ἀμφέρειν δόμοις* ꝛc. ꝛc. ſoll nach H. heißen: hoc quoque plenum timoris malum domus haec referre poterit ad caedem illam quae nos vulnerat et mordet, i. e. hoc quoque nobis propter caedem illam evenit; höchſt unwahrſcheinlich ſowohl wegen *ἀμφέρειν* als wegen *δεδηγμένῳ*. Auch hier iſt Aenderung nicht zu umgehen: *ἂν φέρειν* hat ſchon Turn. und *δόμῳ* für *δόμοις* iſt gewiß eine leichtere Correctur als, was Bamb. vorzieht, *ἑλκαίνουσι καὶ δεδηγμένοις*; die doppelten Dative *δόμῳ — φόνῳ τῷ πρόσθεν ἑλκαίνοντι* brauchte der Dichter nicht zu vermeiden, da die Conſtruction klar iſt. Da der Sing. *δόμος* ſeltener iſt als der Plural, ſo erklärt ſich die Corruptel um ſo leichter. — V. 1046 glaubt jetzt H. die Lesart *γαιοχίτωνες* genügend durch das Beyſpiel der Verlängerung in den Eigennamen *Παρθενοπαῖος* und *Ἱππομέδοντος* geſchützt. Franz erinnert, wie dieſe Freyheit bey dem χ durch die Ausſprache begünſtigt werde: „Das χ verdoppelt ſich durch die Ausſprache von ſelbſt; für das Auge wird dieſes *πάθος* ſelten ausgedrückt, z. B. *μετηλλαχχότα* Corp. inscr. Gr.“ Früher wollte H. nach der Analogie von *ἰάχειν*, *ὄχχος* auch für *γαιοχίτωνες* ſchreiben.

Eumeniden. V. 21 hat jetzt H. die *Παλλὰς πρόνοια* fallen laſſen, und die nun durch delphiſche Inſchriften beſtätigte Lesart *προνάα* (*προναία* in den Handſchriften) angenommen. — V. 23 *ἀναστροφαί* mit Beziehung auf Porſon's Sammlung von ähnlichen Pluralen, zum Oreſt. v. 1051. — V. 28. Nach *Δία* wird das „Komma hergeſtellt (ſo auch Pauw und Heath) und der Vers *ἔπειτα — καθιζάνω* mit dem vorhergehenden verbunden. — V. 42 verbinden Wieſeler und Prien beſſer *προστρόπαιον* mit *ἕδραν*. — V. 55 *οὐ πλαστοῖσι φυσιάμασιν*, non fictis flatibus, ein ſeltſamer Gedanke. Es iſt wohl nicht zu zweifeln, daß Elmsley's Aenderung *οὐ πλατοῖσι* richtig iſt. — V. 95. Die in den Wiener Jahrbüchern CXI, p. 245 vorgetragene Erklärung des *ἐκνόμων* wird näher begründet: *ἔκνομος* ſey, wie es der Schol. erklärt, hier *ἱκετής*, ſo wie umgekehrt *προστρόπαιος* oft der Verbrecher. Aber die Anfügung des Participialſatzes *ὁρμώμενον βροτοῖσιν εὐπόμπῳ τύχῃ* bleibt bey dieſer Faſſung Hermann's eben ſo bedenklich, („es iſt von dem Mitleid die Rede, das den Verbrechern zu Theil werden ſoll, wenn ihnen ein treuer Begleiter zur Seite ſteht“), als bey Wellauer, welcher ähnlich *σέβας* de jure supplicum verſtand, und den Dativ *εὐπ. τύχῃ* erklärte: „zu gutem Geleite“. —

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 27. Dezember.

Nro. 81. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1853.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der k. Hof- und Staatsbibliothek im J. 1853.

Drittes Quartal. Juli — September.

(Fortsetzung.)

III. Historia.

T. C. Banfield, The statistical Companion for 1852. Lond. 1852.

M. Jameson, Sketches in Canada and rambles among the red men. Vol. 1. 2. Lond. 1852.

C. W. T. Ballenstedt, Beschreibung meiner Reise nach den Goldminen Californiens. Schöningen 1851.

Al. de Garaudé, L'Espagne en 1851. Par. 1852.

H. M. Engelhardt, Das Monte-Rosa und Matterhorn- (Mont-Cervin-) Gebirg. Mit Atlas. Straßburg 1852.

Dr. T. Tobler, Denkblätter aus Jerusalem. St. Gallen 1852.

Dr. F. Epp, Schilderungen aus Holländisch-Ostindien. Heidelberg 1852.

How. Stansbury, An expedition to the valley of the great saltlake of Utah. Philad. 1852.

F. Gerstäcker, Reisen. Bd. 1. 2. Stuttg. 1852.

J. v. Gumpach, Die Zeitrechnung der Babyloner und Assyrer. Heidelb. 1852.

J. Scaliger, Prolegomena de Olympiadum recensu universo et de auctore ejus J. Scaligero scripta praemisit E. Scheibel. Berl. 1852.

J. Krätzer, Der Kalender, seine Geschichte und Einrichtung. Mainz 1852.

Deutsche Grafenhäuser der Gegenwart. Bd. 1. Leipz. 1852.

G. C. Rossi, L'arco Trajano di Benevento. T. I—III. Napoli 1816.

Dr. Th. Panofka, Gemmen mit Inschriften in den K. Museen zu Berlin, Haag, Copenhagen &c. Berlin 1852.

Dr. G. F. Grotefend, Erläuterung der Keilinschriften Babylonischer Backsteine. Hannover 1852.

Fr. Ritschel, Monumenta epigraphica tria. Berl. 1852.

G. F. Grotefend, die Tributverzeichniße des Obelisken aus Nimrud. Götting 1852.

H. de Luynes, Numismatique et inscriptions cypriotes. Par. 1852.

M. Berry, Etudes historiques sur les monnaies et le monnoyage des Romains. Par. 1852.

Dr. C. Ph. Schönemann, Zur vaterländischen Münzkunde vom 12.—15. Jahrhundert, oder Grundzüge der Bracteatenkunde. Wolfenbüttel 1852.

Münzsammlung aller seit dem Westphälischen Frieden bis zum Jahre 1800 geprägten Gold- und Silbermünzen sämmtlicher Länder und Städte. Lief. 1—10. Leipzig 1853.

E. Lefranc, Histoire moderne depuis le grand schisme d'Occident (1378) jusqu'a 1789. 8me edit. T. 1. 2. Par. 1848.

Fr. Jacobs, Hellas. Berlin 1852.

Dr. A. Bormann, Altlatinische Chorographie und Städtegeschichte. Halle 1852.

H. Kletke, Das Alterthum in seinen Hauptmomenten dargestellt. Breslau 1852.

F. G. O. Mullachius, Conjectaneorum Byzantinorum libri duo. Berl. 1852.

Dr. C. Hopf, De historiae ducatus Atheniensis fontibus. Bonn 1852.

Dr. Brandstäter, Die Weichsel von ihrem Ursprung bis zur Mündung. Lief. 1. Danzig 1852.

J. Fr. v. Minutoli, Spanien und seine fortschreitende Entwickelung. Berlin 1852.

J. de Burgos, Anales del Rein ado de Donna Isabel II. T. 1—6. Madrid 1850—52.

Mémoires sur la cour du prince Eugène et sur le royaume d'Italie pendant la domination de Napoléon Bonaparte. Par. 1824.

C. Della Rena, Serie de duchi e marchesi di Toscana. T. 1—4. Firenze 1764—89.

G. Marcucci, Origine e cattolicità della lingua e delle arti in Italia. Lucca 1850.

A. Mariotti, Saggio di memorie istoriche civili ed ecclesiastiche della città di Perugia e suo contado. T. I. p. 1. 2. 3. Perugia 1806.

G. Terraneo, La principessa Adelaide contessa di Torino con nuovi documenti illustrata. P. 1. 2. Torino 1759.

M. Bianchi, Geografia politica dell' Italia. Firenze 1845.

de St. Aulaire, Histoire de la Fronde. T. I—III. Par. 1827.

Al. de Masson, Les limites de la France. Bruxelles 1853.

J. Ch. Laveaux, Histoire des premiers peuples libres qui ont habitè la France. Vol. 1—3. Par. 1798.

L. Ranke, Französische Geschichte. Bd. 1. Stuttg. 1852.

de Joinville, Essais sur la Marine française. Bruxell. 1852.

M. Capefigue, Trois siècles de l'histoire de France; monarchie et politique des deux branches de la maison de Bourbon 1548—1848. T. 1. 2. Par. 1852.

Fr. v. Reden, Frankreichs Staatshaushalt und Wehrkraft unter den 4 letzten Regierungsformen. Darmstadt 1853.

Ch. de Montigny-Turpin, Grands épisodes inédits et causes secrètes de la politique et des guerres sous le directoire exécutif, le consulat et l'empire. Par. 1852.

C. de Marcellus, Politique de la restauration en 1822 et 1823. Par. 1853.

E. v. Wietersheim, Zur Vorgeschichte deutscher Nation. Leipz. 1852.

Dr. H. Fr. O. Abel, König Philipp der Hohenstaufe Berl. 1852.

G. Rink, Erinnerungen an Philipp den Großmüthigen, Landgrafen von Hessen. Darmstadt 1852.

H. Ch. Heimbürger, Georg Wilhelm, Herzog von Braunschweig und Lüneburg. Celle 1852.

Dr. L. Schneegans, Straßburger Münstersagen aus Urkunden, Chroniken . . . St. Gallen 1852.

Teleki Jozsef, Hungadiak kora Magyarországon. Bd. I. Pest 1852.

Dr. A. Schmidl, Oesterreichische Vaterlandskunde. Wien 1852.

J. V. Zingerle, Tyrol. Innsbruck 1852.

J. S. Schlager, Alterthümliche Ueberlieferungen von Wien, aus handschriftlichen Quellen. Wien 1853.

B. Weber, Andreas Hofer und das Jahr 1809. Innsbruck 1852.

J. Trinker, Höhenbestimmungen von Tyrol und Vorarlberg. Innsbruck 1852.

Jahrbuch der K. K. Geologischen Reichsanstalt. 1.—3. Jahrg. 1850—1852. Wien

Das Kronland Salzburg vom geschichtl. topograph. statist. und landwirthschaftlichen Standpunkte dargestellt. Salzburg 1852.

R. Fr. v. Stillfried und Dr. T. Märcker, Monumenta Zollerana. Urkundenbuch zur Geschichte des Hauses Hohenzollern. Bd. 1. Urkunden der schwäbischen Linie. 1095—1418. Berlin 1852.

J. C. J. Weitling, Geschichte des großen Friedrichs-Hospitals und Waisenhauses zu Berlin. Berl. 1852.

J. B. Prechtl, Chronik der ehemals bischöflich Freysingischen Grafschaft Werdenfels in Oberbayern. Augsb. 1850.

L. Rau, Studien über die süddeutsche Landwirthschaft. Speyer 1852.

L. Ph. C. van den Bergh, Handboek der middelnederlandsche Geographie. Leiden 1852.

B. G. Niebuhr, Grundzüge für eine Verfassung Niederlands, 1813 geschrieben. Berlin 1852.

Publications de la société pour la recherche et la conservation des monumens historiques dans le Grand-Duché de Luxembourg. Année I—VII. Luxemburg 1845—1852.

Report from the select comittee on Indian Territories. Lond. 1852.

Publications of the Celtic Society. Cambrensis Eversus. Ed. by M. Kelly. Vol. 1. 2. Dublin 184—1850.

Liber munerum publicorum hiberniae, ab an. 1152 usque ad 1827. Vol. 1. 2. Lond. 1852.

Fr. Bremer, England im Jahre 1851. Altona 1852.

H. E. Smith, Reliquiae Isurianae; the remains of the Roman Isurium illustrated. Lond. 1852.

R. Scott, The history of England during the reign of George the third. Vol. 1—5. Lond. 1820—21.

W. Maitland, The history of London from the foundation to the present time. Vol. 1. 2. Lond. 1756.

Fr. B. Head, A fortnight in Ireland. Lond. 1852.

Th. Braklow, Geſchichte Schleswig-Holſteins von 1848 — 1852. Altona 1852.

Norske Samlinger udgivne af et historisk Samfund i Christiania. Hefte 1 — 4. Christiania 1849 — 52.

Th. Halley, Mémoires secrets pour servir à l'histoire de la cour de Russie sous les règnes de Pierre le Grand et la Catharine I. Par. 1853.

L. Staroſt, Zur Geſchichte der Polniſchen Beſtrebungen im Anfange des Jahres 1846. Berlin 1852.

Bory de St. Vincent, Histoire et description des îles Joniennes. Par. 1823.

F. C. L. Koch, Die Mineral-Regionen der obern Halbinſel Michigan's am Lake Superior und die Isle Royal. Göttingen 1852.

E. Schoenberg, Patmakhanda. Lebens- und Charakterbilder aus Indien und Perſien. Thl. 1. 2. Leipzig 1852.

Vollſtändiges Ortslexikon der vereinigten Staaten von Nordamerika. 1. Hälfte. Hildburghauſen 1852.

B. Mayer, Mexico; Aztec, spanish and republicain. Vol. 1. 2. Hartford 1852.

Dr. A. Heiſing, Die Deutſchen in Auſtralien. Berl. 1852.

Hoo Peih Seang, The ceremonial usages of the Chinese B. C. 1121. Transl. by W. B. Gingell. Lond. 1852.

W. D. Cooley, Inner Africa laid open, in an attempt to trace the chief lines of communication across that continent South of the Equator. Lond. 1852.

G. Gade, Bericht über die deutſchen Colonien der 3 großen Grundbeſitzer am Rio preto in Braſilien. Kiel 1852.

Convention de l'état de la Louisiane. Vol. 1. 2. New Orleans 1845.

J. C. G. Kennedy, History and statistics of the state of Maryland. Washington 1852.

Dr. P. Friſch, Die Staaten von Mexiko, Mittel- und Südamerika u. ſ. w. Lübeck 1853.

Ch. St. Hardinge, Recollections of India. P. 1. 2. Lond. 1847.

J. Phillips, Mexico illustrated. Lond. 1848.

R. Hay, Illustrations of Cairo. Lond. 1840.

W. Douglas, A summary, of the first planting and pres. state of the British Settlements in North-America. Vol. 1. 2. Lond. 1760.

W. F. Daniell, Sketches of the medical topography and native diseases of the Gulf of Guinea, Western Africa. Lond. 1849.

A. Brasseur de Bourbourg, Histoire du Canada, de son eglise et de ses missions. Vol. 1. 2. Par. 1852.

S. C. Belnos, The Sundhya, or daily prayers of the Brahmins. Lond 1851.

J. Witt, Les sociétés secrètes de France et d'Italie. Par. 1830.

G. de Nerval, Les Illuminés ou les précurseurs du Socialisme. Par. 1852.

Alexander von Humbold. Caſſel 1853.

A. de la Gueronnière, Portraits politiques contemporaines. I. Napoléon III. Par. 1853.

M. J. G. Hess, Vie d'Urich Zwingli, reform. de la Suisse. Par. 1810.

A. de Beauchamp, Vie politique, militaire et privée du général Moreau. Par. 1814.

Memoires pour la vie de François Petrarque. T. I — III. Amsterd. 1764 — 67.

M. Arago, Analyse de la vie et des travaux de S. Will. Herschel. Par. 1852.

Dr. L. Tonini, Memorie storiche intorno a Francesca de Rimini. Rimini 1852.

Dr. E. Köpke, Charlotte von Kalb und ihre Beziehungen zu Schiller und Göthe. Berl. 1852.

Dr. K. W. Bouterweck, Leben und Wirken Rudolf's von Rodt. Elberf. 1852.

J. J. Bernet, Nekrolog von Peter Scheitlin. St. Gallen 1852.

Fr. A. Berger, Felix Fürſt zu Schwarzenberg. Leipz. 1853.

A. Mar. Bandini, De vita et scriptis Joannis Bapt. Doni, Patricii Florent. libri quinque. Florentiae 1755.

E. v. Hammerſtein, Memoiren. Hamb. 1852.

H. L. Pertz, De Johanne Arndtio ejusque libris qui inscribuntur . . de vero christianismo. Hannoverae 1852.

L. Nicolardot, Etude sur les grands hommes. Par. 1851.

L. Feugère, Etude sur la vie et les ouvrages de Du Cange. Par. 1852.

Dizionario biografico universale. Vol. 1 — 5. Firenze 1842 — 1850.

E. Carmoly, Notice historique sur Benjamin, de Tudèle. Nouv. édition. Suivie del' examen géographique de ses voyages par J. Lelewel. Bru-

A. Helfferich, Engländer und Franzosen. Berl. 1852.

IV. Mathematica.

J. Riedl von Leuenstern, Bahnen höherer Zahlengleichungen verschiedener Grade berechnet und metrisch dargestellt. Wien 1852.

C. Bremiker, Logarithmorum VI decimalium nova tabula. Berl. 1852.

Dr. C. H. Schnuse, Die Grundlehren der Theorie der Kreisfunctionen. Stuttg. 1852.

— —, Die Grundlehren der ebenen analytischen oder Coordinatengeometrie. Stuttg. 1852.

Dr. A. F. Schneitler, Die Instrumente und Werkzeuge der höheren und niederen Meßkunst. 2te verm. Aufl. Leipz. 1852.

M. Poinsot, Théorie nouvelle de la rotation des corps. Par. 1851.

W. Becker, Erfahrungen über den Portland-Cement. Berl. 1853.

J. Britton, Architectural Illustrations of Windsor Castle. Lond. 1842.

F. E. Bernhardi, Asträa. Hannover 1853.

Ad. Erman, Briefwechsel zwischen W. Olbers und F. W. Bessel. Bd. 1. 2. Leipz. 1852.

J. F. J. Schmidt, Resultate aus zehnjährigen Beobachtungen über Sternschnuppen. Berl. 1852.

G. D. E. Weyer, Ueber die Differentialformeln für Cometenbahnen von großer Excentricität. Berlin 1852.

V. Physica.

G. Venerio, Osservazioni meteorologische fatte in Udine nel Friuli quarantennio 1803 — 1842. Udine 1851.

Fr. v. Reichenbach, Odisch-magnetische Briefe. Stuttg. 1852.

J. B. Dalmas, La cosmogénie et la géologie. Lyon 1852.

Dr. C. H. D. Buys Ballot, Meteorologische Waarnemingen in Nederland 1851. Utrecht 1852.

H. D. Otto, Zur Theorie der Wärme. Nordhausen 1853.

J. C. Booth and C. Moreit, Smithsonian report on recent improvements in the chemical arts. Washingt. 1851.

Dr. C. G. Nees von Esenbeck, Die allg. Formenlehre als Vorschule der Naturgeschichte. Breslau 1852.

Fr. Th. Frantz, Die Offenbarung der Natur. Landau 1852.

Daumas, Die Pferde der Sahara. A. d. Franz. v. C. Gräfe. Berl. 1853.

Dr. Th. C. W. Bischoff, Entwickelungsgeschichte des Meerschweinchens. Gießen 1852.

Naumannia. Archiv für die Ornithologie, vorzugsweise Europa's. Herausg. von Baldamus. 1850 — 1852. Köthen.

Dr. L. K. Schmarda, Die geographische Verbreitung der Thiere. Abth. 1. 2. Wien 1853.

H. C. Geubel, Zoologische Notizen. Landau 1852.

J. H. Hochhuth, Beyträge zur näheren Kenntniß der Staphylinen Rußlands. Moskau 1852.

S. B. Gorski, Analecta ad Entomographiam provinciarum occidentali-meridionalium Imperii Rossici. Fasc. I. Berolini 1852.

Gleanings from the Menagerie and aviary at Knowsley Hall. Hoofed quadrupeds. Knowsly 1850.

J. H. Hochhuth, Beyträge zur näheren Kenntniß der Rüsselkäfer Rußlands. Moskau 1852.

Dr. M. Seubert, Lehrbuch der gesammten Pflanzenkunde. Stuttg. 1853.

Asa Gray, Plantae Wrigtianae Texano-Neo-Mexicanae. P. I. Washingt. 1852.

L. Rudolph, Die Pflanzendecke der Erde. Berl. 1852.

— —, Atlas der Pflanzengeographie über alle Theile der Erde. Berlin 1852.

W. Hoffmeister, Beyträge zur Kenntniß der Gefäßkryptogamen. Leipzig 1852.

J. Ott, Catalog der Flora Böhmens. Prag 1851.

Fr. Tr. Kützing, Tabulae phycologicae. Bd. 1. 2. Nordhausen 1845 — 52.

Dr. C. Koch, Hortus dendrologicus. Sect. I. Berol. 1853.

Dr. H. Hoffmann, Pflanzenverbreitung und Pflanzenwanderung. Darmstadt 1852.

Fr. Voltz, Geologische Bilder aus dem Mainzer Becken. Mainz 1852.

H. Bach, Die Theorie der Bergzeichnung in Verbindung mit Geognosie. Stuttg. 1853.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 28. Dezember.

Nro. 82. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1853.

Dr. A. Th. v. Middendorff's sibirische Reise. Band II. Theil 2. Wirbelthiere. Erste Lieferung: Säugthiere, Vögel und Amphibien, bearbeitet von A. Th. v. Middendorff. St. Petersburg, 1853. 256 S. 4. mit 26 Tafeln.

Dr. v. Middendorff's sibirische Reise gehört zu denjenigen, an welchen der Zoolog eine wahre Freude haben kann. Nicht daß etwa, um zunächst bey den eben genannten Klassen der Vertebraten stehen zu bleiben, eine sonderliche Anzahl neuentdeckter Arten derselben durch ihn dem Systeme zugefügt worden wäre — Pallas hat bey seinem immensen Fleiße im Sammeln und nicht minder großem Scharfblicke in der Unterscheidung der Formen dafür gesorgt, daß in dieser Beziehung seine Nachfolger keine allzureiche Nachlese machen können — aber dadurch hat v. Middendorff's Reise für uns einen so hohen Werth, daß er die Lücken seiner Vorgänger ausgefüllt und die Kenntniß der sibirischen Wirbelthier-Fauna in intensiver Richtung so außerordentlich gefördert hat. Pallas hätte in der zoologischen Durchforschung Sibiriens keinen bessern Nachfolger als v. Middendorff erhalten können, der von gleichem Eifer, gleichen Kenntnissen und gleichem Geiste wie sein großer Vorgänger beseelt, dessen Arbeiten durch umfassende selbstständige Erforschungen zu höherer Vollendung, in Hauptstücken zum Abschluß gebracht hat.

Da die höheren Wirbelthiere schon ihrer praktischen Bedeutung wegen das Interesse eines größern Kreises unter den gebildeten Ständen auf sich ziehen, so will der Verf. die allgemeinen zoologisch-geographischen Verhältnisse jener Thiere, nebst der Schilderung der Hausthiere Sibiriens, auf den letzten Band seines Reisewerkes versparen; in dem vorliegenden dagegen, nächst einer systematischen Aufzahlung aller Arten Säugethiere, Vögel und Amphibien, welche während seiner Reise erbeutet, beobachtet oder mindestens erkundigt wurden, nur die dem Spezial-Zoologen allein interessanten Notizen und Untersuchungen aufnehmen.

Die Klasse der Säugethiere eröffnet die Reihe der Vertebraten und der Verf. führt uns für Sibirien folgende 56 Arten auf.

Fleischfresser: **Meles taxus, Gulo borealis, Ursus arctos und maritimus, Mustela zibellina, sibirica, erminea, vulgaris und aterrima, Lutra vulgaris, Canis lupus, alpinus, vulpes und lagopus, Felis lynx, tigris und irbis.**

Insektenfresser: **Erinaceus auritus, Sorex fodiens und vulgaris, Talpa europaea.**

Handflügler: **Vespertilio borealis Nilss. (V. Nilssonii Keys. et Blas.).**

Nager: **Pteromys volans, Sciurus vulgaris, Tamias striatus und uthensis, Arctomys (Spermophilus) Eversmanni und monax, Myodes torquatus, obensis und schisticolor, Arvicola amphibius, obscurus, rufocanus und rutilus, Mus sylvaticus und musculus, Castor fiber, Lepus variabilis, Lagomys alpinus.**

Hufthiere: **Sus scrofa, Aegoceros monta-**

nus, Bos Pallasii, Moschus moschiferus, Cervus capreolus var. (C. pygargus), tarandus, elaphus und alces, Equus Caballus, Elephas primigenius.

Flossenfüßer: Phoca barbata, groenlandica und nummularis.

Walle: Delphinapterus leucas, Phocaena orca, Balaenoptera longimana.

Hiezu nun einige Bemerkungen.

Die umfassendste Arbeit hat der Verf. über unsern gemeinen Landbären (Ursus arctos) geliefert, indem sie von S. 4 bis S. 67 reicht. Dabey handelt er gar nicht von der Lebensgeschichte dieser Thiere oder von den Jagdmethoden, sondern lediglich von der Frage, ob man mit Cuvier, Keyserling und Blasius und Eversmann 2 Arten von Bären oder mit der Mehrzahl der Therologen nur eine Art annehmen dürfe. Zur Evidenz war die Entscheidung dieser Frage bisher nicht gekommen; dazu hat ihr aber jetzt der Verf. verholfen.

Daß die Verschiedenheit in der Färbung keine Berechtigung zur Unterscheidung von Arten bey unserem Landbären gewähre, darüber waren in neuerer Zeit die Therologen so ziemlich einverstanden; nicht so aber in Beziehung auf die erheblichen Differenzen, die man in der Schädelbildung wahrnahm und worauf zunächst die Trennung in 2 Arten: eine hochstirnige und flachstirnige, begründet wurde. Wenn auch andere Therologen, wie Blainville und Ref. durch diese Differenzen sich nicht beirren ließen, die Einheit der Art auszusprechen, so hatte doch Keiner Schädel genug vor sich, um jeden Zweifel zu beseitigen, und dieß um so weniger, als sie die Frage, ob diese Abweichungen nicht etwa von Verschiedenheit des Alters, Geschlechtes und lokalen Rassen abhängig wären, mehr oder minder unerledigt lassen mußten. Um über diese Fragen in's Reine zu kommen, unternahm es der Verf., aus den verschiedensten Gegenden des großen russischen Reiches Bärenschädel zusammen zu bringen und in der That gelang es ihm, nicht weniger als 60 aufzutreiben, wobey außer dem Wohnorte ihm noch von vielen Geschlecht und Alter bekannt war. Mit diesem überreichen Materiale fing nun der Verf. in umsichtigster Weise zu vergleichen und zu messen an, und als Gesammtergebniß seiner Untersuchungen und Erfahrungen stellt er folgende feste Resultate auf.

1) Das Verhältniß verschiedener Dimensionen, so wie der Form aller einzelnen Schädeltheile unter einander, ist weit bedeutenderen individuellen Veränderlichkeiten unterworfen, als man bisher allgemein angenommen hat.

2) Auch die absolute Größe des gesammten Bärenschädels ist weit mehr individuell veränderlich als bisher angenommen wurde. An einer und derselben geographischen Varietät beträgt das Maaß dieser Veränderlichkeit bis über 20, im gesammten Umfange der Art aber bis über 40 Prozent der Gesammtlänge des Schädels, d. h. um so viel ist der größte ausgewachsene Schädel länger als der kleinste.

3) Es ist dem Verf. nicht möglich gewesen, am Schädel irgend welche Eigenthümlichkeiten nachzuweisen, welche nur dem männlichen oder nur dem weiblichen Geschlechte eigen wären.

4) Bisher reichen die Mittel, die wir haben, das Alter des Bären nach dem Schädel zu bestimmen, nur bis zu einer sehr angenäherten vergleichenden Angabe. Die Breite der Schädelbasis scheint übrigens in ziemlich genauem Verhältnisse mit dem zunehmenden Alter gleichfalls zuzunehmen.

5) In Europa und Sibirien gibt es nur eine einzige Art des gemeinen Landbären, d. i. der Ursus arctos Linn.

6) Dieser Ursus arctos L. hat innerhalb der nördlichen gemäßigten Zone eine sehr weitläufige, sogar circumpolare geographische Verbreitung, indem er sich über alle drey Welttheile dieser Zone erstreckt. Die Nordgränze seiner Verbreitung reicht bis an die äußersten Gränzen des Waldwuchses hinan, die Südgränze derselben ist aber wesentlich von einer mehr gebirgigen Lage des Vaterlandes abhängig, und schwankt in ihren Krümmungen zwischen dem 40 bis 30° n. Breite.

7) In dem bezeichneten Verbreitungsbezirke ist der Ursus arctos Linn. die einzige vorkommende Art seiner Gattung.

8) Der weiten Ausdehnung seines Verbreitungsbezirkes entsprechend, ist der Ursus arctos sowohl

individuellen als auch geographischen Varietätsabweichungen in sehr hohem Grade unterworfen. Zu der massivsten Varietät gehören die sibirischen Bären der Westküste des Berings-Armes, welche zu dem Ursus ferox hinüberführen.

Nur bezüglich des letztgenannten Bären, des nordamerikanischen Ursus ferox, konnte der Verf. zu keiner vollen Evidenz gelangen, weil ihm hiezu die nöthigen Vergleichungsmittel fehlten. So weit er indeß ein Urtheil sich erlauben darf, sieht er sich für berechtigt an, den Ursus ferox für die ausgezeichnetste geographische Varietät des Ursus arctos zu erklären, deren Extremitäten sich durch ihre bedeutende Länge der Krallen, ihre ungewöhnliche Größe des Wuchses, durch das Fehlen der meisten Lückenzähne und schließlich durch eine grauweißliche Färbung der Haarspitzen des Rumpfpelzes auszeichnen. Diese Varietät steht derjenigen der Westküsten des Beringsmeeres am nächsten und scheint mit dieser, vermittelst eines Theils ihrer Individuen, völlig zu verschmelzen. Zur Bestätigung dieser Ansicht darf noch angeführt werden, daß nach Temminck's Untersuchung von Fellen der Ursus ferox auch auf der japanischen Insel Jesso gefunden wird.

In der vorliegenden Abhandlung des Verf. ist die Schädelbildung des gemeinen Landbären nach allen ihren Variationen und gegenseitigen Uebergängen in einer Vollständigkeit und mit einer Schärfe und Bestimmtheit geschildert worden, wie sie uns von keinem andern Thiere in gleicher Vollständigkeit vorliegt. Dadurch ist nicht bloß der unumstößliche Beweis beygebracht worden, daß unter dem Namen Ursus artos Linn. bloß eine einzige Art von Bären zu begreifen ist, sondern wir haben damit feste Punkte zu weitergreifenden Erörterungen gewonnen. Es läßt sich nämlich aus den Beobachtungen über die Variationen in der Schädelbildung des gemeinen Landbären die Folgerung ziehen, daß auch bey andern Thierarten, zumal bey großen und langlebenden, ein gewisser Kreis von Abänderungen in der Form des Schädels vorkommen wird, ohne daß dadurch die Einheit der Species aufgehoben ist. Mit dem größeren oder geringeren Kreise dieser Variationen muß sich demnach der Zoolog vertraut machen, bevor er mit Sicherheit specifische Scheidungen unter nahe verwandten Thierformen vornehmen kann. Noch mehr als von den lebenden Wirbelthieren gilt dieß für die ausgestorbenen, von denen uns ohnedieß nichts als die festen Theile erhalten sind, und wo demnach geringe Differenzen im Knochenbaue und insbesondere in der Schädelbildung nicht gleich berechtigen, daraus auf Art-Verschiedenheiten zu schließen.

(Fortsetzung folgt.)

Aeschyli tragoediae. Recensuit Godofredus Hermannus.

(Schluß.)

V. 119 *ὄναρ γὰρ ὑμᾶς* ꝛc. ꝛc. H. wiederholt die in Opusc. IV, p. 30 und VII, 10 gegebene Erklärung: ich, Klytämnestra, die jetzt ein nichtiger Schatten ist, rufe euch. Warum wir dagegen die in Schömann's Uebersetzung ausgedrückte Fassung („es ist der Schatten Klytämnestra's, der euch ruft") für die richtige halten, darüber verweisen wir auf die erschöpfende Begründung von Enger in der Zeitschr. f. d. Alt. 1842, p. 658. — V. 122 *φίλοις γάρ εἰσιν* ꝛc. hält H. mit Recht seine Erklärung fest: cognatis enim meis sunt, non mihi, (nach der Correctur *ἐμοί* statt *ἐμοῖς*) ad quorum praesidium confugiant. Gegen Schömann, welchem Bamberger im II. Bd. des Philologus beypflichtet, hat H. jene vertheidigt in den Wiener Jahrb. CXI, p. 255. Schömann: „Denn die man werth hält, finden Hülf', ich aber nicht." Aber der Ausdruck: „Befreundeten hilft man, nicht mir", statt „ich finde unter den Göttern keinen Freund, der mir hilft, wie Apollo dem Orestes" leidet offenbar an Härte. — Eben so sind die Erklärungen von 194 (186 W.) *χρηστηρίοις ἐν τοῖσδε πλησίοισι*, in dem nahen Tempel, v. 247 (239 W.) *ἀνδροχμῆσι*, den Mann ermüdend, nämlich den Orestes, v. 291 (284 W.) *κατηρεφῆ πόδα* von der in Wolken verhüllten Ge-

genwart *), v. 928 (901 W.) *τὸ μὴ περᾶν ὅρον τόπων*, so daß die Knospen nicht hervorbrechen können, in jener Recension Hermanns gegen Schömann bereits mitgetheilt, ebendaselbst v. 483 (468 W.) *καταστροφαὶ νέων θεσμίων* gegen Ahrens Conjectur *νόμων* mit Schömann festgehalten (commutationes in novas leges). — V. 225 (217 W.) *καὶ πόνον πλέον τίθου*, praefer laborem, si placet. — V. 625 (604 W.) hat H. die handschriftliche, auch von dem Schol. ausdrücklich bezeugte (*πρὸς τὴν συναλοιφὴν τῆς περί*) Lesart *περεσκήνωσεν* zurückgerufen, eben so im Agam. v. 1106 (1118 W.) *περεβάλοντο*. Bey Pindar ist die Elision des *περί* bekanntlich nach dem Vorgang der Aeolier seit Böckh angenommen. Die Tragiker meiden den Hiatus nach *περί* selbst in Compositis: Porson zur Medea v. 284. Hierauf und auf den Sprachgebrauch der Komiker beruft sich Franz, welcher bey Aeschylus H. vorangegangen ist. — V. 647 (626 W.) *φρατέρων* statt *φρατόρων*. H. verweist auf Buttmann's Mythologus (II, 330), Schneidewin in der oben angef. Recension von Linwood auf Meineke's hist. crit. com. p. 218. — V. 764 (742 W.) *ὀρθουμένων* sc. *τῶν πραγμάτων* H., wie schon Wellauer si res recte agitur. Warum nicht das nahe liegende *τῶν ὁρκωμάτων* ergänzen, wie es Schömann und Franz thun? — V. 846 (821 W.). Es ist schon in einer früheren Anmerkung gesagt, daß wir gegen H. bey der alten Interpunction bleiben: *μήθ' αἱματηρὰς θηγάνας, σπλάγχνων βλάβας νέων, ἀοίνοις ἐμμανεῖς θυμώμασιν*. Was die Erklärung betrifft, so liegt gewiß die von Thiersch (Abh. d. I. Cl. d. k. b. Akad. d. Wiss. V, II, p. 64 ff.) vertheidigte Beziehung des *ἀοίνοις* auf die den Furien dargebrachten *νηφάλια* (er liest *ἐμμανής*) unserer Stelle eben so fern, als die Deutung des *θηγάνας* von dem Gifte, das sie ausgeifern, und das *σπλάγχνων νέων* von der ungeborenen Frucht. H. erklärt *ἄοινα θυμώματα* wie herkömmlich irae non ex vino natae et graviores ac magis diuturnae quam inebriatorum. Die *βλαβαὶ νέων σπλ.*, (die Verderbung der jugendlichen Herzen) werden selbst *ἐμμανεῖς* genannt, so daß man dieses nicht mit Wieseler (im Philologus VII) causativ zu nehmen braucht. Vgl. Soph. Aj. 934 *μαινομένοις ἄχεσιν*. — V. 872 f. (845 W.) soll nach H. construirt werden *εἰ πειθοῦς γλώσσης ἐμῆς ἁγνὸν σέβας ἐστί σοι μείλιγμα*. Auch hier ist einzuwenden, daß das wohl kein Zuhörer wirklich so construirt habe, und bey der gewöhnlichen Fassung des Satzes (Komma nach *σέβας*, das Folgende Opposition) zu verbleiben. —

Die Ausstattung des Buches ist vorzüglich, sowohl im Aeußern als durch ausgezeichnete Correctheit des Druckes. Von Druckfehlern ist uns im Texte, außer den am Schlusse angegebenen, nur Prom. v. 171 *τὸν* für *τὸ*, v. 179 *στρ.* für *ἀντ.*, v. 35 für 235, Choeph. 236 das Komma hinter *ἔχον*, *σος ἔχθρων*, dann in fragm. 335 *θέσποινα*, endlich an etwa 18 Stellen fehlende Accente oder Spiritus aufgefallen. Auch im Commentar sind es nur Kleinigkeiten, die jeder im Lesen selbst verbessert, p. 31 *ἐν ἄλλους* für *ἄλλοις*, p. 169 ad für ab, p. 200 hic für his, p. 354 antistropha für stropha, p. 553 mutrivi, p. 658 perodus und ein paar fehlende Accente: Suppl. v. 871 steht: restituit ordinem Heathius, wo die andern Herausgeber Bothius angeben. Pers. 552 ist dem Commentar zufolge *Σουσίδαις* zu schreiben, Agam. 520 *νόσον* ohne Fragezeichen. In fragm. 34 (aus *Γλαῦκος πόντιος*) ist Hermann's Emendation *Ζεφύρου* statt *Ξιφίου* wohl nur durch Versehen weggeblieben; in fragm. 271 (aus Philoctet) steht *ἀναγκαίων* wohl auch durch einen Schreibfehler für *ἀηχέστων*. Fragm. 249 (aus der Sphinx) ist von dem Herausgeber nach Opusc. IV abgedruckt; derselbe scheint aber übersehen zu haben, daß H. später (Opusc. VII, p. 194) in der Stelle des Athenäus *καὶ ἔτι* statt *καί τοι* corrigirt, und in den Versen selbst *ἐκ Προμηθέως λύγου* statt *λόγου* mit Heyne geändert hat.

Dr. Ludwig Schiller.

*) Es ist ein Mißverständniß, wenn Rauchenstein (Aarauer Progr. 1846, p. 24) und Bamberger (Philologus II, p. 331) die Erklärung des *κατηρεφῆ* vom Sitzen, Hermann zuschreiben. Denn dieser ist in opusc. VI, 57 schon entschieden für die obige.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 29. Dezember.

Nro. 83. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1853.

K. Hof- und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der k. Hof- und Staatsbibliothek im Jahre 1853.

Drittes Quartal. July — September.

V. Physica.

G. Sandberger, Ueber Wesen und Bedeutung der Paläontologie. Wiesbaden 1852.

G. Rose, Das krystallo-chemische Mineralsystem. Leipzig 1852.

Ch. Puggard, Geologie der Insel Möen. Leipz. 1852.

Dr. F. Plettner, Die Braunkohle in der Mark Brandenburg. Berlin 1852.

Dr. G. A. Kenngott, Uebersicht der Resultate mineralogischer Forschungen in den Jahren 1844—1849. Wien 1852.

O. Heer und A. Escher von der Linth, Zwey geologische Vorträge. Zürich 1852.

Dr. H. R. Göppert, Beyträge zur Tertiärflora Schlesiens. Cassel 1852.

F. H. Schröder, Elemente der rechnenden Krystallographie. Clausthal 1852.

Dr. C. Hartmann, Die Geologie in ihrer Anwendung auf Künste, Gewerbe und Ackerbau. Leipz. 1852.

R. Ludwig, Geognostische Beobachtungen in der Gegend zwischen Gießen, Fulda, Frankfurt und Hammelburg. Darmstadt 1852.

Die Ackererden des Königreichs Sachsen, geognostisch untersucht und classifizirt. Freiberg 1853.

Darstellung der Tesseralgestalten und ihres Spiegelbildwesens. Freiberg 1853.

H. C. Geubel, Ueber Kalk und Kochsalz in landwirthschaftlicher Beziehung. Speyer 1851.

A. v. Weckherlin, Ueber englische Landwirthschaft. 3te Aufl. Stuttg. 1852.

C. G. Quarizius, Der Runkelrübenbau und die Runkelrübenzuckerfabrikation. Dessau 1852.

A. v. Lengerke, Der Kardenbau im Preuß. Staate. Berl. 1852.

R. Lambruschini, Intorno al modo di custodire i Bachi la Seta. Firenze 1852.

Landwirthschaftliche Jahresschrift. Herausg. von Dr. A. v. Lengerke. 1852. 1853. Berlin.

W. Hirschfeld, Landwirthschaftliche Vorträge. Heft 1. Kiel 1852.

Dr. C. Grebe, Die Forstnaturkunde als wissenschaftliche Grundlage des Waldbaues und der Waldpflege. Bd. 1. Eisenach 1853.

C. F. G. Engelhardt, die Bienenzucht. Eckartsberga 1852.

C. Büchner, Die Spatenkultur im Felde. Leipz. 1852.

A. Block, Ueber den thierischen Dünger. Breslau 1852.

Transactions of the Agricultural Societies of Massachusetts for the year 1847—1851. Boston 1848—52.

R. v. Sinderen, Ergänzungen zur Statik des Landbaues. Halle 1852.

E. Kirchhof, Das Ganze der Mengedünger- oder Compostbereitung. Leipz. 1852.

J. A. Beil, Technologisches Wörterbuch der deutschen, französischen und englischen Sprache. Wiesbaden 1853.

J. Schmieg, Die Tabak-Fermentation mit Dampfkraft. Frankfurt 1852.

C. Decristoforis, Il credito bancario e i contadini studii. Milano 1851.

Beyträge zur Beurtheilung der Zollvereinsfrage. Berl. 1852.

Ueber das Verhältniß der heutigen Wissenschaft zu Handelsverträgen, insbesondere zu Zollvereinigungen. Berlin 1852.

Dr. C. E. Schindler, Die Association der Geldkräfte sammt Vorschlägen für Gewerbe . . . Wien 1853.

H. Scherer, Allgemeine Geschichte des Welthandels. Th. 1. Leipz. 1852.

A. Heckert, Das Preußische Wechselrecht. Berl. 1853.

J. F. Schmidt, Versuch einer kritischen Beurtheilung des Entwurfs eines neuen Berggesetzes für das Kaiserthum Oesterreich. Prag 1852.

A. v. Hubert, Anleitung durch Colorimetrie den Kupferhalt von Erzen- und Hütten-Produkten schnell und genau zu ermitteln. Wien 1852.

Dr. C. Hartmann, Grundriß der Eisenhüttenkunde. 2te Aufl. Berl. 1852.

VI. Anthropologia.

H. Wronski, Philosophie absolue de l'histoire ou génèse de l'humanité. P. 1. 2. Par. 1852.

Th. Prosp. Le Blanc, Les réligions et leur interprétation chrétienne. Par. 1852.

J. Brüstlein, Luthers Einfluß auf das Volksschulwesen und den Religionsunterricht. Jena 1852.

A. J. Gaume, Lettres à Mr. Dupanloup, évêque D' Orléans sur le paganisme dans l' éducation. Par. 1852.

VII. Philosophia.

Dr. J. N. P. Oischinger, Die Güntherſche Philosophie. Schaffhausen 1852.

Dr. R. Hoppe, Zulänglichkeit des Empirismus in der Philosophie. Berlin 1852.

Dr. R. Zimmermann, Philosophische Propädeutik. Abth. 1. Empirische Psychologie. Wien 1852.

K. Rosenkranz, Meine Reform in der Hegelschen Philosophie. Königsberg 1852.

J. H. Fichte, Die Idee der Persönlichkeit und der individuellen Fortdauer. Elberfeld 1834.

Dr. Fr. Harms, Prolegomena zur Philosophie. Braunschweig 1852.

J. G. Dressler, Praktische Denklehre nach Beneke's Vorgange. Bautzen 1852.

G. E. Engel, System der metaphysischen Grundbegriffe. Berlin 1852.

Th. Gangauf, Metaphysische Psychologie des heiligen Augustinus. Abth. 1. Augsb. 1852.

Dr. F. Eberty, Versuche auf dem Gebiete des Naturrechtes. Leipzig 1852.

Dr. Erdmann, Ueber Collision von Pflichten. Berlin 1853.

VIII. Aesthetica.

H. C. Oersted, Naturlehre des Schönen. A. d. Dänischen, von H. Zeise. 2te Ausg. Hamb. 1852.

Ferd. Wolf, Ein spanisches Fronleichnamsspiel von Todtentanz. Wien 1852.

El. Cancionero del pueblo. Coleccion de novelas, comedias ... per Villergas y Ayguals. 2 Ed. Vol. 1—6. Madr. 1847.

Mery, La guerre du Nizam. T. 1—3. Par. 1847.

The Ormulum. Now first edited by Rob. Meadows White. Vol. 1. 2. Oxford 1852.

Pandurang Hari or memoirs of a Hindoo. Vol. 1. 3. Lond. 1826.

K. Simrock, Bertha die Spinnerin. Frankf. 1853.

O. Roquette, Liederbuch. Stuttgart 1852.

H. König, Auch eine Jugend. Leipzig 1852.

Göthe's vaterländische Gedanken und politisches Glaubensbekenntniß. Frankf. 1853.

Walther von der Vogelweide, Gedichte nach Lachmann's Ausg., übers. von G. A. Weiske. Halle 1852.

Reineke Fuchs. Aus dem Niederdeutschen. Von K. Simrock. Frankf. 1852.

F. H. v. d. Hagen, Nibelungen zwey und zwanzigste Handschrift. Berl. 1852.

F. Trautmann, Eppelein von Geilingen. Frankf. 1852.

E. J. Saupe, Die Schiller-Götheschen Xenien. Leipz. 1852.

K. Groth, Quickborn. Volksleben in plattdeutschen Gedichten, dithmarscher Mundart mit Glossar. Hamb. 1853.

S. Kapper, Die Gesänge der Serben. Leipzig 1852.

Dr. A. A. E. Schleiermacher, Bibliographisches System der gesammten Wissenschaftskunde. Th. 1. 2. Braunschweig 1852.

M. de Vidaurre, Cartas Americanas politicas y morales. T. I. Philad. 1823.

Malherbe, Lettres inédites. Par G. Mancel. Caen 1852.

G. Parthey, Wenzel Hollar. Beschreibendes Verzeichniß seiner Kupferstiche. Berl. 1853.

G. Schilling, Allgemeine Generalbaßlehre. Darmstadt 1853.

W. H. Riehl, Musikalische Charakterköpfe. Stuttg. 1853.

M. W. Drobisch, Ueber musikalische Tonbestimmung und Temperatur. Leipz. 1852.

F. W. Opelt, Allgemeine Theorie der Musik. Leipzig 1852.

J. G. Meister, Vollständige Harmonie- und Generalbaßlehre und Einleitung zur Composition. 2te verm. Aufl. Weimar 1852.

C. T. Brunner, Musikalisches Fremdwörterbuch. 2te Aufl. Leipz. 1852.

L. van Beethoven, Studien im Generalbaß, Contrapunkt und in der Compositionslehre, herausg. von J. R. v. Seyfried. 2te Ausg. von H. H. Pierson. Hamb. 1853.

F. Chrysander, Ueber die Moll-Tonart in den Volksgesängen und über das Oratorium. Schwerin 1853.

Dr. C. Wöltje, Neue Grammatik der Tonsetzkunst. Leipz 1853.

IX. Politica.

Briefe über die Staatskunst. Berlin 1853.

L. Henry, De l'organisation d'établissements de crédit dans l'intérêt de l'agriculture, du commerce etc. etc. Par. 1852.

S. Becher, Die Volkswirthschaft. Wien 1853.

O. Hübner, Jahrbuch der Volkswirthschaft und Statistik. Leipzig 1852.

C. L. Scabell, Das Feuerlöschwesen Berlin's. Berl. 1853.

K. F. Rauer, Die in den Preußischen Staaten bestehenden allgemeinen Polizeygesetze und Verordnungen. Berlin 1852.

Dr. H. Ch. H. E. Helwing, De politiae apud populos recentiores origine et notione. Lemyo 1852.

R. E. v. Felsenthal, Aus der Praxis eines österreich. Polizeybeamten. Wien 1853.

L. v. Gerhardt, Ereignisse und Kriegsbilder aus dem Feldzug 1850 in Schleswig-Holstein. Glogau 1852.

Aufsätze vermischten Inhalts. Kriegsgeschichtliche Aufklärungen. Berlin 1852.

H. Frhr. v. Sunstenau, Grundsätze der Strategie. 2te Aufl. Olmütz 1852.

X. Medicina.

Dr. Fr. Oesterlen, Medizinische Logik. Tübingen 1852.

F. H. Bidder und Volkmann, Die Selbstständigkeit des sympathischen Nervensystemes. Leipz. 1852.

Dr. A. Coccius, Ueber die Ernährungsweise der Hornhaut und die Serum führenden Gefäße am menschlichen Körper. Leipzig 1852.

A. Waller, Nouvelle méthode anatomique pour l'investigation du système nerveux P. I. Bonn 1852.

Dr. Th. Wislocki, Compendium der pathologischen Anatomie. Wien 1853.

L. Reinhardt, Pathologisch-anatomische Untersuchungen. Herausg. von Leubuscher. Berlin 1852.

Dr. Ch. F. C. Winter, Das krankhafte Asthma der Erwachsenen. Sondershausen 1852.

C. F. Heusinger, Die sogenannte Geophagie oder Tropische (besser: Malaria-) Chlorose als Krankheit aller Länder und Klimate. Cassel 1852.

Dr. A. Garms, Eröffnung eines neuen Weges zur sicheren Indication der Arzneymittel. Leipz. 1852.

Dr. Fuster, Des maladies de la France dans leurs rapports avec les saisons. Par. 1840.

Dr. Nees von Esenbeck, Die Staatsheilkunde. Wiesbaden 1852.

Dr. S. Aschwell, Handbuch über die Krankheiten des weiblichen Geschlechts. Aus dem Engl. von Dr. O. Kohlschütter. Leipz, 1853.

Relazione del contagio stato in Firenze l'anno 1630 e 1633. Firenze 1714.

Dr. J. M. Gully, Wasserheilkunde bey chronischen Krankheiten. A. d. Engl. von L. Lehmann. Cöln 1852.

Dr. E. M. Posner, Ueber Gemüths- und Nervenkrankheiten und ihre Behandlung. Berlin 1852.

Dr. A. Wagner, Ueber den Heilungsprozeß nach Resection und Exstirpation der Knochen. Berl. 1853.

Ad. Hannover, Das Epithelioma. Leipz. 1852.

Dr. G. Barth, Der Lebensmagnetismus, seine Erscheinungen und seine Praxis. Heilbronn 1852.

Dr. C. J. Schroff, Lehrbuch der Pharmacognosie. 1te Hälfte. Wien 1852.

Dr. J. H. Knabbe, Die Westfälische Provinzial-Irren-, Heil- und Pflege Anstalt zu Marsberg. Arnsberg 1852.

Medizinisches Jahrbuch der Thermalquellen von Teplitz-Schönau in Böhmen. Herausg. von Dr. F. Berthold und J. Seiche. Teplitz 1852.

Dr. Hofer, Das Jordan-Bad bey Biberach. Biberach 1852.

Dr. J. Ennemoser, Anleitung zur Meßmerischen Praxis. Stuttg. 1852.

Codex Sanitario-Medicinalis Hungariae. T. II. quem congessit Dr. F. X. Linzbauer. Budae 1852.

Dr. Fr. Mohr, Lehrbuch der pharmaceutischen Technik. 2te verm. Aufl. Braunschweig 1853.

Dr. J. Ch. G. Jörg, Die Zwangsmittel gegen die Natur, zur angeblichen Erleichterung und Abkürzung der Geburt. Leipzig 1852.

Dr. Jörg, Ueber den Stand der Geburtshülfe in Leipzig von der Mitte des vorigen Jahrhunderts bis jetzt. Leipzig 1852.

Dr. A. Rosenfeld, Ueber die künstliche Erregung der Frühgeburt. Bern 1851.

Dr. F. Weber, Die Rinderpest. Prag 1852.

A. Hayne, Handbuch der Zoo-Pathologie und Therapie. 2te verb. Aufl. Wien 1852.

Dr. J. E. L. Falke, Die Anatomie und Pathologie der nutzbaren Hausthiere in ihrer prakt. Verbindung mit der Pathologie. Leipzig 1852.

XI. Jurisprudentia.

G. Spence, The equitable jurisdiction of the Court of Chancery. Vol. 1. 1. London 1846—1849.

E. Böcking, Pandekten. 4te Ausg. Bonn 1852.

Dr. C. Menn, Ueber die Römischen Provinzial-Landtage. Köln 1852.

Th. Risch, Die Verordnung vom 9. Febr. 1849, betreffend die Errichtung von Gewerbegerichten. Berlin 1853.

Esmarch, Handbuch des Erbrechts im Herzogthume Schleswig. 2te Aufl. Schleswig 1852.

G. Sandhaas, Germanistische Abhandlungen. Gießen 1852.

H. Baumeister, Blicke auf einzelne Gegenstände des Hamburgischen Rechts. Hamburg 1852.

M. F. Vogt, Zusammenstellung der Rechte und Verbindlichkeiten der Miether und Vermiether nach Preussischem Recht. Breslau 1852.

Eug. de Rozière, Formules inédites, publiées d'après un manuscrit de la bibliothèque de Strassbourg. Par. 1851.

Magdeburger Weisthümer aus den Originalen des Görlitzer Reichsarchives, herausg. von Dr. Th. Neumann. Görlitz 1852.

Dr. C. Trummer, Das Hamburgische Erbrecht. Bd. 1. 2. Hamb. 1852.

Fr. Gesell, Leitfaden zum deutschen Privatrecht mit Einschluß des Lehenrechts. Berlin 1852.

Entwurf eines bürgerlichen Gesetzbuches für das Königreich Sachsen. Nebst allg. Motiven und Inhaltsverzeichnisse. Dresden 1852.

Dr. G. Fr. Held, Der Entwurf eines bürgerlichen Gesetzbuches für das Königreich Sachsen. Leipzig 1852.

B. Delbrück, Die Uebernahme fremder Schulden nach gemeinem und Preuß-Recht. Berlin 1853.

Bagnoncelli di Bergamo, Sull' antichissima origine e successione dei governi municipali nelle citta' italiane ricerche. T. I. II. Bergamo 1823.

Das Grundgesetz des Königreiches Dänemark vom 5. Juni 1849. Altona 1852.

Coleccion de fueros municipales y cartas pueblas de los reinos de Castilla por T. Muñoz y Romero. T. I. Madrid 1847.

Reports of cases argued and determined in the Supreme Court of the state of Louisiana. Vol. 8—19. By Th. Curry. Vol. 1—12. By Merritt M. Robinson. Vol. 1—5. New-Orleans 1835—1851.

A. J. van Deinse, De algemeene beginselen van strafregt. Middelburg 1852.

J. D. H. Temme, Lehrbuch des Preußischen Strafrechts. Lief. 1. Berlin 1852.

Transunto di tre processi antichi criminali di Bologna. Bologna 1841.

Cenno sull' antica storia del foro criminale Bolognese. Bologna 1835—1842.

P. Harum, Die Preß-Ordnung vom 27. May 1852 nebst den sonstigen noch in Kraft bestehenden Verordnungen, insbesondere dem Patente zum Schutze des geistigen Eigenthumes. Pest 1852.

Dr. Twele, Repertorium über die Strafprozeßordnung für das Königreich Hannover vom 8. November 1850. Göttingen 1852.

J. D. H. Temme, Glossen zum Strafgesetzbuche für die Preußischen Staaten. Breslau 1853.

W. Möller, Kritik des Strafmaßes mit besonderer Rücksicht auf das Kurhessische Recht. Göttingen 1852.

Dr. E. F. Müller, Strafgesetzbuch für das Großherzogthum Sachsen-Weimar-Eisenach. Erfurt 1853.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 30. Dezember.

Nro. 84. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1853.

Exploration and Survey of the Valley of the Great Salt Lake of Utah, including a reconnaissance of a new route through the Rocky Mountains. By Howard Stansbury, Captain Corps Topograph. Engineers, U. S. Army. Printed by order of the Senate of the United States. Philadelph. 1852. 487 S. gr. 8. mit 58 Tafeln und einer Mappe mit 2 Karten.

Seitdem die Vereinigten Staaten ihre Herrschaft bis an den stillen Ocean ausgedehnt haben, und das fruchtbare Oregon-Territorium und noch mehr das goldreiche Californien stets zahlreichere Schaaren von Einwanderern nach dem fernen Westen lockt, macht sich das Bedürfniß immer fühlbarer und dringlicher, eine geeignete Communication zu Lande zwischen dem Osten und dem Westen dieses ungeheuren Ländergebietes zu eröffnen. Dazu ist es aber erforderlich, zuerst genauere Kenntniß von den gewaltigen Länderstrichen, die sich zu beyden Seiten der Felsgebirge ausbreiten, zu erlangen, um darnach die Anlage von Verkehrswegen bemessen zu können. Zu diesem Behufe macht nun auch die Centralregierung der Union große Anstrengungen, in deren Folge eben auch der Kapitain Stansbury den Auftrag erhielt, die Untersuchung und Aufnahme des Thales des großen Salzsees von Utah westwärts der Felsgebirge auszuführen.

Der große Salzsee hat in neuerer Zeit eine besondere Wichtigkeit für die Vereinigten Staaten erlangt, als sich nunmehr die Mormonen, nachdem sie mit blutiger Hand aus den Staaten Illinois und Missuri vertrieben worden waren, an ihm eine Stadt und außerdem auf weitere Entfernung hin mehrere Colonien begründet haben, deren Bevölkerung in so rascher Zunahme begriffen ist, daß sie bereits Ansprüche darauf machen, als eigener Staat in die Foederation eintreten zu dürfen. Ueber die Mormonen-Stadt geht zugleich ein Hauptzug der Einwanderung, die zu Lande aus dem Osten nach der Westküste jetzt schaarenweise stattfindet und somit ist der Centralregierung Veranlassung genug gegeben, sich über die Territorial-Verhältnisse jener entfernten Ländergebiete eine authentische Auskunft zu verschaffen.

Als Ausgangspunkt für das hier zur Sprache kommende Unternehmen war das Fort Leavenworth am Missuri bestimmt. Die Expedition bestand im Ganzen aus 18 Mann, 5 Wagen und 46 Pferden und Maulthieren; dem Verf., der diesen Zug befehligte, war nur noch ein einziger Offizier, der Lieutenant Gunnison, beygegeben. Die Mannschaft bestand hauptsächlich aus erfahrnen Leuten, die den größten Theil ihres Lebens unter den Wilden der Felsgebirge zugebracht hatten, und denen diese Lebensweise aus alter Gewöhnung lieb geworden war; man bezeichnet solche Leute in Nordamerika allgemein mit dem Ehrennamen der Voyageurs. Am 31. May wurde die Reise angetreten und der „Auswanderungsstraße“ folgend, erreichte man am 28. August die Mormonenstadt am großen Salzsee; zu ihrer Zurücklegung hatte die Expedition demnach drey volle Monate gebraucht.

Es dürfte für unsere Leser kein Interesse haben, wenn wir hier umständlichere Mittheilungen aus dem Tagebuche des Verf. mittheilen wollten. Er selbst macht bemerklich, daß er über diese Reise wenig Neues berichten könne, da Tausende von Auswanderern schon vor ihm selbige gemacht hätten; er wolle auf eine genauere Schilderung auch nur deßhalb eingehen, damit spätere Emigranten einen richtigen Begriff von all den Strapazen und Gefahren eines solchen Unternehmens erhielten, um darnach ihre Einrichtungen und Vorkehrungen zu treffen. Denn es ist fast unglaublich, mit welcher Sorglosigkeit und Unbedachtsamkeit viele dieser Auswanderer eine solche mühselige und langwierige Reise unternehmen und sich dadurch in's Verderben stürzen, wie davon der Verf. eine Menge trauriger Erfahrungen zu machen Gelegenheit hatte.

Man erwäge nur, daß diese ganze lange Reise völlig durch unbewohnte Länder hindurchführt, wo höchstens Haufen von wilden Indianern umher streifen, gegen deren böse Absichten man immer, namentlich zur Nachtzeit, auf der Hut seyn muß. Nur drey- oder viermal auf dem Wege kommt man mit Ansiedelungen der Weißen in Berührung, und dieß sind kleine befestigte Plätze (Fort Kearny, Laramie, Bridger und Hall), die hier, in großen Distanzen von einander, von der Unionsregierung angelegt wurden. Man muß also darauf gefaßt seyn, ein Vierteljahr lang Nachts unter Zelten zu campiren, man muß die Haltplätze, wo Futter und Wasser für die Thiere zu finden, genau kennen, um nicht sein Zugvieh einzubüßen, man muß mit der Beladung der Wagen und Thiere gut umzugehen verstehen, wenn diese nicht auf einer so langen Reise zu Grunde gehen sollen, man muß endlich mit Proviant ausreichend versehen seyn, um nicht bittern Mangel zu leiden. Sonst konnte man leicht seine Vorräthe durch die Jagd auf die Bisons, die hier in zahllosen Schaaren umher schwärmten, ergänzen; jetzt aber sind sie durch die schonungslosen Nachstellungen aus den meisten Gegenden verschwunden, so daß auch der Verf. erst bey der Annäherung gegen die Felsgebirge hin diese Thiere in Schaaren zu sehen bekam.

Ein großer Theil der Auswanderer hat aber gar keine ordentliche Vorstellung von den Fährlichkeiten, die ihn auf einer solchen Reise bedrohen, und begibt sich ohne gehörige Vorbereitung und Ausrüstung auf den Weg. Aber nur zu bald wird der Sorglose mit den Schrecknissen der Wirklichkeit bekannt, und was das Schicksal von vielen dieser Emigranten ist, davon geben die zurückgelassenen und mit allerley Waaren belasteten Wagen, die Thiergerippe und die zahlreichen Gräber längs der Emigrantenstraße ein trauriges Zeugniß. Kein Wunder, daß daher der Verf. öfters auf Züge stieß, die in allen ihren Hoffnungen bitterlich getäuscht, umgekehrt waren und den Rückweg nach der Heimath einschlugen.

Nach Ankunft der Expedition in der Mormonenstadt wurde alsbald mit der Untersuchung und Aufnahme des großen Salzsees der Anfang gemacht und zwar zunächst mit seinem westlichen Ufer. Dieser Theil der Aufgabe war wegen Wassermangels und fast gänzlicher Unfruchtbarkeit des Bodens so außerordentlich schwierig und strapaziös, daß die ganze Mannschaft empfindlich darunter litt und mehrere Maulthiere der übermäßigen Anstrengung und Entbehrung erlagen. Der Einbruch des Winters machte diesen Untersuchungen ein Ende und führte den Verf. mit seinen Leuten nach den Niederlassungen der Mormonen zurück, wo sie überwinterten. Mit Anfang des Aprils des folgenden Jahres wurde die Fortführung der Untersuchung wieder aufgenommen, und nach vollständiger Beendigung derselben am 28. August der Rückweg angetreten, bis am 6. November der Ausgangspunkt, das Fort Leavenworth, wieder erreicht war.

Von den durch den Verf. aus seinen zahlreichen und genauen Untersuchungen gewonnenen Resultaten wollen wir hier in der Kürze nur zwey

zur Sprache bringen, die von allgemeinerem Interesse sind. Das eine betrifft des Verf. Urtheil über den Mormonen-Staat, das andere die Charakteristik der Fauna und Flora des Salzsees und der angränzenden Theile der Felsgebirge.

Der Mormonismus hat eine doppelte Seite: eine religiöse und eine politische. Von ersterer ist man jetzt hinlänglich bey uns unterrichtet, und sie macht sich besonders dadurch kennbar, daß sich die Mormonen besonderer Offenbarungen rühmen, durch welche sie sich nicht an die Bibel gebunden glauben, sich als die Auserwählten Gottes, als „die Heiligen der letzten Tage“ betrachten, alle Andern außerhalb ihrer Gemeinschaft für „Heiden“ erklären und ein sogenanntes „geistliches Weiber-System“ eingeführt haben, das auf eine eben nicht sonderlich geistliche Weise die Vielweiberey gestattet. Mehr als alles Andere mußte insbesondere letztere Einrichtung die Mormonen bey dem Volke, das nicht ihres Glaubens war, bey den sogenannten Heiden, verhaßt machen, und so kam es, daß sie mit gewaffneter Hand zuerst aus dem Staate Missuri, dann aus Illinois vertrieben und der Stifter ihrer Sekte erschlagen wurde, bis sie endlich im Jahre 1847 nach langen Irrfahrten und unter großen Beschwerden an dem Salzsee sich niederliessen.

Hier waren sie nun auf allen Seiten durch unermeßliche Wüsteneyen von ihren Feinden geschieden und konnten sich in Frieden ganz nach ihrer eigenthümlichen Weise einrichten. So hatten sie denn Gelegenheit einen Beweis abzulegen, daß sie über den religiösen Verirrungen doch nicht den Sinn für eine verständige Einrichtung ihrer politischen und industriellen Verhältnisse verloren hatten. Unter der Leitung ihres neuen Propheten und Präsidenten der Kirche, Brigham Young, den der Verf. als einen gescheiden, einsichtsvollen und energischen Mann rühmt, schufen die Mormonen eine Wildniß, die früher bloß von Wölfen, Bären, Hirschen und einigen Indianer-Haufen belebt wurde, in ein fruchtbares Acker- und Weideland um, und legten den Grund zu einer großen Stadt, die damals schon 10,000 Einwohner zählte. Außerdem aber begründeten sie in näherer und weiterer Ferne, wo sich der Boden günstig zeigte, besondere Colonien, gewissermaßen als die festen Punkte, aus welchen neue Städte und Dörfer hervorgehen sollten. Nicht mindere Sorge trugen sie für ein wohlbestelltes Polizey- und Gerichtswesen und gut eingerichtete Schulen, um in keiner dieser Beziehungen hinter ihren Mitbürgern im Osten zurückzustehen. Und obwohl geistliches und weltliches Regiment sich in der Hauptsache in denselben Händen beysammen befindet, so waren sie doch einsichtig genug, nach Außen hin diese beyderley Aemter von einander zu scheiden. Dieß mußten sie thun, wollten sie anders den Zweck, der ihnen wenigstens jetzt als Hauptsache gilt, erreichen, nämlich als gleichwerthiges Staatenglied in die Union aufgenommen zu werden. Diese Absicht würden sie aber nimmermehr erreichen, wenn sie in Washington nur ihren geistlichen Charakter geltend machen wollten; sie müssen dort schlechterdings als politische Gemeinde mit den Einrichtungen und Benennungen, die in den andern Staaten üblich sind, auftreten. Weil aber zur Anerkennung als besonderer Staat eine bestimmte Bevölkerungszahl nöthig ist und der Heiligen der letzten Tage noch nicht so viele beysammen sind als zu gedachtem Zwecke nöthig ist, so haben sie Missionäre nach der neuen und alten Welt ausgeschickt, um dort „die Heiligen zu sammeln“, zugleich aber haben sie auch den Heiden gestattet, unter ihnen zu wohnen, und für diese also muß das obrigkeitliche Regiment im weltlichen Charakter auftreten, weil die Ungläubigen einem geistlichen Gerichte der Heiligen sich nicht unterwerfen würden.

Man sieht hieraus, daß bey den Mormonen schwärmerische Sektirerey und kluge politische Berechnung so in einander verflochten sind, daß die weltlichen Interessen keineswegs gegen die geistlichen in den Hintergrund gestellt sind. Der Erfolg ihrer Missionen ist übrigens so groß, daß ihnen fortwährend zahlreiche Haufen aus der neuen Welt, wie aus England und Irland zuströmen, ja selbst aus Schweden, Dänemark und Norddeutschland Zuzüge erfolgen, für deren Beförderung sie bestens besorgt sind. Um die Einwanderung zu erleichtern, haben

die Mormonen bereits angefangen eine Communication mit S. Diego an der Küste des stillen Oceans zu eröffnen, indem sie auf diesem Wege Niederlassungen begründen, in welchen die fernen Einwanderer Aufnahme und Verpflegung auf ihrem Zuge in's gelobte Land finden können. Eine besondere Wichtigkeit wird die Mormonenstadt am großen Salzsee noch dadurch erlangen, daß wenn einmal der Osten der Union mit dem Westen durch eine ordentliche Fahrstraße oder Eisenbahn in Verbindung gebracht werden wird, diese alsdann die Salzsee-Stadt berühren muß, weil dort allein in den ungeheuern Wüsteneyen des inneren Unionsgebietes Mittel zur Erneuerung der Provisionen und der Vornahme von Reparaturen gegeben sind. Wie lebhaft bereits der Verkehr ist, beweist auch der Umstand, daß der Verf. einmal mit der Briefpost aus der Salzsee-Stadt zusammentraf, die über 6000 Briefe nach dem Osten zu bringen hatte.

Der Verf., der keineswegs mit den Doctrinen der Mormonen einverstanden ist, erkennt es übrigens an, daß Bildung, Ordnung, Fleiß und Wohlstand unter ihnen herrsche.

Einen besonderen Werth erlangt die vorliegende Untersuchungsreise noch durch ihre Berücksichtigung der Fauna und Flora eines in dieser Beziehung bisher noch ganz unbekannten Gebietes. Zwar waren der Expedition keine Naturforscher vom Fache beygegeben, sondern die beyden Offiziere derselben konnten nur neben ihren andern Arbeiten an Anlegung von Sammlungen denken, um desto mehr Anerkennung verdient es, daß sie gleichwohl die mühsame Acquisition derselben sich nicht verdrießen ließen und dadurch doch so viel zusammen brachten, daß der Verf. mit Recht rühmen darf, daß seit Major Long's Besuch des Missuri keine von der Regierung ausgerüstete Expedition der Naturgeschichte so bedeutende Bereicherungen gebracht habe, als gerade diese. Zur gehörigen Verwerthung dieser Sammlungen haben aber auch die amerikanischen Naturforscher wesentlich mitgewirkt, indem sie sich, je nach ihren Fächern, in die Bestimmung und Beschreibung der naturhistorischen Gegenstände getheilt haben.

Die Säugthiere wurden von Baird bestimmt und gehören folgenden Arten an: 1) Vulpes macroura (S. 309), eine neue Art vom Salzsee-Thal und den Felsgebirgen, welche in der Färbung eben so veränderlich ist als der rothe Fuchs (Canis fulvus), dessen Schwanz aber um 6″ und mehr länger ist als bey letzterem. 2) Putorius Vison, 3) Putorius Erminea, 4) Meles labradoria, 5) Gulo Luscus, der hier im Salzsee-Thal wohl seine südlichste Verbreitungsgränze erreicht, 6) Fiber zibethicus, 7) Spermophilus tredecim-lineatus und 8) Ovis montana. — Im Anhange findet sich noch die Beschreibung einer neuen Goffer-Art, die Lieutenant Abert aus Neumexiko mitbrachte und von Baird Pseudostoma castanops (S. 313) benannt wurde. Sie hält in der Größe das Mittel zwischen Ps. boreale und bursarium, ist viel heller als letztere Art, blaß gelblichbraun mit einem großen hell kastanienfarbigen Fleck an jeder Seite des Kopfes.

Von Vögeln wurden 30 Arten gesammelt und von Baird bestimmt. Als neue Art unterscheidet er die Sialia macroptera, die zwar mit der S. arctica nahe verwandt ist, aber längere Flügel, viel kleinere und schmächtigere Krallen und längere Zehen hat. Außerdem sind 9 Arten verzeichnet, die Abert in Neumexiko acquirirte. Noch ist eine zahlreiche Liste von solchen Vögeln beygegeben, die im Westen des Mississippi vorkommen und in Audubon's Ornithologie nicht enthalten sind. Sie sollen von Cassin in seinen Illustrations of the Birds of California, Texas etc., die eine Ergänzung von Audubon's Werke bilden, beschrieben und abgebildet werden.

Die Amphibien haben Baird und Ch. Girard gemeinschaftlich bearbeitet und sind lauter neue Arten, mit Ausnahme von zweyen, von denen die Holbrookia maculata erst kürzlich durch Girard vom Platte-Fluß und Phrynosoma Douglasii durch Bell vom Oregon beschrieben wurde. Die Arten heißen: 1) Siredon lichenoides (Tab. 1), 2) Cnemidophorus Tigris (Tab. 2), 3) Crotaphytus Wislizeni (Tab. 3), 4) Holbrookia (Cophosaurus Trosch.) maculata (Tab. 6 Fig. 1—3), 5) Uta

stansburiana (Tab. 5 Fig. 4—6), 6) Sceloporus graciosus (Tab. 5 Fig. 1—3), 7) Elgaria scincicauda (Tab. 4 Fig. 1—3), 8) Plestiodon skiltianum (Tab. 4 Fig. 4—6), 9) Churchillia Bellona, 10) Coluber Mormon, 11) Heterodon nasicus. Von diesen Reptilien bildet Uta eine neue Saurier- und Churchillia eine neue Schlangengattung. — Angefügt ist noch eine sehr sorgfältig bearbeitete Monographie der Gattung Phrynosoma von Girard, welcher er 6 Arten zuweist, die auf Tab. 7 und 8 im Ganzen oder doch in ihren charakteristischen Theilen abgebildet sind.

Insekten konnten nur wenig zurückgebracht werden. Haldeman, der sie bestimmte, hat noch die Beschreibung von solchen zugefügt, die durch andere Reisende an der Westgränze von Texas und in der Ebene von Santa Fé gesammelt wurden. Die Schmetterlinge zählen 3 bereits bekannte Arten, die Hymenopteren 4, die Hemipteren und die Orthopteren ebenfalls je 4 Arten, sämmtlich neu; unter den Orthopteren ist eine neue Gattung Anabrus aufgestellt, die zunächst an Phalangopsis sich anschließt. Die Käfer sind mit 35 Arten vertreten, darunter 12 neue, wovon auf Tab. 9 und 10 die wichtigsten abgebildet sind. Auch eine neue Gattung, Henous, ist begründet, die mit Epicanta verwandt ist.

Die von der Expedition gesammelten Pflanzen wurden von John Torrey bearbeitet und zählen 112 Arten, worunter 6 neu sind. Auch eine neue Gattung, Monothrix, ist begründet, welche mit Bentham's Perityle in naher Verwandtschaft steht. Die neuen Formen sind durch 9 Tafeln mit Abbildungen erläutert.

Die Bestimmung der Versteinerungen ist von James Hall vorgenommen worden; sie zählen 4 Arten Korallen, 9 Brachiopoden, 5 Muscheln und 2 Schnecken, die sämmtlich auf 4 Tafeln abgebildet sind.

Beygegeben sind am Schluße noch einige chemische Analysen und die Reihe der metoorologischen Beobachtungen.

Die äußere Ausstattung des Buches ist bey Vermeidung alles unnützen Luxus sehr gefällig. Zur besondern Zierde gereichen die 58 Tafeln lithographirter Abbildungen, wovon 23 den naturhistorischen Gegenständen, die andern 35 landschaftlichen Darstellungen gewidmet sind. Eine besondere Mappe enthält 2 Karten im größten Maaßstabe: die eine ist der Aufnahme des Thales des großen Salzsees gewidmet, die andere gibt die Reiseroute an. Sowohl die Tafeln als die Karten sind lobenswerth ausgeführt.

Dr. A. Th. v. Middendorff's sibirische Reise, ꝛc.

(Schluß.)

Eine glückliche Anwendung seiner an den Landbären erprobten Erfahrungen hat der Verf. nun gleich an den Ueberresten der urweltlichen Höhlenbären gemacht *). Bekanntlich hat auch hier Cuvier (abgesehen von dem für sich stehenden Ursus priscus) eine hochstirnige Art von der flachstirnigen unterschieden, und Andere haben nach andern Abweichungen noch etliche Species beygefügt. Diesen Sonderungen konnte der Verf. mit vollem Rechte seine an Ursus arctos gemachten Erfahrungen entgegenhalten und damit den Beweis beybringen, daß solche Abänderungen in der Schädelform, wie sie bey den fossilen Höhlenbären gefunden werden, sämmtlich noch innerhalb der Peripherie liegen, bis zu welcher hin eine Reihe von Variationen in der Art-Einheit gestattet ist. Der Verf. hat hiemit die Resultate bekräftigt, zu welchen Ref. schon früher aus der Vergleichung einer großen Anzahl Schädel von Höhlenbären gelangt war.

*) In seiner Abhandlung: „Untersuchungen an Schädeln des gemeinen Landbären als kritische Beleuchtung der Streitfrage über die Arten fossiler Höhlenbären", in den Verhandl. der russisch k. mineralog. Gesellschaft zu St. Petersburg, Jahrg. 1850.

Eine sehr ausführliche Erörterung widmet der Verf. ferner den Farbenveränderungen, welche bey dem gemeinen Eichhörnchen in Sibirien vorkommen. Tamias (Sciurus) uthensis Pall. sieht er für eine schwarze Abänderung des Tamias striatus an, und beruft sich, in Ermangelung eigener Beobachtungen, auf den Umstand, daß auch das gemeine Eichhörnchen an den Küstengegenden des ochotskischen Meeres häufig in einer schwarzen Varietät vorkomme. Ref. kann dieser Ansicht eine neue Stütze darbieten, indem erst vor Kurzem Haldeman bekannt machte, daß er von dem mit Tamias striatus nahe verwandten, amerikanischen T. Lysteri eine ganz schwarze Abänderung, ohne Andeutung von Seitenstreifen, erhalten habe.

In zwey musterhaften Monographien sind die beyden Lemming-Arten: Myodes torquatus und M. obensis sowohl nach ihrem äußeren und inneren Baue, als nach ihrem Farbenwechsel und ihrer geographischen Verbreitung, die bey beyden rings um den Polarkreis herumreicht, geschildert und mehrere Nominalarten dadurch für immer beseitigt. Zu solchen Resultaten wäre man freylich nach den in den Sammlungen zerstreuten und vereinzelten Exemplaren nicht gekommen, sondern die Untersuchung derselben nach einer großen Anzahl in ihren Heimathstätten mußte dazu die Grundlage abgeben. Daß hiebey dem Verf., der uns vor mehreren Jahren mit seinem Besuche erfreute, die Besichtigung der in hiesiger Sammlung aufbewahrten Lemminge aus Labrador förderlich war, gereicht uns zum Vergnügen. Auch des Referenten Nachweis, daß der von ihm aus dem russischen Nordamerika beschriebene Myodes albigularis sowohl mit dem nordamerikanischen M. helvolus als auch mit dem sibirischen M. obensis (beyde ihm übrigens damals nur aus Beschreibungen bekannt) in großer Uebereinstimmung stehe, hat nunmehr durch den Verf. nicht bloß Bestätigung, sondern die weitere Ausdehnung erhalten, daß diese drey Lemminge sämmtlich zu einer Art gehören.

In eben so gründlicher Weise hat der Verf. eine neue Art von Feldmäusen, die Eversmann nur mit wenig Worten und eben deßhalb ganz unzureichend als Hypudaeus obscurus charakterisirte, beschrieben.

Zur Kenntniß der geographischen Verbreitung ist es interessant, daß der Verf. an einem Horne den Nachweis liefern konnte, daß die nordamerikanische Ovis montana im Küstengebirge des ochotskischen Meeres einheimisch ist; von Kamtschatka ist sie allerdings schon länger bekannt.

Das sibirische Reh, welches Brandt neuerdings als besondere Art festzustellen versuchte, wird von dem Verf. nur als Varietät von unserem europäischen Rehe (Cervus capreolus) betrachtet. „Der ganze Unterschied", sagt er, „beschränkt sich auf etwas knorrigere und kräftigere Spieße, und mithin kann ich die Annäherung des sibirischen Rehes an Cervus dama, mit welchem Pallas seinen Wuchs vergleicht, und welche Hr. Akad. Brandt im Allgemeinen ausgesprochen hat, nicht zugeben. Das sibirische Reh hat Spieße von derselben Bildung wie das europäische, und keine Geweihe. Das sibirische Reh ist allerdings größer von Wuchs als das europäische, es ist dieses aber nur für den Durchschnitt richtig, denn Rehe von 70 Pf., wie das von Pallas gewogene sibirische, kommen sogar in Westeuropa laut Bechstein u. A. vor; überdieß ist aber das europäisch-russische schon größer als das rheinländische, denn eine nur mittelgroße Rieke, die ich in Kiev wog, hatte 68 Pf. Die kaukasischen Rehe vermitteln den Uebergang zu den sibirischen."

Gehen wir nun zur zweyten Klasse, zu den Vögeln über, so finden wir von denselben 210 Arten aufgeführt, die folgenden Gattungen angehören.

Raubvögel: Gypaëtos 1, Falco 13, Strix 7.

Klettervögel: Cuculus 1, Yunx 1, Picus 5.

Passerinen: Alauda 5, Plectrophanes 2, Emberiza 9, Passer 2, Pyrrhula 4, Fringilla 4, Coccothraustes 1, Loxia 2, Parus 4, Sitta 1, Bombycilla 1, Garrulus 2, Nucifraga 1, Pica 1,

Corvus 5, Sturnus 1, Certhia 1, Cinclus 2, Anthus 3, Motacilla 4, Turdus 5, Accentor 2, Saxicola 2, Sylvia 11, Muscicapa 2, Lanius 2, Hirundo 3.

Tauben: Columba 1.

Hühnervögel: Lagopus 2, Tetrao 5, Perdix 1.

Sumpfvögel; Charadrius 5, Strepsilas 1, Haematopus 1, Totanus 7, Actitis 1, Phalaropus 2, Limosa 3, Tringa 13, Scolopax 4, Numenius 1, Ardea 1.

Schwimmvögel: Cygnus 2, Anser 7, Anas 18, Mergus 3, Podiceps 1, Colymbus 3, Uria 1, Phaleris 2, Mormon 2, Lestris 4, Larus 6, Sterna 2.

Vermehrt ist das Verzeichniß der sibirischen Vögel von dem Verf. nur durch 5 von ihm neu entdeckte Arten geworden; desto wichtiger sind seine ergänzenden Bemerkungen zu den Beschreibungen der älteren Arten und die kritischen Berichtigungen in den Bestimmungen. Seine neuen Arten heißen: Emberiza polaris, Sylvia sibirica und S. ochotensis, Tetrao urogalloides und Tringa subminuta. Am interessantesten ist daraus die neue Art von Auerhühnern, über die wir daher einige Mittheilungen vorlegen wollen.

Der Verf. hat in Sibirien zwey Formen des Auerhuhnes angetroffen, d. i. das in Europa als typisch angesehene, und eine kleinere Varietät oder Art, welche sich in den Gebirgsgegenden aufhält und die in Kamtschatka einzig vorkommende zu seyn scheint. Letztere, die er Tetrao urogalloides nennt, unterscheidet er in Bezug auf den Hahn folgendermassen. 1) Sie ist ansehnlich kleiner als das europäische Auerhuhn, was sich insbesondere am Schnabel ausspricht, dessen Länge bey T. urogallus sich zu der bey T. urogalloides wie 39 zu 26, die Höhe wie 32 zu 21 verhält. 2) Der Schwanz ist bey T. urogalloides verhältnißmäßig länger; 3) die Oberseite des Gefieders ist stets mit weißen Flecken getropft; 4) die Steuerfedern sind alle einfarbig schwarz, und auf ihrer Wurzelhälfte nicht weiß besprengt. Trotz dieser erheblichen Differenzen hat es doch für den Verf. nicht geringen Anschein, daß am Ende der T. urogalloides nur eine lokale Varietät des T. urogallus seyn könnte, zumal da er die kamtschatkischen Auerhennen in keinerley Weise, ja nicht einmal in der Größe, von den unsern zu unterscheiden vermag.

Was die andern 4 neuen Arten anbelangt, so ist zu bemerken, daß dem Verf. die Emberiza polaris nur nach einem einzigen Weibchen und dessen Eyern bekannt wurde. Obschon dieser Vogel dem Weibchen von Emberiza schoeniclus var. minor nahe steht, so unterscheidet er sich doch durch die Befiederung und noch mehr durch die Eyer. Sylvia sibirica ist verwandt mit S. cantilans, rufa und Bonellii; Sylvia ochotensis ist der S. certhiola vollkommen ähnlich, aber ihre Unterseite ist, statt weiß wie bey letzterer, von bräunlich kanariengelber Färbung.

Die Tringa subminuta endlich ist von der Tr. minuta nur durch ihre auffallend langen Zehen und die dunkelfarbigen Schwingenschäfte zu unterscheiden.

Die geringste Ausbeute hat die Klasse der Amphibien geliefert, indem der Verf. von ihr nur 4 Arten auffand: Lacerta vivipara, Vipera berus, Rana temporaria und R. cruenta. Die Rana temporaria anbelangend, läßt er es unentschieden, ob er seine Individuen der R. oxyrhinus oder platyrhinus Steenst. zuweisen soll. Die Rana cruenta hat Pallas nicht mit der Vollständigkeit beschrieben, daß dem Verf. jeder Zweifel fern bleiben mußte, ob die von ihm um Jakutsk gefundenen Frösche nicht etwa eine besondere Art ausmachen könnten.

Von den sehr sauber gearbeiteten Abbildungen gehören Tab. 1 bis 12 den Säugthieren zu, Tab. 13 bis 25 den Vögeln, Tab. 26. den Amphibien.

A. Wagner.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 31. Dezember.

Nro. 85. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1853.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der k. Hof- und Staatsbibliothek im Jahre 1853.

Zweytes Quartal. July — September.

(Schluß.)

H. Korb, Die Gesetze über das mündliche und öffentliche Verfahren mit Geschwornen in Untersuchungssachen. Berlin 1852.

Geschichte der Inquisition und der Hexenprozesse aller Zeiten und Länder. Leipzig 1852.

Th. Mundt, Macchiavelli und der Gang der europäischen Politik. 2te verm. Ausgabe. Leipzig 1853.

C. de la Garden, Code diplomatique de l'Europe ou principles et maximes du droit des gens moderne. T. 1. Par. 1852.

Dr. U. L. Revscher, Die grundherrlichen Rechte des würtembergischen Adels. Tübingen 1836.

Dr. Ravit, Der Civilstaatsdienst in den Herzogthümern Schleswig und Holstein. Kiel 1852.

Hannöversche Gesetzgebung über Staats- und Gemeindeverwaltung. Hannover 1852.

Dr. K. Klüpfel, Die deutschen Einheitsbestrebungen in ihrem geschichtlichen Zusammenhang. Leipzig 1853.

Dr. C. W. E. Heimbach, Lehrbuch des sächsischen bürgerlichen Prozesses. Bd. 1. Jena 1852.

M. Ricardi ordo judiciarius. Ex codice Duacensi nunc primum editus per Carol. Witte. Halle 1853.

Dr. Th. v. Helmolt, Das Verhältniß der Exceptionen zur Beweislast. Gießen 1852.

J. H. Gwalter, Das zürcherische Schuldbetreibungsgesetz vom 1. April 1851. Zürich 1853.

E. Böcking, Grundriß zu Vorlesungen über den gemeinen deutschen Civilprozeß. Bonn 1852.

XII. Theologia.

Real-Encyklopädie für protestantische Theologie und Kirche. Herausg. von Dr. Herzog. Stuttg. 1853.

P. Boetticher, Epistolae novi testamenti coptice. Halae 1852.

Fr. A. W. Steglich, Erklärendes Wörterbuch veralteter und anderer unverständlicher Ausdrücke in Dr. Luther's deutscher Bibelübersetzung. Leipzig 1853.

Das hohe Lied von Salomo. Uebers. und erklärt von G. A. Hahn. Breslau 1852.

Hiob, metrisch übersetzt von M. Spieß. Buchholz 1852.

K. A. Menzel, Staats- und Religionsgeschichte der Reiche Israel und Juda. Breslau 1853.

Eusebii Pamphili historiae ecclesiasticae libri X. Recognovit A. Schwegler. Tubing. 1852.

Eusebius contra Hieroclem et Marcellum libri. Ed. Th. Gaisford. Oxford 1852.

Eusebii Evangelicae demonstrationis libri decem cum versione latina Donati Veronensis. Rec. Th. Gaisford. T. I. II. Oxford 1852.

Ch. A. Wahl, Clavis librorum veteris test. apocryphorum philologica. Sectio I. Lips. 1853.

Fr. A. W. Steglich, Bibelkunde. Leipzig 1853.

J. Oschwald, Die Apokryphen in der Bibel. Zürich 1853.

A. Kloepper, De origine epistolarum ad Ephesios et Colossenses a criticis Tubingensibus e gnosi Valentiniana deducta. Greifswald 1853.

E. Kluge, Die Stellung und Bedeutung der Apokryphen. Frankfurt 1852.

Die Evangelien, ihr Geist, ihre Verfaßer urd ihr Verhältniß zu einander. 2te Aufl. Leipzig 1853.

Dr. T. Tobler, Die Siloahquelle und der Oelberg. St. Gallen 1852.

Dr. E. Sartorius, Ueber den alt- und neutestamentlichen Cultus insbesondere Sabbath, Priesterthum, Sakrament und Opfer. Stuttg. 1852.

E. Reuß, Die Geschichte der heiligen Schriften neuen Testamentes. 2te verm. Aufl. Abth. 1. Braunschweig 1853.

Dr. Fr. Düsterdieck, Die drey johanneischen Briefe. Bd. 1. Göttingen 1852.

Dr. Ch. D. Weisse, Die Christologie Luthers und die christologische Aufgabe der evangelischen Theologie. Leipz. 1852.

D. Schenkel, Das Prinzip des Protestantismus. Schaffhausen 1852.

Fr. Ch. Oetinger, Die Theologie aus der Idee des Lebens abgeleitet. Uebers. von Dr. J. Hamberger. Stuttg. 1852.

E. Güder, Die Lehre von der Erscheinung Jesu Christi unter den Todten. Bern 1853.

C. de Montalembert, Des intérêts catholiques au 19 siècle. Bruxelles 1852.

Dr. M. A. Nickel, Das göttliche Gesetzbuch. Th. 1. Mainz 1853.

H. Ch. Heimbürger, Das christliche Priesterthum deutscher Frauen und Jungfrauen. Celle 1852.

J. Mason, Select remains. Recommended by Dr. Watts. Lond. 1830.

Dr. L. A. Petri, Agende der Hannoverschen Kirchenordnungen. Hannover 1852.

K. W. Frantz, Ueber den in den evangelischen Kirchen einzuführenden rhythmischen Choralgesang. Quedlinburg 1852.

J. J. Frickart, Beyträge zur Geschichte der Kirchengebräuche im ehemaligen Kanton Bern seit der Reformation. Aarau 1846.

E. E. Koch, Geschichte des Kirchenlieds und Kirchengesangs der christlichen, insbesondere der deutschen evangelischen Kirche. 2te Aufl. Bd. 1. Stuttg. 1852.

Dr. J. G. Müller, Geschichte der christlichen Feste. Berlin 1853.

Jos. Kehrein, Kirchen- und religiöse Lieder aus dem 12—15. Jahrhundert. Paderborn 1853.

J. Giese, Erörterung der Streitfrage über den Gebrauch der Azyma als Element der heiligen Eucharistie. Münster 1852.

J. B. Lecomte, Messire de Clieu, les églises et le clergé de la Ville du Havre-de-Grace. Par. 1851.

G. Percy Badger, The Nestorians and their rituals. Vol. 1. 2. Lond. 1852.

Dr. O. Mejer, Die Propaganda, ihre Provinzen und ihr Recht. Th. 1. Göttingen 1852.

Chr. Ch. Jos. Bunsen, Hippolytus and his age, Vol. 1—4. Lond. 1852.

Lor. Guazzesi, Dell' antico dominio del Vescovio di Arezzo in Cortona. Pisa 1760.

A. Christophe, Histoire de la papauté pendant le XIV siècle. Vol. 1—3. Par. 1852.

G. B. Semeria, Storia della chiesa Metropolitana di Torino. Torino 1840.

W. Shee, The Jrish church, its history and statistics. Lond. 1852.

J. Mooren, Das Dortmunder Archidiakonat. Archäologische Monographie. Köln 1853.

Cl. Grandcour, De l'influence des ordres réligieux sur les sociétés en France. Par. 1852.

Constitutiones ordinis F. F. Eremitarum S. Augustini Madr. 1850.

Das Verbrüderungsbuch des Stiftes St. Peter zu Salzburg aus dem 8—13. Jahrhundert. Mit Erläuterungen von Th. G. von Karajan. Wien 1852.

Hagenauische Geschichte. Nach einer Original-Ausgabe von 1653 abgedruckt von Levrault in Straßburg. Straßburg 1852.

K. F. Ledderhose, Das Blutbad von Thorn im J. 1724. Basel 1852.

Der Vertrag zu Passau im Jahre 1552. Zwickau 1852.

J. Köstlin, Die schottische Kirche. Hamburg 1852.

Dr. H. Heppe, Geschichte des deutschen Protestantismus in den Jahren 1555 bis 1581. Bd. 1. Marburg 1852.

Dr. K. A. Schneider, Ueber Verschiedenheit der Symbole innerhalb der Union der evangelischen Kirche. Berlin 1852.

J. W. Gunnison, The Mormons. Philadelph. 1852.

J. Sparks, An inquiry into the comparative moral tendency of Trinitarian and Unitarian doctrines. Boston 1823.

Douglas Gorrie, Episcopal Methodism as it was and is. Auburn 1852.

F. W. Genthe, Die Jungfrau Maria, ihre Evangelien und ihre Wunder. Halle 1852.

Ch. de Rémusat, Saint Anselme de Cantorbéry. Par. 1853.

Les actes des martyres d'Orient, traduits pour la première fois en français, sur la traduction latine des manuscrits syriaques de Etienne-Evode Assemanni par l'abbé F. Lagrange. Par. 1852.

D. Bouix, Tractatus de principiis juris Canonici. Par. 1852.

F. J. Buß, Reformen im Dienst der katholischen Geistlichkeit Deutschlands. Schaffhausen 1852.

Dr. A. J. Binterim, Die jüngste öffentliche Vorlesung des J. W. J. Braun: die Sage von den gebornen Kardinälen. Cöln 1852.

Ch. G. A. v. Scheurl, Die Sache der Lutheraner in Baden, aus dem Gesichtspunkte der Gewissensfreyheit. Stuttgart 1852.

Die katholische Religionsübung in Meklenburg Schwerin. Geschichtlich und rechtlich. Jena 1852.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der k. Hof- und Staatsbibliothek im Jahre 1853.

Viertes Quartal. Oktober — Dezember.

I. Encyclopaedia.

(Historia litteraria. Academica.)

Dr. A. Peip, Die Wissenschaft und das geschichtliche Christenthum. Berlin 1853.

Henri Joseph Leblanc, Essai historique et critiqne sur l'étude et l'enseignement des lettres profanes dans les premiers siècles de l'Eglise. Paris, Périsse 1852.

J. Delalain, Législation de la propriété littéraire collationnée sur les textes officiels avec notes interprétatives. Par. 1852.

A. M. Bandinius, Bibliotheca Leopoldino-Laurentina s. catalogus mss. qui jussu Petri Leopoldi in Laurentianam translati sunt. T. I. II. III. Florent. 1791 — 1793.

Handschriften-Verzeichnisse der K. Bibliothek, herausgegeben v. d. K. Oberbibliothekar Geh. Reg.-Rath Dr. Pertz. Bd. 1. Verzeichniß der Sanskrit-Handschriften von Dr. Weber. Berlin 1853.

E. Geruzez, Histoire de la littérature française du moyen âge aux temps modernes. Paris 1852.

L. Grangier, Histoire abrégée et élémentaire de la littérature française depuis son origine jusqu'à nos jours. Leipz. 1853.

Alfr. Nettement, Histoire de la littérature française sous la restauration. T. I. II. Par. 1853.

Ruinart, Voyage littéraire en Alsace, trad. par Matter. Strasbourg 1829.

A. Sayous, Histoire de la littérature française à l'étranger depuis le commencement du XVII siècle. T. I. II. Par. 1853.

Dr. Jul. Schmidt, Geschichte der deutschen Nationalliteratur im 19. Jahrhundert. Bd. 1. Leipzig 1853.

Dr. W. Schrader, Angelus Silesius und seine Mystik. Halle 1853.

Dr. Giov. Siotto-Pintor, Storia letteraria di Sardegna. Vol. 1—4. Cagliari 1843—44.

G. Ticknor, Gesch. der schönen Literatur in Spanien. Deutsch mit Zusätzen. Herausg. von Nic. H. Julius. Bd. 1. 2. Leipzig 1853.

Dr. G. Weber, Die Geschichte der deutschen Literatur. 4te bis auf die Gegenwart fortgeführte Auflage. Leizig 1853.

Abhandlungen der K. K. Geologischen Reichsanstalt. Bd. 1. Wien 1852.

Dr. Max Lorente, Resumen de las actas de la academia real de ciencias de Madrid en el año academico de 1850 à 1851. Madrid 1851.

Mémoires de la société d'archéologie du departement de la Somme. T. I -- X. Deuxième Série T. I. Amiens 1838 — 51.

Condorcet, Oeuvres complètes. T. 1 — 21. Paris 1804.

G. Lyttelton, Works published by G. Ed. Ayscough. 3e edit. V. 1 — 3. Lond. 1776.

Vinc. Monti, Prose e poesie. Vol. 1 — 5, con appendice. Firenze 1847.

O. A. Brownson, Essays and Reviews, chiefly on theology, politics and socialism. New-York 1852.

Chamfort, Oeuvres, précédées d' une étude sur sa vie et son esprit par Ar. Houssaye. Par. 1852.

Le Glay, Nouveaux Analectes, ou documens inédits, pour servir à l'histoire des faits, des moeurs et de la littérature etc. Paris 1852.

Schiller in Briefen und Gesprächen. Berlin 1852.

II. Philologia.

C. W. Bock, Erklärungen des Baues der berühmtesten älteren und neueren Sprachen Europa's, Asiens, Afrika's, Amerika's und der Südsee-Inseln. Berl. 1853.

Dr. H. Düntzer, Neues prakt. Handbuch der griech. Sprache. Köln 1838.

J. J. Champollion-Figeac, Nouvelles recherches sur les patois ou idiomes vulgaires de la France. Par. 1809.

A. de Chevallet, Origine et formation de la langue française. P. I. Par. 1853.

Dr. K. Weinhold, Ueber deutsche Dialectforschung. Die Laut- und Wortbildung und die Formen der schlesischen Mundart. Wien 1853.

Bernh. Zeerleder von Steinegg. Wunn u. Weide. Ein Versuch urkundlicher Forschung. Constanz 1845.

O'Donovan, A grammar of the Irish language. Dublin 1845.

Dr. A. Pfizmaier, Kritische Durchsicht der v. Dawidow verfaßten Wörtersammlung aus der Sprache der Kalino's. Wien 1851.

Dr. A. Pfizmaier, Untersuchungen über den Bau der Aino-Sprache. Wien 1851.

L. Ferrario, Memoria intorno ai Palinsesti. Milano 1853.

J. R. Darley, The grecian drama: a treatise on the dramatic literature of the Greeks. Dublin 1840.

Th. Bergk, Poetae Lyrici graeci. Ed. 2. fasc. 1. Lips. 1852

Alciphronis rhetoris epistolae. Recensuit cum Bergleri integris, Meinekii, Wagneri aliorum selectis suisque annotationibus ed., indices adjecit E. E. Seiler. Leipz. 1853.

C. Beck, Platon's Philosophie und Abriß ihrer genet. Entwickelung. Stuttg. 1853.

B. Giseke, Die allmähliche Entstehung der Gesänge der Ilias, aus Unterschieden im Gebrauch der Präpositionen nachgewiesen. Göttingen 1853.

O. Haupt, Demosthenische Studien. Heft 1. Coblenz 1852.

Hieroclis, Philosophi Alexandrini in aureum Pythagoreorum carmen commentarius. Rec. et ill. Fr. G. A. Mullachius. Berl. 1853.

Lycurgi oratio in Leocratem. Ed. C. Scheibe. Lips. 1853.

Dr. E. H. F. Meyer, Botanische Erläuterungen zu Strabo's Geographie, mit einem Fragment des Dikäarchos. Königsb. 1852.

Scholia Graeca in Aeschinem et Isocratem ex Codicibus aucta et emendata ed. G. Dindorfius. Oxford 1852.

Dr. F. Zarncke, Der deutsche Cato. Gesch. der deutschen Uebersetzungen der im deutschen Mittelalter unter dem Namen Cato bekannten Distichen. Leipz. 1852.

M. Val. Martialis, Epigrammaton libri. Ed. F. G. Schneidewin. Lips. 1853.

J. Th. Kreyssig, Epistola ad F. Kriztzum de C. Sallustii Crispi historiarum lib. II. reliquiis ex palimpsesto Toletano erutis. Meissen 1854.

Caj. Salustius, Crisp., Catilina, Jugurtha, historiarum reliquiae. Ed. Fr. Dor. Gerlach. Vol. I. Basileae 1852.

Midrasch Ele Eskerà. Nach einer Handschrift der Hamburger Stadtbibliothek zum ersten Mal, nebst Zusätzen. Herausg. v. A. Jellinek. Leipz. 1853.

M. E. Burnouf, Le lotus de la bonne loi traduit du sanscrit, accompagné d'un commentaire et de vingt et un mémoires relatifs au Buddhisme. Paris 1852.

Dr. H. Jolowicz, Polyglotte der orientalischen Poesie. Lief. 1. 2. Leipzig 1853.

Alfr. de Kremer, Description de l'Afrique. Par un geographe Arabe anonyme du sixième siècle de l'Hégire. Texte Arabe publié pour Ia première fois par Alfr. de Kremer. Vienne 1853.

Dr. A. Pfizmaier, Ueber einige Eigenschaften der japanischen Volkspoesie. Wien 1852.

— —, Das Li-Sao und die neuen Gesänge. Zwey chinesische Dichtungen. Wien 1852.

M. Sédillot, Lettre à Mr. de Humboldt sur les travaux de l'école Arabe. Par. 1853.

Dr. Albr. Weber, Akademische Vorlesungen über Indische Literaturgeschichte, gehalten im Wintersemester 1851/52. Berlin 1852.

F. Woepcke, L'Algèbre D'Omar Alkhaygami. Par. 1852.

Al Adjrumiieh. The Arabic Text, with the vowels aud an English Translation by the Rec. J. J. S. Perowne. Cambridge 1852.

(Fortsetzung folgt.)

Das Inhalts-Verzeichniß folgt nach.

Gedruckt in der k. Central-Schulbuch-Druckerey.
Im Verlage der königlichen Akademie der Wissenschaften,
in Commission der Franz'schen Buchhandlung.

Inhalts-Verzeichniß

der Gelehrten Anzeigen von 1853, Band XXXVI, XXXVII.

Die römische Ziffer verweist auf den Band, die arabische auf die Seite desselben.

Aeschyli tragödiae. Recensuit Godofr. *Hermannus*. T. 1, 2. Lips. 1852. XXXVII, 489.

Bergmann C., und Leuckart, R., Anat. physiol. Uebersicht d. Thierreichs. Stuttgart 1852. XXXVI, 345.

Bischoff, Th. L. W., Entwicklungsgesch. d. Meerschweinchens. Gießen 1852. XXXVI, 377.

Brosset, M., Rapports sur un voyage archéologique dans la *Géorgie* et dans *l'Arménie*. St. Petersburg 1851. XXXVI, 457.

— —, Atlas du voyage archéologique dans la *Transcaucasie*. St. Petersburg 1850. XXXVI, 457.

Catalogue des *Manuscrits* et Xylographes orientaux de la Bibliothèque Impériale Publique de St. *Pétersburg*. St. Pétersburg 1852. XXXVI, 115.

Ceremonial, the c. usages of the *Chinese*, b. C. 1121 — from the original Chinese by Will. Raymond *Gingell*. London 1852. XXXVII, 129.

Chinese, the Ch. Miscellany. Shangae 1849—1850. XXXVII, 129.

Dulaurier, E., récit de la première croisade, extrait de la chronique de *Matthieu d'Edesse* etc. Paris 1850. XXXVI, 457.

— —, extrait de la chronique de *Michel* le *Syrien*. Paris 1849. XXXVI, 457.

Excerptorum ex C. *Plinii* Secundi Naturalis historiae libro XXXV, part. 1—3. interpretatus est J. Chr. *Elster*. Helmstedt 1851—53. XXXVII, 473.

Fortlage, C., Genetische Geschichte der Philosophie seit Kant. Leipz. 1852. XXXVI, 114.

Gerding, Dr. Th., Einführung in das Studium der Chemie. Leipzig 1852. XXXVI, 137.

Ghillany, Dr. F. W., Geschichte des Seefahrers Mart. Behaim. Nürnb. 1853. XXXVIII, 169.

Giebel, C. H., Allgemeine Paläontologie. 2. Abth. Leipzig 1852. XXXVII, 425.

Gödeke, Karl, Darstellung der deutschen Literatur des Mittelalters. Hannover 1852. XXXVI, 569.

Göppert, Dr. H. R., Fossile Flora des Uebergangsgebirges. Breslau u. Bonn 1852. XXXVII, 83.

Gregory, W., Organische Chemie. 3. Aufl. Bearb. von Dr. Th. Gerding. 1. Lief. Braunschw. 1854. XXXVII, 604.

Heller, L. K., Archäol. artist. Mittheilungen über die Ausgrabungen auf d. Akropolis. Nürnb. XXXVI, 553.

Hermanni, C. Fr., *Platonis* Dialogi. Vol. I—III. Lipsiae 1851. XXXVI, 145.

— —, Disputatio de partibus animae immortalibus secundum Platonem. Gotting 1850. XXXVI, 145.

Hermann, F. B. W. von, Beyträge zur Statistik des Königreichs Bayern. II. Bd. München 1853. XXXVII, 385.

Historia diplomatica Friderici II. etc. Collegit — J. L. A. Huillard — *Bréholles*, auspiciis — H. de Alberti de Luynes. Tom II. P. 1., T. II, III. Paris 1854. XXXVII, 125.

John, H. St., The *Indian* Archipelago. Lond. 1853. XXXVII, 345.

Journal of the Bombay Branch of the Royal *Asiatic Society*. 8 Vol. Bombay 1849—1852. XXXVI, 441.

Köstlin, Otto, Gott in der Natur. Stuttg. 1851. XXXVI, 345.

Laborde, L. de. Le Parthenon. Paris 1848. XXXVI, 553.

Mailáth, Graf, Geschichte der Magyaren. 2. Aufl. Bd. 1—3. Regensburg 1852 u. 53. XXXVII, 361.

Matthiä, Konstantin, Xenophons Anabasis. Quedlinb. u. Leipzig 1852. XXXVII, 25.

Melloni, Macedonio, il magnetismo delle *rocce*. 1853. XXXVII, 465.

Meyer, Hermann v., über die Reptilien u. Säugthiere der verschiedenen Zeiten der Erde. Frankfurt a/M. 1852. XXXVI, 217.

Mommsen, Theod., *Inscriptiones* regni Neapolitani Latinae. Lips. 1852. XXXVI, 586. XXXVII, 9.

Neumann, K. Fr., Beyträge zur Armenischen Literatur. München 1849. XXXVI, 457.

Osannus, Frider., Anecdotum Romanum etc., de notis veterum criticis inprimis Aristarchi Homericis cet. Gissae, MDCCCLI. XXXVI, 339.

— —, Quaestionum *Homericarum* Part. I, II. Gissae MDCCCLI, MDCCCLII. XXXVI, 339.

Otto, Ernst v., Additamenta der Flora des Quadergebirgs. Dippoldiswalde 1852. XXXVII, 417.

Owen, David Dale, *Geological* Survey of Wiskonsin, Jowa et Minnesota. Philadelphia 1852. XXXVII, 427.

Peters, Wilhelm C. H., Naturwissenschaftl. Reise nach Mosambigue. Berlin 1852. XXXVI, 209.

Pfluger, Eduard, die sensorischen Functionen des Rückenmarkes der Wirbelthiere. Berlin 1853. XXXVII, 433.

Platon; Müller, Hieron., Platon's sämmtliche Werke. Bd. 1—2. Leipzig 1850. XXXVII, 41.

— —; — —, Bd. 3. Leipz. 1852. XXXVII, 193.

Pluygers, H. G., Programma scholasticum de carminum *Homericorum* etc. editione. Lugduno-Batav. 1847. XXXVI, 339.

— —, G. T., De Zenodoti carminum *Homericorum* editione. XXXVI, 339.

Rinck, Wilh. Friedr., Die Religion der Hellenen. Zürich 1853. XXXVI, 545.

Roß, Ludw., Das Theseion und der Tempel des Ares in Athen. Halle 1852. XXXVI, 553.

Schmarda, L. K., Die geographische Verbreitung der Thiere. Wien 1853. XXXVII, 81.

Schmidt, Dr., Beyträge zur Erklärung von Platons Phädon. 1852. XXXVI, 146.

— —, Kritischer Commentar zu Platons Phädon. 1. Hälfte. Halle 1850. XXXVI, 145.

— —, 2. Hälfte. Halle 1852. XXXVII, 409.

Schönbein, Chr. Friedr., über die Bedeutung und den Endzweck der Naturforschung. Basel 1853. XXXVII, 225.

Schoolcraft, H. R., Historical and statistical Information respecting the History, Condition and Prospects of the *Indian Tribes* of the United States etc. Philadelphia 1851, 52. XXXVI, 385.

Sillig, Julius, *C. Plini Secundi* Naturalis Historiae Libri 37. Vol. I, II. Hamb. et Gothae, MDCCCLI, II. XXXVI, 417.

Stallbaum, Godofr., *Platonis Phaedo*. Ed. 3. Gothae 1850. XXXV, 145.

Stillfried, Rud. Frhr. v., u. Märker, Dr. Traugott, Monumenta *Zollerana*. Berlin 1852. XXXVII, 121.

Susemihl, über Zweck und Gliederung des Platon. Phädo. (Philologus, 5. Jahrg.) XXXV, 145.

Tacitus; Wex, Fr. Carl, C. Corn. Taciti de vita Julii Agricolae, edidit —. Brunsvigae 1852. XXXVII, 201.

Transactions of the *China* Branch of the royal Asiatic Society. P. I, II. Hongkong 1848—52. XXXVII. 129.

Tschudi, F. v., das Thierleben der Alpenwelt. Leipz. 1853. XXXVII, 601.

Unger, Dr. F., Versuch einer Geschichte der Pflanzenwelt. Wien 1852. XXXVII, 89.

ΥΠΕΡΙΔΟΥ ΛΟΓΟΙ Β. The orations of Hyperides for Lycophron cet. by *F. Arden* and Churchill *Babington.* Cambridge MDCCCLIII. XXXVII, 33.

Hyperidis orationes duae ex Papyro Ardeniano editae a *Schneidewin*, *F. G.* Gottingae MDCCCLIII. XXXVII, 33.

Ulrici, Dr. Hermann, System der Logik. Leipz. 1852. XXXVI, 114.

Urkundenbuch des Landes ob der Ens. Wien 1852. XXXVI, 481.

Vogt, Karl, Zoologische Briefe. Frankf. a/M. 1851. XXXVI, 345.

Warren, J. C., description of a Sceleton of the Mastodon giganteus of Northamerica. Boston 1852. XXXVII, 606.

Weber, Dr. A., akademische Vorlesungen über indische Literaturgeschichte. Berlin 1852. XXXVI, 193.

Wintersheim, Dr. F. v., Zur Vorgeschichte deutscher Nation. Leipzig 1852. XXXVII, 153.

Zeitschrift des Vereins für thüringische Geschichte und Alterthumskunde. Heft 1, 2. Jena 1853. XXXVII, 353.

Bulletin (Intelligenzblatt).

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Oeffentliche Sitzung der k. Akademie der Wissensch. zur Vorfeyer des hohen Geburtsfestes Sr. Majestät des Königs Maximilian II. von Bayern, am 28. Novbr. 1852:

Rede des Vorstandes der k. Akademie der Wissenschaften, Hrn. Geh. Raths Friedr. v. Thiersch. XXXVI, 57.

Vortrag des Secretärs der 1. Classe, M. J. Müller, über Eugène Burnouf. XXXVI, 100.

Oeffentliche Sitzung zur Nachfeyer des 94. Stiftungstages, am 29. März:

Rede des Vorstandes. XXXVI, 489.

Oeffentliche Sitzung zur Vorfeyer des Allerhöchsten Geburtsfestes, am 28. Novbr. 1853:

Rede des Vorstandes. XXXVII, 545.

Sitzungen der Klassen;

Philosophisch-philologische Klasse;

Sitzung am 13. Novbr. 1852:

Thomas, Dr. M., über einen Codex Venetus zum Dialog und zur Germania des Tacitus. XXXVI, 9.

Sitzung am 12. Febr. 1853:

Halm, Karl, über die Handschriften der verrinischen Reden des Cicero, insbesondere über den vatikanischen Palimpsest. XXXVI, 233.

Thiersch, Friedr. v., über die neuesten Untersuchungen des Erechtheums auf der Akropolis von Athen. XXXVI, 268.

Sitzung am 8. Januar 1853:

Krabinger, J., Kritische Bemerkungen zu den Schriften des Cäcilius Cyprianus, Bischofs von Karthago, an Donatus und de mortalitate. XXXVI, 513.

Sitzung am 12. März 1853:

Thomas, G. M., über Ptychoprodromus. XXXVI, 535.

Historische Classe;

Sitzung am 22. Novbr. 1852:

Uretin, Frhr. K. M. v., über den Aufenthalt des schwedischen Königs Gustav Adolphs zu München. XXXVI, 49.

Sitzung am 15. Januar 1853:

Muffat, K. A., über die Lehen, welche das Haus Wittelsbach in Thüringen besaß. XXXVI, 309.

Sitzung am 7. May:

Deutinger, v., Geschichte des Gymnasiums, Lyceums und des bischöfl. Alumnats von Freysing. XXXVII, 113.

Muffat, K. A., über den Tag des Beylagers Kaiser Otto's IV. mit Beatrix. XXXVII, 115.

Sitzung am 18. Juny:

Rudhart, G. Th., über die im schwedischen Reichsarchive zu Stockholm befindlichen, auf die bayerische Geschichte bezüglichen Urkunden. XXXVII, 316.

Buchinger, J., Bemerkungen über die Grafen von Falkenstein und Neuburg. XXXVII, 318.

Sitzung am 19. Novbr.:

Wittmann, E., über den neunten Band der *Monumenta boica*. XXXVII, 569.

Kunstmann, Fr., über die Karte des Jrcharius. XXXVII, 580.

Muffat, K. A., über die Grafen von Velburg und Klamm. XXXVII, 593.

Mathematisch-physikalische Klasse:

Sitzung am 13. Novbr. 1852:

Wagner, A., über eine neue Art von Ichthyosaurus aus den lithographischen Schiefern, und eines Zahnes von Polyptychodon aus dem Grünsandsteine von Kelheim. XXXVI, 25.

Heßler, Dr., über den *Ayurvedas* des Susrutas. XXXVI, 36.

Sitzung am 8. Januar 1853:

Martius, v., über die periodischen Erscheinungen des Pflanzenreichs im k. botanischen Garten zu München. XXXVI, 225.

Seidel, Dr. L., über einige dioptrische Untersuchungen. XXXVI, 227.

Sitzung am 12. Febr. 1853:

Buchner, L. A., über die Bildung der spirigen Säure in den Blüthen der Spiraea Ulmaria. XXXVI, 285.

Wagner, A., über die Feldmäuse der Alpen. XXXVI, 292.

Sitzung am 12. März:

Buchner, L. A., über einen neuen gelben Farbstoff in der Faulbaumwurzel. XXXVI, 409.

Blasius, J. H., Beyträge zur Kenntniß der Gattung Arvicola und der deutschen Fledermäuse. XXXVII. 105.

Sitzung am 11. Juni 1853:

Seidel, Dr. L., über die relative Weiße der Oberfläche der Planeten Venus, Mars und Jupiter. XXXVII, 233.

Sitzung am 9. Juli:

Harleß, Emil, über die in dem physiologischen Cabinet der Universität München angestellten Untersuchungen während des laufenden Etatsjahrs. XXXVII, 249.

Sitzung am 22. Novbr.:

Martius, v., über den Einfluß der verschiedenen farbigen Lichtstrahlen auf Pflanzen. XXXVII, 563.

Verzeichniß der in den Sitzungen der 3 Classen der k. Akademie der Wissenschaften vorgelegten Einsendungen an Druckschriften. XXXVI, S. 23, 63, 288, 413. XXXVII, 303, 567.

Königl. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs: XXXVI, 297, 633. XXXVII, 305, 641.

10331392





056 Rotterdam

10331592